MORGENBLATT FÜR GEBILDETE LESER

Digitized by Google

THE LIBRARY
OF THE

PERIODICAL ROOM
CLASS 053
BOOK M823

Digitized by Google

A. Quart 95.

Digitized by Google

Digitized by Google

Morgenblatt für gebildete Stände

No. 1.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 1. Januar 1828.

Astronomie.

Indem wir die Sonne des neuen Jahres begrüßen, fragen wir uns mit bangem Gefühl, ob sich nicht in der schwülen Atmosphäre das längst gefürchtete Ungewitter endlich entzünden werde, denn blutiger und düstrer als jemals geht sie auf über dem Morgenlande. Noch aber schlummern ihre fernen Donner, und wir dürfen uns in der stillen Feyer der Frühe noch einer heitern Betrachtung hingeben.

Wir sehen die ersten Strahlen der jungen Sonne jene hohen Sternwarten vergolden, auf denen treue emsige Augen die unermeßliche Nacht durchwandeln und in den Gestirnen das Schicksal der Ewigkeit lesen, vor dem unser kleines Schicksal in Nichts verschwindet, und aus den Riesenblättern des Himmels heilige Sprüche aufzeichnen, vor denen jeder irdische Machtspruch verstummen muß. Sollen auch wir nicht den Blick zu jenen ewigen Höhen aufrichten, ehe wir ihn bald nothgedrungen wieder auf uns selbst und unsere nächste Umgebung zurückwenden? Vor und nach großen Ereignissen fühlt die Seele sich gestimmt, über die Gegenwart sich zu erheben und sich zu erinnern, daß es noch eine höhere Welt über der unsrigen gibt. Dem astrologischen Wahne sind wir entwachsen, der in den Zeichen des Himmels nichts anderes suchte, als wieder nur das kleine irdische Schicksal; aber an die Stelle dieses Wahnes ist der heilige und sichere Glaube getreten, daß es höhere Welten gibt, in denen erfüllt ist, was wir hier nur glaubten, in denen befriedigt ist, um das wir hier in blutigem Kampf uns entzweyten.

Jede Erweiterung unseres Blickes und unserer Erkenntnisse, sie betreffe die innere oder äußere Welt, ist von wichtigen Folgen begleitet, und die astronomischen Entdeckungen, wie wenig sie auch unmittelbar unser Leben berühren, wie sehr sie auch einer uns fremden und unerreichbaren Welt angehören, tragen doch ungemein viel bey, unsere Seele von düsterem Wahn, von Aberglauben und kindischer Furcht zu befreyen, ihr einen kühnen und stolzen Muth einzuflößen, und so mittelbar auf das Leben zu wirken. Es ist daher nicht ohne Bedeutung, daß die beyden größten Epochen, welche die astronomische Wissenschaft erlebt hat, genau mit den beyden größten politischen Epochen, der Reformation und Revolution, zusammenfallen.

In jener ersten Periode der Reformation befreyten Kopernikus und Keppler die Astronomie von dem alten astrologischen Irrwahn und lehrten uns den Haushalt unseres Sonnensystems in seinem einfachen und verständigen Mechanismus kennen. Etwas ganz ähnliches geschah in der Politik. Kardinal Ximenes, Karl V., Heinrich VIII. und früher schon die französischen Könige befreyten die Staatspolitik aus den alten Banden der Hierarchie, und gründeten jenen Staatshaushalt, der egoistisch alles nur auf sich bezog.

Drey Jahrhunderte später schweifte Herschels astronomischer Blick zum ersten Mal über jenen Haushalt unseres Sonnensystems hinaus in die unermeßliche Welt der Fixsterne, suchte die großen Verhältnisse derselben zu erkennen und zu denken, und zeigte, daß unser Sonnensystem im größern Ganzen des Fixsternhimmels nur als ein untergeordnetes und abhängiges Glied erscheint. Etwas ganz Aehnliches geschah auch wieder in der Politik. Gleichzeitig verrückte die französische Revolution den alten Standpunkt der Politik und verwandelte die frühere Frage nach dem Staatsvortheil, die jeder Staat nur egoistisch zu seinem Besten beantwortete, in eine neue allgemeineuropäische Frage, die alle Staaten in gemeinschaftlicher Uebereinkunft zu beantworten sich entschließen mußten. Der politische Blick schweift seitdem über die Gränzen des einzelnen Staates hinaus, übersieht in großartiger Kombination die Verhältnisse aller insgesammt, und beurtheilt jeden nur noch in seinem untergeordneten Verhältniß zum Ganzen der Staatenwelt.

So sehen wir in gewissen Stadien des Menschen Blick freyer und weiter werden über die Welt, die er beherrscht, und über die Welt, die ihn beherrscht; und dieses Zusammentreffen mahnt ihn, daß er keine dieser Welten über der andern vergessen soll.

Es ist bekannt, daß man sich bis auf die Entdeckungen des großen Herschel hauptsächlich nur mit Sonne,

Digitized by Google

Mond und Planeten, auch wohl gelegentlich mit den Kometen, also doch immer nur mit den Himmelskörpern beschäftigte, die zu unserm Sonnensystem gehören. Auf die jenseits desselben liegenden Gestirne, auf jene zahllosen Heere von Fixsternen, die in unabsehlichen Tiefen das Gewölbe des Himmels erfüllen, achtete man nur in so fern, als ihre feststehenden Gruppen bequem schienen, die scheinbaren und wirklichen Bewegungen von Sonne, Mond und Planeten daran abzumessen. Man theilte diese festen Sterngruppen nach der scheinbaren Bewegung der Sonne, die an ihnen vorüberführte, in die Sternbilder des Thierkreises ab, und die übrigen diesseits und jenseits des Thierkreises wieder in andere Bilder. Man entwarf eine Landcharte des ganzen Himmels, aber nur in der Absicht, um darauf die Reisen der Sonne, des Mondes und der Planeten bezeichnen zu können. Die Betrachtung des Fixsternhimmels diente der Erforschung unseres Sonnensystems nur als ein Mittel, war aber den Astronomen noch nicht selber Zweck geworden.

Man hegte von jeher wunderliche Meynungen von diesem Fixsternhimmel. Anfangs glaubte man, er bilde ein festes Metallgewölbe, hinter welchem eine glanzerfüllte Welt breune, und die Sterne seyen nur kleine Oeffnungen, durch die jener Glanz hindurchstrahle, und was dergleichen kindische Vorstellungen mehr waren. Später erkannte man richtiger in den Fixsternen Sonnen, von einer ähnlichen Beschaffenheit, wie die unsrige, selbstleuchtende Himmelskörper, deren Licht nur durch die große Entfernung geschwächt erscheint. Man nahm aber, durch ihre scheinbare Unveränderlichkeit verleitet, irrig an, sie stünden ewig fest im Raum, jeder selbstständig für sich, von allen andern unabhängig, und alle ungefähr in gleichem Abstande von einander; die größer scheinenden seyen uns nur näher, die kleineren entfernter, und die einander selbst näher schienen, stünden in gleich weiten Entfernungen nur hinter einander.

Als indeß Herschel durch sein Riesenteleskop die bisher noch von keinem Auge erreichten fernsten Tiefen des Fixsternhimmels erforschte, und darin ganz neue wunderbare Erscheinungen entdeckte, durch welche eigenthümliche Formen, Veränderungen und Bewegungen an den bisher für unveränderlich gehaltenen Fixsternen aufs deutlichste erkannt wurden, konnte sich auch jener frühere Glaube an das einförmige Nebeneinanderstehn der Sonnen nicht mehr halten. Die Nebelflecken, die seltsam gestalteten Sterngruppen, die Doppelsterne, die farbigen Sterne, die größer und kleiner werdenden, entstehenden und verschwindenden, endlich die sich fortbewegenden Sterne, die man entdeckte, mußten nothwendig zu der Ueberzeugung führen, daß diese sogenannten Fixsterne nach höhern Gesetzen unter einander verbunden seyen.

Seit Herschel ist nun der Fixsternhimmel mit großem Fleiße von den berühmtesten Astronomen beobachtet worden, und in den jüngstverflossenen Jahren vorzüglich von dem jüngern Herschel und von Struve, welcher letztere in seiner neuesten Schrift die Resultate seiner und der frühern Beobachtungen in einer gedrängten, aber inhaltreichen Uebersicht darlegt. Diese Schrift führt den Titel:

Ueber die Doppelsterne, nach einer mit dem großen Refraktor von Fraunhofer auf der Sternwarte der kaiserlichen Universität zu Dorpat angestellten Musterung des Fixsternhimmels. Bericht an Se. Durchlaucht den Fürsten Lieven, Mitglied des Reichsraths, General-Lieutenant und Ritter mehrerer hohen Orden und Kurator des Lehrbezirks der Universität zu Dorpat, von F. G. W. Struve, Direktor der Sternwarte. Dorpat 1827, gedruckt bey Schünmann. 4. 28 S.

In dieser höchst merkwürdigen, und gleichsam aus den Archiven einer höhern Welt herabgeholten Urkunde finden wir freylich bevnahe mehr Räthsel, als Aufschlüsse; indeß ist eine neue Frage, die der Mensch sich aufzuwerfen genöthigt wird, eine neue Bahn, die seiner Thätigkeit sich öffnet, eine neue Aussicht in das nie zu erschöpfende Wunder der Welt, gewiß nicht weniger werth, als die Entrathselung und Beseitigung einer frühern Aufgabe. Der Wissenschaft und dem Interesse ist es belohnend, bis zu einer endlichen Schranke vorzudringen, aber nicht weniger belohnend, immer neue unbekannte Ziele zu verfolgen.

Herr Struve zieht eine solche Schranke und eröffnet eine solche neue unermeßliche Aussicht zugleich. Er vernichtet mit einem Strich eine Menge Hoffnungen und Aussichten, welche sich bisher an die Erforschung der sogenannten Nebelflecke geknüpft hatten, dagegen erweckt er eben so viele neue Hoffnungen und Aussichten in Bezug auf die wirklichen Sterne.

Bisher unterschied man am Fixsternhimmel, theils wirkliche, deutlich zu unterscheidende Sterne, theils bloße Lichtnebel, in denen sich kein einzelner Stern unterscheiden ließ, und die man mit einem allgemeinen Namen die Nebelflecke nannte. Man nahm an, daß diese Lichtnebel unvollendete Sterne oder Sternsysteme seyen, gleichsam angeheure Aethermassen oder Urmaterien, aus denen sich noch kein fester Kern eines Himmelskörpers niedergeschlagen habe, und man hat auf diese Annahme zum Theil sehr geistreiche Hypothesen gegründet, vorzüglich G. H. Schubert in seiner tiefsinnigen Schrift: die Urwelt und die Fixsterne. — Jezt kündigt uns aber Struve an, daß er an das Daseyn solcher unentwickelter Lichtnebel nicht

Digitized by Google

glaube, daß er vielmehr jeden Nebelfleck für einen Sternhaufen halte. Er hat nämlich jeden Nebelfleck, der durch geringere Fernröhre als bloßer Lichtnebel erschien, durch immer stärkere Vergrößerungen zulezt in einzelne Sterne auflösbar gefunden, und urtheilt nun ganz folgerecht, daß auch die entferntesten Nebelflecken, die durch die stärksten bisher angewandten Fernröhre noch immer als bloße Nebel erscheinen, dennoch auch nur aus vielen einzelnen Sternen bestehende Sternhaufen oder Weltsysteme seyn müßten, gleich allen nähern und wirklich in Sterne auflösbaren Lichtnebeln. Dagegen läßt sich in der That nichts einwenden, und so wären alle Hypothesen über die Nebelflecken mit einmal abgeschnitten.

Denen aber, die gern die Phantasie und den spekulativen Verstand in jenen geheimnißvollen Weltfernen walten lassen, wird der Verlust dieser Hypothesen reichlich ersezt durch die neuen Räthsel, welche die noch sehr junge Bekanntschaft mit den Sternhaufen und einzelnen Sternen und ihren Verhältnissen uns zu lösen übrig läßt.

Folgendes sind die Thatsachen, die bis jezt durch genaue, systematische und wiederholte Forschungen ausgemittelt und bestätigt sind. Unter den bisher für unveränderlich gehaltenen und darum Fixsterne genannten Sternen unterscheidet man jezt:

1) Sterne, welche periodisch ihr Licht verändern. „Der merkwürdigste dieser Sterne ist der helle Stern am Kopfe des Medusenhauptes, mit dem arabischen Namen Algol belegt. Während 62 Stunden erscheint er von der zweyten Größe, während 7 Stunden sinkt er bis zur vierten Größe herab, erhält dann allmählich seine vorige Größe wieder, und vollendet seinen Lichtwechsel in einer Zeit von 69½ Stunden mit solcher Regelmäßigkeit, daß das Erscheinen dieses Phänomens auf viele Jahre vorausgesagt werden kann.“ „Die Erklärung dieses Lichtwechsels hat ihre Schwierigkeiten, indeß läßt sich bey mehreren dieser Sterne mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß sie auf ihrer Oberfläche dunkle Stellen (Sonnenflecken) haben, die durch die Umdrehung des Sterns von Zeit zu Zeit uns zugewandt sind, und dadurch die Abnahme des Lichts erzeugen.“

2) Sterne, welche plötzlich neu erscheinen und wieder verschwinden. „Mit Gewißheit sind drey derselben beobachtet worden, in den Jahren 1572, 1604 und 1670. Der erste, der zur Zeit des Tycho de Brahe erschien, ward plötzlich in einem Glanze, dem der Venus gleich, im Bilde der Cassiopeia gesehen, so daß er bey Tage erkannt werden konnte. Er nahm allmählich an Licht ab und verschwand nachher. Bis jezt ist keiner dieser Sterne wieder erschienen, und wir können nur vermuthen, daß uns hier der glänzende Untergang eines Weltkörpers aus unermeßlicher Ferne kund geworden.“

3) Farbige Sterne. „Durch Fernröhre unterscheiden wir, wie manche Fixsterne weiß, andere gelb, eine nicht geringe Anzahl roth in verschiedenen Abstufungen erscheinen, und selbst blaue und grüne werden gesehen mit allen Uebergängen der Farben in einander. — Farbe und Stärke des Lichts sind also unter den Fixsternen wesentlich verschieden. Beyde sind aber an demselben Sterne mitunter einem Wechsel unterworfen. Schon den Griechen und Römern fiel die rothe Farbe des Arcturus, des Sterns im Herzen des Scorpions und anderer auf, und zu diesen rothen Sternen rechneten sie mit Bestimmtheit den hellsten aller Fixsterne, den Sirius. Jezt aber ist Sirius einer der weißesten Sterne, und es leidet wohl keinen Zweifel, daß wesentliche Veränderungen an der Oberfläche desselben vorgegangen seyn müssen.“

4) Sterne, die ihren Ort verändern. „In der ganzen Fixsternwelt herrscht eine Neigung zur Vereinigung und Ansammlung vor, ein Resultat der allgemeinen Anziehung, der Gravitation, die wir ja im Sonnensystem kennen. Eine Vergleichung der Oerter der Fixsterne, die Bradley vor 70 Jahren in Greenwich beobachtete, mit den Oertern derselben Sterne von Piazzi in Palermo zu Anfang dieses Jahrhunderts, welche von unserm großen deutschen Astronomen Bessel mit der größten Schärfe angestellt ist, lehrt, daß von fast 3000 Sternen 425 eine merkliche eigenthümliche Bewegung am Himmel haben, wodurch sich also der Stand dieser Sterne an der Himmelskugel in Bezug auf die übrigen Sterne verändert. Diese eigne Bewegung beträgt bey dem 61sten Stern im Schwan 5 Sekunden jährlich, und hat diesen daher in ungefähr 400 Jahren um einen scheinbaren Durchmesser des Mondes am Himmel fortwandern lassen. Bey den meisten Sternen ist freylich die Größe der scheinbaren Bewegung geringer, muß aber doch im Raume jährlich weit mehr ausmachen, als der Abstand der Erde von der Sonne, wenn man die große Entfernung dieser Fixsterne vom Sonnensystem in Betrachtung zieht.“

5) Doppelsterne. Von diesen handelt das Werk des Herrn Struve hauptsächlich, da sie die interessanteste Erscheinung am ganzen Fixsternhimmel sind. Die ersten Resultate dieser wichtigen astronomischen Entdeckung verdanken wir dem großen Herschel, und Herr Struve hat sie durch zweyjährige systematische Durchmusterung des ganzen Himmelsgewölbes geprüft, bestätigt, berichtigt, erweitert, und sich desfalls ein Verdienst erworben, das ihm in den Annalen der Astronomie einen unsterblichen Namen sichert.

Man entdeckte zuerst, daß sich eine große Menge Sterne, wenn man sie durch starke Fernröhre betrachtet, in zwey ganz nahe neben einander stehende Sterne auflösen lassen. Anfangs glaubte man, diese Doppelsterne

594636

Digitized by Google

stünden in sehr weiter Entfernung hinter einander, jedoch so sehr in einer Richtung für unser Auge, daß sie einander beynahe zu bedecken schienen. Bald fiel es aber auf, daß eine so außerordentliche Menge solcher Doppelsterne gefunden wurde, und es lief gegen alle Wahrscheinlichkeit, daß sie alle blos für unser Auge zufällig hinter einander stehn sollten. Man mußte also auf die Vermuthung kommen, daß diese Sterne wirklich nahe bey einander stehn und zusammengehören möchten, wie in unserm Sonnensystem Sonne und Planeten zusammengehören.

„Als Herschel in den Jahren 1800 bis 1802, nach dem Verlaufe von 20 Jahren, eine Wiederholung seiner Messungen vornahm, so entdeckte er eine Veränderung in der Stellung des Nebensterns gegen den Hauptstern bey mehreren Doppelsternen, welche bey einigen sehr bedeutend war, und als deren wahrscheinliche Ursache nur ein Umlauf des Begleiters um den Hauptstern angesehen werden durfte. Zukünftige Beobachtungen mußten hier entscheiden. Erfolgte aber durch sie die Bestätigung dieser Annahme, so war die große Entdeckung gemacht, daß Bewegungen der Fixsterne eines Systems um einander Statt finden, daß nicht nur Planeten um Sonnen, sondern auch Sonnen um Sonnen kreisen. Gewiß gehört diese Entdeckung Herschels zu einer seiner glänzendsten, die allein schon seinen Namen in der Geschichte der Wissenschaft verewigt haben würde."

„Auf der Dorpater Sternwarte ward es zuerst unternommen, diese Beobachtungen der Herschelschen Doppelsterne zu wiederholen, und so gelang es mir schon im Jahre 1820 (im zweyten Bande der Dorpater Beobachtungen) zu beweisen, daß die Begleiter der Sterne Xi, im großen Bären und p im Schlangenträger, an denen Herschel die stärksten Veränderungen der Richtung bemerkte, in einer Kreisbewegung um den Hauptstern fortgefahren, und daß seit 1781 der erste 227 Grade, der letzte seit 1778 281 Grade seines Umlaufs vollbracht, woraus Umlaufszeiten von 60 und 50 Jahren folgen, kleiner als die des Uranus um die Sonne." Herr Struve erwähnt noch mehrerer Doppelsterne, deren Bewegung schon entschieden ist, und viele, die Herschel früher als einfach sah, und die jetzt doppelt sind, andere, die Herschel als doppelt sah, und die jetzt einfach sind, welches nur dadurch erklärt werden kann, daß der Nebenstern in Folge seiner Bewegung periodisch hinter den Hauptstern tritt und von demselben eine Zeitlang bedeckt erscheint.

(Beschluß folgt.)

Literargeschichte.

Lehrbuch der Literaturgeschichte von D. Ludwig Wachler. Leipzig 1827. Verlag von Joh. Ambr. Barth.

Es gibt eine zweifache Art, Uebersicht über das immer unermeßlicher werdende Gebiet der Literatur zu gewinnen. Entweder drängt man alles auf die kürzeste Angabe der ausgezeichnetsten Schriftsteller und ihrer Werke so zusammen, daß von nicht viel mehr als von Namen und Büchertiteln die Rede ist, oder man sucht die innere Bedeutsamkeit, die geistige Kraft und Tendenz der Schriften und Schriftsteller hervorzuheben, danach zu klassificiren und alles andere unterzuordnen oder fallen zu lassen. Beyde Arten der literarischen Condensationsmethode zu vereinigen, wäre das Ideal literatur-historischer Uebersichten, und der Verfasser der gegenwärtigen hat nach demselben gestrebt, jedoch so, daß er die zweyte Methode der ersten untergeordnet hat. Obwohl dies nicht nach unserem Geschmack ist, so erkennen wir doch die relative Nothwendigkeit, ja die Unumgänglichkeit eines nach solcher Ansicht verfaßten Werkes an. Das Materielle behauptet sein Recht und seine vorzugsweise Berücksichtigung neben dem Intellektuellen, welches bey vorliegendem Werke hauptsächlich nur in sichtvoller Klassifikation sich mit Glück geltend macht; und so dürfen wir demselben den Ruhm materialformaler Vollendung so wenig absprechen, als die Nützlichkeit, Brauchbarkeit, ja Vortrefflichkeit zu äußerer Orientation. Wir erlauben uns nur eine Ausstellung zu machen. Unseres Dafürhaltens hat die alte klassische Literatur, wenn wir auch ihre hohe Bedeutung anerkennen, eine umfassendere Berücksichtigung erfahren, als ihr in einem Lehrbuche der gesammten Literargeschichte zukommt. So ist es geschehen, daß wir die verschiedenen, bedeutenderen Ausgaben der Schriften und Werke des Alterthums verzeichnet finden; in der neueren Literatur dagegen wohl die Autoren, aber keineswegs ihre oft so verschiedenartigen Werke. Die Angabe der letzteren vermissen wir sogar bey Coryphäen der neueren Literatur, „ganz besonders der deutschen, was mit der preiswürdigen Anerkennung, welche der Herr Verfasser jeder nationalen Literatur als solcher und vorzüglich auch der deutschen sonst zu Theil werden läßt, nicht wohl zu vereinigen ist; es müßte denn seyn, daß derselbe hier eine allgemeiner verbreitete Kenntniß des Einzelnen voraussetzte. Sehr zweckmäßig finden wir das beygefügte alphabetische Register der merkwürdigen Namen und Sachen, wodurch das schnelle Nachschlagen sehr erleichtert wird.

W. B. M.

Digitized by Google

N°. 2.

Literatur-Blatt.

Freytag, den 4. Januar 1828.

Astronomie.

(Beschluß.)

Man hat auch Doppelsterne entdeckt, von denen sich nicht nur einer um den andern bewegt, sondern die sich beyde zugleich auch am Himmel fortbewegen. „Gerade der Fixstern, dessen eigne Bewegung am größten ist, Nr. 61 im Schwan, ist ein Doppelstern, aus zwey Sternen fünfter und sechster Größe zusammengesezt. Die Entfernung dieser beyden Sterne von einander ist noch jezt ganz dieselbe, wie vor 74 Jahren, ungefähr 20 Sekunden, während die eigene Bewegung beyde zusammen in dieser Zeit um 370 Sekunden fortgeführt hat. Solcher Doppelsterne mit eigener Bewegung sind bis jezt über zwanzig entdeckt, bey welchen allen der Nebenstern mit dem Hauptstern fortrückt."

„Auch auf den Unterschied der Farben der Doppelsterne hatte schon Herschel aufmerksam gemacht, und diese Bemerkung ist durch die neuesten Beobachtungen in Rußland und England bestätigt worden, wonach es namentlich sehr häufig der Fall ist, daß der hellere Stern eine gelbe Farbe hat, während der Begleiter blau und violett erscheint."

Die Zahl der Doppelsterne ist verhältnißmäßig ungemein groß. Herschel entdeckte derselben 310, Struve noch bis zum Jahr 1820 441; als er aber mit dem großen Fraunhoferschen Refraktor zwey Jahre lang den ganzen Himmel systematisch durchmusterte, fand er unter den 120,000 Fixsternen, die er überhaupt beobachtete, nicht weniger als 3063 Doppelsterne, also neunmal mehr, als Herschel zuerst entdeckt hatte. Nach diesem Verhältniß ist mithin immer der 40ste Stern ein solcher Doppelstern, und die Erscheinung dieser Doppelsterne ist demzufolge als etwas Universelles, keineswegs als etwas Vorübergehendes oder als eine Ausnahme unter den Phänomenen des Himmels zu betrachten.

Uebrigens ist noch zu bemerken, „daß die Doppelsterne sich in allen Gegenden der Himmelskugel finden. In den überhaupt sternleeren Gegenden ist aber ihre Zahl geringer; und so finden wir die wenigsten Doppelsterne auf der Seite, die von der Milchstraße am weitesten abliegt, im großen Bären ꝛc. Von dieser Gegend an nimmt im Allgemeinen die Zahl der Doppelsterne zu, so wie man sich der Milchstraße nähert, d. h. so wie überhaupt die Zahl der Sterne wächst."

Man hat auch dreyfache, ja vierfache Sterne entdeckt. „In unserm Kataloge kommen 52 dreyfache Sterne vor, wo jeder dem nächsten innerhalb 32 Sekunden nahe steht. An dem dreyfachen Stern Zeta im Krebs ist die Rotationsbewegung der beyden Kleineren in Bezug auf den hellern schon aus den Beobachtungen erwiesen. Der Stern Psy der Cassiopeia gibt uns ein Beyspiel, daß zwey kleine unter sich sehr nahe Sterne, bey einem dritten helleren stehen. Ist hier eine Verbindung, so müssen die beyden kleinen Sterne erstlich um ihren Schwerpunkt laufen, dann dieser den hellen Stern umkreisen. Ein dem Psy der Cassiopeia ähnliches Phänomen finde ich noch dreymal verzeichnet. Noch merkwürdiger ist der Fall, wo zwey Doppelsterne der ersten Klasse so nahe stehen, daß man kaum umhin kann, zu vermuthen, sie gehören zu einander. Dieser Fall ist von mir dreymal bemerkt. Ein vierter Fall ist ein Doppelstern erster Klasse mit einem dritten innerhalb einer Minute zusammenstehend, wo alle Sterne gleich hell und von der achten Größe sind. Einen fünften Fall bietet das bekannte Paar Nr. 4 und 5 der Lever, Jeder fünfter Größe, dar, in einem Abstande von 3½ Minute, jeder für sich ein Doppelstern erster Klasse. Wer könnte daran zweifeln, daß wir hier Systeme sehen, wo jedes Paar für sich seinen Schwerpunkt umläuft, und beyde Paare um den gemeinschaftlichen fortrücken."

6) Sternhaufen. „So haben wir denn in diesen Systemen den allmähligen Uebergang von den Doppelsternen zu den Sternhaufen. — Schon dem unbewaffneten Auge zeigen sich einige Gegenden des Himmels sternreicher, als andere. Eine sehr große Zahl von Sternhaufen erkennt man aber durch Fernröhre, und Herschels Nachforschungen verdankt die Astronomie die Kenntniß von

Digitized by Google

88 großzerstreuten Sternhaufen, von 67 ziemlich stark gedrängten Haufen von großen und kleinen Sternen, und von 42 sehr gedrängten und reichen Haufen. Diese letztern lassen sich durch mittelmäßige Fernröhre nicht mehr in die einzelnen Sterne auflösen, und bieten dann das Bild eines nebligen Schimmers, eines Nebelflecks dar. Aber nur finden auch Nebelflecke, die für die stärksten Fernröhre unauflösbar bleiben, und müssen daher diese im Allgemeinen für sehr entfernte, oft sehr große und unermeßlich reichhaltige Sternhaufen halten, wie sich aus der großen Ausdehnung mancher Nebelflecken schließen läßt. Herschel fand bey einer sorgfältigen Musterung des ihm bekannten Himmels: 288 glänzende Nebel, 907 lichtschwache Nebel, 978 sehr lichtschwache Nebel, 78 planetarische Nebel und Nebel von merkwürdiger Gestalt (planetarisch genannt wegen der Aehnlichkeit mit den Planetenscheiben) und 52 sehr große Nebel, die sich zum Theil über mehrere Grade am Himmel erstreckten, im Ganzen 2303 Nebelflecke. Und den blassen nebligen Streif, der sich um den ganzen Himmel zieht, und von den grauen Alterthums Zeiten her die Milchstraße heißt, auch den zerlegte er in einzelne Sterne, und fand, daß, je vollkommner das Fernrohr, desto größer auch die Menge der Sterne sey, die sichtbar werden, während die Anzahl nicht mehr zu bestimmen war. Und daß diese zahllosen Welten mit allen den Sternen, die das bloße Auge oder schwächere Ferarröhre erkennen, mit unserer Sonne zu einer einzigen Sternschichte gehören, von länglichter Linsenform, in der sich die Sonne nicht im Centro, aber näher an ihm, als am Rande befindet, das bewieß er aus einer Folge von Untersuchungen über die allmählige Abnahme der Zahl der Sterne von der Milchstraße an bis zu den Gegenden des Himmels, die von derselben am fernsten liegen. Und jetzt eröffnete sich ihm die Aussicht, daß die entfernten unauflösbaren Nebelflecke ähnliche Sternschichten, ferne Milchstraßen seyen.“

Dies sind die Resultate der bisherigen Forschungen nach strenger und wiederholter Prüfung. Wenn man nun bedenkt, daß erst seit etwa siebzig Jahren diese Beobachtungen angestellt worden sind, und nur von wenigen Astronomen, und keineswegs ununterbrochen, so läßt sich mit Sicherheit voraus berechnen, daß man von bloßen Andeutungen und Vermuthungen zu untrüglichen Schlüssen gelangen werde, sobald der Fixsternhimmel erst längere Zeit und von mehrern Astronomen und auf eine mehr regelmäßige Weise und ununterbrochen beobachtet werden wird. Das Wichtigste, was wir zunächst ausmitteln können, sind die gesetzmäßigen Bewegungen der Doppelsterne, theils um einander, theils in ihrem gemeinschaftlichen Fortrücken am Himmel; und um darüber ins Klare zu kommen, bedarf es nichts als Zeit und fortgesetzte Vergleichung der spätern Konstellationen mit den frühern. Hiefür muß jedes Jahrzehend schon neue Resultate gewähren, und die Astronomie darf sich desfalls sichere Fortschritte versprechen, wenn es auch nicht gelingen sollte, die Instrumente der Beobachtung selbst, die Fernröhre noch zu verbessern. Aber auch diese Hoffnung ist uns noch nicht durchaus abgeschnitten. Wer hätte früher an die Möglichkeit eines Herschelschen Riesenteleskops, eines Fraunhoferschen Riesenrefraktors gedacht? Sollten nicht neue Mechaniker die Instrumentation noch vervollkommnen können? Wenigstens ist der menschlichen Erfindungskraft noch keine absolute Gränze gezogen, die ihr das Weiterdringen unmöglich machte. Von welcher Wichtigkeit aber eine noch größere Verstärkung der Fernröhre seyn müßte, erhellt daraus, daß die durch die bisherigen Instrumente uns unterscheidbaren Durchmesser und die Entfernungen der Doppelsterne von einander für eine ganz genaue Messung noch immer allzu gering erscheinen. Sollte man auch durch noch stärkere Instrumente in den fernsten Tiefen des Weltalls immer nur dieselben Erscheinungen der schon bekannten Nebelflecken wiederfinden, so würden doch diese bekannten und besonders die nähern Erscheinungen besser aufgeklärt werden.

Unter allen bisherigen Entdeckungen ist die wichtigste die, daß Sonnen um Sonnen sich bewegen. Die Doppelsterne bestehn aus zwey selbstleuchtenden Sonnen, von denen aber eine zur andern sich verhält, wie sich bey uns die dunkeln Planeten zur Sonne verhalten. Die mechanischen Gesetze sind in beyden Fällen dieselben, dort beschreibt eine zweyte Sonne, hier beschreiben mehrere Planeten einen regelmäßigen Umlauf um die Hauptsonne, und Schubert hat es in dem oben angezeigten Werk mit großem Scharfsinn versucht, diese mechanischen Bewegungen nach Gesetzen des Hebels zu erklären. Bey dieser Uebereinstimmung der Doppelsterne mit unserm Planetensystem bleiben aber immer noch die physischen Gesetze unerklärt, wornach der um den Hauptkörper kreisende Nebenkörper so sehr verschieden, dort eine zweyte Sonne, hier ein Planet ist. Die ganze bisher gültige physische Astronomie wird durch dieses Doppelverhältniß umgestoßen. Man suchte bisher den Grund des Gravitationssystems oder der Gesetze, nach welchen ein Körper um den andern sich bewege, in der absolut verschiedenen physischen Beschaffenheit beyder Körper, und der sichtbare Unterschied zwischen unsern dunkeln Planeten und der leuchtenden Sonne mußte ganz natürlich diese Meynung erzeugen. Sie wurde vorzüglich durch die Naturphilosophen aus der Schule Schellings ausgebildet, die alle mechanischen Verhältnisse auf physische zurückführten. Sie alle erklärten das Licht der Sonne als das eine Glied eines Gegensatzes, welcher das andere, den dunkeln, das Licht einsaugenden Stoff der Planeten dergestalt voraussetze, daß eines ohne das andere unmöglich sey, daß es nicht eher eine

Digitized by Google

leuchtende Sonne geben könne, bis es auch dunkle Planeten gäbe. Am weitesten ging der berühmte Steffens, der in seiner vor nicht langer Zeit erschienenen Anthropologie noch überdies die Vegetation auf den Planeten zur Bedingung machte, ohne welche das Sonnenlicht nicht entstehn könne, weil beyde einander erst hervorrufen. Wie schön und lebendig nun auch alle diese philosophischen Naturansichten seyn mögen, so erleiden sie doch eine große Modifikation, sobald es erwiesen ist, daß auch Sonnen um Sonnen kreisen, daß also die Gravitation nicht blos auf dem solaren und planetaren, heliocentrischen und geocentrischen Gegensatz beruhe, und daß die Erscheinung des Lichtes nicht blos dem einen Gliede des Gegensatzes, sondern beyden zukomme. Ist es ausgemacht, daß zwey selbstleuchtende Sonnen sich um einander bewegen, so kann auch das Licht nicht mehr als die eine der andern entgegengesezte Kraft angenommen werden, so verliert es die große Bedeutung, die ihm bisher in Bezug auf die Gravitation zuerkannt worden ist, und daraus ergibt sich, daß durch die Entdeckung der Doppelsterne nicht nur die Astronomie, sondern auch die Physik eine Umgestaltung und Erweiterung erfahren muß. Insbesondere wird auch für die Farbenlehre manches gewonnen werden können, wenn man erst genauer jene seltsamen Farbenakkorde beachtet, in welchen die Sphärenmusik jener Doppelsterne fortklingt. Noch hat man aus den bisher gemachten Beobachtungen keine Regel abgezogen, welche dieses Farbenverhältniß erklären könnte.

Ist es uns, von der Wissenschaft abgesehn, denn auch vergönnt, die Phantasie in jene höhern Welten einzuführen, so dürfen wir wohl von dem merkwürdigen Unterschiede zwischen den Doppelsternen und unserm Planetensystem auch auf eine wesentliche Verschiedenheit ihrer Bewohner schließen. Wir Menschen sind, was wir sind, nur durch die eigenthümlichen Einflüsse unserer planetarischen Natur; auf jenen Doppelsternen, wo eine andere Natur waltet, werden auch andere Menschen leben. Und, dürfen wir weiter schließen, wie in dem System der Doppelsterne eine gewisse wechselseitige Gleichheit, eine freywillige Ehe oder Freundschaft zweyer Sonnen, in unserm Sonnensystem aber Herrschaft eines Weltkörpers und Dienstbarkeit der andern vorwaltet, so werden auch die Bewohner jener Doppelsterne vielleicht freyere und höhere Wesen seyn, als wir, die wir in allen unsern Verhältnissen immer nur das unserm Sonnensystem eingeschriebene Gesetz der Oberherrschaft und Unterthänigkeit, des Höhern und Niedern, des Großen und Kleinen wiederholen. Alle Gaben der Macht, des Geistes, der Talente und des Reichthums sind auf unserer Erde ungleich vertheilt, wie die himmlischen Kräfte ungleich an Sonne und Planeten vertheilt sind. Nur wenige Menschen gleichen im Staat, oder in Wissenschaft und Kunst den allgebietenden Sonnen, der Haufe der übrigen den dienenden Planeten, die von jenen erst ihren Einfluß und Impuls erhalten. Vielleicht ist es nun auf jenen Doppelsternen anders, vielleicht ist dort die Gleichheit aller, die Gemeinschaft der Heiligen zu finden, die uns hier immer entflieht. Indeß, wie immer unsre Phantasie jene fernen Welten sich ausmalen mag, nie wird sie den Reichthum der uns unbekannten Wirklichkeit erschöpfen können; vermag sie ja doch kaum der Fülle von Dingen sich zu bemeistern, die unsre eigne nächste Natur auf unserm Planeten darbietet.

Ueberall, selbst in unsrer nächsten Umgebung, stehn wir noch vor unenträthselten Geheimnissen. Das dunkelste aber und erhabenste von allen, welche die Astronomie darbietet, wird immer das Verhältniß der großen Nebelflecken, Sternhaufen und Milchstraßen bleiben. Auch sie müssen nach harmonischen Gesetzen geordnet seyn und mit einander in Beziehung stehn, aber diese höchste und erste, alle kleineren Akkorde und Melodien umfassende Harmonie des Weltganzen wird uns niemals ganz enthüllt werden, denn hier stehn wir an der Gränze des Unendlichen, das kein Blick und kein Gedanke jemals umfassen kann.

W. M.

Dichtkunst.

Gedichte von Friedrich Haug. Auswahl. Zwey Bände. Leipzig bey G. J. Göschen und Hamburg bey Hoffmann und Campe. 1827.

Es ist nun wohl beynahe ein halbes Sekulum von Haugs Liedern und Epigrammen erklungen. Was dem Dichter selbst unter seinen zahllosen Erzeugnissen das Trefflichste geschienen, hat er in zwey voluminösen Bänden zusammengestellt. Sechs Bücher Oden, dann ernste Lieder, heitere und scherzhafte Lieder, ernste und scherzhafte Sonette, erotische Gedichte, ernste und heitere Distichen, Legenden und Volkslieder, Madrigale, Sinngedichte, versifizirte Gnomen und Sprüchwörter, sogar ein Buch versifizirter Anekdoten werden dargeboten. Bey dieser Vielseitigkeit und vielseitigen Gewandtheit der Haug'schen Muse haben wir uns jedoch durch diese Auswahl seiner Gedichte aufs Neue überzeugt gefunden, daß ihre wahre Trefflichkeit, ihr eigentliches Talent nur Einer Richtung, der epigrammatisch-scherzhaften, vorzugsweise angehört. Zum ächten Lyriker fehlt es dem Dichter an Tiefe und Stätigkeit des Gefühls, wodurch sowohl die Innigkeit als der Schwung des Liedes und der Ode bedingt ist. Das Hervorstechende und Glänzende in Haugs Poesien ist die witzige Reflexion des Verstandes, welche bey kleineren Gedichten sich nur der poetischen Hülle, des dichterischen Ausdrucks bedient, in größeren aber mit ästhetischen Empfindungen und

Digitized by Google

Bildern Hand in Hand geht. Sein Element ist das Epigramm, und hier zeigt er eine bewunderungswürdige Leichtigkeit und Frische, einen immer jungen und kräftigen Witz, der um so mehr in dem Gefolge der reinen und edeln Muse sich hält, d. d. um so poetischer ist, je freyer er von persönlicher Galle und höslichen Invektiven bleibt.

In den Oden und in der Mehrzahl der Lieder und poetischen Erzählungen ist die Gewandtheit im Versbau und Reime unverkennbar, und wenn dieser Naturinstinkt so vieler sonst ganz unpoetischen Menschen den Dichter bildete, so würde — abgesehen von seinem übrigen Talent — Haug ein geborener Dichter erscheinen, der mit Ovid sich rühmen darf, daß ihm Alles in Versen von den Lippen fließe. Unter den Oden haben uns nach ihrem innern Werthe besonders angesprochen: Liebe, Knabenzeit, Gleichheit, an Vater Voß im ersten, Wunsch des alternden Sängers, an ein Waldveilchen, an die Freundschaft, an meinen Husten, im zten Bande. Die letzte Strophe der Ode: „an den Schlaf“ ist eben so schön als überraschend, Bd. I. S. 55:

Vom Redner du, vom Dichter gepriesner Schlaf!
Gefälle deinen Gaben noch Eine bey:
Laß Thoren sündigen und Tyrannen,
Wahrlich, und öfter, als Zeus, begünstige du!

Von den übrigen Gedichten merkten wir: Amors Läuterung, die Hausschwalbe, Rosalieus Wunsch, Zusätze zu Aesops Lückenbüßer; der arme Vater hat folgenden Schluß:

Sezt über eines Seemanns Grabe:
„Da ruht' er, der schwamm.“
Sezt, ist's ein Lieferant, ein Rabe:
„Da liegt, der nahm.“
Sezt, wo ein Herr Professor endet:
„Da liegt, der las.“
Sezt, wenn ein Pedagogik vollendet:
„Da liegt, der las.“
Sezt ob des Läufers Schollenbette:
„Da liegt, der lief.“
Sezt ob des Tagdiebs Ruhestätte:
„Hier schläft, der schlief.“
Sezt, Narr ein ödes Weis, ironisch:
„Da ruht der Hanf.“
Auf mein Grab aber sezt lakonisch:
„Da schläft, der krank.“

Die Epigramme und Distichen sind zum Theil unbedeutend, und wir kennen eine große Zahl weit besserer, die in dieser Sammlung fehlen, und die, weil sie im Munde des Volkes meistens ohne den Namen des Urhebers umhergehen, Jeder mit Freuden hier wieder gefunden und als Gaben ihres Vaters dankbar begrüßt hätte. Wir theilen aus der vorliegenden Sammlung den Lesern ein ernsthaftes und ein scherzhaftes mit:

Grabschrift Ludwig XVI.

Ludwig konnte nur lieben, verzeihn und sterben. Der Gute!
Lange wohl hält' er regiert, hätt' er zu strafen gewußt.

An Liter Brant.

Wie priese dich das Publikum, du Eine!
Vergäb' er nur aus Zärtlichkeit die Reime!

G.

Literarische Notiz.

Im ersten Hefte der dänischen Zeitschrift Nordisk Tidsskrift von Prof. Molbech ist ein Artikel über die Pali- und cingalesischen Handschriften der K. Bibliothek zu Kopenhagen, 50 an Zahl, 22 Pali, 28 cingalesische. Unter ersteren ist ein schönes Exemplar der birmanischen Liturgie (Kammavaca), das vollständiger ist, als irgend ein bisher bekanntes. Es ist auf gefirnißten und vergoldeten Palmblättern geschrieben. Unter den cingalesischen Handschriften ist eine Grammatik der Pali Sprache mit cingalesischen Erklärungen, und eine Grammatik der Elou Sprache von einem buddhistischen Priester, Namens D'hatama Pala, der vor fünfzehnhundert Jahren gelebt haben soll.

Zu Madras ist ein Werk von Colonel Warren über die Chronologie Hindustan's erschienen, betitelt: Kala Santalita, unter den Auspicien der Regierung der Präsidentschaft. Die ostindischen und englischen Zeitschriften verschiedenen, es gebe viele Aufklärung über die verwickelte Zeitrechnung der Hindus. Der zweyte Abschnitt des Werkes enthält die Theorie des astronomischen Mond-Sonnenjahrs, von welchem die ganze Sternkunde der Hindus, ihre bürgerlichen und Glaubens-Bräuche abhängen.

Der Kaiser von China hat zwey katholische Missionäre, welche Vorsteher des astronomischen Büreaus in Pekin waren, fortgeschickt, und ihre Stellen an zwey Tataren vergeben.

Zu London erscheint ein Werk Bibliographica Cantabrigiensia oder Bemerkungen über die kostbarsten und merkwürdigsten Bücherseltenheiten in der Universität Cambridge.

Für biblische Studien ist von Wichtigkeit: The reasons of the laws of Moses, from the „More Nevochim“ of Maimonides, mit Anmerkungen, Abhandlungen und Lebensbeschreibungen, von James Townley, dem Verf. der Illustrations of Biblical Literature. London. 1 in 8vo 451 S.

Nächstens werden folgende Werke erscheinen: Religion in India, by the Revds S. Laidler und J. W. Massie, die kürzlich von Indien zurückgekommen sind; Ansichten der Gebäude der Universität Cambridge; ein episches Gedicht in zwölf Gesängen, betitelt: Eccelino da Romano, surnamed the Tyrant of Padua von Wilmote Dillon; ein Werk mit vielen Kupfern, von Kapitän W. H. Smith, über den gegenwärtigen Zustand Sardiniens; die Indianer in England, vom Verf. des Pandurang Hari; eine neue Zeitschrift, the Pomological Magazine, redigirt von zwey Mitgliedern der Horticultural Society in London. Becker's Aristophanes wird nachgedruckt, und man zeigt die Ausgabe auf folgende sonderbare Weise an: „Plutus, die Wolken, die Vögel und die Frösche, welches die vier Stücke des Aristophanes sind.“

Digitized by Google

№. 3.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 8. Januar 1828.

Dramatische Literatur

Dido. Drama von Adolph Schöll. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1827.

Einen solchen Erstling, wie das vorliegende Gedicht, heißen wir willkommen. Auf jeder Seite desselben hat uns ein dichterisches Gemüth, ein edler, reiner, frischer Geist angeweht. Klare und lebensvolle Bilder, tiefe, zarte und kräftige Empfindungen ziehen durch die ganze Dichtung, und tragen uns die Ideen des Dichters mit hellen Farben und reinen Tönen entgegen. Wenn auch, was wir nachher erörtern werden, dem Ganzen der Charakter einer dramatischen Gestaltung abgeht; so ist es um so schätzbarer von seiner lyrischen Seite, durch den Erguß eines vollen, warmen Gefühls, und zwar des tiefsten, mächtigsten und edelsten in der menschlichen Seele, der Liebe. Dieses Gefühl der Liebe hat der Dichter durch das Verhältniß zwischen Dido und Aeneas dargestellt, hat es nach allen seinen Beziehungen, in hohen und tiefen Saiten, mit seinen starken Bewegungen und seinen leisesten, zärtesten Aeußerungen dargestellt; er hat die Liebe im ernsten Kampf und williger Aufopferung, in ihrem durch Trennung und Untergang verherrlichten Siege über sich selbst erscheinen lassen. Dabey sind gerade auch diese einzelnen Theile mit einer dem sich entfaltenden Talente seltenen Besonnenheit und Ruhe, mit so richtigem Maaß und seinem Takte behandelt, daß wir die Selbstbeherrschung des Dichters um so mehr bewundern müssen, je mehr wir aus denjenigen Partieen, in welchen er sich dem vollen Zuge des Gefühls hingeben durfte, ersehen, welche Regsamkeit der Empfindung, welcher Reichthum der Phantasie ihm zu Gebote steht.

Der Gegenstand ist uralt und, man darf wohl sagen, abgenützt durch die verschiedenartigsten Bearbeitungen für Schauspiel und Oper, welche seit einem halben Jahrhundert und darüber über die deutsche Bühne gewandert sind. Es läßt sich der alten Mythe von Aeneas Aufenthalte in dem neugegründeten Karthago allerdings ein dramatischer Stoff abgewinnen, und bey der Einfachheit der äußeren Handlung, welche der Abschied des Troerfürsten von Dido in sich faßt, ist dem Dichter um so mehr Raum zur inneren Belebung der Begebenheit, zur charakteristischen Anordnung, Motivirung, Fortbildung und Entwirrung des Verhältnisses, das hauptsächlich hier zur Sprache kommen und allem Uebrigen Ton und Farbe geben muß, zwischen Dido und Aeneas gelassen. Vornämlich aber hat sich der Bearbeiter dieses Stoffes vor zwey Klippen zu hüten, zuerst der Entmännlichung des Aeneas durch seine Neigung zu Dido, um deren willen er zuerst den Forderungen des Geschicks und der Götter den Gehorsam verweigert, und dann der Gemeinheit und Sinnlichkeit auf Seiten der Dido. Ist die Liebe der Letzteren ursprünglich eine edle, zugleich auf patriotische und heroische Motive gestützt, so mag sie eines Theils dem Begehren der Trennung edlere, sittliche Gründe entgegen halten, andern Theils aber wird sie dem heiligen Götterwillen und dem ruhmvollen Schicksal des Geliebten um so ruhiger und standhafter sich unterwerfen. Eben so ist Aeneas nur dann vor unserer Verachtung gesichert und mag ihn die Vergleichung mit Hektor (S. 31) nicht lächerlich machen, wenn er sein Bleiben in Karthago zugleich und vorzüglich aus höhern Rücksichten, als den Lohn seiner Mühen und Kämpfe, das zweyte Ilium, um das die Götter selbst ihn jetzt beneiden, und das er an keiner andern Stätte der Welt suchen und finden werde, u. s. w. betrachtet. Ist auf solche Weise in der Zeichnung der Charaktere große Behutsamkeit nöthig; so darf diese Behutsamkeit doch auf keinerley Art, auch an der äußeren Einrichtung und Bildung des Drama, Spuren der Aengstlichkeit sichtbar werden lassen. Gerade ein so einfacher Gegenstand muß bey aller Ruhe, die seine Darstellung erfordern mag, dennoch in lebendigem Wechsel der Situationen und Stimmungen, in natürlich frischer Bewegung und nach Maaßgabe des Inhalts oft raschem und kräftigem Strome des Dialogs erscheinen.

Herr Schöll, welcher im ersten Aufzug den unschlüssigen Aeneas durch seine Freunde Ales und Achat zur Weiterreise auffordern, durch Askans Thatendurst aber erst

Digitized by Google

dazu bestimmen läßt, hat im zweyten Akt die widerstrebende Dido durch des Aeneas Vorstellungen, daß er nicht aus Mangel an Liebe zu ihr, sondern aus Gehorsam gegen die Götter und zur Erfüllung seines Geschicks, aber mit schwerem Herzen gehe, zur begeisterten Entsagung geführt, und schildert im dritten und lezten Aufzug den Regierungsabtritt und Tod der Dido. Die Heldin ist groß und edel gehalten. Nur läßt sich schwer begreifen, wie dieselbe, kaum zuvor an der Urne des Sychäus in Thränen der Selbstanklage über ihre Untreue ausgebrochen, diese Thränen beym Eintreten des Aeneas so plötzlich vergißt und diesem aufs Neue ihre ganze Liebe gesteht. Dem Aeneas fehlt es im ersten Akt an moralischer Kraft und heroischem Schwung, wogegen sein Gespräch mit Dido im zweyten Aufzug seines Ruhms und edler Liebe würdig ist. Aber eben jener frühere Mangel — moralische Schwäche, wie sie in dem Verlangen nach wollüstig bequemer Ruhe sich kund gibt — macht ihn zur dramatischen Person untüchtig; er steht ohne triftigen, seiner würdigen Grund dem Zureden der Freunde und des Sohnes gegenüber, und sein plötzlicher Entschluß zur Abreise ist für uns nicht gehörig motivirt. Askanios dagegen ist eine jugendlich kraftvolle und liebliche Erscheinung. Lezteres gilt auch von Issa, Didos Freundin, deren Liebe zu Askan in den lyrischen Stellen des zweyten Akts, mit zauberischem Dufte ihre Gestalt verklärend, hervortritt. Achetes und Alet, beyde sind individualisirte Zeichnungen, womit das Ganze würdig beginnt.

Bey allen diesen Vorzügen in der Auffassung einzelner Figuren ist gleichwohl die Idee des Ganzen zu lyrisch genommen, und dadurch, wie durch das Vorherrschen des lyrischen Elementes in den einzelnen Scenen und durch Einflechtung nicht unbedeutender lyrischer Episoden verliert diese Dichtung den eigenthümlich dramatischen Charakter. Daher kommt es namentlich, daß Aeneas und Dido nicht klar und kräftig genug einander gegenüber stehen. Ferner sind wesentliche Motive, um dem Stücke dramatisches Leben und innere sowohl als äußere Bewegung zu verleihen, z. B. der Rückblick auf Didos früheres Verhältniß zu Phönicien und zu Sychäus, die Spuren heldenmüthigen Geistes beym Handeln, wie beym Dulden und Entsagen in ihrer Geschichte, die Rücksicht auf das Schicksal von Karthago, das Interesse der Stadt beym Gehen oder Bleiben des Aeneas u. A. entweder nur leicht oder gar nicht berührt. Eine weitere Ursache jedoch, warum dieses Drama sich langsam, und wir möchten sagen oft allzu ruhig, fortbewegt, ist der Umstand, daß der Dichter den Dialog noch zu wenig in seiner Gewalt hat, daß unter den lyrischen Ergießungen der Wechsel der Rede und Gegenrede gehemmt und dadurch sowohl dem lebendigen Fortschritt des Ganzen, als auch der kräftigen und bestimmten Bildung der verschiedenen handelnden Individualitäten geschadet worden ist.

Gleichwohl bleiben wir bey unserem zuerst ausgesprochenen Willkommen. Zu den ausgezeichnetsten Stellen — schön sind wohl alle zu nennen, was die lyrische Seite der Darstellung betrifft — gehören unstreitig die Schilderung des Brandes von Troja, die Reden des Askanios im ersten Akt, der Dido Gesang an Sychäus Grabmal; aus dem Gespräche zwischen ihr und Aeneas im zweyten Aufzug heben wir Folgendes aus:

Aeneas.

So heiligen Vertrag
Hab' ich geschlossen mit des Schicksals Mächten;
Unwankend, unerbittlich halten mich
Des Eidschwurs Götter; denn die Himmlischen
Bewahren streng das ewige Gebot.
Sie beugt nicht Trotz, sie hemmt nicht Wunsch und Flehen.
Nur Eines ist, dagegen selber hat
Zeus keine Blitze, drauf die Ewigen
Mit Achtung schau'n von des Olympos Höh':
Unsterbliche Treu' — ein großgesinnter Muth —
Nicht dir ist dies, nicht mir im Herzen fremd:
O Königin, ein solcher in des Abschieds
Schwermüth'ger Stunde möcht' ich vor dir steh'n,
Und so gedenke Dido meiner auch!

Dido.

Ja, geh Aeneas, geh; denn du bist groß,
Gewalt'ger Mann, dem schwachen Weib zu groß.
Du kamst zu mir verirrend — du verläßt
Mich schnell; doch scheidend läßt du mir im Herzen
Ein theures Gastgeschenk — dem einen Herzen
Allein zu tragen, ist es fast zu schwer;
Doch wiedergeben kann ich dir's nicht mehr.
Und könnt' ich's auch, ich wollt' es doch behalten:
Ich kann der Liebe mich nicht schämen, kann
Sie nicht verklagen — lieben kann ich nur,
Und beugen muß ich, was mich niederbeugt,
So wie der Sommerähre schwachen Halm
Der schwere Segen tief zur Erde senkt.

In der vierten Scene des zweyten Aufzugs wird Askanios im Hofe des Pallastes von Aletes mit Waffenrüstung bekleidet, und während dieser Handlung zwischen die Gespräche der beyden Männer spricht oder singt Issa seitwärts auf einer Terrasse zur Harfe, jene sehend und hörend, aber von ihnen bis zum Schluß der Scene unbemerkt, von den Waffen, dem Kampf und dem Glück ihrer Liebe; — eine Scene, welche, so sehr wir auch bey ihrem Umfange zweifeln, daß sie auf der Bühne Glück machen würde, und so wenig sie überhaupt um ihrer Ausdehnung willen als lyrische Episode eines Dramas gebilligt werden kann, dennoch zu den lieblichsten lyrischen Dichtungen gezählt werden darf.

Am Schlusse des dritten Aufzugs, nachdem sie die Senatoren von Karthago entlassen, den Giftbecher getrunken und auf ein Ruhebett sich gelegt hat, spricht Dido:

Issa, ich hole tiefern Athem ein,
Glaub' nicht, es könnten bange Seufzer seyn. —

Digitized by Google

Mich läßt die Nacht in ihren Armen liegen,
Ihren Mutterbusen beut sie mir,
Die Milch der Nacht trink' ich in langen Zügen,
Sie füllt und stillt das Herz mir für und für.
Ruh' sang' ich, Ruhe strömt in mich hinein —
Das Auge schließt sich — das Haupt nickt ein.
Mein Bett soll seyn
In jenem stillen Hayn,
Wo ich zum erstenmal gefunden,
Den ich — mir däucht — schon lang verlor —
Dort zählet nicht mein Schlaf die Stunden,
Kein Morgenruf tönt in's Ohr.
Erdebett — Gras zur Decke,
Stumm umher die grüne Hecke,
Stumm die Bäume, die sich beugen,
Ueberein mit stillen Zweigen —
Frieden — hoch vom blauen Raum
Bis hinab ins Herz der Mähen
Weiter, tiefer Frieden —
Von der Liebe noch ein leiser Traum.
(Forts.)

Issa.

Todt! sie ist todt! Ich seh's und lebe doch!
Ist Dido todt, warum lebt Issa noch?
Warum? — den Rest von meinen Lebenstagen
Um Dido's Lieb' und ihren Tod zu klagen.
Auf deinem Grab am stillen Waldeshang,
Da will ich sitzen all mein Lebenlang,
Da soll die Brust zum Liebesliede sich heben,
Der Harfenklang in Todtenklage schweben,
Du ruhest klaglos im Grabesraum,
Ich auf dem Grab bin deiner Liebe Traum.

Dem Gedichte ist ein Prolog in achtzeiligen Stanzen, die eben so fließend geschrieben und noch bilderreicher als das Drama sind, vorausgeschickt, um durch die Mythe von dem Ursprung und Zusammenstreben des Tages und der Nacht in die Idee des Stückes, Glück, Kampf und höheren Sieg der Liebe, zu versehen.

G.

Ueber allgemeine Orthographie.

Ein neuer Beytrag zur Lösung des Problems einer allgemeinen Orthographie ist in einer nordamerikanischen Schrift erschienen und verdient durch die Unparteylichkeit des Planes, daß wir ihn hier im Auszuge mittheilen:

„Nicht für die Sprachen, welche schon ein Alphabet und eine eigne Orthographie haben, ist die Uebereinkunft Aller über die Art, ihre Wörter zu schreiben, erwünscht: diese Uebereinkunft ist sogar unter den Nationen, welche dieselben Schriftzeichen haben, ganz unerreichbar. Erwünscht ist blos, daß man sich über die Art vereinige, die Laute ungeschriebener Sprachen mitzutheilen, um die Vergleichung ihrer Wörter und Formen unter einander zu erleichtern. Die englischen Buchstaben sind dazu nicht geeignet. Die meisten Nationen aber nennen, es gehe ihre National-Ehre an, daß sie der gelehrten Welt ihre eigne Orthographie aufdrängen. So ist, seitdem das Studium der chinesischen Sprache in Europa Mode geworden, die portugiesische Weise, es niederzuschreiben, woran früher Alle gewohnt waren, ganz aufgegeben worden, und die Engländer und Franzosen haben beyde die Schreibart aus ihrer eignen Sprache entlehnt, so daß es manchmal schwer wird, ein und dasselbe Wort in den Sprachlehren und Wörterbüchern der beyden wieder zu erkennen.

„Hier zu Lande (Nordamerika) ist man frey von diesem Vorurtheil, daher hat Herr Pickering eine für Alle brauchbare Schreibart der indianischen Wörter vorgeschlagen, welche seitdem von fast allen Missionären in Nordamerika sowohl als auch in der Südsee befolgt wurde (An essay on a uniform orthography for the Indian languages of North America. By John Pickering. Erschienen zu Boston in den Abhandlungen der American Academy of arts and sciences. Bd. IV. S. 519.) Auch höre ich, daß unsre Regierung, welche, wie man sagt, ein wichtiges Nationalwerk über die Sprachen der Indianer in den Vereinigten Staaten nach dem bedeutend verbesserten Muster der Kaiserin Katharina vorbereitet, Allen denen, welche mit dem Einsammeln der Materialien beauftragt sind, anempfohlen habe, sich soviel als möglich nach dem von H. Pickering vorgeschlagenen Alphabete zu richten. Dies Alphabet besteht gänzlich aus unsern römischen Buchstaben, die Vokallaute sind die der deutschen und italienischen Sprache. Die Nasenlaute werden durch ein Komma oder eine Cedille unter dem Vokal bezeichnet, nach der polnischen Manier. Das englische sh ist beybehalten, und zh für den Laut des französischen und portugiesischen j angenommen. Die zusammengesetzten Konsonanten werden durch ihre verschiedenen Bestandtheile ausgedrückt, z. B. ks, kch, ts, tz u. s. w. Der Verfasser hat Sorge getragen, keine neuen Schriftzeichen hineinzubringen. Der Laut des griechischen χ und des spanischen jota ist auf die herkömmliche Weise durch th ausgedrückt, wiewohl das eine ein K, das andere ein G mit dem Aspirat ist, es war hier aber blos um Annäherung zu thun. Auf diese Weise hat H. Pickering für kein Land Parteylichkeit gezeigt, am wenigsten für sein eigenes. Sein Plan ist einfach und leicht ausführbar, und nichts gibt der Dauer eines Planes größere Hoffnung als seine Einfachheit.“

Dies sind die Worte des H. Duponceau im letzterschienenen Bande der Abhandlungen der philadelphischen philosophischen Gesellschaft. Der Eifer, womit man seit so langer Zeit nach einer allgemeinen Orthographie strebt, ist bekanntlich durch Volney entstanden, der, unvermö-

Digitized by Google

gend seine Idee zu verwirklichen, einen Theil seines Vermögens denen verschrieb, welche nach seinem Tode sein Liedlingssystem ausführen würden. Es ging wie bey den geographischen Problemen, mit denen man sich trotz der Wahrscheinlichkeit ihrer Unausführbarkeit noch dann abmüdet, wann die Hoffnung auf den ursprünglich gehofften Nutzen verschwunden ist, blos weil das Versprechen der für die Lösung ausgesezten Belohnung nicht wieder zurückgenommen werden kann. Die französische Akademie hat bereits den Volney'schen Preis den Verfassern zweyer Abhandlungen zugeschlagen, wiewohl diese die Aufgabe nicht gänzlich gelöst haben; man will sogar wissen, diese Abhandlungen würden nicht im Drucke erscheinen. So haben Freunde des Kapitäns Parry für diesen den auf die Ausführung des so muthig von ihm versuchten Vorhabens ausgesezten Preis reklamirt. Gelehrte sind so weit gegangen, zum Behuf einer allgemeinen Orthographie neue Schriftzeichen zu erfinden, deren Kenntniß natürlich dasselbe Studium verlangt, als das der schon in andern Sprachen, die wir mit unsern Buchstaben schreiben wollen, vorhandenen Lettern und Zeichen; auch haben sie ihre früheren Ansichten schon zurückgenommen, und wie bey gewissen mathematischen Fragen ist man nach langem Grübeln wenigstens dahin gelangt, die Lösung für unmöglich zu halten. Wie aber Pickering und nach ihm Duponceau u. a. die Aufgabe stellen, wird Jedermann der Frage und der Auflösung Gerechtigkeit widerfahren lassen; denn ihr System ist eine gute Nothhülfe in Ermanglung des geraden Weges, den man bey den Schriftsprachen einschlagen kann.

Völkerkunde.

Der Koran und die Osmanen im Jahre 1826, von Alexander Müller. Leipzig, Baumgärtners Buchhandlung. 1827.

Wie sich auch noch die griechisch-türkische Frage entscheiden möge, es bleibt eben jezt eine Erinnerung an Religion, Sitten, Staat, Recht ic. der Türken in ihrem gegenwärtigen Zustande höchst interessant und erwünscht. Diese Erinnerung wird in vorliegendem Buche gegeben. Der Verfasser hat im Allgemeinen gewiß Recht, wenn er die Quelle alles türkischen Wesens und Unwesens vorzugsweise in der Religion Muhamed's findet. Deshalb hat er die Grundzüge des mahomedanischen Glaubens, wie sie aus dem Koran selbst angeführte Stellen darbieten, an die Spitze seiner ganzen Schilderung gesezt. Die Macht und Despotie des Sultans wird daraus abgeleitet, die Bedeutung der Staatsämter erklärt und nachgewiesen, wie der Geist der Despotie und Willkühr von oben herab alle Einrichtungen, Gesetze und ihre Verweser durchdrungen habe. Bekannt sind die gesetzlosen Grausamkeiten und Erpressungen, welche sich die Pascha's ohne alle Verantwortung von jeher erlauben durften. Noch abscheulicher erscheint die völlige Hülflosigkeit, welcher jeder Privatmann auch in civilrechtlicher Hinsicht preisgegeben ist, indem durch die wenigen gesetzlichen Bestimmungen über civilrechtliches Verfahren selbst alles in die Hand der Richter gelegt ist, und nichts ohne, alles durch Bestechung erlangt werden kann. — Doch glauben wir, daß der Verfasser seiner Charakteristik der Osmanen noch mehr Wahrheit gegeben haben würde, wenn er auf die nationale Natur, welche die Türken von den persischen, arabischen und andern Muhamedanern bedeutend unterscheidet, mehr Rücksicht genommen hätte. Der den eigentlichen Türken von ihren frühesten Vorfahren eingepflanzte Barbarismus eines rohen Jäger- und Räubervolkes ist es vornehmlich, der ihrer Religion einen so tödtenden Einfluß auf alle Verhältnisse des Lebens, auf Sitte, Geist und deren Kultur verliehen hat. War nicht Bagdad einst unter den Abassiden ein Mittelpunkt der höchsten Kultur der damaligen, ganzen Welt? Wo gediehen damals so die Wissenschaften, wo waren damals Regenten, welche sich zu einer höheren Einsicht erhoben hatten, als der Kalif Al Mamum besaß: daß diejenigen die Erwählten des Herren seyen, die an den Fortschritten der Vernunft arbeiteten? Wo endlich herrschte eben damals eine so erleuchtete Toleranz als an demselben Hofe zu Bagdad? Christen in Menge waren an demselben und nicht nur geduldet; sie standen daselbst in hohen Ehren, bekleideten die wichtigsten Staatsämter und hatten selbst Statthalterschaften inne. Und eben so wenig war es später das rohe und blos sinnliche Leben, was den hoch über seiner Zeit gebildeten Kaiser Friedrich II. eine Vorliebe für muhamedanisches Wesen in Kunst, Sitte und Wissenschaft fassen ließ. Alles dieses bemerken wir nur, um anzudeuten, in wiefern die Religion der Türken, der Muhamedanismus, nicht als alleinige Quelle der jetzigen Versunkenheit ihres sittlichen und politischen Lebens zu betrachten sey. Die Religion selbst nimmt eben so viel vom Charakter eines Volkes, ja jedes Menschen an, denen sie mitgetheilt wird, als diese von ihr. Die Hauptunterschiede, nach welchen sich selbst das Christenthum ausgebildet hat, dürften auf nationelle zurückzuführen seyn.

Trotz dieser Aussetzung bietet uns diese kleine Schrift eine sehr schätzbare Auswahl und übersichtliche Zusammenstellung von Notizen dar, welche ganz geeignet sind, uns ein anschauliches Bild von dem türkischen Wesen in allen Hauptbeziehungen zu geben. Willkommen muß in dieser Rücksicht auch die nähere Beschreibung von Konstantinopel seyn.

Digitized by Google

N°. 4.

Literatur-Blatt.

Freytag, den 11. Januar 1828.

Italienische Literatur.

J. Promessi Sposi. Storia Milanese del secolo XVII., scoperta e rifatta da Alessandro Manzoni. Milano presso V. Ferrario 1825. Vol. 3. 8.

Sibilla Odaleta. Episodio delle guerre d'Italia alla fine del secolo XV. Romanzo istorico di un Italiano Milano p. A. F. Stella, 1827, due volumi. 18.

Il Castello di Trezzo. Novella storica di G. B. B. Milano, 1827. 8.

Cabrino Fondalo. Frammento della storia Lombarda sul finire del secolo XIV. e il principiare del XV. Opera di V. Lancetti, Cremonese Milano 1827, due vol. 12.

Vier historische Romane auf einmal! Denn auch die „Verlobten“ des berühmten Manzoni, obschon dem Titel nach bereits vor zwey Jahren gedruckt, sind doch vor kurzem erst im Buchhandel erschienen, in einer Auflage von 3000 Exemplaren binnen vierzehn Tagen vergriffen, in Florenz und in Turin nachgedruckt, und so eben auch in Mailand wieder in einem unveränderten Abdruck herausgegeben worden. Wenn es wahr ist, was einer der Verf. in seiner Vorrede sagt: „Der historische Roman sey ein Zweig der Literatur, welcher Italien noch fehle *); so wäre demnach diesem Mangel plötzlich auf das reichlichste abgeholfen. Aber wir erlauben uns zuvörderst, obgleich noch neu in diesem Felde, gegen die Behauptung, daß Italien bisher noch keine historischen Romane besessen habe, einige bescheidene Zweifel zu erheben. Denn zu geschweigen des allerdings der Erwähnung kaum würdigen Versuches, den Bertolotti mit seiner Calata degli Ungheri in Italia machte, lange vor der Walter-Scott-Wuth (sit venia verbo!), dem die neuesten historischen Romane ihren Ursprung verdanken, so wüßten wir die alten Volksbücher: J. Reali di Prancia, Guerino il Meschino, Bertoldo, Bertoldino e Cacasseno, mit so vieler Verachtung man auf dieselben auch herabsehen mag, doch in kein anderes Gebiet zu weisen. Der Zweck des Romans überhaupt ist: ein Gemälde individuellen Lebens zu geben; der des historischen Romans, ein Gemälde des individuellen Lebens der Vergangenheit. Wenn wir uns nun der trivialen Vergleichung literarischer Bestrebungen mit einem Scheibenschießen bedienen dürfen, bey welchem nicht der, welcher am besten gekleidet ist, oder die höchsten anderweitigen Verdienste besitzt, Schützenkönig wird, sondern der, welcher dem Ziele am nächsten getroffen hat; so stehen wir nicht an, den alten Volksbüchern, in so ärmlicher Gestalt, zerrissen, in Lumpen gehüllt, voll Schmutz, sie sich auch darstellen mögen, vor allen ihren eleganten Mitbewerbern den Preis zuzuerkennen.

Manzoni hat in seinen Promessi Sposi in schöner Sprache, mit seinem psychologischen Blick und nicht ohne bedäuflige Gelehrsamkeit das lombardische Bauernleben des Mittelalters geschildert, aber wenn wir seinen Renzo die Lire wie Eyerschalen wegwerfen, den Curat> bedrohen, dem Barone sich kühn entgegenstellen sehen; so glauben wir ihm nimmermehr, daß er nur ein armer Seidenweber vom Comersee gewesen sey. Und wenn wir seine Geschichte noch heut einem italienischen Bauern vorlesen wollten, um ihn etwa aufzufordern, diesem Beyspiel nachzueifern; so würde er die Achseln zucken und sagen: Son' paver uomo, non posso far come questi signori! Dagegen sehen wir Bertoldo „ungestalt und häßlich, listig, boshaft und schadenfroh, wie die meisten Bauern sind“ (astuto, malizioso e tristo di natura, come sono la più parte de Villani), wie er am Hofe des Königs Alboin, den er durch seine Schwänke belustigt, beständig zwischen Leben und Tod schwebt und zuletzt nur darum nicht gehangen wird, weil er keinen Baum finden kann, der ihm gefällt; seine Frau

*) Il Romanzo storico è tal genere di letteratura che ancora manca all' Italia; e perchè manchi io dir nol so, che abbiamo noi fervida l'immaginazione, ricca e pieghevole la lingua e par disgrazia nostra ripiene le patrie cronache di terribili vicende.

Digitized by Google

Marcolfa und seinen Sohn Bertoldino, wie sie an den Hof geholt, um demselben zur Belustigung zu dienen, durch die Geschenke, die sie erhalten, nicht bereichert, sondern nur in beständige Unruhe gesetzt werden, bis sie in ihr Dorf zurückkehren; und endlich den kleinen Cacasenno, wie er, gleichfalls an den Hof gebracht, sich hinter die Thür versteckt, wie er fürchtet, als die Fensterladen geschlossen werden und er beym Erwachen im Finstern ist, daß er sich die Augen ausgefallen habe, und wie er bey seiner Rückkehr mit Freuden von Vater und Mutter, Hunden, Katzen, Hühnern, Schafen und Schweinen empfangen wird; diese Geschichten sind der Spiegel, in welchem der Bauer sich selbst wieder erkennt. Und wenn die Sprache und die Komposition roh, unbeholfen, bäurisch ist; so darf sich der, welcher das Leben der Bauern kennen lernen will, nicht daran stoßen, wenn er dasselbe bäurisch findet.

Die Fabel, welche den Promessi Sposi zu Grunde gelegt ist, hat an sich wenig Interesse: ein Seidenweber, Renzo, der mit einem Bauermädchen verlobt ist, durch die Nachstellungen eines reichen Barone von derselben getrennt, und nach mancherley zum Theil ziemlich unwahrscheinlichen Abenteuern zuletzt dennoch glücklich mit ihr verheirathet wird. Die Episodenl, welche eingewebt werden, um diesen ziemlich einfachen Stoff in drey Bände auszudehnen, stehen in so geringem Zusammenhang mit dem Ganzen, daß man über denselben die Hauptgeschichte oft völlig aus dem Auge verliert. So wird gleich im Anfang des ersten Theiles die Biographie eines Kapuziners, der sich für das Brautpaar interessirt und eine Art Deus ex machina macht, auf folgende Weise angeknüpft. Er wird von der Braut durch einen Laienbruder gebeten, sie zu besuchen: -

„Die Sonne war noch nicht ganz über dem Horizont erschienen, als der Pater Christophorus seinen Konvent von Pescarenico verließ, um in die Hütte zu eilen, wo er erwartet wurde. Pescarenico ist ein kleines Dorf auf dem linken Ufer der Adda, oder vielmehr des Sees, wenige Schritt unterhalb der Brücke: eine Anzahl von Hütten, größtentheils von Fischern bewohnt, und hier und dort mit den Netzen und Reusen derselben geziert, die zum Trocknen ausgespannt sind. Der Konvent, dessen Gebäude noch besteht, war außerhalb des Dorfes gelegen, dem Eingang desselben gegenüber und auf der Mitte des Weges, welcher von Lecco nach Bergamo führt. Der Himmel war völlig heiter (welche Anstalten zu der Reise eines Kapuziners! rufen wir unwillkührlich aus) und so wie die Sonne sich hinter dem Gebirg erhob, sah man ihr Licht von den Gipfeln der gegenüber liegenden Berge, sich mit reißender Schnelligkeit ausbreitend, die Abhänge und die Thäler hinabsteigen; ein leichter Herbstwind, der die dürren Blätter des Maulbeerbaumes abstreifte, ließ sie wenige Schritte von dem Stamm desselben niedersallen. Zur Rechten und zur Linken glänzten in den Weingärten auf den noch ausgebreiteten Rebschößen die in verschiedenen Schattirungen gerötheten Blätter und die neu errichteten Vogelheerde stachen braun und bestimmt von den weißlichen und im Thau schimmernden Stoppelfeldern ab. Die Scene war angenehm; aber jede menschliche Gestalt, die sich darin bewegte, trübte den Blick und die Gedanken. Jeden Augenblick begegneten zerrissene und ausgehungerte Bettler (so früh!!), in ihrem Handwerk bereits alt geworden, oder jetzt erst durch die Noth gezwungen, die Hand auszustrecken. Sie gingen stillschweigend bey Pater Christophorus vorüber, sahen ihn mit Ehrfurcht an und machten ihm, obwohl sie nichts von ihm zu hoffen hatten, weil ein Kapuziner nie Geld anrührt, eine dankbare Verbeugung für das Almosen, welches sie im Konvent empfangen hatten, oder holen gingen. Der Anblick der in den Feldern zerstreuten Arbeiter hatte, ich weiß nicht, warum, etwas noch traurigeres (aveva non so che di ancor più doloroso, eine sehr Lieblingsredensart der neueren italienischen Poeten, die uns immer das äußerst gemeine, aber sehr treffende Sprüchwort in das Gedächtniß ruft, was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß). Einige gingen, indem sie ihre Saat ausstreuten, dünn, spärlam und ungern, wie Jemand, der etwas auf das Spiel setzt, was ihm zu sehr am Herzen liegt; andere stießen den Spaten ein, wie zu genauer Noth, und stürzten mit Widerwillen die Scholle um. Das Mädchen, abgezehrt, blickte, indem es die vertrocknete, dürre Kuh am Strick auf der Weide führte, begierig um sich und bückte sich, um zur Speise für die Ihrigen einige Kräuter abzureissen, von welchen der Hunger die Menschen gelehrt hatte, sich zu nähren. Dieser Anblick vermehrte bey jedem Schritt die Traurigkeit des Bruders, der schon mit der peinlichen Vorahnung im Herzen ging, daß er ein Unglück irgend einer Art würde hören müssen.“

„Aber warum nahm er so viel Antheil an Lucia? Und warum hatte er auf die erste Nachricht sich so eifrig in Bewegung gesetzt, wie auf einen Ruf des Pater Provinzial's? Und wer war dieser Pater Christophorus? — Wir müssen alle diese Fragen beantworten.“

„Der Pater Christophorus von *** war ein Mann ꝛc.“ (folgt S. 95—119 die Gesch. des Pater Christ.). Wir würden diese Stelle nicht ausgehoben haben, wenn sie uns nicht charakteristisch für das ganze Werk zu seyn schiene: sie enthält einen großen Theil der Schönheiten und einen eben so großen der Fehler desselben. Vortrefflich ist die Naturschilderung — wie alle, die uns zu unserm Vergnügen nicht selten begegnen; aber die Uebergänge der einzelnen Bestandtheile sind meist eben so ungeschickt, als die der größeren Partieen des Romans. Könnte nicht mit demselben Recht, wie hier bey einem

Digitized by Google

Spaziergang des Paters sein ganzes früheres Leben, so bey Gelegenheit des Sonnenaufganges ungefähr die Schöpfung der Welt erzählt worden! — So wahr zeigt sich auch hier der alte Satz, daß das schwerste in allen menschlichen Dingen die Mitte ist.

Auf eben so ungeschickte Art wird in demselben ersten Theil (S. 260—317) eine zweyte ähnliche Episode eingeflochten, die Geschichte einer Nonne aus vornehmer Familie in einem Kloster zu Monza, in welches Lucia, die Braut Renzos, durch den Pater Christophorus gebracht wird; in demselben Verhältniß störender, als jene frühere, als sie größeren Raum einnimmt. Ein und für sich wäre diese Schilderung des Klosterlebens für den, der Diderots Religieuse nicht gelesen hätte, nicht ohne Interesse; aber hier, gerade an dieser Stelle, trägt sie nicht wenig dazu bey, den Zweifel zu nähren und zu bestärken, der in uns erwacht, wenn wir den guten Pater so als einen kleinen homerischen Gott schalten sehen, ob uns der Verfasser nicht blos ein Mährchen aufbefstet, wenn er behauptet, daß seine Erzählung eine wahre Geschichte sey. Und diesen Zweifel hat unserer Meynung nach der Romanschreiber noch viel sorgfältiger zu vermeiden, als der Geschichtschreiber; da dieser sich wenigstens auf seine Quellen berufen und jeden Augenblick eine ganze Jury abstimmen lassen kann.

Manzoni scheint dies gefühlt zu haben, (was wir aber nur ironisch vermuthen, wie wir für die Vielen bemerken, die keine Ironie verstehen); er scheint dies gefühlt zu haben und deshalb will er uns überreden, daß sein Roman eigentlich nur die Erneuung eines alten von ihm aufgefundenen Manuscripts sey, das hier und da Lücken habe, aber im Ganzen als ein kostbares historisches Denkmal der alten Zeit betrachtet werden müsse. Wir wollen den gegen ähnliche Falsa schon oft von allen Seiten erhobenen Einwand, daß dies ein alter und abgebrauchter Kunstgriff sey, der nirgend mehr Glauben fände, nicht geltend machen, besonders, weil doch so mancher alte, abgenützte Kunstgriff, z. B. der, daß der liebe Gott alle Morgen die Sonne aufs neue vor unsern Augen aufgehen läßt, ungeachtet aller gesunden Physik, noch immer allgemeinen Glauben findet. Wie gesagt, Manzoni möchte alte oder neue Lügen, Dichtungen, Fiktionen erzählen; aber er müßte es auf glaubhafte Art thun; und dazu gehörte hier besonders auch, daß er in einem Werke aus dem siebzehnten Jahrhundert und nicht auf jeder Seite Reflexionen aus dem neunzehnten auftischte. Wir würden Manzoni — wenn er diese Zeilen zu Gesicht bekommen sollte — nicht bitten irgend ein anderes Werk des siebzehnten Jahrhunderts aufzuschlagen, um sich selbst zu überzeugen, daß er mit dem seinigen betrogen wäre, sondern nur diejenigen Seiten des letzteren, in welchem er — alte Lappen auf einem neuen Kleide — Bruchstücke aus Verordnungen jener Zeit eingeflickt hat. Müssen die ehrlichen alten Kanzleystylisten nicht neben ihrer modernen, eleganten und gepuzten Nachbarschaft vor Schaam vergehen?

Aber thäten sie das, es wäre ein Vortheil für Manzoni. Denn da sie stehen bleiben, muß er zulezt sich selbst schämen, so elenden Spitzbuben das Leben gegeben zu haben, daß sie, um uns nur ihre Existenz zu beweisen — die wir ihnen übrigens ohne diese Aengstlichkeit leicht geglaubt hätten — alte (nämlich gleichzeitige!) Gesetze citiren, welche ihnen diese Existenz verbieten. Um ohne alle Allegorie zu reden, wir können es in der That kaum begreifen, wie ein Dichter von Manzonis Verstand, nachdem er uns geschildert hat, wie am 7. November 1628 zwey Bravi (individui della specie dei bravi!) am Kreuzweg stehen, um Don Abbondio eine freundschaftliche Warnung angedeihen zu lassen; wie er dann sich auf einen weitläuftigen Beweis einlassen kann, daß zu jener Zeit wirklich individui della specie dei bravi existirten! Er citirt, um uns zu überzeugen, ein Gesetz vom 8. April 1535, ein anderes vom 12. April 1584 und noch ein halbes Dutzend andere; schließt diese Abhandlung mit Triumph: „Dies ist genug, um darzuthun, daß zu der Zeit, von welcher wir handeln, es allerdings Bravi gab; (Questo basta a farne certi che nel tempo, di cui noi trattiamo c'era dei bravi (suttavia), und fährt dann, quasi rebene gesta in seiner Erzählung fort, und zwar unmittelbar, wie folgt.

„Daß die beyden oben beschriebenen dort standen um Jemand zu erwarten, war nur zu augenscheinlich." (Che i due descriti di sopra stessero ivi in aspetto di qualcheduno era cosa troppo evidente!!).

Könnte man es uns verdenken, wenn wir nach einem solchen Passus — und er begegnet uns überdies auf den ersten Seiten — das Buch schlössen und wieder zu den Antonie sottilissime di Bertoldo zurückkehrten? Dort schlagen wir auf:

„Die Königin, die noch immer von Zorn brannte, gegen Bertoldo, und auf alle Weise wollte, daß er Prügel bekäme, befahl ihren Wachen, wenn er herauf käme, ihn ohne Barmherzigkeit durchzuprügeln, und ließ ihn von vier Dienern begleiten, die ihr Nachricht bringen sollten, wie die Sache gegangen wäre."

„Als Bertoldo sah, daß er auf keine Weise entkommen konnte, kehrte er zu seiner gewohnten List zurück und wandte sich gegen die Königin und sprach: Weil ich denn doch deutlich sehe, daß du durchaus willst, daß ich geprügelt werde; so lasse mir die Gnade widerfahren, bitte ich dich demüthig, was eine geringe Bitte ist und

Digitized by Google

du thun kannſt, da es dir doch gleichgültig ſeyn kann, wenn ich nur geprügelt werde; ſage dieſen deinen Leuten, die mich begleiten ſollen, daß ſie den Wachen befehlen: ſie ſollen das Haupt verſchonen und alles übrige dafür deſto ſchlimmer behandeln.“

„Die Königin, welche die Metapher nicht verſtand, befahl jenen, daß ſie den Wachen ſagten: ſie ſollten das Haupt verſchonen und alles übrige deſto ſchlimmer behandeln, wie ſie wüßten. Und dieſe, Bertoldo vor ihnen her, gingen zu den Wachen, welche bereits die Knüttel in der Hand hatten, um ihr beſtes zu thun, und da ſie dieſelben bereit ſahen, ſagten ſie: ſie ſollten das Haupt verſchonen und alles übrige um ſo ſchlimmer behandeln, wie die Königin befohlen hätte.“

„Die Wachen, da ſie Bertoldo den übrigen an der Spitze ſahen, dachten: er müſſe das Haupt ſeyn, und ließen ihn vorüber, ohne ihm einen Schlag zu geben; als aber die Diener kamen, fielen ſie über dieſelben her und bedeuten ſie dermaßen, daß ihnen alle Glieder zerſchlagen wurden, und kein einziger geſund zur Königin zurückkehrte.“

Wie! wenn nun der Erzähler dieſes vortrefflichen Schwanks in dem Moment, wo die Wachen anfangen ſollten, den Befehl der Königin zu vollziehen, plötzlich inne gehalten und einen gelehrten Beweis eingeſchaltet hätte, daß es in der That zur Zeit des Königs Alboin bereits Prügel gab und Leute, welche dieſelben austheilten und reſpektive empfingen! Ginge damit nicht aller Effekt der Scene verloren?

Von dem Vater des neuern hiſtoriſchen Romans, Walter Scott, wäre uns kein Beiſpiel gleicher Nachläßigkeit bekannt; und wir ſollten daher faſt vermuthen, daß Manzoni ſich, ſtatt deſſelben, einen ſeiner zahlreichen Stiefſöhne zum Muſter genommen hätte. Wenn von den dreißig bis vierzig Erröthungen (meiſt, zum Unterſchied von den Erröthungen anderer Autoren, „bis über die Stirn hinauf“), welche den berühmten deutſchen Roman Lichtenſtein charakteriſiren, nicht in den Promessi Sposi nur eine ſehr mäßige Anzahl zu finden wäre, würden wir ohne Bedenken auf unſern großen Landsmann Wilhelm Hauff fallen. Wenigſtens erinnern wir uns, den dieſem großen Manne eine Stelle geleſen zu haben, worin er einen der getadelten Nachläßigkeit Manzonis ſehr ähnlichen Kunſtgriff anwendet, um uns aus der gefährlichen Täuſchung zu reißen, daß ſeine reizenden Ulmerinnen nicht etwa wirkliche Perſonen oder Frauenzimmer ſind, in welche wir uns verlieben könnten, ſondern bloße Romanheldinnen, nach denen wir vergeblich ſchmachten würden. Der Romantiker hat uns nämlich in einen glänzenden Ballſaal begleitet, und hier — wo er perieulum in mora ſieht — unterbricht er ſich plötzlich und führt, ſtatt uns die Tänze ſeiner Herren und Damen zu zeigen, uns vor einen alten Kupferſtich, den er unter Glas und Rahmen in ſeiner Studierſtube hängen hat, und auf welchem dieſe und andere Tänze ſehr natürlich abgebildet ſind; mit demſelben Effekt, mit welchem man einem Hungrigen den Speiſezettel eines Paſtetenbäckers austrug: er betrachtete die vortrefflichen patés aux perdrix etc. (demandez au garçon des Frères Provençaux au Palais-Royal) ſo begierig, daß er in kurzem völlig geſättigt wurde.

Go, get thee gone, thou falſe deluding ſlave,
That feed'ſt me with the very name of meat?
Sorrow on thee and all the pack of you,
That triumph thus upon my misery!
Go, get thee gone, ſay!

Warum wir uns ſo weitläuftig über ein Werk verbreiten, das wir doch nur tadeln? Weil wir uns nicht enthalten können, zu geſtehen, daß daſſelbe ungeachtet aller ſeiner Fehler und Nachläßigkeiten uns ſehr intereſſirt, zuweilen durch dramatiſchen Effekt hingeriſſen hat. Die Beſchränktheit des Raumes, auf den wir angewieſen ſind, verbietet uns zum Beleg mehr, als eine einzige kurze Scene herauszuheben. Wir wählen den Volksaufſtand in Mailand, in welchen Renzo, nachdem er ſein heimathliches Dorf verlaſſen hat und — man weiß nicht recht warum — nach Mailand gezogen iſt, hineingezogen wird. (2r Bd. S. 10 ff.)

„Auf der Straße, welche die Corsia de' Servi genannt wird, war und iſt noch gegenwärtig unter demſelben Namen ein Bäckerladen, El prestin di scanse auf mailändiſch genannt, was ſo viel bedeutet, als das italieniſche il forno delle grucce (der Backofen zu den Krücken). Dahin wandte ſich der Hauſe. Die vor dem Laden ſtanden, befragten den mit leerem Korbe zurückgekehrten Jungen, der ganz beſtürzt und verwirrt ſtammelnd ſeine traurige Geſchichte erzählte, als man das Geräuſche einer bewegten Menge vernahm; es wuchs und näherte ſich; bald erſchienen die Vorläufer des Haufens.“

„Schließe! ſchließe! ſchnell! ſchnell!“ Einer läuft, Hülfe von dem Capitano di Giuſtizia (Polizeycommiſſair) zu verlangen, die andern ſchließen eilig den Laden, verriegeln und verrammeln von innen die Thüren. Die Menge ſängt an draußen ſich zu vermehren; und zu ſchreyen: „Brod! Brod! macht auf! macht auf!“

(Beſchluß folgt.)

Digitized by Google

№. 5.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 15. Januar 1828.

Italienische Literatur.

(Beschluß.)

Da kommt der Capitano di Giustizia an, umgeben von einer Schaar Hellebardire: „Platz, Platz! meine Kinder, nach Hause! nach Hause! Macht Platz für den Capitano!“ rief er selbst und seine Begleiter. Die Volksmenge, die noch nicht dicht genug war, weicht etwas zurück, so daß sie hindurchdringen und sich, wenn nicht geordnet, doch an einander gedrängt, mit den Rücken an der Thür des verschlossenen Ladens aufstellen können. „Meine Kinder,“ redete jetzt der Capitano das Volk an, „was macht ihr hier? nach Hause! nach Hause! Wo bleibt die Furcht Gottes? Was wird der König, unser Herr, sagen? Wir wollen euch kein Leides thun; aber geht nach Hause! So, brav! Was könnt ihr hier holen wollen so in einander gedrängt? Nichts Gutes, weder für den Leib, noch für die Seele. Nach Hause! nach Hause!“ Aber die, welche dem Redner ins Gesicht sahen und seine Worte hörten, sie hätten sie ihm gehorchen können, selbst wenn sie gewollt hätten, gedrängt, wie sie waren, und vorwärts gedrückt von den Hinteren, die wieder von andern vorgestoßen wurden, wie Woge von Woge, von Stufe zu Stufe bis zu dem äußersten Rand des Haufens, der immer mehr zunahm. Der Capitano fing an etwas besorgt zu werden: „Drängt sie zurück, daß ich Luft bekomme,“ sagte er zu den Hellebardirern, „aber thut Niemand etwas zu Leide. Wir wollen uns in den Laden zurückziehen; stoßt zu! drängt sie zurück!“

„Zurück! zurück!“ riefen die Hellebardire, indem alle zugleich auf die ersten eindrangen und sie mit dem Schaft ihrer Waffe zurückstießen. Diese schreyen, treten hinter sich, so gut sie können, geben denen, die sie vordrücken, Stöße mit der Schulter auf die Brust, mit den Ellenbogen auf den Bauch, Fußtritte auf die Zehen, es entsteht ein Druck, eine Enge, ein Gedränge, daß die, welche in der Mitte waren, etwas dafür bezahlt hätten, anderwärts zu seyn. Indessen hat man an der Thür etwas Raum gewonnen. Der Capitano klopft, pocht an, ruft: man solle öffnen. Die von Innen sehen aus den Fenstern, eilen schnell herab und machen auf. Der Capitano tritt ein, befiehlt den Hellebardiren, daß sie sich gleichfalls hineindrängen, einer nach dem andern, indem die letzten den Haufen mit den Waffen zurückhalten. So wie alle darin sind, werden die Riegel wieder vorgeschoben; der Capitano steigt eilig die Treppe hinauf, und tritt an ein Fenster: „Uh, welches Gewimmel!“ „Meine Kinder,“ ruft er hinab; viele sehen hinauf: „meine Kinder, geht nach Hause! Allgemeine Verzeihung für alle, die sogleich nach Hause gehen!“

„Brod! Brod! macht auf! macht auf!“ waren die vernehmlichen Stimmen unter dem ungeheuren Geschrey, welches die Menge zur Antwort gab.

„Verstand, meine Kinder! habt wohl Acht! noch habt ihr Zeit. Fort, geht, kehrt nach Hause! Ihr sollt Brod haben, aber das ist nicht die Manier. — Eh! — eh! Was macht ihr dort unten! eh! hier an dieser Thür! bewahre, bewahre! Ich seh' es, ich seh' es. Vernunft! nehmt euch in Ach! das ist ein großes Verbrechen! Aber jetzt komme ich! eh! eh! weg diese Eisen! herunter mit den Händen! Bewahre! Ihr Milanesen, die ihr in der ganzen Welt durch eure Gutherzigkeit berühmt seyd! Hört, Ihr seyd immer gute Kinder ge — — Ah, Canaille!“ Diese plötzliche Veränderung des Styls wurde durch einen Stein veranlaßt, welcher von den Händen eines dieser guten Kinder geworfen, dem Capitano vor die Stirn geflogen kam, gerade auf die linke Beule der Profunditas metaphysica. „Canaille! Canaille!“ fuhr er fort zu schreyen, indem er in der Wuth das Fenster schloß und sich zurückzog. Aber so viel er auch geschrieen haben mochte, was ihm immer in den Mund kam, seine Worte, gute und böse, hatten sich alle in der Luft verloren, von dem verwirrten Geschrey verschlungen, welches von unten herauf kam. Das, was er unten gesehen hatte, und worauf sich seine Ausrufungen bezogen, war ein Arbeiten mit Steinen, mit Eisen — die ersten besten, die ihnen in die

Digitized by Google

Hand gekommen waren — an der Thür und an den Fenstern, um den Laden aufzusprengen, und schon war das Werk wacker vorgerückt.

Indessen erhoben der Herr und die Knechte der Bäckerey, die an den Fenstern des obern Stocks waren, mit einem Vorrath von Steinen versehen, den sie wahrscheinlich aus ihrem Hofraum geholt hatten ein Geschrey, bedeuteten die, welche unten waren, durch Zeichen und Gebehrden, sie sollten es seyn lassen; zeigten die Steine, und gaben zu verstehen, daß sie herabwerfen würden. Und da sie sahen, daß dieses Alles nichts half, so fingen sie an, wirklich damit zu werfen. Nicht ein einziger ging fehl; denn das Gedränge war so groß, daß — wie man zu sagen pflegt — kein Hirsenkorn hätte zur Erde fallen können.

„Ah Schurken! ah Scheime! das ist das Brod, welches ihr armen Leuten gebt? o weh! o weh! Jezt, jezt! drauf!“ schrie es von unten. Mehr als einer wurde übel zugerichtet, zwey Knaben blieben todt auf dem Platze. Aber die Wuth steigerte die Kräfte der Menge. Die Thüren, die Gitter wurden erbrochen, und der Strom wogte von allen Seiten herein. Die von innen, da sie die drohende Gefahr sahen, flüchteten sich eiligst auf den Boden, der Capitano, die Hellebardire und einige der Hausbewohner standen hier in einem Winkel unter den Ziegeln zusammengedrückt; die übrigen stiegen aus den Kappfenstern und irrten wie Katzen auf den Dächern herum.

Ueber dem Anblick der Beute vergaßen die Sieger ihre blutigen Rachepläne. Sie stürzen sich auf die Kasten; das Brod wird geplündert. Andere bemühen sich, das Schloß der Bank zu erbrechen, ergreifen die Geldschüsseln, nehmen einige Handvoll und gehen mit dem Raub davon, um wieder zurückzukehren und sich das Brod zuzueignen, das etwa noch übrig geblieben ist. Die Menge verbreitet sich über die Speicher im Innern. Sie fallen über die Säcke her, werfen einen derselben um, öffnen ihn, und lassen, um ihn bequemer davon tragen zu können, einen Theil des Mehles herauslaufen. Andere mit dem Geschrey: warte! warte! machen sich an die Gewande und Kleider der Geplünderten; noch andere werfen sich auf einen Backtrog und bemächtigen sich des Teiges, der sich verlängt, und ihnen so von allen Seiten wieder entgeht. Jener, der einen Mehlbeutel erbeutet hat, trägt ihn hoch in der Luft herum; der Eine kommt, der Andere geht, der Dritte spürt herum. Männer, Weiber, Kinder; Stöße, Gegenstöße, Geschrey; und ein weißer Staub, der sich überall erhebt, Alles bedeckt und wie in einen Nebel einhüllt. Von außen ein Gedränge nach entgegengesezten Richtungen, indem die Einen mit der gemachten Beute davon eilen, die Andern, um Beute zu machen eindringen wollen und so beyde auf einander stoßen, sich gegenseitig aufhalten und verwirren.“

Aehnlichen Schilderungen, wie dieser und der darauf folgenden von der Belagerung des Vicario de Provisioni in seinem Hause, begegnen wir leider zu selten, als daß sie die zahlreichen Mißgriffe in Vergessenheit bringen könnten, zu denen Manzoni theils die Unfähigkeit, seine Individualität zu verläugnen, theils ein dieser Unfähigkeit scheinbar widersprechendes, aber nur aus dem Bewußtseyn derselben hervorgehendes überängstliches Bestreben, in allen Details der Natur und Geschichte treu zu bleiben, verleitet haben.

Wenn wir uns genöthigt sehen, selbst über Manzoni, den Fürsten der neuen italienischen romantischen Historiker, ein im Ganzen so wenig günstiges Urtheil zu fällen; so fühlen wir uns in der That versucht, seine Nachfolger und Unterthanen — imitatorum pecus — völlig mit Stillschweigen zu übergehen, und werden nur durch das unverdiente Lob, welches — außer einer der unbedeutendsten, der Vesper in Mailand — alle italienische Zeitschriften ihnen in reichem Maaße ertheilt haben, veranlaßt, einige Augenblicke bey ihnen zu verweilen. Sibilla Odaleta und Schloß Trezzo geben uns eine Mischung von Roman und Geschichte, die nirgend, weder in der wirklichen, noch in der poetischen Welt jemals existirt haben kann, außer in der Phantasie der Verfasser. Mit Manzoni gemein haben sie nichts, als die noch häufiger wiederkehrenden geschickten Uebergänge, in der Art, wie: „Gevatter, da wir gerade vom Wurstmachen reden, was macht eure liebe Frau?“ — Aber wenn Manzoni darin fehlt, daß er zu ängstlich besorgt ist, seine poetische Wahrheit durch die historische zu bestätigen; so wird in den angeführten beyden Romanen — vielleicht aus Rache — die Geschichte auf eine Weise gemißhandelt, daß auch die Poesie, die derselben ihr Entstehen verdankt, darüber zu Grunde gehen muß. Als Beyspiel wollen wir nur anführen, daß in Sibilla Odaleta das Schicksal der Hauptheiden und Heldinnen lediglich von einem geheimen Gang abhängt, welcher — der Versicherung des Verfassers nach, ganz auf dieselbe Art wie Brunnels Gang unter der Themse — unter einem Meeresarm angelegt ist und die ganze Gesellschaft in dem Augenblick rettet, wo ihr Untergang unvermeidlich scheint. Ueberall führt der Zufall das Regiment. Ist es aber schon an den Geschichtschreiber eine unerläßliche Forderung, daß er die Reihe scheinbarer Zufälligkeiten, welche den Verlauf der Welthändel bildet, durch Entwicklung ihrer Ursachen und Gründe in eine Kette verwandle, deren Glieder in nothwendigem Zusammenhange stehen; wie viel größer ist diese

Digitized by Google

Verpflichtung für den Romanschreiber, der diesen Zusammenhang nicht in der — blöden Augen undurchdringlichen, äußeren Welt, sondern nur in der durchsichtigen, von dem Lichte der Phantasie durchdrungenen innern zu suchen hat? Bey jeder Berechnung der Naturkräfte wird immer auch dem begabtesten Geiste ein Bruch übrig bleiben; aber in den Schöpfungen des Geistes muß die Rechnung aufgehen, die wir nicht als unrichtig verwerfen sollen.

Der Verfasser von Cabrino Fondulo, der auch in jeder andern Hinsicht Manzoni am nächsten steht, scheint dies erkannt zu haben, und wenn er sich begnügt hätte, das Leben Cabrinos einfach zu erzählen, so zweifeln wir nicht, daß wir eine recht gute Biographie von ihm erhalten hätten. Leider versuchte er aber einzelne Scenen — mitten in der ruhigsten Erzählung — zu dramatisiren, und da er nicht das geringste Talent zum Dialog besitzt, so hat er durch diesen einen Mißgriff sein ganzes Werk ungenießbar gemacht. Die Einflechtung erdichteter Gespräche in die Geschichte ließe sich vielleicht durch die erdichteten Reden der Alten und noch mehr durch das Beyspiel des nordischen Snorre Sturleson rechtfertigen, aber vor allen Dingen müssen wir verlangen, daß diese Gespräche nicht trocken und leblos, sondern wahr sind. Tous les genres sont bons hors le genre ennuyeux!

Mayland, den 29. Okt. 1827.

Karl Heinrich Hermes.

Vermischte Schriften.

Kleine Schriften historischen, politischen, juristischen Inhalts von D. L. v. Dresch, K. B. Hofrathe, öffentl. ord. Lehrer des Staatsrechts, deutschen Bundesrechts und europ. Völkerrechts an der Ludwig-Maximilians-Universität ꝛc. ꝛc. Ulm, 1827. Im Verlage der Stettinischen Buchhandlung.

„Die Titel meiner verschiedenartigen Beschäftigungen," sagt Hr. von Dresch in der Vorrede des vorliegenden Werks, „stehen darum auf dem Titelblatte, damit sie die Entstehung dieses Buches erklären, und, wenn es nöthig seyn sollte, auch entschuldigen." Der Entschuldigung bedarf es wohl nicht für die Verehrer eines ausgezeichneten Schriftstellers, warum er ihnen diesmal kein größeres zusammenhängendes Werk, sondern eine Sammlung kleinerer Schriften, die durch Inhalt und Entstehungszeit von einander verschieden sind, darbeut. Sie bedauern nur, wenn, der gegebenen Erklärung zufolge, keine umfassendere Arbeiten von einem durch Amtsverhältnisse so vielfach in Anspruch genommenen Meister für die nächste Zukunft erwartet werden dürfen. Die kleineren Schriften aber sind ihnen gleichfalls willkommen, nicht nur, weil bey der Behandlung verschiedenartiger Gegenstände in einem Buche der Verf. die Vielseitigkeit seiner geistigen Thätigkeit und überschauen läßt, sondern vornämlich, weil in der kürzeren, gedrängteren Darstellung oft lebendiger der Geist des Schriftstellers ausgesprochen, der des Lesers kräftiger angesprochen wird. Was namentlich die vorliegende Sammlung betrifft, welche Historisches zumeist, aber auch Politisches und Juristisches, und unter diesem immer wieder das Historische vorherrschend, enthält; so gibt sie recht eigentlich das politische und historische Glaubensbekenntniß des achtungswerthen Verfassers. Altes und Neues seit 1810 bis 1826, Bekanntes und Unbekanntes, solches, dessen nähere Beziehung und Bedeutung mit der Geschichte der vergangenen Jahrzehente längst verschwunden ist und was deshalb für unsere Tage nur noch einen historischen, man möchte bald sagen, antiquarischen Werth hat, und solches, was der Gegenwart angehört und ein gutes Wort zur Stunde noch immer ist, treffen wir hier. Um den Leser in die Verhältnisse zu versetzen, in welchen das Einzelne entstanden ist und aus welchen allein Manches in dem Buche richtig verstanden werden kann, ist vor jeder dieser Abhandlungen eine kleine Vorrede eingeschaltet, worin zugleich andere dem Verf. der Mittheilung werth scheinende Erfahrungen und Bemerkungen stehen.

Zuerst kommen Bemerkungen über die Bildung des Diplomatikers, als Einleitung zu Vorlesungen an der Universität zu Tübingen. Kurz und treffend wird von der so häufigen Vernachlässigung des wissenschaftlichen Studiums der diplomatischen Laufbahn und von der Nothwendigkeit einer gründlichen Bildung für dieselbe gesprochen, und hiezu Naturrecht, die Kenntniß der inneren Organisation der Regierungen und des Staatsrechts, des europäischen Völkerrechts, vor allen aber Geschichte, besonders jene der drey letzten Jahrhunderte, Statistik, Staatswirthschaft und Erlernung der diplomatischen Sprachen empfohlen. Einen juristischen Gegenstand behandelt die fünfte Abhandlung, Betrachtungen über die Ansprüche der Juden auf das Bürgerrecht, insbesondere in der freyen Stadt Frankfurt am Main, geschr. und gedr. 1816. Diese, die Aufnahme der Israeliten ins Bürgerrecht christlicher Staaten nicht ohne Leidenschaftlichkeit, aber mit Geist bestreitende und kräftig davon abmahnende Schrift ist in den neuesten Zeiten, wo die bürgerlichen Verhältnisse der Juden in einzelnen Staaten von Regierungen und Ständen

Digitized by Google

gesetzliche Bestimmung erwarten, von denen, welche in dieser Sache mitzusprechen haben, nicht zu übersehen. Besonders sucht der Verf. in dem religiösen Hochmuth und Korporationsgeiste der Juden, der sie mit den Bekennern eines andern Glaubens nie in brüderliches Verhältniß treten lasse, die Gefahr nachzuweisen, die aus ihrer Einbürgerung entspringen müßte. — Napoleon Bonapartes Wiederkehr. Was haben wir zu fürchten? Was zu thun? Kleinmüthigen zum Troste geschrieben den 25. März 1815, und die Betrachtungen über den deutschen Bund, geschr. und gedr. 1817, haben mehr blos ein histo-risches Interesse. Die erstere Schrift ruft uns die allge-meine, der nächsten Zukunft bang entgegenharrende Stimmung jener Tage zurück, da Napoleon plötzlich den Thron der Bourbone wieder eingenommen und damit allen Freunden des Königshauses, allen Fürsten und Völkern den Krieg erklärt hatte; eine kräftige Schil-derung der allgemeinen Gefahr und Schande, wenn nicht von allen Seiten der Widerstand und baldiger An-griff des Feindes in Frankreich selbst geschehe. Die Betrachtungen über den deutschen Bund enthalten Vor-schläge zu einer Zeit, als die Mitglieder über Princip und Zweck ihrer Konföderation sich noch nicht vereinigt hatten.

Das Beste und Anziehendste in der vorliegenden Sammlung sind unstreitig die geschichtlichen Abhandlun-gen, drey Vorlesungen über J. v. Müllers XXIV. Bücher allg. Gesch., die sieben Perioden der deutschen Geschichte, über den methodi-schen Unterricht in der allgemeinen Geschichte und eine lateinische Rede über den Zustand Europas im Jahre 1811, zu Tübingen geschrieben und vorgetragen. Nicht nur die gewandte, lebendige, klare Darstellung, der edle Styl, die fließende Sprache, sondern der Geist des Historikers, seine Grundsätze über Auffassung und Behandlung des geschichtlichen Stoffes, sein pragmatischer Blick über ganze Massen und einzelne Theile, einzelne Zeiten, Völker, Menschen begegnen uns hier, wie in seinen früheren und größeren Schriften. Ueber die aus der kantischen Schule hervorgegangene Darstellung der Geschichte nach philosophischen Ideen, die nicht in ihr gefunden, sondern in sie gelegt werden, urtheilt der Verfasser S. 25 so: „Der Universalhistori-ker darf nicht die Vorsehung spielen wollen, d. h. nicht einen selbstgeschaffenen Plan für die Entwicklungsstufen des Menschengeschlechts hinstellen, und in demselben alsdann die Geschichte, die mag sich auch noch so sehr sträuben, einzwängen. Was die Vorsehung über das Menschengeschlecht beschlossen hat, ist in keiner Schulform-mel enthalten. Der Historiker begnüge sich, aus einem Zeitalter das andere zu begreifen. Höchstens mag er einen problematischen Seherblick (denn wer vermag alle Tiefen des menschlichen Herzens und Geistes und das Spiel unvorhergesehener oder kleiner gar nicht beachteter Ereignisse zu berechnen und zu ermessen?) in die Zukunft wagen: mit Gewißheit wird er aber den Propheten nur dann spielen können, wenn eine große Erscheinung mit allen ihren Folgen hinter ihm liegt: dann wird er bey der Entwicklung jener Erscheinung schon ihre Folgen vorhersagen können, weil ihm die Geschichte selbst das Auge geöffnet hat.“ S. 242. „Man soll die Geschichte mit einem philosophischen Blick auffassen, sie aber nicht nach einem philosophischen Systeme schreiben.“ S. 64. „In der That — wie jedes philosophische System nur ein einseitiges wird, weil der Gegenstand desselben etwas Unendliches, der Geist seines Schöpfers aber immer durch die Schranken der Endlichkeit bedingt ist; wie demnach die wahre Philosophie (und selbst die nur, so weit sie der Mensch zu finden vermag) allein in dem Resultate aller Phi-losophien bis ans Ende der Zeiten liegt; so wird auch der Plan Gottes in der Geschichte nur mit dem Ende aller Geschichte vor Augen liegen.“

Der freye Geist und die unerschrockene Sprache des Verfassers in einer harten und gefahrvollen Zeit, in einem Lande, dessen König die unumschränkte Gewalt so hoch hielt, verdienen die ehrenvollste Anerkennung der Mit- und Nachwelt, (malo cum Catone inquietam libertatem, quam quietam servitutem S. 44). „Täglich fallen alte Schranken der Willkühr mehr, verschwinden in den einzelnen Staaten und in dem europäischen Staa-tensistem die Mittelmächte, steigt noch die Zahl der Heere, und mit ihnen die Last der Völker. In der That, die Geschichte selbst schon rechtfertigt die Be-sorgnisse vor unmäßiger Gewalt und unmäßigen Her-ren.“ S. 106.)

Den Schluß des Ganzen bildet die vor Kurzem auch in öffentlichen Blättern mitgetheilte Rede bey der Eröffnungsfeyer der Ludwig-Maximilians-Universität zu München am 15. Nov. 1826 gehalten. Wir enthalten uns ihrer nähern Anzeige, da sie unsern Lesern bekannt seyn wird.

G.

Berichtigung.

Nr. 3. S. 16. Zeile 15 von oben lies I say statt Isay.

Digitized by Google

N°. 6.

Literatur-Blatt.

Freytag, den 18. Januar 1828.

Lyrische Dichtkunst.

Lyrische Gedichte von Ludwig Neuffer, Leipzig bey Leopold Voß. 1827.

Gedichte von Justinus Kerner. Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1826. VI und 224 S.

Wir stellen diese zwey schwäbischen Dichter neben einander, nicht wegen ihrer Aehnlichkeit; vielmehr wegen ihrer Unähnlichkeit. Sie bilden so sehr Gegensätze, daß ein Jeder von ihnen gerade das hat, was dem Andern fehlt, und eines Jeglichen Vorzüge an den Mängeln des Andern erläutert werden können. Herr L. Neuffer, seit vierzig Jahren in Stunden der Muse mit Poesie beschäftigt und fast eben so lang in Deutschland bekannt, der beym heranrückenden Abende seines Lebens diese Sammlung als eine Gabe der lezten Hand seinen Freunden hinterlassen möchte, ist — um bey der Form anzufangen — ein äußerst korrekter Dichter, dessen Produkte sämmtlich in Hinsicht auf äußere Gestaltung und Sprache von der größten Sorgfalt und Pflege zeugen und durch wiederholt angelegte Feile gerundet erscheinen. Herr J. Kerner, geboren um die Zeit, wo jener zu singen begann, jedoch jezt auch schon ins berühmte Schwabenalter getreten, hat in Beziehung auf die Form fast alle absichtlichen Nachlässigkeiten der neuern Schule und außerdem die unabsichtlichen der dichtenden Jugend in Versbau und Grammatik beybehalten, und scheut sich nicht in der dritten Linie seiner Sammlung einen (leicht vermiedenen) Sprachfehler zu machen. Er singt:

„Herz gedenkst du noch der Stelle,
Wo einst unser Frühling war,
Deines Lustnau's Blüthen-Bäumen,
Der verlassenen Kapelle,
Jenes Himmels wunderbar?
Ach! es war ein kurzes Träumen,
Schmerz der Trennung lange Jahr."

Die Sprache ist hier mehrfach, zulezt die Konstruktion bis zur Undeutlichkeit, verlezt. Wie spiegelglatt ist dagegen Herrn Neuffers Ausdruck in folgendem, dem obigen ganz ähnlichen Gedanken (S. 20):

„Dann such' ich jede Stelle,
Wo ich mit Ida ging,
Dann blick' ich in die Quelle,
Worauf ihr Auge hing,
Dann ruh' ich unter Bäumen,
Wo Ihr zur Seit' ich saß,
Und in beglückten Träumen
Die Welt um mich vergaß."

Nicht weniger unähnlich als das Aeußere in den Liedern beyder Dichter ist auch die innere Gestaltung ihrer beyderseitigen Produkte, die, wenn man ihr nachgeht, zulezt, auch auf zweyerley Quellen führt, aus welchen ihre Poesie geflossen. Und hier ist unstreitig der Vorzug auf der Seite des eben getadelten Dichters. Seine Poesie hat nicht nur die Fehler, sondern auch die Tugenden der ächten Naturpoesie; wogegen wir Herrn Neuffers Dichtungen, deren Form wir als künstlerischer bezeichnet haben, wenn wir sie bis zu ihrem Ursprunge verfolgen, doch nur künstliche heißen können. Kerners Lieder sind fliegende Phantasien und Gefühle; Neuffers Gedichte sind aus dem Gedanken entsprungen, der sich bey Einbildungskraft und Gefühl erst um die Flügel umsieht. Nicht, daß wir eine solche Poesie geringschätzen wollen; sind doch die meisten Menschen (und Gott sey Dank, daß es so ist) Verstandesmenschen; aber auch sie wollen ihre Erhebung haben; auch sie verlangen ihre Poesie, und diese soll eben, durch alle Gattungen hindurch, bis in die Lyrik hinein, didaktisch seyn; der lautre Schaum der Phantasie und Empfindung, ohne reellen Bodensatz, däucht ihnen unschmackhaft und schaal. Gewiß, um der Mehrzahl willen muß es Verstandesdichter geben: was kann die Menge mit einem Aeschylus und einem Pindar anfangen? Es ist daher eine große Ungerechtigkeit hyperpoetischer Kritiker, die Horaze aller Zeiten nicht gelten lassen zu wollen: der Begriff (so parador es lautet) hat auch seine Poesie, und mit Bildern und Gefühlen überkleidete Begriffe haben für die Menschen mehr Reiz, als die nackten Begriffe. Der Deutsche besonders hat von jeher besungene Abstrakta geliebt, und daher werden gewiß die mit rednerischer

Digitized by Google

Wärme gedichteten Hymnen Neuffers an die Ruhe, an die Liebe, an die Milde, an die Freundschaft, an die Hoffnung, an die Einsamkeit, an den Schlaf, an die Grazien zahlreiche und bewundernde Leser finden; Kerners Gedichte; in welchen bald die Freundschaft, bald die Liebe, bald die Hoffnung, bald das Leid als die Seele lebt, die sich den Leib des Liedes schafft, sind im Ganzen nur für die Wenigen, die die Dichtung in sich tragen und nicht erst draussen darnach fragen; aber diese Wenigen sind eben die ächt-dichterischen Gemüther, und darum müssen Kerners Lieder auf eine andere Stufe gestellt werden. Die Kerner'schen Gedichte tragen auch alle den Charakter des wahren Liedes, sie sind schlagend, kurz, ohne Umgang; sie führen durch keine Formeln zur Empfindung und zum Bilde. Herrn Neuffers Dichtungen haben ihre Eingänge, ihre sorgfältig gearbeiteten Uebergänge; sie sind lang, und zuweilen breit; vielen ließe sich, der vielfach wechselnden Gedankenreihe wegen, durchaus keine Melodie geben; viele wären nur als Recitativ zu singen. Die Soldenmaaße Kerners sind durchaus lyrisch; Herr Neuffer liebt die breiten, elegischen. Kerners Anschauungs- und Empfindungsweise trägt das Gepräge einer einzigen Persönlichkeit, seiner eigenen; Neuffer eignet sich Bilder und Gefühle mit fremden Gewändern an; weil beyde das Hinzukommende, das Aufgesuchte bey ihm sind, und das Bleibende nur der Verstand und der Geschmack. Aber auch Verstand und Geschmack ist schon viel werth, und Produktionen, die von diesen zweyen geleitet sind, werden sich immer Beyfall erwerben.

Doch, wir müssen durch einige Beyspiele beweisen, daß wir nicht in den Tag hinein geurtheilt haben.

Die Freundschaft z. B. begeistert beyde Dichter; aber bey Neuffer ist und bleibt sie ein Abstraktum, dessen Merkmale der Verstand aufsucht und dem Dichtungsvermögen zuweist. Da beginnt denn die Hymne mit einer rhetorischen Formel (S. 99):

Erhabne Göttin, höre
Ein Lied zu deinem Preis.
Es huldigt deiner Ehre
Der Erde weiter Kreis.
Es wohnt in jeder Zone
Dein opfernd Priesterchor,
Zu deinem Sternenthrone
Flammt unser Dank empor u. s. w.

Dann folgen alle Vorzüge der Freundschaft, zum Theil in Gedanken, die wirklich mit Poesie überzogen sind, wie:

Du reichst den Rettungsfaden
Im dunkeln Labyrinth —

oder:

In Stürmen furchtbar mild
Stehst du, uns zu bewahren,
Mit diamantnem Schild —;

zum Theil aber auch in ganz nackten Begriffen, wie:

Du adelst alle Triebe,
Belebst das Pflichtgefühl u. s. w.

Wie behandelt dagegen Kerner die Freundschaft? In einem ganz konkreten Falle, vor dem Trinkglase eines verstorbenen Freundes, da spricht er, die Ewigkeit der Freundschaft in wunderbaren Gefühlen ahnend:

Du herrlich Glas, nun stehst du leer,
Glas, das er oft mit Lust gehoben!
Die Spinne hat rings um dich her
Indeß den düstern Flor gewoben.

Jetzt sollst du mir gefüllet seyn
Mondheil mit Gold der deutschen Reben!
In deiner Tiefe heil'gen Schein
Schau' ich hinab mit frommem Beben.

Was ich erschau' in deinem Grund,
Ist nicht Gewöhnlichen zu nennen,
Doch wird mir klar zu dieser Stund
Wie nichts den Freund vom Freund kann trennen.

Auf diesen Glauben, Glas so hold!
Trink' ich dich aus mit frohem Muthe;
Klar spiegelt sich der Sterne Gold,
Potal, in deinem theuren Blute.

Still geht der Mond das That entlang,
Ernst tönt die mitternächt'ge Stunde,
Leer steht das Glas, der heil'ge Klang
Tönt nach in dem krystallnen Grunde.

Wie ist hier alles Bild, alles Gefühl, alles nur Symbol und Ahnung des Gedankens! — Noch ein Beyspiel: Beyde Sänger ahnen die Nähe der fernen Geliebten; aber Herr Neuffer spricht dies in Strophen aus, die gewissermaaßen Gefühle enthalten, deren Präparate er bey den sentimentalen Dichtern seiner Zeit vorgefunden hat, ohne daß sie geradezu Nachahmung genannt werden könnten. Man höre (S. 140):

Ueber Thäler her und Hügel
Schweift, o Mina, du zu mir?
Auf der Sehnsucht weichem Flügel
Nahn verwandte Seelen sich.
In des Morgens Purpurglanze,
Der den jungen Tag entblüht,
Und im hohen Sternenkranze
Webet das geliebte Bild.

Unter grüngewölbten Bäumen,
In der Abendhöfte Wehn,
Hab' ich, wie in Zauberträumen,
Mina, deinen Geist gesehn.
Aus der Ferne hergezogen
Durch des Herzens Allgewalt,
Schwebte von dem Aetherbogen
Deine göttliche Gestalt.

Das sind schöne Verse, aber im Grunde wiederholen sie doch nur hergebrachte Gefühle in hergebrachten Wendungen. Dagegen, wie faßt Kerner den letztern Gedanken auf, und wo ist die Quelle, der folgendes Wun-

Digitized by Google

derbild entlehnt ist, als in des Dichters eigenster Phantasie?

Sonnenlauf (S. 158)

Weh, o weh der öden Sonne! stellt mit liebelosem Strahl
Zwischen mich und sie, die ferne, hohe Berg' und tiefe Thal',
Bringet Dörfer, bringet Städte, ziehet Flüsse, leitet See'n,
Läßt ein wild Gewühl von Menschen zwischen Ihr und mir erstehen
Und je näher dann die Sonne leuchtend an dem Himmel zieht,
Weh! je ferner sie, die ferne, über Berg' und Thale flieht.

Aber wenn die Sonne fliehet mit sich ziehend Berg' und Thal,
Mit sich ziehend Flüss' und Städte, und die Menschen alls zumal:
Kehret schon die Ferne weder; leis vom Abendstern bewacht
Schifft sie auf dem Kahn des Mondes durch das stille Meer der Nacht.

Das ist ein lyrisches, ächtes Mondscheinsgemälde! Herrn Neuffers Lied von neun Strophen (S. 23), das diesen Namen führt, ist nur aus Matthissonischen Mondfäden gewoben. Ueberhaupt herrscht in Kerners Liedern eine lyrische Wehmuth, die etwas ganz andres ist, als jene conventionelle, elegische, die ihr altes, denn doch der Mode unterworfnes Kleid nicht ablegen will. In jenen Liedern eines wahrhaften, aber nur fliegenden Schmerzes ist Kerners Muse unübertrefflich. Wie herrlich ist z. B. folgender schmerzliche Trost (S. 76):

„So lang noch Berg und Thale blühn,
Durch sie melodisch Flüsse ziehn,
Ein Vogel hoch im Blauen schwebt,
Gotthären sicht im Westhauch wallen,
Gedrage stehn. Abendröthe schallen,
Hat diese Welt nicht ausgelebt.
Und was die Menschen thun und treiben,
Ob frey sie oder Knechte bleiben,
Dem Frühling grämt es sich nicht ein.
Kein Treiber trinnt mich je in Zweifel,
Ist er ein Teufel aller Teufel —
Er ändert nicht der Sonne Schein!“

In solchen Liedern verherrlicht sich Kerners Gefühl, in einigen Romanzen seine seltne Phantasie. Neuffers Triumph sind seine ächt horazischen Epoden, die gewiß nach Form und Inhalt zu dem Besten gehören, was in solchen lyrischen Strafgedichten, wo der sittliche Unwille zur Poesie wird, in Deutschland geleistet worden ist. Hier ist er wirklich nicht blos „die bescheidne Biene, die ums matrinische Ufer mit vieler Arbeit Thymian sammelt;“ in den Oden: der Todtenkopf im Walde (S. 278). An Hilmar (S. 290). An Harpar (S. 293) hört man die strafenden Töne eines prophetischen Sangvogels, Kerner aber singt in Freud und Leid, „wie der Vogel singt, der auf den Zweigen wohnet.“ Eine seelenvolle Nachtigall strömt er Schmerz und Lust in Tönen aus, die aus der tiefen Brust hervorquellen.

Philosophie.

Kleine Schriften von Kajetan Weiller. Drittes Bändchen. Vermischte Reden und Abhandlungen. Passau, Friedrich Pustet, 1826.

Die in dem vorliegenden Bande enthaltenen vermischten Reden und Abhandlungen Weillers empfehlen sich nicht blos durch das Interesse, das schon die darin bearbeiteten Gegenstände aus dem Gebiete philosophischer Forschung erwecken, sondern vornämlich auch durch die klare Auffassung und einfache, deutliche Entwickelung derselben, die an einem natürlichen inneren Faden alle einzelne Erörterungen fortleitet und so das gründlich und allseitig vorbereitete Resultat in seiner Nothwendigkeit und Wahrheit hervorgehen läßt. Wenn besonders auch in dieser Hinsicht namentlich solche, die erst in die Hallen des philosophischen Studiums eintreten, mit den Schriften Weillers sich vertraut machen sollten; so werden sie aus denselben noch andern, nicht minder hohen Gewinn ziehen. Sie werden dadurch immer und immer auf die Stellung der Philosophie im Kreise alles menschlichen Wissens und Lebens, auf den Zusammenhang aller, auch der dem Scheine nach durchgängig positiven und äußerlichen, Disciplinen mit den innersten Lebenskräften und Keimen des menschlichen Geistes und Herzens hingewiesen; das Studium der Philosophie, und vorzüglich der Metaphysik, wird dem Menschen hier recht eigentlich zu einer Ehrensache gemacht, ohne welche er sein Selbst, die wahre Menschheit, das höhere Leben seiner geistigen Natur nicht realisiren könne. Neben dieser Festhaltung des praktischen, das ganze innere und äußere Leben und Thun der menschlichen Geister begründenden und umfassenden, Charakters der Philosophie, die aber keineswegs um eines bloßen Ruhens willen, sondern um ihrer eigenen übersinnlichen Kraft und Weihe willen mit dem Blick auf ihren unermeßlichen Segen für alle Gebiete und Gestaltungen des Lebens geliebt und getrieben werden soll, ist es die fortwährende Begeisterung des Verf. für die erhabenen und reinen Zwecke seiner Forschung, was diesen Abhandlungen und Reden gleichfalls einen großen Vorzug vor den kalten, trocknen, dürren metaphysischen und moralischen Untersuchungen anderer Philosophen verleiht, die entweder in den Ideen des Menschengeistes blos Zahlen oder ein leeres Negative erkennen und vom kalten Ofen sich nicht erwärmen lassen können, oder die unbegreiflicher Weise nicht im Stande sind, die Liebe ihres Herzens für das Höchste und Heiligste auch nur anzudeuten. So lesen wir S. 117: „Die gewöhnliche Ansicht der Metaphysik ist ganz irrig. Diese Wissenschaft ist kein bloßer Inbegriff kalter und leerer Abstraktionen, ausgezeichnet etwa nur durch den unübertrefflichen Grad ihrer Kälte und Leerheit. Auch in ihr offenbart sich das Wahre nicht dem bloßen Buchstaben, nur dem Geiste, dem in sich,

Digitized by Google

dem in seinem Innersten, lebendigen Geiste. Auch sie bedarf, wie jede lebendige Wissenschaft, der Erleuchtung und Weihe durch Begeisterung, wenn schon nicht gewaltiger und stürmischer, doch sanft und innig beleuchtender und belebender. Sie soll kein Eisgebiet darstellen, in welchen zwar glänzende, aber doch nur todte Gestalten starr umherstehen, und mehr frieren als sehen machen. Man muß in ihr, wie in der eben wieder erwachenden Natur wandeln, und sich des neuen Lebens freuen können, das sich da, obgleich noch nicht in vollen Blättern, Blüthen und Früchten, doch schon in den ersten zarten und fröhlichen Keimen zu gestalten beginnt."

Zu den genannten Vorzügen dieses Buches kommt die vielfache Rücksichtnahme des Verfassers auf die religiösen und politischen Bewegungen, wie auf die philosophischen Meynungen und Systeme der neuesten Zeit. Mit dem heiligen Feuer, das seinen unsterblichen Freund Jakobi durchdrang, tritt auch er in die Schranken mit dem alle Objektivität des menschlichen Erkennens verflüchtigenden Idealismus und rügt die verkehrte Mühe, mit den Schrauben des Verstandes aus dem Stoffe der Sinnenwelt ein positives Uebersinnliche zu gewinnen, indem er die von Jakobi bezeichnete, in den jüngsten Tagen von Schleyermacher, Twesten u. A. beleuchtete Bahn verfolgt, in der Tiefe des fühlenden Gemüthes die Erkenntnißquelle des Absoluten aufzusuchen. Hierher gehören die Reden „über die Aufgaben der Metaphysik und die Möglichkeit ihrer Auflösung" und „über eine gewöhnlich nicht genug beachtete Form des Unglaubens," und die beyden Abhandlungen „das Wesen der Philosophie aus ihrer Stellung in der Geschichte" und „Analyse der Natur unseres Erkennens." In diesen, so wie vorzüglich in der Rede über die „Wurzel des Ungehorsams" faßt er den politischen Zeitgeist und die Machinationen des Aberglaubens, den Mißbrauch des Heiligsten, um damit die Geister und Gewissen zu fesseln, und die allgemeine zügellose Herrschaft der Begierden ins Auge und spricht manch ein Wort zur rechten Zeit mit dem Freymuth, der Wahrheits- und Menschenliebe des ächten Weltweisen.

Unter den beyden Gedächtnißreden auf Schlichtegroll und den Freyherrn von Stengel zeichnet sich besonders die erstere aus, als treues Bild eines Mannes, dessen Leben und Wirksamkeit in jeder Beziehung die gerechtesten Ansprüche auf die Bewunderung und Liebe jedes Deutschen hat, und der in der That sich selbst keinen passenderen, rührenderen Nekrolog hätte schreiben können, als es Weiller gethan hat. Hier, wie in allen übrigen Abschnitten des Buches ist Sprache und Darstellung gleich edel und dem Gegenstande, den sie aussprechen soll, angemessen.

G.

Lyrische Dichtkunst.

Dichtungen. Von Johann Gabriel Seidl. Erster Theil. Balladen, Romanzen, Sagen und Lieder. Zweyter Theil. Lieder der Nacht. Elegieen aus Alfons von Lamartine. Die Deutung. Wien, Druck und Verlag von J. P. Sollinger, 1826.

Herr Seidl besitzt Phantasie, zarten Sinn und Darstellungsgabe. Wir haben mehrere ächt dichterische Klänge in dieser Sammlung gefunden und namentlich in den lyrischen Theilen derselben mit dem reinen und kindlichen Geiste des Sängers uns befreundet. Hierher gehören die Gedichte: an Wien, an die Scheidende, Liebchens Ferne, Schattengruß, Apologie, Nachtstille, Nachthelle, die Welt ein Schacht, Friede und Freude; der Ton der Romanze ist in Hans Euler, und König Erichs Glauben am besten gehalten. In den übrigen Romanzen, deren die Sammlung eine große Anzahl enthält und die meistens interessante Gegenstände behandeln, tritt bald die Reflexion bald das lyrische Element störend ein. Trotz dieser Mängel können wir jedoch der auf den Staubbach gedichteten Romanze: der Geist der Alpenwasser, und der andern schweizerischen: der Mönch, um ihrer großartigen und lebenvollen Bilder willen unseren Beyfall nicht versagen. Unter den Liedern ist manches Flache, Nichtssagende, was lieber weggeblieben wäre, um den Eindruck nicht zu schwächen, den sonst durch ihre reinen und klaren Töne die liebenswürdige Muse des Verfassers macht. Die Uebersetzungen aus Lamartine sind edel und fließend und beleidigen den Genius der deutschen Sprache nicht durch ängstliche Anbequemung an das Original. Das Drama „die Deutung" ist lebhaft, hat aber weiter keinen dramatischen Werth. Ein Liedchen im nieder-östreichischen Dialekt können wir unsern Lesern, welchen Herr Seidl als Mitarbeiter an mehreren Tagesblättern durch Gedichte in hochdeutscher Mundart wohl bekannt ist, nicht vorenthalten.

Gleichniß.

Schaud's wia dö Stearndaln dort
Zimperli thuan,
Und mid'n Augarln koan
Augablik ruan.

Is dös a Gschamikaid!
Dös thad koan Mân:
D' Jungfarn dö blinzeln so,
Schaud ma's z'stark ân.

Drum was ma sagen mag,
I says bald no:
D' Stearndan san Jüngfarln, drum
Blinzeln's a so!

№. 7.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 22. Januar 1828.

Geschichte.

Die Entstehungsgeschichte der freystädtischen Bünde im Mittelalter und in der neueren Zeit, vier Bücher. Von D. Friedrich Kortüm. Zürich in der Geßner'schen Buchhandlung, 1827.

Der Gedanke, welcher vorliegendes Werk ins Daseyn gerufen, und in ihm seine Durchführung gefunden hat, ist von großer Bedeutung und würde selbst dann aller Aufmerksamkeit werth seyn, wenn man in ihm auch nur den Gegensatz gegen ein politisch-historisches Theorem erblicken wollte, das immer festeren Fuß zu fassen scheint. Der Herr Verfasser erkennt weder in einer mittelalterlichen Feudalmonarchie, noch in einer autokratischen Willkührherrschaft, wie sie etwa von Louis XIV. oder Napoleon I. erstrebt und geübt worden ist, die Lösung der Aufgabe, welche das ewige Walten als Ziel der christlich-germanischen Völker- und Staaten-Entwickelung bestimmt haben möchte; dieses findet er vielmehr in bürgerlichen Einigungen (Unionen) zu Gemeinde-, Städte-, Volks- und Staatsgenossenschaften, die aus dem Grunde christlich-germanischer Freiheits- und Rechtsgesetze hervorgegangen seyn müßten. Als mehr oder minder glückliche Versuche aber, dieses Ziel zu erreichen, jene Aufgabe zu realisiren, betrachtet er nun die verschiedenen freystädtischen (republikanischen) Bünde und Einigungen, welche mit und seit dem lombardischen Städtebunde bis zu der nordamerikanischen Staatenunion immer aufs neue zu geschichtlicher Existenz, zu immer vollendeterer, aber nicht zu vollkommener Gestaltung hervorgetreten seyen. So ist es denn die historische Darstellung jener in diesen Bünden und Einigungen zu Tage gekommener Versuche, welche uns in gegenwärtiger „Entstehungsgeschichte der freystädtischen Bünde" dargeboten wird. Wir glauben unsern Lesern keinen deutlicheren Begriff von derselben, von dem Geist und Ton, in welchem sie verfaßt ist, und selbst von dem schon bezeichneten Grundgedanken des Herrn Verf. geben zu können, als indem wir ihnen mit wenigen Auslassungen und Aenderungen mittheilen, was dieser selbst darüber in einem einleitenden Totalüberblick angedeutet hat. Es heißt S. 6 und ff. ungefähr also:

Im Lombardenbunde, der nach fünfzehnjährigem Kampfe gegründet worden, kündigt sich für das zwölfte Jahrhundert diese Stimme des freystädtischen Geistes an; aber sie verhallt unter dem Waffengeklirr der Zwietracht und herannahender, aus dem eigenen Schooße geborner Zwingherrn. — Doch der Blitz, welcher jenseits der Alpen keine dauernde Flamme entzündet, weckte diesseits im hanseatischen Bunde (1241 und 47), gleichzeitig mit dem rheinischen Städteverein (1255), die schlummernden Kräfte. Durch den Kampf der Hohenstaufen mit der päpstlichen Gewalt, so die oberitalischen Gemeinden als Werkzeug gebrauchte, war das Reich der Deutschen aus den Zugen gewichen und drohete einem einzigen bevorrechteten Stande anheimzufallen; aber das Bürgerthum vertrat diesem die bisher ebene Bahn und errang im dreyzehnten Jahrhundert die Bedingungen der Mündigkeit. Mangelhafte Grundgesetze, Mißverhältniß zwischen der regierenden Kraft und dem Umfange ihres Bereichs, übertriebene Richtung auf Handel und Erwerb, innere Zwiste und Haß des Herrenthums schwächten die Hanse in demselbigen Maaße, als der Hasbburger haushälterische Staatsleitung und des Reichs Zerfall in unabhängige Landschaften nur zu deutlich die Entartung des Kaiserthums bezeichneten. Da erhob sich in dem alemanischen Hochlande, wo einst Arnold von Brescia gelehrt, als die steigenden Ansprüche des Lehenwesens für lange Entbehrung frechen Ersatz forderten, die schweizerische Eidsgenossenschaft (7. Winterm. 1307). Der zwanzigjährige Friede, die Frucht sechs und achtzigjähriger Anstrengung befestigte 1394 die Selbstständigkeit eines freyen Bundes, welcher weder dem Adel, noch dem durch den Pfaffenbrief (1370) gezügelten Priesterthum dienen wollte. — Mittlerweile war nach dem Ablauf eines Jahrhunderts jene Zeit gekommen, welche einen neuen Abschnitt in der Entwicklung des Staats wie der Kirche bezeichnen sollte. Dort wie hier drohete Willkühr der Gewalthaber

Digitized by Google

die Grundveſten bürgerlicher und geiſtiger Freyheit zu untergraben. Rettung brachte die Reformation, deren Arm auch bald den neuen Welttheil erfaßte. Die Rechte der Völker, die Anſprüche der Vernunft, in jahrelanger Knechtſchaft an den Triumphwagen weltlicher und geiſtlicher Herren geſpannt, wurden erforſcht und, weil der Durchbruch unaufhaltſam vordrängte, mit den Waffen behauptet. Die Chriſtenheit trennte ſich in zwey Parteyen, welche, von gegenſeitigem Groll entflammt, nicht ſelten das Maaß überſchritten. Schon wollte Spanien, geſtützt auf den Schirm der alten Kirche, trutzig in ſeiner Gewaltfülle dies- wie jenſeits des Meeres, nach Erdrückung der lezten Bürgergemeinden Kaſtiliens, eine europäiſche Selbſtherrſchaft errichten und überall die morſchen Stützen ſtändiſcher Verfaſſung umwerfen, als in den Niederlanden das Panier zugleich für kirchliche und bürgerliche Freyheit erhoben wurde. Der belgiſche Bund, nach zwey und vierzigjährigem Blutkampfe (1566 — 1609) gegründet, ſtand einſam, Zeuge unverjährter Volksrechte, mitten unter den Selbſtherrſchaften des Feſtlandes. Als aber dieſe, taub gegen die Mahnungen der in England zerſtörten und wiedergewonnenen Freyheit (1625 — 1688), den Kreis des Gebiets mit ſteigender Willkühr erweiterten, als Deutſchland, in zwey Parteyen zerriſſen, im dreyßigjährigen Kriege für und wider die Aufgabe der Kirchenbeſſerung unter den Waffen, ermattet vom Todeskampfe niederſank und die lezten Erinnerungen eines einigen, durch das Geſetz beſchränkten Reichs verlor, als in Frankreich und Spanien ungezügelte Luſt weniger Geſchlechter ſchaltete, als in der Schweiz wie in den Niederlanden träge Gleichgültigkeit die Adern des Gemeinweſens vergiftete: da goß der nordamerikaniſche Freyheitskrieg, vom hartherzigen Mutterlande entzündet, neue Kraft in das abgezehrte Europa (1776 — 83) und rüttelte ſo lange an dem ſchlummernden Rieſen, bis er durch die franzöſiſche Revolution den lezten europäiſchen Bundesſtaat (1794 — 1804) gründete und alle Kräfte des Geiſtes und der Seele dergeſtalt aufregte, daß die lezten Schwingungen im Argen wie im Guten die neueſte Geſchichte bilden. — Aber als Mittel- und Uebergangspunkt des freyſtädtiſchen Lebens im Mittelalter und in der neueren Zeit muß die belgiſche Eidsgenoſſenſchaft betrachtet werden. Zur Reife kamen in ihr die höchſten Intereſſen des Lombardenbundes, des deutſchen Städtevereins wie der Hanſa und der ſchweizeriſchen Eidsgenoſſenſchaft, aber es gedieh auch in ihr und faßte Boden, was ſpäter die engliſche Republik und ihre Folgen hervorrief und in der nordamerikaniſchen Einigung bleibendes, weltgeſchichtliches Leben gewann. Behauptung bürgerlicher und religiöſer Freyheit, Errungung nationaler Selbſtſtändigkeit, Verbrüderung zwiſchen Adel und Volk zu demſelben Zweck, Beachtung geſchichtlicher Rechte und des entwickelten Rechtsbegriffes, von allen dieſen Momenten findet ſich dieſes oder jenes oder dieſes und jenes in den freyſtädtiſchen Beſtrebungen vor und nach der belgiſchen Union, die alle in ſich darſtellt. Nach derſelben herrſchet die Beachtung des gewonnenen Begriffs von Recht und Verfaſſung, vor derſelben die des geſchichtlich Gegebenen vor, nach derſelben hat die Behauptung religiöſer Freyheit mindeſtens gleiche Wichtigkeit wie die der bürgerlichen, vor derſelben untergeordnete. In ihr ſind alle Intereſſen gleichmäßig in einander verſchmolzen. — Dieſes der Grundgedanke und der danach entworfene Plan des vorliegenden Werkes, davon jedoch erſt zwey Bücher, die bis zur feſten Gründung der Generalſtaaten (1609) gehen, erſchienen ſind. — Wir fügen noch einiges über die Ausführung hinzu. Zweckgemäß werden überall die Verfaſſungen und Geſetze, und wie ſie ſich gebildet, nach ihren Grundzügen entworfen, dann näher beleuchtet und auf die Mängel derſelben oder ihnen widerſtreitende Intereſſen hingewieſen, welche den Keim des Verderbens enthielten. So wird z. B. der Mangel an Einigkeit und Concentrirung in dem Lombardenbunde, ſo wie deſſen, ſeinem Princip widerſtreitende Verbindung mit den Päpſten angeführt. Als ein Grundfehler der rheiniſchen und ſchwäbiſchen Städte ſtellt ſich ihr laues Verhältniß zur ſchw. Eidsgenoſſenſchaft, ihr hochfahrender Sinn gegen die freyen Bauerſame heraus, wozu ſich als unvermeidliches Uebel äußere, räumliche Getrenntheit geſellte. Hier war Untergang die Folge, wie in der Schweiz Beſtand, wo ſich das Intereſſe freyer Bauern und Städte verband, und die Waldſtädte einen lebendigen, kräftigen Mittelpunkt bildeten, das Leben im Innern geſund und friſch, an den wohlverbundenen Außengliedern in reger, mannichfaltiger Bewegung war ꝛc. Als verwandt den freyſtädtiſchen Beſtrebungen werden die Kriege und der Untergang der frieſiſchen Stedinger und auch der ober- und mitteldeutſchen Bauern erwähnt. Jene gehen der Darſtellung des hanſeatiſchen Bundes voran, dieſe werden bey Gelegenheit der ſchwäbiſchen Städte und des Appenzeller Krieges wenigſtens berührt. Mit Recht lenkt der Verfaſſer auch den Blick auf die, wenn gleich unglücklichen, doch immerhin bedeutenden Beſtrebungen der kaſtiliſchen Städte unter Karl dem Fünften. Dieſer Schilderung ſchließet ſich die der Befreyung der Niederlande an. Sie iſt wohl die gelungenſte zu nennen und mit ſichtbarer Vorliebe gearbeitet; wie denn auch der Verfaſſer ſein ganzes Werk dem Gedächtniß Wilhelms des Erſten, des Schweigenden, Fürſten von Naſſau-Oranien gewidmet hat. Dieſe Dedikation gehört zu den ſeltenen, die tiefe Bedeutung und Würde in ſich vereinigen. Zu Berichtigungen einzelner Fakta und irrthümlicher Anſichten über Begebenheiten, Thaten

Digitized by Google

und Personen mußten sich einem so fleißigen Forscher, wie Herr Kortüm ist, mannichfaltige Gelegenheiten darbieten. So, um nur eins zu erwähnen, hat er die Handlungen und den Charakter Rudolph Brun's, des kühnen Bürgermeisters von Zürich, von den unnöthigen Flecken gesäubert, die Johann von Müllers einseitige Beurtheilung auf dieselben gehäuft hat. Was endlich die historische Darstellung anlangt, so verdient sie darum ausgezeichnetes Lob, weil sie in dem Maaße den Anforderungen historischer Kunst Genüge leistet, in welchem sie alles, eigentlicher Forschung und Untersuchung Angehörige ausscheidet und in Noten verweiset, die am Schluß ganzer Abschnitte ihre eigene Stelle bekommen. Nicht so einverstanden sind wir mit dem Styl, der, ganz in der durch Johann von Müllers Mißgriff Mode gewordenen Manier, eine unglückliche Mischung von antiker und chronikenartiger Schreibart darbietet. Wir geben gern zu, daß kräftige Seelen durch ihre Natur dazu verleitet werden; aber es ist auch eine kräftige und würdige Sprache ohne jene Manier zu erzielen, und wir dürfen in dieser Rücksicht nur an Schiller und Woltmann erinnern. Ueberdies verträgt sich ein Gegenstand, wie der vorliegende, wo es auf eine objektive, ja fast dramatische Gegenüberstellung der verschiedensten Interessen ankommt, schlecht mit taciteischer und überhaupt stoischer Herbigkeit. —

W. B. M.

Geographie.

Geographie für Gymnasien, Mittelschulen und Privatunterricht, nach natürlichen Gränzen und historisch-statistisch bearbeitet, von Th. F. Dittenberger, Stadtpfarrer zu Heidelberg. Zweyte, ganz umgearbeitete Ausgabe, mit sechs Versinnlichungs-Charten. Heidelberg, Winter, 1827.

Es mag großentheils von dem zunehmenden Interesse für das Studium der Natur überhaupt herrühren, dann aber auch eine Folge seyn der zahllosen, während der letzten französischen Kriege geschehenen, oft sehr gewaltsamen Länder-Abrundungen und Zertheilungen, daß die geographische Wissenschaft, anstatt wie früher das Politisch-Statistische als Hauptsache darzustellen, und von dem natürlichen Zustande eines Landes nur das Unentbehrlichste zu sagen, heutzutage ihren Gegenstand meist von gerade entgegengesetzter Seite aufzufassen pflegt. Diejenigen Gränzen der Länder, welche vorerst die Natur für sich allein durch Gebirge und Flußgebiete, sodann in Gemeinschaft mit der Geschichte durch Ansiedelung besonderer Volksstämme, auf dem Erdboden bezeichnet hat, machen, nebst dem sonstigen merkwürdigeren Naturell solcher Erdtheile, nicht nur den ersten, sondern entschieden wichtigeren Theil der Betrachtung, als daßenige, dem, weil es auf Natur-Gesetze gegründet ist, ein bestimmterer Charakter und eine längere Dauer zukommt. Eben dieser, wie Mehreren sie zu benennen beliebt hat, reinen Geographie schließt sich sodann die Beschreibung der gegenwärtig geschichtlich vorhandenen Staaten nach ihrem besondern politischen Zustande an.

In diesem Sinne ist auch obengenanntes Lehrbuch der Erdbeschreibung verfaßt, für dessen Gemeinnützlichkeit die nothwendig gewordene Wiederholung der Auflage rühmlich zeugt.

Dieselbe zerfällt in drey Haupttheile, deren Erster, mehr als Einleitung, das Allgemein-Wissenswertheste der mathematischen und physikalischen Geographie überhaupt vorträgt; freylich so gedrängt, daß diese Beschreibung für das Privat-Studium nicht hinreichen dürfte, um dem Lernenden eine deutliche und lebendige Vorstellung von der Beschaffenheit der Erdfläche zu gewähren. In dem zweyten Theile sind die einzelnen Welttheile und Länder nach ihren Naturgränzen, Gebirgszügen, Stromgebieten, Abdachungen sammt ihren Einwohnern, dem Volksstamme nach, und deren merkwürdigsten Ansiedelungen in Städten u. s. w. mit vieler, lehrreicher Gründlichkeit und Ausführlichkeit aufgeführt. Der dritte Theil, in gewissem Betracht bloße Ergänzung des frühern, beschäftigt sich mit Eintheilung der zuvor in ihrem natürlichen Zustande betrachteten Länder in größere und kleinere Staaten, deren Flächenraume, Bevölkerung, Regierungsform, Provinzial-Verfassung u. s. w., freylich, wie fast nicht anders seyn kann, nachdem der lebendige Saft gleichsam ausgepreßt worden, etwas einförmig und trocken. — Wir würden daher Lehrern und Lernenden empfehlen, jedesmal der reinen Geographie eines einzelnen Landes, ehe zu einem weitern übergegangen wird, auch den statistisch-geographischen Theil alsbald folgen zu lassen. — Gute Fluß- und Gebirgscharten, wie sie, leider für den Schul-Unterricht meist zu theuer, von Klöden, Schmidt, Stieber und wenigen andern verfertigt werden, noch mehr die noch kostbareren Hautreliefs von Welttheilen und einzelnen Ländergebieten, sind für ein solches geographisches Studium freylich sehr wünschenswerth; der Dittenbergerische Schulatlas, obschon er zunächst für dieses Lehrbuch bestimmt ist, entbehrt dennoch, insbesondere hinsichtlich der Gebirgszüge, die und da der erforderlichen Genauigkeit, und gibt schon deshalb kein ganz richtiges Bild, weil er die Abstufung der Höhen zu wenig herausbebt.

Digitized by Google

Belehrend und angenehm versinnlichend sind die dem Lehrbuche selbst beygefügten Höhen-, Klima-, Flächenraums- und Bevölkerungs-Charten, zum Theil nach C. Ritter. In der Einleitung hätte von den Unterscheidungs-Merkmalen der Ur- und Flözgebirge, ohne speciellere mineralogische Kenntnisse vorauszusetzen, doch wohl mehr gesagt, auch etwa durch versinnlichende Darstellung eines merkwürdigen Gebirgdurchschnitts dem Verständniß nachgeholfen werden können. Urgebirgen als einziges Unterscheidungs-Merkmal beyzulegen, daß sie aus festem Grundlager von Granit bestehen, ist insofern unrichtig, als es auch sonst Urgebirge von andern Formationen gibt, denen freylich allen am Ende Granit zu Grunde liegen mag, was aber auch bey den Flözen der Fall ist. Für die Kenntniß der Naturbeschaffenheit einzelner Länder wäre es nicht ohne Interesse, bey Aufzählung ihrer Hauptgebirge zugleich kurz zu erwähnen, ob dieselben Ur- oder Flözgebirge, oder, noch specieller, ob sie Granit-, Thonschiefer-, Kalk- oder Sandsteingebirge seyen. Bey Anordnung des ersten Theils wäre vielleicht zu wünschen, das Mathematisch-Geographische möchte als erstes Baugerüste und Fachwerk abgesondert vor dem Uebrigen aufgestellt worden seyn. Ungemein viel hängt freylich beym geographischen Unterrichte von der Geschicklichkeit und Eigenthümlichkeit des Lehrers ab, daher es hier weniger noch, als bey sonstigen Realkenntnissen rathsam ist, eine allgemeine, streng zu beobachtende Form vorzuschreiben. Ungewöhnlich sind die dem Lehrbuche beygefügten historischen Notizen der einzelnen Länder. Auch über deren Zweckmäßigkeit muß großentheils entscheiden, in welcher Ausdehnung und Verbindung mit der Geschichte die Geographie bey öffentlichem oder Privatunterrichte gelehrt werden kann. Da übrigens mehrentheils doch beyde Wissenschaften — wir wollen damit nicht sagen, ob auf zweckmäßige Weise — getrennt vorgetragen werden, so wäre vielleicht manchem, der von diesem lehrreichen Buche Gebrauch macht, eine ausführlichere Behandlung des Physikalisch-Geographischen in der Einleitung wünschenswerther, als die sonst wo, wenn es nöthig, zu schöpfenden geschichtlichen Nachweisungen.

K u n s t.

Systematische Bildergallerie zur allgemeinen deutschen Real-Encyclopädie (Conversations-Lexikon) in lithographirten Blättern. Freyburg im Breisgau, in der Herder'schen Kunst- und Buchhandlung, 1827.

Es ist eine gute und gewiß auch dankbare Idee, zu dem beliebten Conversations-Lexikon Bilder zu liefern, einen Orbis Pictus im größten Style, eine Encyclopädie alles Wissenswürdigen fürs Auge. Die Gränzen eines solchen Werkes lassen sich enger oder weiter ziehen, und wenn der Zweck der Wohlfeilheit dabey berücksichtigt werden soll, so muß man sich allerdings beschränken. Das vorliegende Werk ist in vier große Hauptabschnitte getheilt. Der erste umfaßt bildliche Darstellungen aus der Natur und Mechanik, der zweyte aus dem Völkerleben, der dritte aus der Baukunst, der vierte aus der Religion und dem Kultus der verschiedenen Zeiten und Völker. Das eigentlich Historische ist mit Recht ausgeschlossen worden, denn so wünschenswerth es wäre, auch die historischen und biographischen Artikel des Conversations-Lexikons durch Portraite von Gegenden, Begebenheiten und Personen versinnlicht zu sehen, so würde doch kein Zeichner mit einem so weitaussehenden Unternehmen fertig geworden seyn. Daß die Redaktion sich auch bey den Darstellungen aus dem Naturgebiet beschränkt hat, ist nicht weniger zu billigen, da andre Werke in Menge vorhanden sind, welche Mineralien, Pflanzen und Thiere darstellen. So herrscht denn in dem ganzen Werke das Mechanische, Ethnographische und Mythologische vor, als dasjenige, dessen bildliche Darstellung zur Verständigung der Worterklärungen am nöthigsten ist, und wenn der Kenner auch nichts Neues darin findet, so wird er doch die systematische und übersichtliche Zusammenstellung, die anderwärts noch nie versucht worden ist, durchaus billigen müssen. Man findet hier die Bauarten, die Kriegsmaschinen, die Trachten, und die mythologischen Sinnbilder aller Nationen und Zeiten, je nach den besten Originalen kopirt, beysammen, und kann sie mit Bequemlichkeit vergleichen. Da es auf Wahrheit und Nützlichkeit, nicht auf ästhetische Schönheit ankam, so läßt sich auch von den vorliegenden lithographirten Umrissen nicht mehr verlangen, als sie leisten. Der Raum ist geschickt benuzt, ohne Kargheit und ohne Verschwendung des Papiers, die Figuren sind klar und scharf gezeichnet. Das Architektonische, Mechanische und Mythologische sagt uns in diesen einfachen Umrissen am besten zu. Nur bey den Darstellungen aus dem Völkerleben vermissen wir die Farben, die bey den wilden Völkerstämmen so wichtig sind, als die Gestalt.

Das Ganze ist noch nicht vollendet. Es wird auf 226 Blättern gegen 5000 Gegenstände bildlich darstellen, und der Subscriptions-Preis beträgt nur 17 fl. 42 kr.

B e r i c h t i g u n g.

Nr. 6. S. 21. Sp. 1. lies Muße statt Muse.

Digitized by Google

N°. 8.

Literatur-Blatt.

Freytag, den 25. Januar 1828.

Kinderschriften.

Es scheint uns unter andern schon deshalb nicht unangemessen, von Zeit zu Zeit auf Kinder- und Jugendschriften zurückzukommen, weil sich in diesem Nebenzweige der gesammten Literatur der Geist, welcher in dieser waltet, nicht minder deutlich ankündigt. Derselbige Nebenzweig gewinnt überdies von Tage zu Tage ein in solchem Maaße zunehmendes Gedeihen, daß eine eigene Literatur-Zeitung dafür vollauf zu thun haben würde, die guten wie die schlechten Früchte, welche er trägt, nach Verdienst zu beurtheilen. Dies wäre um so nöthiger, als es außerdem Eltern und selbst Erziehern endlich unmöglich fallen muß, eine glückliche Wahl unter der Masse von Büchern zu treffen, welche sich alle zur Unterhaltung und Belehrung der Jugend herandrängen. Vielleicht ist es einem großen Theil unserer Leser auch in dieser Beziehung nicht unlieb, wenn wir sie mit einem Paar Jugendschriften bekannt machen, die uns unter ihres Gleichen besondere Auszeichnung zu verdienen scheinen.

1) Waizenkörner, gestreut in junge Herzen, von D. Heinrich Dittmar. Mit Kupfern und Vignetten. Frankfurt am Main, bey Johann David Sauerländer, 1827.

Dieses Büchlein enthält Ermahnungen und Erinnerungen, Lehren und Regeln, deren Zweck ist, Geist und Gemüth der Jugend aufzuwecken und anzuspornen, wo diese gern in Ruhe und Trägheit zu sinken pflegen, zu dämpfen und zur Besonnenheit zu lenken, wo eben dieselben maaßlos und ein Opfer ungezügelter Triebe zu werden drohen. Es kommt hiebey ein Doppeltes in Frage. Erstens: welcher Geist, welche Gesinnung, welche Ansicht herrscht im Ganzen? Zweytens: in welcher Form offenbaren sich dieser Geist, diese Gesinnung, diese Ansicht? Rücksichtlich der ersten Frage haben wir zu bemerken, daß uns durchweg mit sehr wenigen Ausnahmen ein lebendiger und frischer Geist, tüchtige, kräftige Gesinnung und eine vielseitig ausgebildete Ansicht entgegengetreten sind. Wo die letztere angetroffen wird, läßt sich auch auf eine glücklich gewählte Form schließen. Alle Regeln und Sprüche, alle Lehren und Erinnerungen sind entweder in kurzen Gleichnißreden oder in anekdotenartigen Geschichten, die selbst wieder nicht selten Gleichnisse, also Parabeln sind, mitgetheilt. So gewinnen die darin gegebenen Aufforderungen zu Tugend und Frömmigkeit, zu Fleiß und Redlichkeit, zu Muth und Ausdauer, zu Liebe und Menschlichkeit, Leben und Kraft, welche die ersten Bedingungen zu jeglicher Tüchtigkeit sind. Obgleich der Verfasser mehrere Sprüche an junge Mädchen gerichtet und in diesen den rechten Ton nicht verfehlt hat, so herrscht doch im Ganzen ein mehr männlicher Ton vor, welcher besonders günstig nur auf Knaben zu wirken geeignet scheint. Hier und da ist derselbe über den Gesichtskreis, welcher dem Knabenalter geziemt, hinausgeschritten; weniger da, wo er sich in tiefern Gedanken über Leben und Gott verliert, denn diesen zu folgen ist der Geist eines Knaben häufiger fähig, als man meint, als vielmehr da, wo Beziehungen auf äußere und innere Lebensverhältnisse genommen sind, die dem jugendlichen Alter noch fremd seyn müssen und bleiben sollen. Dahin gehörige Sprüche sind dann freylich desto passender für manchen erwachsenen Leser, wie es denn überhaupt nöthig seyn möchte, daß dem unerwachsenen Leser jener nicht zu fern wäre zu Erklärung und weiterer Ausführung manches mehr angedeuteten als auseinandergelegten Spruchs. Wir ziehen einige Sprüche aus:

Vaters Bitte: Hör' zu, mein Kind! Vorgestern freute ich mich eines Bäumchens, das so frische Blätter und schöne Blüthen hatte, gestern traf es ein garstiger Mehlthau und erzeugte noch garstigere Insekten, und heute sind seine Zweiglein blätter- und blüthenlos und gleich als vom Froste getroffen. Liebes Kind, hüte dich vor dem Honigthau der Verführung, auf daß nicht die Raupen schädlicher Lust die frischen Blätter und Blüthen deines Herzens fressen, und du dastehest mit abgestorbenen Zweigen ohne Trost für mich und dich!

Gesegnete Mahlzeit: Laß dirs schmecken mein Lieber! So lange deine Speise vom Segen der armen

Digitized by Google

geweiht und von der Liebe der Deinen gewürzt ist, da muß es ja wohl bekommen. Nur wem die Thränen der Bedrängten das Brod würden salzen und der Fluch der Gedrückten es gesegnen, dem möcht' es wohl schwerlich bekommen! drum ist es besser „ein Gerichtkraut mit Liebe, als ein gemästeter Ochs mit Haß."

Zuruf dem Weichling: Wart, ich laß ein Futteral über dich machen, daß dir kein Stoß und kein Streich, kein Regen und keine Traufe, kein Sonnenstich und kein Wind was anhaben kann! Ei! wer wird gleich unter die Decke kriechen, wenns ein bischen schauert, oder die Hand fahren lassen, wenns einen Gegenruck thut! Nichts hat Bestand ohne Widerstand. Ein Bäumchen, das kein Wind überbraust, bleibt schwach und ohne Kraft. Nur Noth stählt den Muth, Widerwärtigkeit gibt Erfahrung, und Erfahrung macht weise. Komm, faß an, halt Stand, und — du hast gewonnen!

Liebestod! Aus Liebe für den Andern sterben, sollte man denken, könne nur der Mensch; denn das Höchste ist es, sagt der Meister, wenn der Mensch sein Leben lässet für die Brüder. Aber gib Acht, lieber Mensch, daß du das nicht unterlassest um der Schwere willen: es möchte leicht auch hierin das liebe Thier dich beschämen, das in gar manchen hohen Dingen dein Lehr- und Zuchtmeister seyn kann. Soll ich vom Hunde reden, der seinem Herrn das Leben mit dem seinen rettet, was schon oft geschah? — oder der seine Jungen, die sein Herr in's Wasser hatte werfen lassen, herauszieht und eines nach dem andern vor des Herren Füße trägt, und, als er das lezte hingetragen, sich auch hinlegt dazu, den Herrn noch einmal anblickt und dann stirbt? Soll ich vom Storch erzählen, der, wenn das Haus, darauf sein Nest steht, brennt, im Schnabel Wasser holt, um Nest und Junge zu retten, und der, weil nichts mehr hilft, zulezt die Flügel breitet über all die Seinen und so mit ihnen in den Flammen stirbt? — Sag an, o Mensch, der du diese Liebe fühlst, wäre solch ein Thier nicht werth, daß seine Seele im Leibe eines Menschen auferstände, gleichwie die Seele eines Menschen, der also stirbt, in eines Engels Lichtgestalt ersteht?

2) Die kleinen Bearner, oder moralische Vorlesungen für die Jugend. Aus dem Französischen von Madame Julie Delafaye, geb. Brehier. Zwey Theile. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1827.

Wenn in dem eben angezeigten Büchlein allerley moralische Lehren und Winke in vereinzelten Mittelpunkten aus einander fielen und um sie nur zur Verdeutlichung verschiedene Geschichten, Bilder und Gleichnisse vereinigt wurden, so sind hier eine große Menge Lehren für Geist, Gemüth und Verstand an dem wohlgesponnenen Faden einer zusammenhängenden Geschichte auf das anmuthigste angereiht. Es wird uns eine Familie vorgeführt, deren Verhältnisse es mit sich bringen, daß sie auf dem Lande lebt, nachdem sie den Aufenthalt in einer großen Stadt, in Bordeaux, aufgegeben. Wir lernen sechs Kinder, drey Söhne und drey Töchter kennen, denen ein gütiges Geschick Mutter und Vater und dazu einen Großvater erhalten hat. Die Kinder sind von eben so verschiedenem Alter als Charakteranlagen; die beyden jüngern, Charlotte und Aleris, zeigen außer allgemeinen Kinder-Unarten erst wenig bestimmt-entwickelte Züge zu Tugenden und Fehlern, entschiedener treten schon die beyden ältern Geschwisterpaare hervor. Hypolit zeigt viel Ernst, gediegenen Verstand und Besonnenheit, aber auch Stolz, Verschlossenheit und Eigenliebe; sein Bruder Casimir ist heiter, geistreich, witzig, offen, lernbegierig, aber auch flatterhaft, spöttisch, leichtsinnig und eben so gutmüthig, oft schwach, als jener bis zur Härte selbstgenügsam. Nicht minder unterschieden sind die Schwestern, davon die eine Anlage zur Phantasterey, Sentimentalität und Putzsucht, die andere zu Häuslichkeit, Verstand, dabey aber auch zum Vergessen des Zierlichen über dem blos Nothwendigen und Nützlichen hat. Es werden viele Begebenheiten herbeygeführt, wobey sich mannichfaltige Charakteranlagen zeigen, und andere, durch welche oder bey deren Gelegenheit die guten Pflege erhalten, die bösen unterdrückt oder wenigstens gedämpft werden können. Erwachsene Leser werden freylich bemerken, wie absichtlich Manches der Art herbeygezogen ist; doch fürchten wir nicht, daß Kinder, wenn sie nicht schon sehr gereist und moralische Casuisten sind, dadurch um die Illusion gebracht werden möchten. Eher stünde zu besorgen, daß sie ihre Altersgenossen, die ihnen hier geschildert werden, beneideten. Denn nicht Allen unter ihnen dürfte ein so angenehmes Loos gefallen seyn, auf einem schönen Landsitze in einer herrlichen Gegend zu wohnen, wo ihnen so viele angenehme Spaziergänge in Garten, Wald und Flur zu unternehmen vergönnt ist. Wenige dürften sich ferner des Glückes zu erfreuen haben, daß ihnen in Vater und Mutter eben so liebreiche, als verständige, gebildete Eltern, vor allen aber ein so ehrwürdiger und lebenskräftiger Großvater erhalten ist, der ihnen so durchaus anmuthige und lehrreiche Geschichten zu erzählen weiß. — Mit vieler Kunst hat die Frau Verfasserin in diesen Erzählungen Unterhaltung mit Belehrung für Verstand und Herz auf das vollkommenste zu vereinigen verstanden. So weiß sie z. B. in einer Erzählung, in der es sich scheinbar nur um das Schicksal eines gutgearteten, aber in ungünstigen Verhältnissen geborenen und erzogenen Knaben handelt, diesen mit Peter dem Großen, da derselbe gerade die Schiffsbaukunst in Saardam lernte, zusammenzubringen, und findet so die beste Gelegenheit, sowohl über den Charakter des

Digitized by Google

großen Russen, als über allerley Gegenstände des Gewerblebens und deren Wichtigkeit, die interessantesten Notizen einzustreuen. Dasselbe ist der Fall bey der Geschichte eines jungen Mexikaners und dessen Bekehrung zum Christenthum. Dieser Geschichte ist auf das Natürlichste die allgemeinere von Merike's Eroberung durch Ferdinand Cortez einverleibt. Grausamkeit und Verrath der Spanier, die Natur und Beschaffenheit des Landes wie der alten Einwohner, Heidenthum und Christenthum, alle diese Gegenstände eignen sich vortrefflich, um daran die mannichfaltigsten Notizen und Belehrungen zu knüpfen, ohne dabey ins Monotone zu fallen. Auf ähnliche Weise wird die Aufmerksamkeit der Kinder in einer andern Erzählung auf Arabien geleitet, und indem dieselbe zugleich von dem Schicksal eines dortigen Königs, der ohne seine Schuld sich genöthigt sieht, den Thron, ja sein Vaterland zu verlassen, Bericht erstattet wird, tritt auch der Gedanke an den Unbestand menschlicher Hoheit und Pracht mit Lebendigkeit vor die Seele der Kinder. — Wenn diese Erzählungen als ein Haupttheilstandtheil des Ganzen betrachtet werden müssen, so ist doch die Familiengeschichte, der sie kunstreich eingeflochten sind, keineswegs Nebensache und blos äußere Einfassung; was schon aus den obigen Andeutungen über die verschiedenen Kinder und ihr Leben hervorgeht. Diese Familiengeschichte ist nämlich eine Erziehungsgeschichte, und wenn sie geeignet ist, den kindlichen Lesern einen Tugend- und Warnungsspiegel vorzuhalten, so ertheilt sie nicht minder den Eltern und Erziehern selbst feine Winke, die scheinbar unbedeutendsten Vorfälle des Lebens zur moralischen und intellektuellen Ausbildung zu benutzen. Die Grundfläche, nach welchen die Frau Verfasserin Eltern und Großvater bey Erziehung der Kinder verfahren läßt, sind fast ohne Ausnahme zu billigen. Nur eine einzige Stelle ist uns aufgefallen, wo die Klugheit der Empfehlung eines guten Benehmens zu sehr in Anspruch genommen wird. Eine reiche und feine Beobachtung hat die Verf. in Stand gesetzt, die und da die geheimsten Falten des kindlichen Gemüthes aufzudecken, und wir versprechen uns besonders von solchen Stellen, wo dies in den leisesten Selbstgeständnissen der Kinder hervortritt und diese trotz ihrer Sicherheit und Winkelzüge sich endlich doch durchschaut erkennen müssen, einen sehr günstigen Erfolg für die lesende Jugend. Zu wünschen wäre, daß Eltern und Erzieher dieses Buch mehr dazu benutzten, Kindern und Zöglingen daraus vorzulesen, oder, was noch besser wäre, nach Anleitung desselben, ihnen das, was darin steht, oder auch nur ähnliches mitzutheilen. Wir sind nämlich der Meynung, daß Erzählungen, besonders moralische, auf Kinder nur dann einen recht entschiedenen und wohlthätigen Einfluß üben, wenn sie solche aus dem Munde geliebter und geachteter Eltern oder Lehrer vernehmen. Schließlich sey uns noch erlaubt eine Bemerkung beyzufügen, die sich uns bey Lesung dieses werthvollen Buches, wie früher schon bey Amalie Schoppe's Kinderschriften, aufgedrängt hat, daß nämlich gebildete und unterrichtete Frauen auf diesem Gebiete der Literatur den schönsten, vielleicht einzig wahren Ruhm ihrer schriftstellerischen Thätigkeit finden könnten und sollten.

W. B. M.

Geschichte.

Réminiscences d'Horace Walpole. Paris à la librairie universelle de Mongie Aîné, Boulevard des Italiens, Nr. 10. 1826.

Memoiren aus der Feder eines Horace Walpole können nicht wohl anders, als manches Interessante und Belehrende darbieten. Walpole, dessen Verdienste um Erweckung der romantischen Zauber- und Wunder-Literatur unlängst Walter Scott gewürdigt hat, muß unter andern auch als Geschichtschreiber und Sittenforscher gepriesen werden. Seine Geschichte von König Georgs II. zehn letzten Lebensjahren gibt die einzige genaue Kenntniß von dieses Königs Regierung; sie ist mit eben so vieler Sachkenntniß, als mit Unparteylichkeit, Würde und Nachdruck geschrieben. Eben so darf man seine „Zweifel über Richard III.“ als Muster historischer Kritik und Forschung betrachten, welches sie auch für England geworden sind. Hier erzählt er uns allerley Hofanekdoten und Intriguen, welche sehr geeignet sind, über Charakter und Regierung Georgs I und II. bemerkenswerthe Aufschlüsse zu geben. Bekanntlich war Horace's Vater, Sir Robert, unter beyden Regenten viel- und lange Zeit all-vermögender Minister. Auch auf die Zeiten der Königin Anna werden Rückblicke gethan und charakteristische Züge von den beyden merkwürdigen Damen, den Herzoginnen von Marlborough und Buckingham mitgetheilt. Ueberhaupt nimmt Walpole in diesen Reminiscenzen vielfache Rücksicht auf die Verhältnisse, den Charakter und den Einfluß der Frauen am damaligen brittischen Hofe. Es geschieht dies wohl nicht allein deswegen, weil alle hier gegebenen Erzählungen an Walpole's Töchter gerichtet sind, sondern auch, weil die Frauen immer, und insbesondere damals, die Hauptrollen in der geheimen Hof- und Regentengeschichte gespielt haben.

Wir heben kürzlich einige Anekdoten aus: Georg der Erste war schon als Churfürst von Hannover seiner liebenswürdigen Gemahlin Dorothea vielfach ungetreu. Dennoch entflammten seine Geliebten, welche die Churfürstin paßten, leicht dessen Eifersucht gegen diese, als sie die Huldigungen, welche ihr der schöne Graf Königsmark zollte, nicht streng genug von sich wies. Der Graf er-

Digitized by Google

hielt Befehl, binnen vier und zwanzig Stunden das Land zu meiden. Jene Weiber aber, meist Damen der Churfürstin, wußten diese zu bereden, den Grafen vor seiner Abreise noch zum Handkuß zu lassen. Der Graf aber verschwand in den Gemächern der Churfürstin und erst nach dem Tode Georg des Ersten fand man den Leichnam Königsmarks unter dem Getäfel des Toilettenzimmers; aber die Churfürstin war selbst gleichzeitig und für immer vom Hofe entfernt worden.

Der Herzog von Cumberland, Sieger über den Prinzen Eduard bey Culloden (27. April 1746), war ein Mann von großer Festigkeit des Charakters, Kraft und Entschiedenheit des Geistes; dies offenbarte sich schon in seiner Kindheit. Er hatte einst die Königin erzürnt und diese schickte ihn auf sein Zimmer. Als er wieder zum Vorschein kam, sah er äußerst ernst aus. „Wilhelm," sagte die Königin, „was hast du gethan?" „Gelesen," war die Antwort. „Was hast du gelesen?" „die Bibel." „Was hast du darin gefunden?" „Eine Geschichte von Christus und Maria." „Wovon handelt sichs?" „Nun, Jesus sagt zur Maria: Weib, was hab ich mit dir zu schaffen?"

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Königin Anna einst geneigt war zu Gunsten ihres Bruders abzudanken. Sie fragte in dieser Beziehung den Bischoff Wilkins, dem sie ihr Vertrauen geschenkt hatte, was er wohl meyne, daß die Folgen eines solchen Schrittes seyn würden. „Thun Sie das, Königin," entgegnete der Bischoff mit Bestimmtheit, „so werden Sie binnen Einem Monat im Thurm von London, in dreyen — nicht mehr seyn." Die Königin erkannte in diesem Ausspruch der gesunden Vernunft eine höhere Eingebung und dachte nicht weiter an Abdankung.

Der französische Uebersetzer hat eine angemessene Einleitung über Walpole's Leben und über die Zeit, in welche die Notizen seiner Memoiren fallen, vorausgeschickt. W. B. M.

Biographik.

Biographie ancienne et moderne. (49 Bde. in 8.)
Biographie des hommes vivants. (5 Bde. in 8.).
Biographie des Contemporains. (1 in 8.) 1828.
Biographie des Ministres par L. Gallois. (1 in 8.) 1828.
Vie du Cardinal Maury, par son neveu. 1828.
Vie de Napoléon, racontée par lui-même. (4 in 8.) 1827.

Die biographische Literatur trägt ganz vorzüglich zur Charakteristik der neuesten Zeit bey. Addisson bemerkt schon, die Schriftsteller des gelehrten Stadtviertels von London könnten gar nicht erwarten, bis ein berühmter Mann seinen Geist aufgebe, um alsdann seine Lebensbeschreibung zu machen. Unsre Zeit hingegen scheint sich gerne zur Richterin über sich selbst aufwerfen zu wollen, und so werden die Lebensbeschreibungen der Lebenden theils zur Aufmunterung für die Zeitgenossen, theils zur Schmeicheley für die Eigenliebe, theils endlich zum Organ des Hasses, Neides und der Verfolgung. Die Lebensbeschreibungen, Nebenstücke der Memoiren sind nirgends mehr zu Hause als in Frankreich und würden immer mehr überhand genommen haben, wenn nicht die Gerichte plötzlich eine Unzahl von Biographieen, welche in das häusliche Leben Jedermanns (vom Minister bis zur verworfensten Menschenklasse herab) eindrangen, den Buchhändlern hätten wegnehmen lassen. Ganz verschieden hievon ist die oben angeführte Biogr. des Vivants, die sich durch Unparteylichkeit, Gedrängtheit und besonders durch das Aufzählen der neuesten literarischen und wissenschaftlichen Leistungen auszeichnet. Neuer und noch nicht vollendet, und eben dadurch ergänzend für jene ist die B. des Contemporains, übrigens nichts anders als eine Kompilation in einem Bande. Sehr anziehend ist die Lebensschreibung der franz. Minister, worin die Ersetzung Villèles durch Roy mit ausdrücklichen Worten vorausgesagt ist. Das Leben Maury's gibt Aufschluß über mehrere Inedita dieses durch so mannichfaltige Verhältnisse gekommenen Geistlichen und viele nützliche Beyträge zur Revolutions- und neuesten Geschichte. Das Leben Napoleons endlich ist als das Werk eines Generals und Augenzeugen ein wichtiges geschichtliches Denkmal, und gewährt eine belehrende, anziehende Lektüre.

Das umfassendste biographische Werk, das in neuerer Zeit in Frankreich erschienen, ist die bey Michaud zu Paris herauskommende, nächstens vollendete B. universelle ancienne et moderne. Sie ist von den ausgezeichnetsten franz. Gelehrten redigirt, und wir sehen unter den einzelnen Artikeln die Namen Cuvier, Biot, Boissonade, Delambre, Roul-Rochette, Sismondi, Walckenaer, Villemain, Guizot, Lacretelle, Malte-Brun, Michaud (Akademiker und Bruder des Herausgebers), Quatremère de Quincy, Millin, Langlès u. a. m. Von den 49 Bänden (16 Lieferungen zu 16 bis 53 Franken, je nach dem Papier ꝛc.) sind nur noch drey herauszugeben, und außerdem hat Michaud für jeden Band ein Heft von etwa 15 Porträts in Umrisser. Der Druck dieses Werkes hat 1811 begonnen und wird im Laufe des Jahres 1828 vollendet, drey Viertel desselben sind von Mitgliedern des Instituts und andern gelehrten Gesellschaften verfaßt. Es ist auch in so fern wichtig, als man sich daraus einen Begriff von den in Frankreich vorherrschenden literarischen Ansichten bilden kann, und gereicht jeder Bibliothek zur großen Zierde.

Digitized by Google

№. 9.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 29. Januar 1828.

Volksschriften.

1) Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes von J. P. Hebel. Neue Auflage. Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1827.

Daß unter allen neueren Volksschriftstellern Hebel den ersten Rang behauptet, darüber ist man allgemein einverstanden. Was so viele vergeblich versucht, die schwere Kunst, den Volkston zu treffen, ohne auf der einen Seite in alberne Pöbelhaftigkeit, oder auf der andern in pedantische Schulmeisterey zu verfallen, ist ihm vor allen glücklich gelungen, und, man muß es gestehen, in seinem Hausfreund, in seinem Schatzkästlein noch glücklicher als in seinen alemannischen Gedichten, weil die Prosa ihm mehr als die Poesie vergönnte, ungezwungen und natürlich zu bleiben, weil in unsern prosaischen Zeiten sich zum Volk weit eher reden, als singen läßt. Daher sind auch seine Gedichte nur bey den Gebildeten berühmt worden, sein Hausfreund aber beym niedern Volk selbst und sein Schatzkästlein vorzüglich bey der Jugend. Volk und Jugend muß man daher auch fragen, welche Wirkung diese Schriften hervorbringen, und Ref. gesteht, daß er sich durch den Eindruck, den er einst als Knabe von der Lektüre dieses Schatzkästleins behalten, bey seinem Urtheil gern leiten läßt. Das Vergnügen, das er zum ersten Mal daraus geschöpft, war so unbefangen, daß er sagen darf, diese unbefangne Lust eines Knaben lobt das Buch mehr, als es das wohlüberlegte Urtheil eines Gelehrten vermöchte, der dabey Hebels Ruhm und die schwierige Kunst, ein solches Buch zu schreiben, in Anschlag bringt. Genug, jeder Hausvater würde wohl thun, statt jener elenden Nürnberger und Wiener Kinderbücher voll kläglicher Moral und herzverderbender Eitelkeiten, seinen Kindern dieses Schatzkästlein in die Hand zu geben, in dessen unerschöpflichem Reichthum an gesunder Lebensweisheit und gesunder Laune sie die beste Nahrung für Kopf und Herz finden. Dies Buch enthält viele Hundert Denksprüche, Belehrungen, Anekdoten und Geschichten, alle mit der sorgfältigsten Wahl auf kindliche und unverdorbne Gemüther berechnet und in einer so liebenswürdigen Einfalt und Laune vorgetragen, daß sie die ganze Seele des Lesers erheitern. Fern von aller schulmeisterlichen Säuerlichkeit herrscht durch das ganze Buch ein froher Scherz, obgleich es niemals in platte Spaßhaftigkeit fällt, sondern den Ernst der Belehrung durchgängig mit dieser Fröhlichkeit zu verbinden weiß. Es ist recht eigentlich der gesunde Menschenverstand, der uns hier begegnet, aus der Wirklichkeit genommen, für die Wirklichkeit berechnet; und wenn man Hebel in dieser Hinsicht mit Franklin vergleichen darf, so ist es doch erfreulich zu bemerken, daß unser Landsmann auf rechte deutsche Weise nicht blos den gesunden Sinn und Verstand, sondern auch das Herz, wie im Ernste, so im Frohsinn anspricht.

2) Ein Volksbüchlein. Enthaltend die Geschichte des ewigen Juden, die Abenteuer der sieben Schwaben, nebst vielen andern erbaulichen und ergötzlichen Historien. Probeblätter für Volksfreunde, mit einer Abbildung (der sieben Schwaben). München 1827, bey Michael Lindauer.

Auch dieses Volksbuch ist vortrefflich, und gehört zu den seltensten Erscheinungen dieser Art. Im Ganzen ist es als eine Nachbildung des Hebel'schen Schatzkästleins zu betrachten, und der heiter scherzende Volkston, der darin herrscht, stimmt ganz mit dem Hebel'schen überein; doch ist es dem Inhalte nach ein selbstständiges und eigenthümliches Werk, und weicht in vieler Hinsicht von jenem erstgenannten ab. Hebel hat sein Werk offenbar wie für das Volk, das Publikum seines Hausfreundes, so auch für die Jugend berechnet; das vorliegende Volksbüchlein eignet sich aber für die Jugend nicht, und auch nicht ganz für das Volk, wohl aber vollkommen für

Digitized by Google

Volksfreunde, d. h. für alle, die an dem Leben und Treiben der niedern Klassen Antheil nehmen und sich gern das Andenken der alten Zeiten zurückrufen, in denen das Leben des Volks noch reger, kräftiger und poetischer war. Es enthält daher auch vorzüglich volksthümliche Antiquitäten, untermischt mit kalendermäßigen Anekdoten, die nicht ganz dazu passen, und sogar häufig Plagiate sind. Auch gehören wohl die beyden Hauptstücke des Werkes nicht zusammen. Die Geschichte des ewigen Juden ist im Inhalte wie in der Darstellung erhaben und tragisch, die der sieben Schwaben aber eine Posse. Lassen wir indeß diese wunderliche Zusammenstellung auf sich beruhen, so sind einzeln betrachtet beyde Geschichten in ihrer Art von hohem Werth.

So oft die bekannte Sage vom ewigen Juden schon poetisch behandelt worden ist, so hat man dabey doch immer die Hauptsache verfehlt, indem man den Juden nur immer in den Hintergrund des Gemäldes stellte, oder ihn wenigstens nur als eine vorübergehende Erscheinung nahm, und ihn in irgend einem bestimmten Lebenskreis störend oder hülfreich, immer aber gespenstisch eintreten und wieder verschwinden ließ, anstatt ihn als die Hauptperson und den eigentlichen Helden der poetischen Fabel darzustellen, und seine ganze Geschichte zu erzählen, nicht blos eine zufällige Anekdote aus derselben. Man hat ihn nur als Deus ex machina benutzt, aber noch keineswegs ihn selbst und ihn allein zum Hauptgegenstand einer Dichtung gemacht und die Idee erschöpft, die seiner wunderbaren Erscheinung zu Grunde liegt. Die vorliegende einfache Erzählung hat dies zum ersten Mal versucht, und wir müssen gestehn, daß uns die Darstellung ergriffen hat, daß sie viel poetischer ist, als jenes anekdotenmäßige Drama von Klingemann, Ahasver, und daß sie, wenn sie noch kein vollendetes poetisches Kunstwerk ist, doch eine fertige Grundlage für ein solches darbietet. Die Geschichte beginnt mit der bekannten Scene aus der Passion. Christus mit dem Kreuz belastet, will vor Ahasverus Thür einen Augenblick ruhen; der Jude stößt ihn zurück und Christus spricht: Weil du des Menschen Sohne keine Rast verkümmert, so sey auch dir fortan keine Ruhe vergönnt, und du sollst wandeln und wandern, bis daß ich wiederkommen werde. Dieser Fluch geht in Erfüllung, und der Jude muß nun ewig wandern und fliehen, und kann nirgends rasten und nicht sterben. Die Geschichte schildert nun seine Wanderungen und stellt ihn in einer Menge von Situationen dar, die alle sinnvoll gewählt, geistreich erfunden, von tiefer Bedeutung und schauerlicher Wirkung sind. Anfangs erfüllt ihn Ingrimm und wüthende Rachlust, dann verstärkt er unter der Last seines Fluches in dumpfe Verzweiflung, aus der ihn das ewig junge Lebensgefühl immer wieder zur Rache an den Christen emporreißt. Endlich bewältigt er die Gluthen der Leidenschaft, bekehrt sich zu Christus und wird Geleitsmann der Pilger nach dem heiligen Grabe. Wir sehen ihn anfangs bey der Zerstörung Jerusalems der allgemeinen Verwüstung trotzen, dann in Rom unter den Gladiatoren gleich einem Würgengel rasen und allein als Sieger übrig bleiben, da keines Schwertes Spitze sein Leben treffen kann. Wir sehen ihn verzweifelnd in die Flammen des Aetna stürzen, aber der Krater wirft ihn lebendig wieder aus. Unter allen diesen ergreifenden Scenen ist ohne Zweifel folgende die schönste und erhabenste. „Der Jude war in Rom während einer Christenverfolgung. Mit boshafter Freude sah er die Anhänger dessen, der ihn verflucht, von den Heiden verfolgt und gemartert werden, und um seine Rache an ihnen auszulassen, bot er sich selbst an zum Henkerdienste. Und manches unschuldige Opfer wurde von seinen Händen erwürgt mit gedoppelter Qual. Er aber konnte sich der Rache nicht erfreuen; denn das Beil, womit er schlug, durchschnitt seine eigne Seele, und das Gift, das er reichte, wüthete in seinem eignen Herzen, und das Feuer, das er schürte, brannte in seinen eignen Eingeweiden; und er sahe sie ja sterben, die Märtyrer, freudig sterben, und er mußte leben, qualvoll leben! — Eines Tages, als nach der Hinrichtung eines heiligen Greises, der, Gott lobend und dankend, seinen Geist aufgegeben, und der Menge der Zuschauer sich mehrere Christen hervordrängten, und immer mehrere, rufend: Auch sie seyen Christen und wollten für Christo sterben; und als der weite Platz erscholl von dem Einen Zeugniß des gekreuzigten Gottes, und die Zeugen auf der Stätte umherlagen, Leichen an Leichen, eine große, heilige Saat; da wurde Ahasverus von dem Geiste ergriffen, und er warf das Henkerbeil hinweg und stellte sich unter die Christen, die noch des Todes harrten, und rief bebend: Auch ich glaube an Christum!“

In einem ganz andern, launigen, kecken und derben Tone ist die Geschichte der sieben Schwaben abgefaßt, doch auch sie bietet sehr viele eigenthümliche Reize dar. Sie erinnert zuweilen an Eulenspiegel, ihre sieben Helden sind aber weniger frech, und verhalten sich mehr gutmüthig und passiv. Da sie auf einer Zerfahrt beziffen sind, die man nach Willkühr verlängern kann, und da jeder von den Sieben der Repräsentant eines besondern Stammes und Gaues in Schwaben ist, so läßt sich noch weit mehr an sie anknüpfen und jeder mögliche Schwabenstreich, alle Arten des süddeutschen Volkshumors, alle populären Anekdoten lassen sich in diese bequeme und einfache Form verbinden. Ursprünglich ist diese alte Volkssage vielleicht eine Parodie auf die bekannten vier Haimonskinder, denn wie diese alle auf dem einzigen Roß Bayart ihre Abenteuer bestehen, so die sieben Schwaben die übrigen an

Digitized by Google

einem einzigen Spieß von sieben Mannslängen, an dem sie alle zugleich tragen.

Neugriechische Literatur.

Von J. A. C. Schmidt (Lehrer der neugriechischen Sprache in Leipzig, unter anderm dem Verf. einer neugriechischen Sprachlehre. Leipzig 1808, über die Hoch Jules David in der Vorrede zu seiner „Méthode pour étudier la langue grecque moderne.“ Paris 1821, eben nicht sehr günstig — und nicht ohne Grund — urtheilt) ist ein: „neugriechisch-deutsches und deutsch-neugriechisches Wörterbuch“ in zwei Theilen (Leipzig, 1825. 1827) erschienen. Es ist allerdings in mancher Hinsicht mangelhaft und ungenügend, kann jedoch dem ungeachtet von Deutschen und Griechen — von jenen, wenn sie daneben noch ein altgriechisches Wörterbuch haben — nicht ohne Nutzen gebraucht werden. Von Paris aus ist uns ein „Dictionaire grec moderne francais, par F. D. Dehèque. 1825“ zugekommen, das, extensiv und, nach einzelnen Beyspielen, auch intensiv, vollständiger ist, als das von Schmidt. Eben so ist in Paris von der bereits erwähnten „Méthode etc. par Jules David“ eine zweyte vermehrte und verbesserte Ausgabe (1827) erschienen, nach welcher ein treuer Abdruck bey Zirges in Leipzig (1828) besorgt worden ist. Es ist zu bedauern, daß diese Grammatik, deren Verfasser den Vorzug für sich hat, daß er selbst in Griechenland gewesen ist, doch in Folge des Aufenthaltes desselben auf Chios, als Lehrers der französischen Sprache an der Schule in Chios, auf den — verderbten — Dialekt der Chioten besondere Rücksicht nimmt. — Weil hier einmal von der Sprache der Neugriechen die Rede ist, mag auch, in so fern von ihrer Aussprache des Griechischen — der sogenannten reuchlinischen — auf die Aussprache der alten Griechen — und gewiß mit Recht — geschlossen wird, des diese reuchlinische Aussprache gegen die erasmische mit allen Gründen der Philosophie und Geschichte geltend machenden Werkes gedacht werden, welches unter dem Titel: „Revision der von den neuern deutschen Philologen aufgestellten oder vertheidigten Lehre von der Aussprache des Altgriechischen. Von Dr. Bloch“ im J. 1826 erschienen ist und das allen Hellenisten und Schulmännern andurch empfohlen wird, damit das Unwesen, als welches die erasmische Aussprache erscheint, in Schulen und auf Kathedern sein Wesen zu treiben endlich einmal aufhöre.

Von der jungen Griechin Angelika Pali, in Livorno, — von deren Vater Risos Nerulos in seinem „Cours“ pag. 116 (des franz. Originals) sagt: „Mons. Pally est encore honorablement connu des Grecs et des Italiens par le génie poétique et le talent d'improviser de sa fille Angélica Pally“ — ist 1825 bey Didot in Paris eine „Ὠδὴ Ἀγγελικῆς Παλλῆ“ (also Pali, nicht Pally, wie Risos schreibt,) περὶ τῶν συμβάντων εἰς τὰ Ψαρά (Ode sur les événements de Psara, par Angelique Paly) 8. 11 S. erschienen. Eine „Ὠδὴ εἰς τὸν Λόρδ Βύρωνα,“ (aus dem Jahre 1824) von derselben Angelika Pali theilt, mit einer Paraphrase des Risos Nerulos, Dr. Iken in seiner Eunomia. Bd. 2. S. 141 ff. mit.

Von Wien aus ist binnen Kurzem eine griechische Grammatik in zwey Theilen, von Athanasios Stagirites, zu erwarten. Auch wird daselbst Einiges von Konstantinos Kumas erscheinen, wie wir von ihm selbst vernehmen. Unter andern wohl die schon früher vollendete Uebersetzung der „Abderiten“ von Wieland, deren in Nro. 38 des vorigen Jahrgangs d. Bl. von uns gedacht wurde. Eben so soll in Wien eine Encyclopädie des vor einigen Jahren verstorbenen Nikolaos Darwaris, der — durch manche Ausgaben, auch alter Autoren — den Lesern der Leukothea, weniger, wie es scheint, den Philologen, bereits bekannt ist, im Drucke erscheinen.

Aus den Briefen Bonstettens an Matthisson (Zürich, 1827) entlehnen wir folgende hierher gehörige Notizen. Der durch seine archäologischen Schriften (unter andern eine über das berühmte Biergestramm auf der Markuskirche in Venedig, 1816) bekannte Grieche, Andreas Mustoridis aus Korcyra, soll die Griechenlieder der Fr. Brun ins Neugriechische übersetzt haben (S. 129). — Von Byron erwähnt Bonstetten (S. 214), nach der Mittheilung eines Griechen, der mit Byron in nähern Verhältnissen in Griechenland gestanden hat, „schöne neugriechische Gedichte,“ und er gedenkt auch einer prächtigen, in italienischer Sprache geschriebenen, Broschüre eines Griechen, Ayvamiotti, aus Lakedämon, worin derselbe dem Itinéraire des Chateaubriand Schritt für Schritt durch den Peloponnesos folge und ihm beweise, daß Ch. unwahr und ein unwissender Schönschwätzer sey. Etwas Näheres über die Broschüre ist nicht angegeben, und wir finden sie auch nicht in der Leukothea verzeichnet.

Nach der Mittheilung des Risos Nerulos in seinem Cours de littérature grecque moderne, p. 136, geht der Phanariot Georg Argyropulos — „un des savans les plus distingués de la Grèce, littérateur habile“ — damit um, diejenigen altgriechischen Wörter zu sammeln, welche bis jetzt der Sorgfalt der Lexikographen entgangen sind.

Noch erwähnen wir hier, daß im vergangenen Sommer sowohl in London der Grieche Ugo Foscolo, aus

Digitized by Google

Korepra, der aber mehr der italienischen Literatur (durch seine Schriften über Dante und Petrarca und die „Ultime lettere da Jacopo Ortis“ — eine Art von Werthers Leiden —) angehört, als in Paris der Athenienser Kodrikas gestorben sind. Letzterer, ein Gegner des Korais in Betreff seines Systems der Bildung der neugriechischen Sprache, hat geschrieben: 1) eine neugriechische Uebersetzung von Fontenelles „Pluralité des Mondes,“ Wien 1791. 2) Observations sur l'opinion de quelques hellénistes touchant le grec moderne. Paris, 1800. Leipzig 1813. 3) Μελετη της κοινης ἑλληνικης διαλεκτου. Bd. 1. Paris, 1818, gegen Korais. 4) Rémarques politiques sur la cause des Grecs. Paris, 1822. 5) Lettre messénienne sur l'intervention des puissances alliées dans les affaires de la Grèce. Paris, 1824.

Panegyrische Dichtkunst.

Ludwig von Beethoven's Tod den 26. März 1827. Von Friedrich August Kanne. Wien, bey Tendler und von Mauslein.

Es gibt eine höhere Regel, die von der gemeinen Regelmäßigkeit nichts oder nur Weniges an sich trägt und von denen, die nichts weiter als klug sind, nicht verstanden und eben darum auch nur allzugerne abgewiesen, ja verspottet wird. Es gibt einen heiligen Zug des Geistes, der die Schranken der gewöhnlichen Ordnung nach einem tiefern und höheren Gesetze seines Wesens durchbricht und in der Fülle seines göttlichen Lebens die arme sterbliche Hülle abzustreifen ringt. Dies ist die Erscheinung des Genies, und jede solche Erscheinung hat durch das Uebermaaß ihrer Kräfte, durch das Außerordentliche ihrer Forderungen und Bestrebungen nach Inhalt und Form bey ihrer Mitwelt mehr oder minder Anstoß und Widerspruch gefunden. Niemand jedoch konnte heftigeren finden, als ihn Beethoven nach seinem ganzen Charakter und bey seinem Streben in der musikalischen Welt fand. Wenn er den vorgezeichneten Schritt des Systems und der Gewohnheit annahm; so rief man ihm den gebührenden Beyfall zu und stellte ihn neben Mozart und Haydn, deren Genie mit dem maaßgebenden Talent, mit dem ordnenden Verstande verschwistert war. Wenn aber Beethoven die lästigen Fesseln des vorgeschriebenen Gesetzes, weil sie sein melodien- und harmonienreiches Gemüth im Producieren beengten, von sich warf, wenn er dem heiligen Drang seines Geistes, wie der Stimme eines Höheren, gehorchte, wenn er die Fülle der Ideen und Bilder, die sein Inneres bewegten, im reichen Strome, wie sie sein eignes Herz erfüllten und beseligten, frey und fesselloß, wie sie in seiner Brust aufgetaucht waren, wiedergab, und jedes anbächtig lauschende Ohr entzückte, jedes Herz ergriff, das ihn nicht sowohl als den Schöpfer, denn als vermittelndes, begeistertes Organ der reinen, vollen Kunst betrachtete und liebte; dann galten den Meisten seine Kompositionen für konfus, und man erklärte ihn für gesunken in der Kunst. Dann aber müßte man wahrlich auch diejenigen Gedichte für unvollkommen halten, worin der Dichter sich an ein bestimmtes Metrum nicht bindet und plötzlich von einer Idee abspringt, weil allgemaltig die größere und herrlichere ihn ergriff; dann müßten wir auch von Pindars Oden, von Klopstocks Frühlingsfeyer, von Goethes Dithyramben geringer denken, als wir zu thun pflegen. Dies eben ist für uns das Großartige an Beethoven, daß er nicht komponirte, wie er wollte, sondern wie er mußte, daß er sich willig und kindlichem Sinnes dem heiligen Drange seines Gemüthes hingab, und, diesem Drange folgend, bald den Sturm der Natur und des Lebens, bald das leise Athmen der Liebe in unnachahmlichen Weisen sang, wie sie nur der unmittelbar Ergriffene, der musikalische Prophet singen konnte. Wie richtig hat ihn Hoffmann verstanden, wie herrlich in seinen Phantasiestücken ihn gewürdigt! Sein Kapellmeister Kreisler ist ein sprechendes Zeugniß seiner Verehrung Beethovens.

Doch kommen wir auf vorliegende Dichtung zurück. Auch hier ist der Hauptpunkt getroffen, das ganz Außerordentliche in der musikalischen Erscheinung Beethovens. Herr Kanne schildert eine Vision. In dieser erkennt er aus dem Sturme der Natur die Melodien und Akkorde Beethoven'scher Schöpfungen — sehr sinnig und wahr; durch nichts besseres konnte Beethovens Kunst als ein vollkommenes Produkt der reinen, ungeschwächten und ungefärbten Natur, er selbst als das reine Kind, als der Herold ächter Natur und eines höheren musikalischen Lebens dargestellt werden. — Eben so loben wir die ungezwungene Aneinanderreihung der musikalischen Geisterstimmen im Sturme; die Beziehungen auf die Schlacht bey Vittoria, Matthissons Adelaide, das große Septett, die Pastoral-Symphonie, das Lied an die Freude u. s. w. bilden ein schönes und klares Ganze. Die Sprache ist dichterisch, edel und kraftvoll. Der Raum erlaubt uns nicht, Proben aus dem Gedichte mitzutheilen, das wir jedem Freunde der Beethoven'schen Musik als eine würdige Todtenfeyer des großen Mannes zu lesen empfehlen. Das Aeußere ist gefällig.

E.

Digitized by Google

N°. 10.

Literatur-Blatt.

Freytag, den 1. Februar 1828.

Geographie.

Taschenbuch zur Verbreitung geographischer Kenntnisse. Herausgegeben von Joh. Gottfr. Sommer. Sechster Jahrgang. 437 S. in kl. 4. mit sieben Kupfer- und Steintafeln. Prag, Calve'sche Buchhandlung.

Herr Sommer, Professor am Conservatorium der Tonkunst zu Prag, nimmt einen Ehrenplatz unter der Klasse von Schriftstellern der Erd- und Himmelskunde ein, welche durch eine zweckmäßige Popularität ohne seichte Oberflächlichkeit diese sich täglich weiter verzweigende Wissenschaften der Einsicht eines größern Publikums glücklich näher bringen. Mit Vergnügen bemerken wir, daß sein gemeinnütziches Gemälde der physischen Welt in sechs Bänden nach wenig Jahren bereits einer ausgezeichneten Theilnahme sich zu erfreuen anfängt. Der erste Theil mit zwölf Kupfern und Steintafeln ist in der zweyten Auflage in der Calve'schen Buchhandlung verbessert und vermehrt erschienen (34 Bogen mit 12 Kupfer- und Steintafeln. 2 Thlr.). Es sind da überall die neuesten Entdeckungen eingetragen. Natürlich waren wir auf das sehr neugierig, was über die Mondoberfläche gesagt wird, und da möchten wir dem gewissenhaften Berichterstatter noch einen Nachbar mit Rath zurufen. Der joviale Gruithuisen und sein Freund Schwab in Dessau machen stupende Entdeckungen, und diese werden hier mit großem Wohlgefallen angeführt. Allein wir hätten doch gewünscht, daß es dem Verfasser gefallen hätte, auch des Dresdner Beobachters, des Inspektors Lohrmann selenographische Charten und Bemerkungen genauer zu prüfen, wovon die zweyte Lieferung gewiß im künftigen Jahr erscheint und in den Erklärungen dazu auch von jenen Städten, Wällen und Wäldern im Mond zu sprechen nicht ermangeln wird. Doch das nur im Vorbeygehen. Wir haben einige Stunden mit Lesen in dieser erneuerten Ausgabe des auch als einzelnes Lesebuch ausgegebenen Weltgebäudes sehr angenehm ausgefüllt und empfehlen es als solches männiglich.

Und so könnte dann auch für die Leser und Leserinnen, die, mit einer der neuesten Weltcharte in der Hand, gern nach den neuesten Entdeckungen und Reisen den Erdkreis durchwandern, dabey aber die Sache etwas bequem und in der Form des Voyage autour de ma chambre betreiben, der sechste Jahrgang des oben im Titel angegebenen Sommer'schen geographischen Taschenbuchs eine Belehrung und Unterhaltung darbieten. Der Plan desselben kann schon aus frühern Anzeigen der vorhergehenden Jahrgänge als bekannt vorausgesezt werden. Auch dieser Jahrgang hält zuerst auf 50 Seiten eine Musterung der neuesten Reisen, (selbst einzelner nach Brasilien und Peru ausgesandte Reisenden), fängt bey Afrika an, wo die Insel Bonin am muthmaaßlichen Ausfluß des Niger das künftige Hauptetablissements der Britten statt der verderblichen Sierra Leone seyn wird, steigt nach Egypten hinauf, springt dann ins nördliche Amerika, in die Baffinsbay und nach Spitzbergen, und geht endlich über Ostindien, Siam, Japan zu Polynesien und Neu-Süd-Wallis. Die so zweckmäßig redigirte und reich ausgestattete Hertha leistete dabey gute Dienste, wird aber auch, wie jede Quelle, aus welcher der Verf. schöpfte, dankbar angeführt. Nun kommen einzelne Länderschilderungen. Chili und die La Plata Provinzen eröffnen diese Länderschau. Dazu zwey saubere Kupferstiche, die Ansicht von St. Jago und die chilesische Volksbelustigung, beyde aus Miers sachreichen Travels in Chile and La Plata. Hierauf folgt ein gedrängter Auszug aus dem gründlichen Werk des Ritters de la Marmora über Sardinien, wovon der erste Theil im verflossenen Jahr in Paris erschienen. Hier lernen wir das Innere einer Insel kennen, die uns oft wie ein unbekanntes Land erscheint, aber den Alten weit besser bekannt war. Hr. Sommer hätte vielleicht in einer Anmerkung bey dem Mouflor, dem sogenannten Aries Ammon, etwas von den Musmonen in den alten Schriftstellern, und bey der Pelzjacke, die wir auch auf der dritten Kupfertafel bey einem Nationalaufzug mit abgebildet sehen, bey dem Colettu, wie sie dort heißt, die

Digitized by Google

Sardos mastrucatos des Cicero (denn dieser Pelzrock hieß im Alterthum Mastruca) mit erwähnen können. Der Vulkan Pele auf der Insel Ombeihi versetzt uns auf einmal in die Sandwich-Inseln. Die Abbildung desselben gibt uns das Titelblatt. Jedermann ist begierig, jetzt etwas Ausführlicheres über das neuerlich von den Britten so arg beschnittene birmanische Reich zu erfahren. Dieser Wunsch wird durch unterhaltende Auszüge aus der vor Kurzem in London erschienenen Reise des Lieutenants Alexander aus Indien nach England, durch eine Schilderung der großen Hafenstadt Rangun an einem der Ausflüsse des Irawaddy-Stroms befriedigt. Eine Steintafel läßt uns zugleich die über die ganze Stadt emporragende Haupt-Pagode in aller ihrer grotesken Herrlichkeit erblicken. Der siebente Aufsatz theilt uns aus King's Survey die neuesten Nachrichten über die für die fernere Kolonisirung von Neuholland so wichtige neueste englische Niederlassung zu Fort Dundas mit. Dann machen wir einen Spaziergang durch den alten Abbassidensitz, das auch jetzt noch 80,000 Einwohner zählende Bagdad am Tigris. Zwey Steintafeln, unter welchen besonders die eines Kaffeehauses am Strome uns anspricht, versinnlichen uns das Leben in dieser, was wenigstens die Sprache betrifft, rein türkischen Handelsstadt. Es ist ein verständiger Auszug aus des bekannten Buckingham's Reise nach Mesopotamien u. s. w., die als eine Fortsetzung seines frühern Werks über Syrien und Palästina anzusehen ist. Dieser Buckingham ist ein Beyspiel, wie weit Lüge und Verläumdung auch in England getrieben werden kann. In dem durch Parteysucht überhaupt sehr getrübten Quarterly Review hatte in der 52sten Nummer die Beschuldigung gestanden, Buckingham habe aus den Papieren seines Reisegefährten Banks auf eine unerlaubte Weise das Wichtigste sich angeeignet. Banks war selbst Verfasser jener so hart verklagenden Recension gewesen. Der nach England zurückgekehrte Reisende hatte hierauf eine Klage erhoben und seine Unschuld vor Gericht dargethan. Der überwiesene Verläumder mußte 400 Pf. als Geldbuße zahlen. Buckingham fand, als er 1816 dort war, alle Bequemlichkeiten des Lebens bey dem englischen General-Konsul Rich, der, wie bekannt, 1820 an der Cholera Morbus dort starb, und dessen reiche Handschriftensammlung fürs brittische Museum gekauft, jetzt der Benutzung aller Forscher dort offen steht, und uns Deutschen durch die Fundgruben des Orients, diese von Hrn. v. Hammer aus Mangel der Unterstützung aufgegebene Zeitschrift, hinlänglich bekannt ist. Ist denn die auch hier wiederholte Behauptung, daß die Grundlage der bekannten Tausend und Eine Nacht ägyptischen, nicht persisch-arabischen Ursprungs sey, wirklich so erwiesen? Wir haben die Wiege derselben stets in Hindostan zu finden geglaubt. Sehr willkommen sind endlich die Briefe einer französischen Dame, welche 1819 mit dem damaligen französischen Gesandten, dem Marquis von Riviere, das neueste Konstantinopel eben so neugierig beschauete, als hundert Jahre früher Lady Montague, und dann in ihren 1821 in Paris erschienenen Lettres sur le Bosphore alles treu berichtet, was sie gesehen hatte oder ihr selbst berichtet worden war. Sind doch gerade jetzt die Augen von ganz Europa auf diesen Sultan Mahmud gerichtet, von welchem uns die Französin ein recht günstiges Bild entwirft. Wenn aber der Herausgeber sich in der einleitenden Anmerkung auf v. Hammers Konstantinopel beruft, welches v. Liebemann neuerlich so frey zu benutzen wußte; so würde er mit jener Topographie auch noch das türkische Drama anzuführen gehabt haben, in welches Hr. v. Hammer vor einigen Jahren in seinem Kleeblatt orientalischer Dramen eine so hinreißende Schilderung des Lebens in und bey Konstantinopel zu verweben wußte, und welches, wie so vieles, was in Oesterreich erscheint, wegen den mannigfachen Hemmungen, die der Buchhandel dort leidet, sehr wenig in den allgemeinen Bücherverkehr gekommen ist. Gewiß dies geographische Taschenbuch gehört zu den nützlichsten Büchern, die in dieser jetzt so beliebten Form unsre Lese- und Kauflust reizen wollen. Druck, Papier, die ganze Außenseite des Buchs ist nach Maaßgabe des billigen Preises untadelhaft. Würden denn einige Chärtchen, wie z. B. eine über Sardinien, die wir ungern vermissen, den Preis sehr erhöhen? Die Zimmermannischen geogr. Taschenbücher hatten freylich zu ihrer Zeit noch einen weit größern Reiz. Denn sie waren nicht bloße Auszüge oder Nebeneinanderstellungen des Verschiedenartigsten. Jedes Bändchen wurde durch die alles durchdringende Darstellungsgabe des geistreichen Mannes zu seinem geistigen Eigenthum umgeprägt. Nach seinem Tod fand sich nirgends ein Ersatzmann. Wie aber, wenn Professor Sommer mehrere handschriftliche Reisetagebücher, z. B. von dem östreichischen Naturforscher Natterer, dessen Rückkehr aus Brasilien jetzt erwartet wird, der ganzen Sammlung, die dadurch sehr an Originalität gewinnen würde, einwebte?

Böttiger.

Novellen.

Novellen von Leopold Schefer. 3 Theile. Leipzig 1825—1827.

So sehr sich auch der Verfasser dieser Novellen über den Troß der Allzeitfertigen erhebt, die in unsern Tagen alles Gewächse, allen Unsinn, alle Ausgeburten eines leeren Kopfes mit dem Namen „Novelle“ hinlänglich zu sanctioniren glauben, ohne auch nur von ferne daran zu denken, daß auch von dieser Novelle wenigstens etwas

Digitized by Google

mehr als Nichts gefordert werden kann, so befriedigt er doch bey weitem die Anforderungen nicht, die an ihn gemacht werden könnten. Es sind jedoch seine eignen Werke, die ihn wegen andrer Schöpfungen anklagen; kaum würde man im Verfasser der Deportirten, wenn ihn nicht seine Sprache verriethe, den der meisten übrigen in dieser Sammlung enthaltenen Novellen vermuthen. Zwar gelingt ihm, wie überall fast, mehr als oberflächlich in das Geheimniß der menschlichen Natur einzudringen, gehaltene, reiche und mannichfaltige Charaktere zu schaffen, die Kämpfe des guten und bösen Geistes im Innern, die Gewalt des unausbleiblichen, selbstgeschaffnen Schicksals darzustellen, er erhöht das Interesse durch reizende Mahlereyen und oft treffende Bemerkungen, aber doch können wir uns einige bedeutendere Mängel nicht verbergen, die selbst das beste seiner Werke, „die Deportirten," nicht gänzlich von der Kritik freysprechen. Was im Innersten des Geistes lebt, das ist das Gesetz und soll nach Außen, nicht sich ausbreiten, sondern sich ausbilden in That und lebendiger Gestalt. Aber wie, wenn nun der Verfasser in diesen Novellen ein Beyspiel gegeben hätte, in dem zwar auch das innere Leben äußerlich sich darstellt, wo aber eben das Innerste und Tiefste, was er aus seinen Menschen entwickeln will, durch Reflexion und, fast möchte ich sagen, durch Geschwätz sich äußert? Ja, nicht selten sinkt der Verfasser so weit in Schwatzhaftigkeit herab, daß er sich vergißt, alltägliche, sogar fade Gedanken mit weitläufiger Wichtigkeit vorzukanzeln. Und einen ganz neuen, schönen Kunstgriff hat der Verf. erfunden, um seinen Gedanken lange den Lauf zu lassen, er macht eine — Predigt. Hier läßt er nun wie in der „Erbsünde" und zum Theil auch den „Deportirten" den Prediger so sprechen, daß man wohl sieht, der Romanschreiber steckt im Predigermantel auf der Kanzel und gibt Erläuterungen zu seinem Werke; beredet uns wohl gar, daß selben diese oder jene Idee hauptsächlich zu Grund liege. Die erste Novelle dieser Sammlung „Palmerio" führt uns auf einen andern Fehler. Ein venetianischer Edler, Palmerio, lebt in Griechenland als Arzt, sieht, liebt und heilt die blinde Tochter eines reichen griechischen Handelsmanns, heyrathet sie und reist mit den Schiffen seines Schwiegervaters in Geschäften. Die Gattin wird eifersüchtig, seine Liebe wird kalt, er verliebt sich in ein schönes Mädchen aus Chios. Diese ist die Schwester seiner Gemahlin, dem Vater vor vielen Jahren, von seinem wahren Todfeind Ali geraubt, er entdeckt dies aber nicht eher, bis er sie geheyrathet hat. Von jeder seiner beyden Gattinnen erhält er einen Sohn. Seinen treuen Freund und Gehülfen ermordet er auf Chios, als derselbe im Begriff ist, unbewußt sein Geheimniß zu entdecken, und dennoch kann dies nicht verborgen bleiben. Die Chierin eilt nach Athen, eben steht er auf dem Parthenon, als sie dort bey seiner Gattin anlangt, er stürzt sich zu ihren Füßen herab und ist todt. Der Diebar von Athen, eben der feindselige Ali kommt herbey, der Vater erkennt ihn und beyde morden sich gegenseitig. So schließt das Ganze. Tief ergreifend und zerreißend wirkt dieser Schluß, aber ist dies nun Wahrheit oder nicht vielmehr eine Curiosität, in der sich viele unserer Dichter gefallen? Uebrigens sind die Gemälde in dieser Novelle prachtvoll und glühend. Noch glänzender aber ist der „Zweg." Doch ist hier das Schicksal zu gewaltig und zu räthselhaft, die Menschen unterliegen einer unbekannten Macht, denn wir wollen doch nicht hoffen, daß der Verf. wirklich das Blutsaugen wieder auf die Bahn bringen will, was ja als gar zu bizarr und fleischermäßig kaum öfter als einmal zum poetischen Motiv gebraucht werden darf. Der Traum ist wahrhaft poetisch, aber so wie das Abenteuer auf dem Kreuz der Peterskirche zu ausgedehnt, um ein ganzes Bild zu hinterlassen. Der Verf. läßt seinen Leser schaudern und freut sich dieser Wirkung. Im Ganzen zwar ist diese Erzählung besser geschlossen, als die vorige, dennoch fehlt es auch hier an klarer Entwicklung, denn Sir Richard's Jugendsünden konnten natürlicherweise in seinem Verhältniß zu Olivia keine so große Katastrophe herbeyführen. „Die lebendige Madonna" ist ein liebliches Bild, aber mehr eine Episode zu einer Novelle als selbst eine Novelle. Die „Erbsünde" scheint ein Stiefkind des Verfassers zu seyn. Um einen in den „Deportirten" hinlänglich berührten, halbwahren, nicht neuen Gedanken auszuführen, erfindet er eine widernärtige Geschichte, die nirgends etwas Anziehendes hat. Der einzige angenehme Mensch, der in der Erzählung erscheint, tritt nie auf, sondern wird nur todt vorgefunden. Die von dem Verf. selbst sogenannte vortreffliche Predigt des jungen Geistlichen erscheint uns wenigstens sehr gewöhnlich, ja nicht einmal eine Predigt zu seyn. Ist der Verfasser ein Theologe? Um Gotteswillen nicht, er würde die andächtigen Zuhörer aus der Kirche treiben, statt daß er sie vielleicht mit seiner Novelle hinein führt. Kurz diese Novelle ist der schlimme Fleck, die „partie honteuse" seiner Sammlung. Weit gelungner ist die letzte Novelle des zweyten Bändchens, die „Lenore de san Sepolcro" wo man sich freylich in eine furchtbare Tragödie versetzt glaubt, die mit mehrfachem Mord, mit verzweifelndem Tode endigt. Doch beschränkt der Verf. auf eine kluge Weise hier seine Liebe zur Reflexion und läßt uns mit der Erzählung fortgehn. Zu auffallend ist aber das Zusammentreffen auf Korfu, wodurch denn der übrigens gute Plan zu sehr hervortritt und einen unangenehmen Eindruck macht. Das Vortreffliche, was aus der Feder des Verf. floß, sind ohne Widerrede, „die Deportirten." Hier entschuldigt die gewählte Form, der Briefe nämlich, auch die hervortretende Reflexion, hier bleibt die Anlage des

Digitized by Google

Ganzen verborgen und alles läuft in den letzten Augenblicken trefflich zusammen, hier treten Gestalten auf, deren frische, kräftige Eigenthümlichkeit uns erquickt, hier fließt ein Humor, der an Jean Paul erinnert, nur mäßiger, darum aber auch minder reich; die Predigt, die der Verfasser nun einmal nicht lassen kann, und die er diesmal nicht selbst lobt, ist besser und brauchbarer, hauptsächlich, weil sie nicht mehr so große Bedeutung für die Erzählung selbst haben soll. Erfreulich ist besonders der Schluß, der sehr schön eingeleitet wird, und gewiß liest jeder mit dem Gefühl, das der Dichter beabsichtigt, das: gloria in excelsis Deo!

Dichtkunst.

Phantasiegemälde aus dem heiligen Lande, von Heinrich Friedr. Freyherrn von Bruiningk, zweyten Prediger an der evangelischen Kirche zu Landesbut in Schlesien ꝛc. Liegnitz, G. W. Leonhardt, 1827.

Die Form der Novelle ist bekanntlich eine so beliebte geworden, daß es nicht befremden kann, sie auch auf die heilige Geschichte angewendet zu sehen, um so weniger, da religiöse Partey-Ansichten und Kämpfe schon häufig in derselben Weise behandelt worden sind. Wir unsers Orts können das Novellisiren der heiligen Geschichte nicht gut heißen, weil dieselbe als solche nur in der höchsten Einfalt des Vortrages, wie ihn die Bibel gibt, ihrer erhebenden und rührenden Wirkung nicht verlustig zu gehen scheint. Nur zwey Formen poetischer Auffassung scheinen uns mit Glück angewendet werden zu können: die lyrische und die lyrisch-epische. Erhabene Hymnen, Romanzen und heiliges Epos werden die Resultate dieser Anwendung seyn. Die Novelle ist für diesen Stoff etwas zu kleinliches und konventionelles. Sie muß demselben einen Anstrich idyllisch-sentimentaler Spielerey verleiben, weil sie auf eine andere Weise ihrem Trieb, auf leichte und anmuthige Art zu unterhalten, alle Geistesthätigkeiten mehr anzuregen, zu interessiren, als zu befriedigen, hier unmöglich genügen kann. Wo sie auf dieses Selbstgenügen verzichtet, um dem Stoff sein Recht widerfahren zu lassen, fällt sie dagegen aus ihrem eigenen Character, und das Resultat einer novellistischen Behandlung der heiligen Geschichte dürfte seyn, daß sie weder einen rein ästhetischen Genuß, noch religiöse Befriedigung gewährt. Wir bedauern um so mehr, vorliegende Phantasiegemälde als einen Beleg zu allem bisher Gesagten anführen zu müssen, als der Verfasser in vielen einzelnen Stellen des verfehlten Ganzen poetische Gabe und schöne, religiöse Gesinnung an den Tag gelegt hat und wir überdies fest überzeugt sind, daß ihn die fromme Absicht zu seiner ganzen Arbeit getrieben und dabey geleitet hat. Der besondere Gegenstand, den er sich zur Darstellung ausgewählt, umfaßt die Geschichte von der Verkündigung, welche dem alten Zacharias und seinem Weibe von der Geburt Johannes des Täufers gegeben wird, bis zur Geburt Christi. Gern gestehen wir, daß der Verfasser alle in den Evangelien gegebenen Notizen hierüber sinnreich zu einem Ganzen, zu einer in sich verbundenen Reihenfolge verknüpft hat. Geschickt nimmt er Gelegenheit, uns die und da malerische Schilderungen von Gegenden, Oertern und Städten Palästinas zu geben. Eben so gelungen dürfen wir das Gemälde nennen, welches er uns eben so gelegentlich von dem damaligen, religiösen, sittlichen und politischen Zustande Palästinas gibt. Hiezu kommt die besondere Berücksichtigung der Meynungen, Hoffnungen, Wünsche und Ansichten, welche in Bezug auf die Erscheinung des Messias damals allgemein verbreitet waren. Sie werden in religiösen Unterhaltungen der handelnden Personen zur Sprache gebracht und ihr lebendiges Walten in den Gemüthern des Zacharias und seines Weibes Elisabeth, der Maria und Josephs des Zimmermanns wird recht schön als nothwendiges psychologisches Moment hervorgehoben, ohne welches die Offenbarung der Herrlichkeit des Herren in diesen Personen selbst keine würdigvorbereitete subjektive Stätte finden mochte. Endlich sind auch einige lyrische Ergießungen voll tiefen und schönen Gefühls. Dennoch bleibt das Ganze und mit ihm auch vieles Einzelne, um der novellistischen Form willen, verfehlt. Wie kann dies zum Beyspiel anders seyn, wenn die Verkündigung und reine Empfängniß Mariä ausführlich beschrieben wird, und ferner zuerst die Liebeserklärung Josephs, hernach das Geständniß der Maria, daß sie Mutter Gottes sey, erfolgt und den guten Joseph mit Zweifeln erfüllt, die er zuletzt freulich in seinem religiösen Gemüthe niederkämpft? Hier kann nur orakethaft biblische Andeutung über unwillkührliche Profanirung des Geheimnißvollsten hinaushelfen. Wie zarte und verklärende Farben der Verfasser auch in den Pinsel genommen, wie fein er sie aufgetragen hat, es ist ihm nicht gelungen, die Sonne zu malen, um so weniger, als er sie nicht hinter der Wolke gelassen hat.

W. B. M.

Digitized by Google

N°. 11.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 5. Februar 1828.

Dichtkunst.

Le Roman de Rou et les Ducs de Normandie par Robert Wace, poëte Normand du 12ième siecle; publié pour la première fois, d'après les manuscrits de France et d'Angleterre; avec des notes pour servir à l'intelligence du texte, par Frédéric Pluquet, Membre de la Société des Antiquaires de France et de plusieurs autres Sociétés savantes. Rouen, Edouard Frère, éditeur. 1827. Tom. I. XXII und 414 S. Tom. II. 543. S.

Wir beeilen uns, von einem für die altfranzösische Poesie wie für die Geschichte gleich wichtigen Werke, das kürzlich in Frankreich erschienen ist, unsern Lesern eine vorläufige Notiz mitzutheilen. Es mit den gleichzeitigen Denkmalen zu vergleichen und für Sprache, Geschichte und Dichtung auszubeuten, bleibt den Männern vom Fach überlassen, die dieses Buch ohne Zweifel zum Gegenstand eines besondern Studiums machen werden.

Von allen literarischen Arbeiten der Normannen, sagt der Verleger, Herr E. Frère, ist die merkwürdigste, auf und gekommene, der Roman de Rou (zu deutsch: Roman von Rollon, dem Normannenherzog), sowohl was seine Ausdehnung, als was seine archäologische und grammatische Wichtigkeit, so wie die Aechtheit der historischen Nachweisungen betrifft, die derselbe enthält. Es gibt uns dies Gedicht ein Gemälde von den Einfällen der Normannen und dem Leben ihrer Herzoge, von Rollon bis auf Heinrich I. Das gehöfte Interesse aber enthält es durch die gewissenhafte Treue, mit welcher der Dichter alle Einzelheiten schildert, die den Zug Wilhelm des Eroberers, eines der größten Staats- und Kriegsereignisse des Mittelalters, auszeichneten und zunächst darauf folgten. Der Herausgeber dieses Romans, der zum ersten Mal im Druck erscheint, Herr Friedrich Pluquet von Bayeux, der sich aus Neigung seit langer Zeit mit dem Studium der normannischen Literatur beschäftigt, und derselben schon zahlreiche Dienste erwiesen hat, widmete mehrere Jahre seines Lebens der beschwerlichen Kollation aller vorhandenen Texte des vorliegenden Gedichts. Bey Herausgabe desselben wurde er von den Herren Méon (Herausgeber des Roman de la Rose und Roman du Renart), und Auguste Le Prevost unterstützt, nachdem er schon im Jahr 1824 eine Notiz über das Leben und die Schriften Robert Wace's bekannt gemacht. Ohne Zweifel ist diese Notiz in der Hauptsache dieselbe, die jetzt an der Spitze des Werkes steht, und aus der wir das Wesentliche über den Dichter und sein Hauptwerk entlehnen.

Robert Wace (der sich übrigens den Vornamen Robert nirgends gibt), auch Wace, Waice, Gace, Gasse und Listace genannt (d. h. Custachius), ist auf der Insel Jersey zu Anfang des 12ten Jahrhunderts geboren, und starb zu England ums J. 1184. Er studirte zu Caen, in damals schon berühmter Schule, hielt sich, um seine Studien zu beendigen, ziemlich lang in den Staaten des Königs von Frankreich auf und ließ sich dann wieder in jener Hofstadt Heinrichs I. bleibend nieder. Im Jahr 1160 vollendete er seinen Roman de Rou, dedicirte ihn Heinrich dem Zweyten und ward von demselben mit einer Pfründe in der Kathedrale zu Bayeux belohnt, wo Philipp v. Harcourt damals Bischof war. Er scheint diese Wohlthat ungefähr 19 Jahre genossen zu haben.

In seinen Werken nennt er sich nur Meister Wace und bezeichnet sich als „lesenden Cleriker" oder „Cleriker aus Caen." Er lebte unter drey Heinrichen, die alle drey Könige von England und Herzoge der Normandie waren. Er lobt sie für ihre Wohlthaten, aber — und ähnliche Klagen sind auch den unsern deutschen Minnesängern oft nicht selten — er versichert doch, daß man ihm viel mehr versprochen habe, und beschwert sich bitter über die Mäcenaten seiner Zeit. (Vol. II. p. 408.)

Wace hat viel geschrieben, und seine Werke sind größtentheils der Verherrlichung seiner Landsleute, der Normannen, geweiht. In Erzählung von Begebenheiten, die vor seine Zeit fallen, folgt er dem Dudon von St.

Digitized by Google

Quintin und Wilhelm von Jumièges; aber immer fügt er interessante Einzelheiten bey, zeigt sich weniger leichtgläubig, und hat über sie den großen Vortheil, daß er in der Sprache schreibt, welche seine Helden redeten. Dieses Idiom hat sich, wie Herr Pluquet in einer Note bemerkt, theilweise in der Gegend von Bessin und Cotentin erhalten.

Unser Dichter ist fast ein Jahrhundert früher als Marie de France; er hat weder seine Eleganz noch seine Zartheit; aber er zeichnet sich unter seinen Zeitgenossen in den Beschreibungen aus, man findet große Bilder, ernste Reflexion und viele Naivetät in seinen Poesien. Nachdem er von den Monumenten gesprochen, die Eroberer aufrichten, sagt er:

Toute rien se torne à déclin;
Tout chiet, tout muert, tout vait à fin
Homs muert, fer use, fust porrist,
Tur font, mur chiet, rose flaistrit,
Cheval tresbuche, drap viesist;
Tout ovre fait od mainz périst.

(Ein jeglich Ding kehrt sich zum Fall,
Es sinkt, es stirbt, es endet all:
Stahl nützt sich ab, Holz fault, Mensch stirbt,
Thurm stürzt, Mau'r sizt, Rose verdirbt,
Roß strauchelt, Kleid wird alt und fahl,
Der Hände Werk vergeht zumahl!)

Man kennt folgende Werke von Wace: 1) Le Brut d'Angleterre (der Brutus von England); ein ursprünglich in niederbretagnischer Sprache geschriebenes, von Gottfried von Monmouth ins Latein übersezteś und nach dieser Uebersetzung von Wace bearbeitetes Gedicht von ungefähr 18000 achtsylbigen Versen; es ist das erste Buch, das den Ursprung der Tafelrunde, ihrer Feste, Turniere und Ritter enthält. Die königl. Bibliothek zu Paris besizt fünf Manuscripte desselben.

2) Le Roman de Rou et des ducs de Normandie. Dies unser vorliegendes Gedicht, das Hauptwerk des Meisters, besteht aus mehreren Theilen. Der erste, (Vol. I. p. 1—37, v. 1—750) in achtsylbigen Versen geschrieben, eine Art von Einleitung, umfaßt die Geschichte der ersten Normanneneinbrüche in Frankreich und England; der zweyte, (Vol. I. p. 37—103; v. 751—2061) in Alexandrinern, die Geschichte Rou's oder Rollons; an seinem Schluß hat ein Abschreiber beygefügt: si fénist le Romanz de Rou et comenche de Guillaume Longue Espée, son fils etc; der dritte, gleichfalls in Alexandrinern, enthält die Geschichte von Wilhelm Lang-Schwert (Longue-Epée) und seinem Sohne Richard I.; (ib. p. 103—246 v. 2062—5161); der vierte Theil endlich, in achtsylbigen Versen, wie der erste geschrieben, und für sich allein länger, als alle drey andere zusammen, das Ende der Geschichte Richards I., und die seiner Nachfolger, bis zum Jahr 1106, dem sechsten Regierungsjahre Heinrichs I. (I. p. 264 und Vol. II. v. 5165 — Fin.)

Das ganze Gedicht enthält 16,347 Verse, und ist das interessanteste Denkmal der normännischen Geschichte und Sprache. Eine große Zahl von Kapiteln der Cronicques de Normandie (gedruckt zu Rouen 1487) sind nur Stellen unsers Romans, von einem unbekannten Kompilator gegen das Ende des dreyzehnten Jahrhunderts in Prosa umgesezt.

3) Chronique ascendante des Ducs de Normandie, von Heinrich II. zurückgehend bis auf Rollon. Kleines, nach 1173 verfertigtes Gedicht, von 314 Alexandrinern. Die Manuscripte davon sind sehr rar; es ist in dem ersten Theile der Mémoires de la Société des Antiquaires de la Normandie p. 444 abgedruckt.

4) L'Etablissement de la feste de la Conception dicte la feste as Normands. Davon sind 3 sehr varirende Handschriften in der königl. Bibliothek zu Paris.

5) Das Leben des h. Nikolas, in achtsylbigen Versen. Eine Handschrift in der Bibliothek des Engländers Herrn Douce. Hickes in seinem Thesaurus litteraturae septentrionalis hat Auszüge daraus gegeben.

Wace sagt uns, daß er auch Lais und Servantois (Meistergesänge) gedichtet; aber sie sind nicht bis auf uns gekommen. Seine Hauptbeschäftigung aber war, wie er selbst sagt, Romane, d. h. epische Gedichte in romanischer Sprache zu schreiben. Man hat ihm mehrere Werke, die nicht von ihm sind, zugeschrieben; z. B. den Roman du Chevalier au Lion von Christian v. Troyes und den Roman d'Alexandre von Alexander von Bernay.

Von Manuscripten des Roman de Rou führt Herr Pluquet an:

1) Eine Pergamenthandschrift der königl. Bibliothek zu Paris, in groß Fol. Nr. 6987, enthält unter andern alten Gedichten den vierten Theil des Rou auf den Blättern 219—249; Schrift und Orthographie aus dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts, das beste und älteste Manuscript des Romans in Frankreich.

2) Ebendas. Nr. 7567, ein vollständiges Manuscript
5
des Romans aus dem Anfang des achtzehnten Jahrhunders, ist Kopie eines ältern Manuscr. aus dem sechszehnten oder siebzehnten Jahrhunderte. Styl und Orthographie verjüngt.

3) Auf der Arsenalbibliothek unter den Manuscripten von Sainte-Pélage eine vollständige Abschrift des Rou, von deren Ursprung Herr Pl. das Nähere angibt. Die Handschrift endet, wie die vorige, mit Herzog Roberts Rückkehr von seiner Reise zum h. Grab.

Digitized by Google

4) Die längste und bedeutendste Handschrift des vierten Theils auf dem Musée Britannique, aus dem zwölften oder Anfang des dreyzehnten Jahrhunderts. Die Orthographie hat eine englische Färbung. Aus der Ueberschrift erhellt, daß das Manuscript aus der Abtey Sancti Martini de Bello stammt, die Wilhelm der Eroberer zum Andenken an die Schlacht bey Hastings gestiftet hat. Dies gibt der Handschrift einen besondern Charakter von Authenticität. Herr Pluquet hat eine Kopie dieses Manuscripts erhalten und die Pariser Handschriften genau damit collationirt. Er befragte bey Vorbereitung der Herausgabe alle der romanischen Sprache und der normännischen Alterthümer vorzüglich kundige Gelehrte, erhielt von allen über Alles gewünschten Aufschluß, und glaubt so den vollständigsten, klarsten und korrektesten Text hergestellt zu haben.

Als frühere Arbeiten über Robert Wace, welche mit dem gegenwärtigen Buche zu vergleichen sind, nennt der Herausgeber: eine Dissertation vom Abbé de la Rue (Lond. 1794 eingeschaltet in den 12ten Band der Archaeologia), eine Notiz des Herrn v. Bréquigny über die (in Frankreich befindlichen) Manuscripte des Rou (Notices et extraits de la B. du Roi, Tom. V.), einen Aufsatz von Brial (Hist. litér. de France Vol. XIII.), ein fehlerhaftes und etwas modernisirtes Fragment des Romans de Rou bey Dom Bouquet (Recueil des Historiens de France), Auszüge des berühmten Dänen, Herrn Brönsted (2 Hefte in 8. Kopenhagen 1817 und 1818); eine neue Notiz von Herrn Capefigue am Schlusse seines Buchs über die Invasionen der Normannen (1825), die eigne Notiz des Herrn Pluquet (1824), endlich die Auszüge und das vortreffliche Urtheil Herrn Deppings in seiner Histoire des expéditions maritimes des Normands (1826). Ohne Zweifel wird auch die klassische Geschichte der Normandie von Herrn Thierry durch die Herausgabe des Roman de Rou in manchen Einzelheiten vervollständigt werden.

Fast an die Spitze dieser chronologisch geordneten Reihe von Gelehrten, die sich mit Robert Wace beschäftigt haben, können wir einen deutschen Namen setzen, der Herrn Pluquet unbekannt geblieben ist. Schon im Jahr 1810 hat nämlich unser Ludwig Uhland das Manuscript Nr. 6987 der Pariser Bibliothek während seines Aufenthalts in jener Hauptstadt in Händen gehabt, sich Auszüge daraus gemacht und bald darauf (1812) einige Fragmente, die jetzt seinen Gedichten einverleibt sind, in meisterhafter Uebersetzung mitgetheilt. Ihn zog die resolute Manier und die lebendige Frische, mit der von dem Dichter sowohl Geschichte (die dieser zum Theil noch von Augenzeugen vernommen hatte, wie er dies bey der Schlacht von Hastings ausdrücklich sagt), als Sage und Mythe behandelt ist, vorzüglich an. Uhlands herrliche Romanze vom Taillefer gründet sich auch auf den Roman de Rou, wo dieser in der obengenannten Schlacht den Psaan singt und den ersten Schlag thut. Vol. I. S. 214 v. 13,149 ff.

Wir glauben nichts Besseres thun zu können, als das erste jener Fragmente, das sich jetzt in der Pluquet'schen Ausgabe, Tom. I. S. 278 ff. v. 5450 ff. findet (während das zweyte, die drollige Geschichte von Richard und der Mönchsseele ebendas. S. 281 v. 5491 ff. steht) zur Probe, wie R. Wace schreibt, dichtet und erzählt, im Original, die Uebersetzung zur Seite, unsern Lesern mitzutheilen. Die sechs ersten Linien hat Uhland zu seinem Behufe in vier zusammengezogen, auch sonst einiges Wenige abgekürzt.

Graf Richard ohne Furcht.

Richart ama clers et clergie
Chevaliers et Chevalerie.
Par nuit erroit come par jor,
Unkes de rien ne out poor,
Maint fantosme vit è trova,
Unkes de rien ne s'esfreá;
Par nule rienz ke il veist,
Ne nuit ne jor poor nel prist.
Par ceo k' il erroit par nuit tant,
Aloent la gent de li disant
K'autresi cler par nuit veeit,
Cum nul altre par jor faseit.
Custume a veint quant il erroit,
A chescun mustier k'il truvoit,
Se il poeit, dedens entrout;
Se il ne poeit, de fors orout.

Graf Richard von der Normandie
Erschraef in seinem Leben nie.
Er schweifte Tag, wie Nacht, umher,
Manchem Gespenst begegnet er,

Doch hat ihm nie was Gramm gemacht,
Bey Tage noch bey Mitternacht.
Weil er so viel bey Nacht thät reiten,
So ging die Sage bey den Leuten,
Er seh' in tiefer Nacht so licht,
Als Mancher wohl am Tage nicht.
Er pflegte, wenn er schwirft im Land,
So oft er wo ein Münster fand,
Wenns offen war hinein zu treten,
Wo nicht, doch außerhalb zu beten.

Digitized by Google

Une nuit vint è un mustier,
Orer voleit è Dex prier:
Luing de sa gent alout pensant,
Ariere elouent et avent,
Sun cheval ereigna, de fors.
Dedens truve en biere uncors,
Juste le biere avent passa,
Devant l'autel s'agenuilla,
Sur un leutrum (lutrin) sis gens geta,
Mes el partir les ublia,
Beisa le terre, si ure.
Unkes de riens ne s'esfréa;
N'i eveit gaires demuré,
Ni gaires n'i eveit esté,
Kent el mustier oï ariere
Moveir li cors; cruistre le biere,
Turna sei pur li cors veïr:
Gis tei, dist-il, ne te moveir,
Se tu es bone u mele chose,
Gis tei en paiz, si te repose.
Dunc a li Quens s'urisun dite,
Ne sai se fu grant u petite
Puis dist, kent il seigne sun vis:
Per Hoc signum Sancte Crucis,
Libere me de malignis,
Domine Deus salutis.

Al returner d'iluec dist tant:
Dex en tes mains m'elme cument.
S'espéa prist, si s'en turne,
Et li deables sei dresche,
Encuntre l'us fu en estant,
Brae estendus estut devent,
Cume s'il vousist Richard prendre,
Et l'issue de l'us desfendre.
E' Richart a li brand sachié,
Le bu li a permi tranchié;
A travers la biere l'abati,
Ne sei s'il fist noise ne cri.
Al cheval eit Richart venu,
Del cemetiere art fors iessu,
Kent de ses gans li remembra;
Nes vout leissier, si returns;
El chancel vint, ses gans réprist.
Maint Hoem i a je n'i venist.

So traf er in der Nacht einmal
Ein Münster an im öden Thal;
Da ging er fern von seinen Leuten,
Nachdenklich, ließ sie fürbas reiten.
Sein Pferd er an die Pforte band,
Im Innern einen Leichnam fand.
Er ging vorbey hart an der Bahre
Und kniete nieder am Altare,
Warf auf 'nen Stuhl die Handschuh eilig,
Den Boden küßt' er, der ihm heilig.

Noch hatt' er nicht gebetet lange,
Da rührte hinter ihm im Gange
Der Leichnam sich auf dem Gestelle.
Der Graf sah um und rief: Geselle!
Du seyst ein Guter oder Schlimmer,
Leg' dich aufs Ohr und rühr' dich nimmer,
Dann erst er sein Gebet beschloß,
Weiß nicht, ob's klein war oder groß.
Sprach dann, sich segnend: „Herr, mein Seel
Zu deinen Händen ich empfehl'!"

Sein Schwert er faßt' und wollte gehen,
Da sah er das Gespenst aufstehen,
Sich drohend ihm entgegen recken,
Die Arme in die Weite strecken,
Als wollt' es mit Gewalt ihn fassen,
Und nicht mehr aus der Kirche lassen.
Richard besann sich kurze Weile,
Er schlug das Haupt ihm in zwey Theile;
Ich weiß nicht, ob es wehgeschrien,
Doch mußt's den Grafen lassen ziehn.
Er fand sein Pferd am rechten Orte;
Schon ist er aus des Kirchhofs Pforte,
Als er der Handschuh erst gedenkt.
Er läßt sie nicht, zurück er lenkt,
Hat sie vom Stuhle weggenommen;
Wohl Mancher wär' nicht wiederkommen!

Randsummarien, grammatische, kritische und historische Noten, und ein sehr vollständiges Realregister erleichtern den Gebrauch des wichtigen Buchs. Zwey Umrisse, Rollons Taufe und die Schlacht von Hastings darstellend, vermehren den Schmuck der Ausstattung. Der Preis des Exemplars ist 20 Fr. auf Velin 40 Fr.

Was sind Werke?

Diese Frage hat Herr J. B. Rosseau auf eine ziemlich naive Weise beantwortet, indem er sein kleines Buch: Goethes Ehrentempel. Eine Sammlung aller an Goethe gerichteten oder auf sein Leben und Wirken Bezug habenden Poesien seiner Zeitgenossen, nebst dem Versuch einer Charakteristik sämmtlicher dramatischen Schriften Goethes. Erstes Bändchen. Hamm, Schulzische Buchhandlung, 1827.

auch unter dem besondern Titel: Supplemente zu Goethes Werken herausgegeben hat. Man muß doch wohl unterscheiden, was einer gewirkt, und was er nur bewirkt hat; jenes ist ein Werk, dieses aber kann man nur eine Wirkung nennen; oder man müßte auch Walter Scotts Napoleon zu Napoleons Werken rechnen.

Digitized by Google

N°. 12.

Literatur-Blatt.

Freytag, den 8. Februar 1828.

Dichtkunst.

Der Jude. Deutsches Sittengemälde aus der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, von C. Spindler. Drey Bände. Stuttgart bey Gebrüder Franckh, 1827.

Nur in der glücklichen Mitte, nur auf dem Kulminationspunkt eines poetischen Zeitalters erscheint der große Gegensatz zwischen Kraft und Anmuth, Wesen und Form, der Sache selbst und ihrer äußern Einkleidung und Darstellung versöhnt und ausgeglichen, so daß beydes harmonisch zusammenstimmt; im Anfang der Kunst herrscht die Kraft vor, die Dichter sind zu voll von Wesen und der Sache, daß sie noch die äußere Glätte und Anmuth der Darstellung nicht berücksichtigen; wenn aber die Kunst den Scheitelpunkt schon durchlaufen ist und wieder abwärts sinkt, dann sehn wir immer die äußere Fertigkeit in Form und Darstellung, eine geglättete, durchgebildete, anmuthvolle Sprache vorherrschen, aber die alte Kraft der Erfindung ist verßiegt, die dargestellten Gegenstände sind trivial, arm oder gar wesenlose Hirngeburten der abgeschwächten und sich forrirenden Phantasie.

Betrachten wir nun die zahlreichen Schöpfungen unserer neuesten Zeit, so sehn wir nur zu deutlich, daß diese dritte Periode des Verfalls schon eingetreten ist. Fast durchgängig zeichnet die neuen Gedichte, Romane, Schauspiele nur noch eine gebildete Sprache, ein glattes äußeres Kleid aus, aber dieser glänzenden Schale fehlt der innere Kern. Selbst die überwiegende Mehrzahl ganz junger, zwanzigjähriger und noch jüngerer Dichter zeigt bereits eine Fertigkeit und Gewandtheit in den gewöhnlichen poetischen Formen und Äußerlichkeiten, die sonst nur der Gewinn langer Uebung ist, die ihnen aber als der Gewinn des ganzen Zeitalters zu gute kommt. Sie brauchen nicht mehr mühsam die noch nicht vorhandene Form sich zu suchen, sie finden sie schon vor, sie wachsen unter den Schönheiten Goethes, Schillers und aller andern großen Dichter auf, und da Formen sich leicht nachahmen lassen, so werden auch überall nur diese Formen nachgeahmt.

Weil ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache,
Die für dich dichtet und denkt, glaubst du schon Dichter zu seyn.

Daher kommt es, daß unsere neuesten Dichter, der Mehrzahl nach, entweder ohne alle eigne Erfindungsgabe sich doch ans Dichten wagen, indem sie nur im hergebrachten Tone hergebrachte Gedanken und Gefühle immer wieder von neuem nachleyern, oder aber, wenn sie wirklich Erfindungskraft besitzen, doch dieser Kraft die rechte Freyheit nicht lassen, sondern vorzugsweise nur auf die Form bedacht sind und dieser die Sache selbst aufopfern.

Diese Bemerkungen ließen sich leicht noch weiter verfolgen, und es ist der Mühe werth, unsere Dichter auf einen Umstand aufmerksam zu machen, den sie sich alle zur Ehre und zum Vortheil anrechnen, während er sie doch in der That unter die älteren Dichter herabsetzt. Wohl mögen sie sich rühmen, viel gewandter, fließender, reiner und wohlklingender zu schreiben, als es je so viele Dichter in einem frühern Zeitalter im Stande waren; wohl mögen sie die Ausbildung und sichere Uebung der neuen Dichterschule rühmen, wie sie es verdient; aber sie sollen darüber nicht vergessen, wie armselig der wesentliche Inhalt dieser zahllosen so anmuthig geschriebenen Werke ist, wie wenig die Poesie der Sachen der Rhetorik bey äußern Form nachkommt. Wir haben in der neuesten Zeit einige sehr talentvolle Novellisten erhalten, unter denen ich nur Herrn Willibald Alexis nennen will. Wenn diese glücklichen Schriftsteller neben ihrem ausgezeichneten Talent des Styls nur auch etwas mehr Erfindungskraft, nur etwas mehr lebendige Phantasie besäßen, wie groß könnten sie seyn! Sie haben alles, was dem Gebäude die letzte zarteste Vollendung geben kann, aber was ihm den ersten Lebenskeim, die innere poetische Seele gibt, das fehlt ihnen. Immer sind sie uns wohlgefällig, aber nirgends wissen sie uns zu erwärmen, zu erheben, ja selbst ihr Witz ist allzu abgeschliffen und abgeglättet, als daß er uns irgend eine Spitze böte. Kostbare silberne Schalen, aber keine goldnen Aepfel darin.

Je allgemeiner dieser Mangel an poetischer Kraft,

Digitized by Google

Fülle, Tiefe bey einem glänzenden Talent für die äußere Form und den Styl gegenwärtig herrschend ist, um so auffallender ist das Hervortreten eines Dichters, bey welchem in jeder Hinsicht das Gegentheil Statt findet. Dieser Dichter ist Spindler. Während er uns im Styl zuweilen noch an Spieß, Cramer, Veit Weber und überhaupt an die Ritterromane des vorigen Jahrhunderts erinnert, ist der Inhalt seiner Dichtungen von einem solchen poetischen Reichthum, daß die deutsche Romanenliteratur noch nie etwas ähnliches hervorgebracht hat. Ich will nicht sagen, daß sein Styl nicht auch sehr häufig vortrefflich ist, und daß er denselben nicht künftig noch bey weitem verbessern werde, wie er sich überhaupt mit jedem neuen Romane eine Stufe höher geschwungen hat; bisher aber ist es ihm noch nicht gelungen, seiner Rede die Präcision, Gewandtheit und Feinheit zu geben, die unser an so viele große und größte Dichter gewöhntes Ohr einmal unerläßlich verlangt. Wer indeß nicht in dem Vorurtheil befangen ist, die Form über die Sache selbst zu sehen, wer zuerst auf das Wesentliche und Innere eines poetischen Kunstwerks sieht, und das minder Wesentliche und Aeußere sich dabey nicht stören läßt, der wird aus Spindlers Romanen und namentlich aus dem vorliegenden letzten und besten, dem Juden, hohen und mannichfaltigen Genuß schöpfen. Je leichter es seinen Nebenbuhlern im Fache des historischen Romans fallen wird, ihn seines Styls wegen, worin sie ihn übertreffen, zu tadeln, und dabey das, worin er wieder sie so weit übertrift, zu verschweigen; um so mehr fühle ich mich aufgefordert, dieses letztere hervorzuheben und überhaupt das Verdienst dieses Mannes, das bisher in den höhern Kreisen der ästhetischen Welt noch nicht gehörig anerkannt worden ist, ins Licht zu setzen. Er ist so sehr anders, als alle unsere andere Dichter, daß jeder ihn in etwas übertrift; also keine Schmälerung des eignen Ruhmes durch sein Emporkommen befürchten darf, während er wieder durch etwas sich auszeichnet, was alle andern nicht haben, was auch schwerlich jemals nachgeahmt werden wird, und was als für sich gültige Originalität neben allen andern bestehen kann.

Diese Originalität liegt zunächst in der Komposition der Spindler'schen Romane. Er drängt unermeßlich viele Figuren und Charaktere in ein großes Gemälde zusammen, und es gibt in der ganzen Romanenliteratur nichts ähnliches, als etwa die Insel Felsenburg, deren Figurenreichthum aber, in Episoden vertheilt, durchaus kein so zusammenhängendes Ganze bildet, als es in den Spindlerschen Romanen der Fall ist. In seinem frühern Roman, der Bastard, sind diese Figuren wohl allzusehr gehäuft und zu bunt durch einander geworfen, in dem Juden hat er es schon verstanden, sie in natürliche Gruppen malerisch zu ordnen und so den Ueberblick über das Ganze zu vereinfachen, ohne die Fülle der Figuren selbst zu beschränken.

Wie er auf diese Weise einen gegebenen Raum mit der möglichst größten Menge von Gestalten ausgefüllt, so hat er nicht minder auch in die gegebene Zeit die möglichst größte Fülle von Verwicklungen zu bringen gewußt. An das eine Hauptinteresse des Romans schließen sich eine Menge von Nebeninteressen, die wieder in jenes allgemeine Interesse eingreifen und niemals blos episodisch sind, so daß wir den ganzen Roman hindurch in einer angenehmen Spannung sind, und zuletzt, wenn wir alles wissen, das kunstreiche Netz aller der Verschlingungen, durch die uns der Dichter geführt hat, bewundern müssen. Auch in dieser Beziehung ist der Jude wieder besser angelegt, als der Bastard, und bietet einen Reichthum von Situationen und Krisen dar, der für zwanzig andere Romane ausreichen würde. Nur selten verfehlt sich der Dichter in allzu künstliche Labyrinthe und wird dadurch gezwungen, einen Deus ex machina eintreten zu lassen. Im Allgemeinen aber entwickelt sich eine Begebenheit natürlich aus der andern, und der Ausgang befriedigt uns nicht weniger, als uns die Introduktion angenehm gespannt hatte.

Neben dieser außergewöhnlichen Fülle und Mannichfaltigkeit der Figuren, Situationen und Verwicklungen ist es das Pittoreske, was uns an Spindlers Romanen vorzüglich auffällt. Die Dichtkunst ist immer entweder mehr plastisch oder mehr malerisch, sofern sie Charaktere und Begebenheiten in epischen und dramatischen Werken darstellt. Wer erkennt diesen Unterschied nicht in Goethes Iphigenie und Göz von Berlichingen? Jene ist offenbar plastisch gehalten, dieser durchaus malerisch, und von dieser malerischen Art sind auch Spindlers Romane. Die plastische Klarheit und Schärfe des einzelnen Charakters tritt hinter die malerische Wirkung des Ganzen zurück, und dies ist bey einem solchen Reichthum von Figuren und Situationen auch nothwendig. Ueberdies wollte Spindler ja nur ein großes Gemälde nicht einer Person, sondern eines ganzen Zeitalters geben, und wenn er deßfalls die handelnden historischen Charaktere in den Vordergrund stellte, so war es ihm vergönnt, die Landschaft zum Hintergrunde zu nehmen. Er schildert uns daher nicht nur die Personen und Handlungen auf dem Konzilium zu Konstanz, sondern auch die Stadt, die Feste, den Volkstumult; nicht nur die Altbürger von Frankfurt, sondern auch ihr Rathhaus und ihren Markt, ihre innern Wohnungen und ihre Mauern und Thürme; nicht nur die Juden, sondern auch die Judengassen; nicht nur die Raubritter, sondern auch ihre Burgen von innen und außen. Die drey Bände seines Juden sind überreich von solchen Schilderungen; unter diesen aber ist das Bild einer alten Ritterburg,

Digitized by Google

die ein gefangnes Fräulein vom Thurm aus überblickt, und das Bild eines Jahrmarkts in der Stadt Frankfurt am besten gelungen. Man wird bey der letzten Darstellung an Goethes Karnaval erinnert, so überaus klar und lebendig tritt das bunte Volksgewühl vor unser Auge. Jene Schilderung der alten Burg aber ist in ihrer Art ganz einzig, und ein Muster malerischer Darstellung. Alles ist darin bis ins Kleinste ausgemalt, und doch verwirrt sich der Blick in diesem Detail keineswegs, vielmehr macht die so schwierige successive Darstellung des Räumlichen vollkommen den Totaleindruck, den eine wirkliche Malerey hervorbringen müßte. Solche Landschaftsmalereyen ist allerdings nicht die höchste Aufgabe der Poesie, aber wo sie so vollkommen erscheint, als hier, ist sie in ihrer Gattung sehr hoch zu schätzen.

Der malerische Charakter herrscht durchgängig in dem Roman, und auch die historischen Personen und Handlungen stellen sich uns immer in malerischen Gruppen dar. Spindlers Phantasie ist vorzugsweise eine pittoreske, und darin ist auch wohl der Grund zu suchen, warum er nur immer mit einfachen und schlichten Worten ein deutliches Bild zu geben sucht, ohne je auf mustalischen Zauber der Sprache, oder auf feine Wendungen des Styls auszugehen. Er erreicht auch immer seinen Zweck, er nöthigt unsre Phantasie, die Züge, die er angegeben, sich auszumalen, und beschäftigt uns immerwährend mit lebendigen und kräftigen Bildern; nur jenes angenehme Wiegen der Seele, in das wir durch den biegsamen und fließenden Styl unserer meisten neueren Romanendichter versetzt werden, und den beständigen Reiz unsers Verstandes, den die feinen und witzigen Wendungen anderer Schriftsteller gewähren, weiß er nicht hervorzubringen. Wir sind an diese Reize des Styls, worin sich die Subjektivität des Dichters geltend zu machen weiß, vielleicht zu sehr gewöhnt, als daß uns der Mangel derselben durch jene Klarheit und Wärme einer rein objektiven malerischen Darstellung ersetzt werden könnte; doch ziemt es uns nicht, Gewohnheiten zu Regeln zu machen, und eine Gattung des Schönen um der andern willen gering zu schätzen: Ich bekenne frey, daß ich gerade im Gegensatz gegen die herrschend gewordene Liebhaberey an geistreicher und feiner Stylisation, wodurch die Phantasie so sehr vernachläßigt wird, an dieser anspruchslosen und schlichten Malerey Spindlers, worin nur der dargestellte Gegenstand und nirgends der Autor hervorblickt, ein gewisses Wohlgefallen finde. Eine Abwechslung dieser Art kann nicht anders, als wohlthun. Ich gebe zu, daß ein so geistreicher Dichter, wie Tieck, in seinen Novellen die Darstellung über den Stoff vorwalten lassen, und in einer durchgeführten Ironie alle jene feinen und bezaubernden Reize seiner Persönlichkeit geltend machen darf, die wir darin bewundern; wenn aber geringere Geister, wie es jetzt so häufig geschieht, diese freye Manier nachäffen, und einer Ironie sich befleißigen, die gänzlich ohne Takt und Konsequenz und Liebenswürdigkeit ist, so muß man allerdings wünschen, daß diese kleinen Aeffchen lieber nach der Natur und Geschichte, als nach ihrem eignen Spiegel malen möchten.

Das reiche Gemälde, das uns Spindler in seinem Juden gibt, hat seine Einheit in einer Familiengruppe; an diese schließen sich zu beyden Seiten zwey große Nebengruppen und zwischen diesen und im Hintergrunde wieder mehrere kleine episodische Gruppen, so daß die Anordnung im Ganzen sehr befriedigend ist. In der Hauptgruppe erkennen wir eine ehrbare Altbürgerfamilie zu Frankfurt am Main im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts, in der zweyten Gruppe eine Judenfamilie in derselben Stadt, in der dritten eine Gesellschaft von Raubrittern in der Umgegend der Stadt. Die Begebenheiten fallen in die Zeit des Konstanzer Konzilliums, und die Schilderung desselben wird also eine große Episode mit der Geschichte verflechten. Die Kontraste der kaiserlichen Hofhaltung, der üppigen Geistlichkeit, der trotzigen Raubritter, der freyheitsfolzen Bürger und der armen Juden sind äußerst lebendig aufgefaßt. Alle Tugenden und Laster jener kräftigen Zeit werden uns in den mannichfachsten Charakteren auf das anschaulichste vorgeführt, und wie überraschend die Menge dieser Charaktere ist, so ist doch auch wieder jeder einzelne wahr und natürlich aufgefaßt, rein und entschieden durchgeführt. Besonders verdient die Charakteristik der Juden unser Lob. Spindler malt uns die möglichste Verruchtheit dieses Volkes in der Person des Zodick, aber man kann diese Schilderung kaum zu grell finden, da sie durch die Verachtung und Verfolgung der Juden in jenen Zeiten hinlänglich motivirt ist, und da es ja an Kriminalfällen nicht fehlt, worin wirklich die Juden keine viel bessere Rolle spielen. Auf der andern Seite malt uns Spindler aber auch die Tugenden der Juden in dem hundertjährigen Jochai, dem edlen Ben David und seiner heldenmüthigen Tochter Esther. In dem Charakter Ben Davids hat der Dichter mit großer Kunst das psychologische Räthsel gelöst, wie mit dem Flatschen, listigen und verschmitzten Nationalcharakter der Juden doch ächte Tugend gepaart seyn können. Er hat mit unnachahmlicher Wahrheit einen ehrlichen, ja großherzigen Juden gezeichnet, der dennoch sein Naturell so wenig verläugnen kann, daß auch die erhabenste Großmuth und Aufopferung den Charakter verschmitzter Schlauigkeit beybehält. Esther ist wunderbar schön geschildert, und der orientalische Zug, den auch sie nicht verläugnen kann, verliert sich so ganz in die ideale weibliche Schönheitslinie, daß er an ihrem herrlichen Bilde nichts stört, nur einen neuen eigenthümlichen Reiz hinzubringt. Ihre heroische That am Schluß, die uns nach langer Span-

Digitized by Google

nung auf das ergreifendste überrascht, steigert die Bewunderung, die wir diesem seltnen Wesen zollen müssen, auf den Gipfel, und schöner konnte der Dichter nicht schließen.

Es ist nicht möglich, die Fülle von Charakteren zu erschöpfen, die in diesem Roman so lebendig durcheinander spielen. Nur auf einen wollen wir noch aufmerksam machen. Die unnatürliche Tochter des edlen Frankfurter Altbürgers, der in der Mitte des Gemäldes steht, Wallrade, wird manchem in der Schwärze des Charakters, wie Zodick, ein wenig übertrieben vorkommen. Doch läßt sich auch hier einwenden, daß in jenen Zeiten das Laster wie die Tugend sich kräftiger und entschiedner geäußert habe, als in der unsern. Die Kraft in ihrer Verwilderung ist immer noch schöner, als die gewöhnliche zahme Ornamentugend mit ihren Schwächen. Dieses Fräulein bleibt bey aller Verruchtheit doch eine herrliche und sehr pikante Erscheinung. Da es überdies zu den Vorzügen Spindlers gehört, daß er überall die poetische Gerechtigkeit walten läßt, so wird der üble Eindruck des Lasters, das er schildert, durch den Sieg der Tugend ausgelöscht. In der That läßt sich der Dichter überall von einem feinen moralischen Sinne leiten, der den poetischen jedoch veredelt, wenn er auch an und für sich nie an die Stelle desselben gesetzt werden darf. In seinem Roman ist keine Spur von verführerischen, die Sittlichkeit nur entfernt beleidigenden Schilderungen, aber auch eben so wenig von schwächlicher und kekter Tugend und Andächteley zu finden. Mit reinem Auge hat er das Leben in ein warmes tiefes Bild aufgefaßt, und mit reiner Hand dieses Bild wiedergegeben.

W. M.

Mittelalterliche Dichtkunst.

Das hohe Lied Salomonis in drey und vierzig Minneliedern aus dem dreyzehnten und vierzehnten Jahrhundert nebst den nöthigen Erläuterungen. Herausgegeben von J. G. Bartholmä. Nürnberg und Leipzig. Verlag der Buchhandlung C. H. Zeh, 1827.

Der Verfasser der vorliegenden Schrift widmet seine Arbeit dem Herrn Hofrath und Professor Dr. Mehmel in Erlangen, welchen er in der Zueignung daran erinnert, daß derselbe in seinen Kollegien über Aesthetik so oft den Wunsch geäußert, man möchte doch die Schätze alter deutscher Lieder, die bis jetzt noch dem größten Theile unbekannt und also auch unbenützt unter dem Staube so mancher Bibliotheken verborgen liegen, dem Publikum in einer Bearbeitung übergeben, in welcher die Produktionen deutschen Alterthums Allen verständlich würden. Dieser Wunsch seines Lehrers, sagt Herr Bartholmä weiter, sey auch der seinige geworden, und diese Blätter sollen den Versuch machen, ob die Realisirung einer solchen Idee auch Glück verspreche. Er hat aber den Wunsch seines Patrons nicht nur ungenügend, sondern auch auf eine Weise, wie es Hr. Dr. Mehmel gar nicht meinen konnte, befolgt. Die Minnelieder, welche sein Buch enthält, sind die im vorigen Jahrhundert von Dr. Schöber in Gera in seiner Bibliothek entdeckten und herausgegebenen, die dann in Herders „Salomons Lieder der Liebe“ als Anhang zu seiner Erklärung jener alttestamentischen Dichtung mitgetheilt und mit erklärenden Noten versehn wurden. Zur Förderung dieser Gedichte aus Publikum konnte der Lehrer den Schüler nicht aufmuntern, weil Herders Schrift über das hohe Lied allgemein verbreitet und nicht nur einzeln zu finden, sondern auch in der jüngst versandten Abtheilung der neuaufgelegten Werke Herders in Taschenformat im Verlag der Cotta'schen Buchhandlung enthalten, also jene Lieder keineswegs mehr blos unter dem Schutte und Staube der Bibliotheken verborgen sind. Daß aber Hr. Bartholmä von Herders Buche nichts wissen soll, ist uns fast noch unbegreiflicher, als es uns auffallend seyn mußte, der Herder'schen Mittheilung dieser Minnelieder gar nicht in seiner Schrift gedacht zu finden. Sein Abdruck unterscheidet sich von den Herder'schen außer wenigen Abweichungen in den Noten, wo er theils mehr, theils weniger gibt, als die Herder'sche Edition, nur durch Vertauschung der Stellen des vier und vierzigsten und des dren und vierzigsten Liedes, das keine Uebersetzung einer Stelle des Hohenliedes ist, und dessen Beyseitesetzung die Zahl der nach dem Hohenliede verfaßten Lieder auf seinem Titelblatte nur zu drey und vierzig anzusetzen ihm erlaubte. Der Abdruck ist übrigens gut und die Anmerkungen sind zum Theil noch passender als bey Herder. Dennoch glauben wir, daß, um dem größeren Publikum diese Lieder verständlich zu machen, es noch mehrerer Noten und einer historisch-kritischen Einleitung über den Charakter und die Weisen des Minneliedes bedurfte. Die Behauptungen des Herausgebers in der Vorrede über den schwäbischen Ursprung dieser Lieder, welche ihr Entdecker in Franken oder Baiern entstehen läßt, und über die Nothwendigkeit, sie verschiedenen Verfassern und verschiedenen Zeiten zuzuschreiben, sind allerdings zu beherzigen. Er selbst hat jedoch dieselben auf keine Weise näher zu erhärten gesucht.

Digitized by Google

N°. 13.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 12. Februar 1828.

Religiöse Literatur.

1) Gehen wir einer neuen Barbarey entgegen, oder was restaurirt Europa? Von J. M. Rädlinger. München 1827.

2) Betrachtungen über den Protestantismus. Heidelberg, bey Winter, 1826.

3) Die Hierarchie und ihre Bundesgenossen in Frankreich. Beyträge zur neuen Kirchengeschichte. Aarau, bey Sauerländer, 1823.

Wenn man sich über Dinge und Meynungen, die im Streite liegen, verständigen will, so geschieht dies nicht durch die vermeintliche Vermittlersrolle, die man dem Indifferentismus zutheilt, sondern durch eine entschiedene und klar sich aussprechende Opposition. Vielleicht, daß eine Zeit kommt, wo Protestantismus und Katholicismus aufhören, Gegensätze zu seyn; diese Zeit aber ist noch ferne. Was hilft es, daß die eine Kirche den kriegerischen Namen der protestantischen mit dem friedlichen Namen der evangelischen vertauscht, wenn die andere fortfährt, auf jenem Exklusivsysteme zu beharren, dem sie den Namen der alleinseligmachenden verdankt? Katholicismus und Protestantismus haben an den Verfassern obiger Schriften tüchtige Repräsentanten. Der Verfasser von 1) ist Vertreter von jenem, die Verfasser von 2) und 3) von diesem. Beyden fehlt es weder an religiösem Sinn, noch an vertrauter Bekanntschaft mit ihrem Gegenstande, noch an scharfer und beredter Darstellung; beyde haben jene entschlossene Einseitigkeit, wodurch sich Sprecher von Parteyen ihren Angehörigen empfehlen; der erste findet Religion nur im Gefolge der Kirche, der andere auf einem Wege, wo keine Kirche ist; jener ist ein Prediger des Gehorsams, diese sind Prediger der Freyheit; jener beschuldigt die Protestanten, daß sie zu wenig kirchliche Elemente in sich haben, diese, daß sie noch zu viel haben; jener beweist auf theoretischem Wege, daß es ohne Kirche keine Religion gebe, diese zeigen auf historischem Wege, daß keine Kirche etwas tauge, weil sie nicht möglich sey, ohne ein Priesterthum, welches immer selbstische Zwecke den Zwecken Gottes unterschiebe; jener fordert auf regressivem Wege die Wiedereinsetzung der Hierarchie in ihre alten Rechte, diese dringen auf progressivem Wege auf die völlige Emancipation der Gewissen. Herr Rädlinger meint, wer Religion wolle ohne Kirche, wolle den Zweck ohne das Mittel, unsre Protestanten entgegnen: euch ist das Mittel der Zweck. Die Vergleichung ließe sich auf diese Art noch weit durchführen; es ist jedoch zu bemerken, daß, wenn Herr Rädlinger nicht leicht etwas sagt, was nicht alle seine Confessionsgenossen gerne unterschreiben werden, dagegen der Verf. der Betrachtungen gewiß den meisten Protestanten selbst zu protestantisch vorkommen dürfte. Seine Schrift hat lediglich den Zweck, die Schäden der Hierarchie auch an der protestantischen Kirche aufzudecken. Zu diesem Behufe bedient er sich des Induktionsbeweises, den er aus der Geschichte des protestantischen Englands und Schottlands entlehnt. Auf dieselbe Weise verfährt der Verfasser der dritten Schrift in Bezug auf die katholische Hierarchie in Frankreich. Solche Induktionen beweisen nichts, sagen wir mit Herrn Rädlinger: abusus non tollit usum. Denn zugegeben, daß die Kirche schon in schlechte Hände gerathen ist, daß ihre Vorsteher statt braver Seelenhirten verkleidete Wölfe waren, in ihrer zeitlichen Erscheinung trägt sie freylich auch noch die Merkzeichen endlicher Unvollkommenheit an sich, nichts desto weniger aber bleibt sie die von Gott eingesezte Heilsanstalt, und wer ihr widerstrebt, ist ein Empörer gegen die göttliche Ordnung. Aber Herr Rädlinger unterscheidet zwischen der Kirche und einzelnen Mitgliedern derselben, zwischen der Kirche und ihren zeitlichen Verwesern, zwischen derselben als Trägerin der Offenbarung und als Gesellschaftskörper. Diese Trennung des Subjektiven vom Objektiven mag ihre Richtigkeit haben; indessen kann eine solche Abstraktion unsere Ansicht von der katholischen Kirche nicht bestimmen. Sie behauptet, die einzig wahre Kirche zu seyn und protestirt als solche gegen die Existenz jeder andern, aus dem einfachen Grunde, weil sie die göttliche Idee der Kirche darstelle. Allein wie will uns Herr Rädlinger beweisen, daß, was

Digitized by Google

nur in Verbindung mit jenen subjektiven Gebrechen in der Wirklichkeit vorkommt, noch eine wahrhafte Darstellung der göttlichen Idee sey? Offenbar ist der Einfluß unwürdiger Vorsteher auf die Kirche nach Form und Materie und ihre manchmalige Identifizirung mit der Kirche nicht in Abrede zu ziehen, und der Protestant, der im Christenthume mehr auf geistige Weise die in Tugend und Liebe verbrüderte Menschheit erkennt, möchte jener Idee näher seyn, als der Katholik, der sie schon realisirt glaubt, aber mit Ausnahme von sieben Achttheilen des Menschengeschlechts, die er ausschließt oder die sie sich selbst ausschließen. Wollen wir aufrichtig es gestehen, so ist weder der Protestantismus noch der Katholicismus das Christenthum, wohl aber beyde zusammen, jedoch so, daß nicht nur der erstere sein Prinzip der Trennung aufgeben, sondern auch der andere ein Prinzip der Freyheit zulassen müßte, nicht aber, wie Herr Rädlinger meint, blos was er ist, freylich in seiner vollen Würde bleiben dürfte, damit eine innige Vereinigung der göttlichen Autorität und der menschlichen Vernunft, des Glaubens und des Wissens, der Religion und der Philosophie, des Gemüthes und des Verstandes zu Wege gebracht würde. Herr Rädlinger, wenn er dem protestantischen Elemente als einer erlaubten Opposition einen Einfluß in der katholischen Kirche zuerkennt, geräth mit sich selbst in Widerspruch, sofern er sich dann wieder mit der ultramontanen Unterthänigkeit eines De Maistre, Bonald, Schlegel und anderer dem Kirchenoberhaupte zu Füßen legt. Es ist ein trauriges Zeichen der Zeit, wenn ein so erleuchteter Katholik, wie Herr Rädlinger ist, in der Apologie seiner Kirche sich bis zu der Ungerechtigkeit verirrt, daß er alles Böse, was je von Protestanten gesehehen ist, als von solchen schlechtweg gesehehen ansieht, während er jeden Makel an den Genossen seiner Kirche durch den Unterschied zwischen ächten und unächten Katholiken zu decken weiß. So lange die Religion mit der Politik Hand in Hand geht, ist von diesen sonnwollenden Glaubensrestauratoren eben nicht viel zu erwarten: lassen wir uns durch keine Theorien täuschen. Die Hauptsache bleibt noch immer die Hierarchie, die man uns unter dem Namen der Offenbarung, der göttlichen Autorität der Religion selbst empfiehlt. Wir wollen uns an Fakta halten. Diese gibt uns der Verfasser der dritten obengenannten Schrift. Was ist nun diese Hierarchie? Ohne Zweifel eine Macht, die, wie jede andere, auf Erweiterung ihrer Rechte, Vermehrung ihres Besitzthums, Vergrößerung ihrer Einkünfte, Unterdrückung oder Beseitigung ihrer Gegner hinarbeitet; die, je mehr sie ihrer Stellung sich bewußt, je beharrlicher und consequenter sie in Verfolgung ihrer Zwecke, je rücksichtsloser sie in Handhabung ihrer Mittel verfährt, desto hierarchischer ist. Eine Politik, die von keinem Rückschritte weiß, von keinem Aufgeben jemals gehabter Ansprüche, noch weniger von einer freywilligen Selbstbeschränkung weiß, die im schlimmsten Fall blos aufschiebt, um Zeit zu gewinnen, nie aber entlagen gelernt hat, eine Souveränität, die sich über Körper und Geister, über die Güter dieser und der andern Welt erstreckt, ist in ihrem ganzen Charakter etwas so großartiges, allumfassendes, sie setzt in ihrer Anlage so viel Intelligenz und Planmäßigkeit, in ihrer Ausbildung ein so scharf berechnetes Ineinandergreifen mannichfaltiger Kräfte voraus, daß auch weltliche Gewalthaber ihr nicht selten den Tribut aufrichtiger Bewunderung gezollt haben.

Folgen wir unserm Verfasser, wenn er die Fäden des bald gröbern bald feinern Gewebes hierarchischer Politik vor uns entwickelt. Frankreich ist dasjenige Land in Europa, von wo aus dieser Gegenstand vorzugsweise beleuchtet werden kann. Das Reich des allerchristlichsten Königs behauptete von alten Zeiten her einen ausgezeichneten Rang unter den Provinzen des abendländischen Kirchenfürsten, dessen Verdienst um die Dynastie zweyter Race die Begründung des päpstlichen Ansehens zur Folge hatte. So tief eingreifend aber auch der geistliche Einfluß in Frankreich war, so konnte er doch neben der immer mehr sich erweiternden Machtvollkommenheit der Krone lange Zeit nicht zu der Selbstständigkeit gelangen, die ihm anderswo gelungen war. In den dreyhundertjährigen Kriegen der Päpste gegen die Fürsten hatten die französischen Könige den deutschen Kaisern die wechselnde Ehre des Kampfs überlassen, vielleicht mit heimlicher Freude, wenn diese mächtigen Nachbarn sich allmählig verbluteten; sie selbst hatten, bey aller Devotion und anscheinender oder wirklicher Ergebenheit gegen den heiligen Stuhl, dessen übertriebene Ansprüche weise zu ermäßigen gewußt, des Erfolgs versichert, so lange sie das Interesse ihres Landes fest im Auge behielten, während jene, indem sie gegen die Kirche in die Schranken traten, zugleich als Gegner der öffentlichen Meynung und einer auf der Seite der religiösen Volksrechte aufgestellten Macht, als Usurpatoren im geistlichen wie im weltlichen Gebiet erschienen und somit nothwendig unterliegen mußten. Die Päpste, welche erst die Freyheit der Kirche vertheidigt hatten, wurden ihre Unterjocher. Es galt dieselbe Freyheit der Kirche, nur in einem etwas verschiedenen Sinne, als Ludwig IX. vor seinem letzten Kreuzzuge im Jahr 1269 durch seine pragmatische Sanktion den Grund zur gallikanischen Kirche legte, als Karl VII. im Jahr 1438 dieses Nationalgesetz bestätigte und die den Anmaßungen des päpstlichen Stuhls Schranken setzenden Dekrete der Kirchenversammlungen zu Kostnitz und Basel anerkennen ließ. Aber die Scene änderte sich bald. Wie der Papst zur Absolutheit den Weg einschlug, nachdem der Widerstand der Konzilien das monarchische Prinzip der Hierarchie zum Bewußtseyn geweckt hatte, so erkannte bald auch

Digitized by Google

der König in einer Vereinbarung mit jenem seinen Vortheil. Man war zu klug, sich in einen unabsehbaren Kampf einzulassen, wo es sich um eine Sache handelte, die man getheilt sicherer zu genießen hoffen durfte. Wie leicht konnte die Frucht eines ungewissen Sieges an einen dritten kommen, den man gerade zu unterdrücken gemeint war, nämlich an's Volk! So entstanden die Konkordate, durch welche die Franzosen aufhörten, die Gallikaner zu seyn, Theilungsvertrage, vermöge welcher der König und der Papst, über die Rechte dritter schaltend, sich gegenseitig abtraten, was keinem von ihnen gehörte. Das Konkordat Franz I. im Jahre 1516 war ein Bündniß zwischen Adel und Geistlichkeit weit mehr als zwischen König und Papst. So lange waren die Prälaten große Herren gewesen; man fand es endlich sehr natürlich, daß nur große Herren Prälaten wurden. Dieser Umstand brachte die der französischen Hierarchie die eigenthümliche Erscheinung eines geistlichen Hofadels hervor, der sich neben und aus der weltlichen Aristokratie entwickelte, und woraus später die Identität beider hervorging. Wenn dieses Konkordat zwar die Verwandten des Königs und Personen von hoher Geburt (consanguineos regis et personas sublimes) vorzugsweise begünstigte, sofern sie nicht ihre Kenntnisse, nicht ihre Frömmigkeit, nicht ihre Tugend, sondern blos ihren Adel nachzuweisen hatten, so blieben doch den Graduirten Rechte vorbehalten, bis es endlich dem adeligen Klerus durch das Edikt vom Jahr 1606 die Graduirten ihrer Anwartschaft auf alle Würden bey den Kathedralen zu berauben gelang, so daß unter Ludwig XV. und XVI., wie Lacretelle berichtet, kein bürgerlicher Geistlicher ein Bisthum oder eine reiche Pfründe erhalten konnte. Von nun an war kaum noch ein Unterschied zwischen Herrendienst und Gottesdienst übrig, was so weit ging, daß nach einem Beschluß der französischen Geistlichkeit der Exkommunizirte, der von dem König zur Tafel gezogen war, auch als von Gott begnadigt zum Altare gelassen wurde. Als auf diese Weise zwischen den Gewaltigen des Himmels und der Erde der Bund geschlossen war, wehe dem, der sich nicht blindlings unterwarf! Nicht Glauben, was König und Papst genehmigten, war eine Empörung gegen Thron und Altar, gegen das Gesetz Gottes selbst, war Hochverrath und Sacrilegium zumal. Jene Menschen ohne andres Verdienst als das ihrer Geburt und ihrer Unterthänigkeit unter einen anatensüchtigen Papst und einen despotischen Monarchen, in der üppigen Hauptstadt und an dem sittenlosen Hofe schwelgend, ferne von den Heerden, die sie weiden sollten, kannten die religiösen Bedürfnisse des armen Volks nicht, und wie die Krone, so war ihnen auch die Tiare nur die Weihe der Gewalt, die Gehorsam und Steuern forderte, eine Beschützerin des Aberglaubens und der Selbstsucht. Die Jesuiten vollendeten das schöne Ganze. Diese stehenden Missionstruppen des Papsts, welche jede fremde Lehre eben so sehr haßten, als sie dieselbe nach ihrem Katechismus zu rektifiziren unablässig bemüht waren, diese gefälligen Beichtväter der Großen, welche alle Zweifel des oft widerspenstigen Gewissens durch ihre schmiegsame Kasuistik zu beschwichtigen wußten, mußten sich in einer Kirche, wie die französische, oder, was fast gleichbedeutend war, an einem Hofe, wie der von Versailles, bald insinuiren; und der Umstand, daß man sie, nachdem einige unglückliche Mißgriffe ihren Sturz mehrmals scheinbar herbeigeführt hatten, immer wieder zu Gnaden annahm, beweist, wie sehr man von ihrer, wiewohl manchmal gefährlichen, Brauchbarkeit und Unentbehrlichkeit überzeugt war. So mag auch die Meynung des Verfassers, der die berühmten vier Artikel vom 19. März 1682, die angebliche Magna Charta der gallikanischen Kirche, für nichts als ein in anbefohlener Begeisterung schnell entworfenes und eben so schnell wieder beseitigtes Gelegenheitsstück erklärt, im Bisherigen ihre Rechtfertigung finden. Wer weiß nicht, daß eine kleine Demüthigung des Papsts zuweilen selbst im Plane der Jesuiten liegen konnte? Selbst der hochfahrendste Despote läßt sich wohl auch von der eigensinnigen Laune eines sonst treuen Dieners etwas gefallen. So durfte der Papst der freyen Hoffnung leben, daß, wenn die Jesuiten jenen Kirchenscandal vom 19. März 1682, wo nicht fördernten, doch zuließen, ein Pater Lachaise, ein Le Tellier die Sache bald wieder ins Geleise bringen würden. Auf der andern Seite machten sie sich dadurch immer wichtiger, daß sie dem Papst und dem König die baldige Rückkehr aller französischen Protestanten in den großen Schaafstall der allgemeinen Kirche zusicherten. Wirklich mußte alle menschliche Klugheit täuschen, wenn sich nicht von der systematischen Anwendung so großer Mittel zur Herstellung der Lehreinheit der vollkommenste Erfolg erwarten ließ. Kaum war im Jahr 1598 das Edikt von Nantes erschienen, so wurde schon für eine Kriegskasse gesorgt. Mit Bewilligung des Papsts bestimmte der Klerus 50,000 Franken, um den Uebertritt protestantischer Geistlichen zu erkaufen; dieser Uebertritt sollte das Recht gewähren, den der übrigen Bekenner der neuen Lehre zu erzwingen, ein Recht, das bey den Begriffen der katholischen Kirche von der Lauen-Glaubenspflichtigkeit sich allerdings von selbst verstand. Indessen, so lange große und beliebende Männer an der Spitze standen, Richelieu, Mazarin, Colbert, hatten die Protestanten im Ganzen ein erträgliches Loos, wiewohl ihre Lage von Tag zu Tag prekärer wurde und die Feststellung ihrer Rechtsansprüche, die Heinrich IV. bewilligt hatte, wenn auch zuweilen noch erneuert, doch immer mehr den Charakter einer bloßen Gnadensache annahm. Kaum waren von der unter Colberts Verwaltung im Jahr 1667 erfolgten nochmaligen Bestätigung ihrer Gerechtsame 14 Jahre verflos-

Digitized by Google

sen, begannen Louvois Dragonaden in Poitou, und Frau von Maintenon hieß ihren Bruder daselbst ein Gut kaufen, wo man dergleichen wegen der Flucht der Protestanten fast umsonst haben könne; den 18. Okt. 1685 ward das Edikt von Nantes förmlich zurückgenommen. „Der Pater Lachaise," sagt der Verf., „versprach dem Könige, das Ding werde keinen Tropfen Blut kosten, Louvois bestätigte die Versicherung des Beichtvaters, und schon hatten — des tausendfachen Elendes, dem eine ungleich größere Anzahl unterlegen war, nicht zu gedenken — Galgen, Rad und Flammen allein zehntausend Menschen das Leben gekostet, und der Cevennenkrieg hatte noch nicht begonnen." In einem Zeitraume von 78 Jahren (1666 bis 1741) verließen die Protestanten in sieben großen Auswanderungen ihr Vaterland; nicht selten, wie Cavalier *) und seine Camisarden, mußten sie sich mit den Waffen in der Hand den Weg bahnen. In dem gränzenlosen Unglück, das der sonderbare Fanatismus eines sittenlosen Bekehrungssüchtigen Hofes über Frankreich brachte, erschöpfte sich eher „die Wissenschaft des bewundernswürdigen Mittels," wie man die Verfolgung nannte, als der Haß der terroristischen Jesuiten und Priester. Derselbe Geist barbarischer Intoleranz beseelte alle Verordnungen, die bis zu dem berühmten Gnadenedikt Ludwigs XVI. im Jahre 1787 erlassen wurden, wiewohl die rohen Ausbrüche feindseliger Gewalt nach und nach seltener wurden. Die Katholiken des Jahrs 1815, unter andern ein Herr von Arbaud-Jouques, unter dessen Präfektur im Gard-Departement jene berüchtigten Verfolgungsscenen den Anfang der Restauration bezeichneten, nennen, die Protestanten sollten ihre Emancipation vom Jahre 1787 datiren. Man urtheile über die Verletzung der Dankbarkeit, welche diese Ludwig XVI. schuldig seyn sollen. Also dieser hätte den Edder vom Jahr 1724, welcher alle gegen die Nicht-Katholiken erlassenen Verordnungen gesammelt enthält, aufgehoben oder seine Gültigkeit beschränkt? Keineswegs! Das Edikt lautet im Eingange wörtlich wie folgt: „Die katholische Religion, welche zu bekennen wir das Glück haben, soll allein in unserm Königreiche die Rechte und Ehren eines öffentlichen Gottesdienstes genießen, während unsere nicht-katholischen Unterthanen, jedes Einflusses auf die in unsern Staaten bestehende Ordnung beraubt, im Voraus und für immer des Rechtes, eine Gemeinde oder Körperschaft auszumachen, für unfähig erklärt, und rücksichtlich des Beobachtens der Festtage den Anordnungen der gewöhnlichen Polizey unterworfen, von dem Gesetze nichts weiter erlangen sollen, als was das natürliche Recht ihnen zu verweigern uns nicht erlaubt: die Befugniß, ihre Geburten, Heyrathen und Sterbefälle beurkunden zu lassen." Mit dem Anfange der Revolution verschwinden die Protestanten als Partey, weil sie jetzt erreichten, was ihnen freylich das Naturrecht Ludwigs XVI. nicht hatte bewilligen können.

Den Mißbräuchen und Vorurtheilen, den Usurpationen, Privilegien und Annaten war der Krieg erklärt; der Grundsatz allgemeiner politischer, bürgerlicher und religiöser Freyheit wurde ausgesprochen. So fand sich die Hierarchie plötzlich in eine ihr bisher fremde Lage versetzt. So lange es nur auf die Aristokratien in den bevorrechtigten Ständen selbst, die sich als weltlicher und geistlicher Hofadel gebildet hatten, abgesehn schien, war die Opposition gegen die Maßregeln der Nationalversammlung unbedeutend. Es folgte die Erklärung über das National-Eigenthumsrecht an den Gütern des Klerus, endlich das Gesetz über die bürgerliche Verfassung der Geistlichkeit: — jene der Grund, dieses der Vorwand zu einer Opposition aller, die jenen beyden Ständen angehörten — denn die Aristokratie überhaupt war jetzt bedroht — wobey sich, wie mit Gefahren und Hoffnungen die Leidenschaften wuchsen, der Widerstand der Einen bis zur Hinterlist, die Nothwehr der Andern bis zur Grausamkeit steigerte. Die Selbstsucht des Höflings schien in dem Interesse des Adels, der Hochmuth des Prälaten in den Vorrechten der Geistlichkeit unterzugehen, und beyde wurden aus Unterdrückern ihrer Standesgenossen, Vertheidiger ihres Standes. Von jetzt an das Schauspiel der berechneten Uebertreibung, der eifernden Sittenlosigkeit. Die entschiedensten Freydenker unter den Männern, die liederlichsten Weiber verwandelten sich schnell in strenge Gottesgelehrte, in wüthende Missionäre des römisch-katholischen Glaubens und seiner Reinheit und Unverletzlichkeit. Der unwissendste Dorfgeistliche, der sittenloseste Priester, verwarf Er die bürgerliche Verfassung des Klerus, wurde plötzlich ein Hieronymus, ein Ambrosius, ein Athanasius. Der unbedeutendste Landjunker, dessen Tugenwerk in der Erlegung eines Hasen bestand, erhob er sich gegen den Beschluß, der den Adel abschaffte: er war ein Bayard, ein Gaston, ein Latremouille. Die Nationalversammlung hatte die politische Eintheilung des Reichs der kirchlichen zum Grunde gelegt, folglich die Zahl der Bisthümer auf drey und achtzig, die der Pfarreyen auf vierzig tausend festgesetzt, und die Besetzung der geistlichen Stellen durch Wahlen des Klerus und des Volkes angeordnet. Gegen die Zweckmäßigkeit und Rechtmäßigkeit beyder Einrichtungen war im Grunde nichts einzuwenden.

(Beschluß folgt.)

*) Man vergl. Tiers Roerlle, „der Cevennenkrieg."

Digitized by Google

№. 14.

Literatur-Blatt.

Freytag, den 15. Februar 1828.

Religiöse Literatur.

1) Gehen wir einer neuen Barbarey entgegen, oder was restaurirt Europa? Von J. M. Rädlinger. München 1827.

2) Betrachtungen über den Protestantismus. Heidelberg, bey Winter, 1826.

3) Die Hierarchie und ihre Bundesgenossen in Frankreich. Beyträge zur neuen Kirchengeschichte. Aarau, bey Sauerländer, 1823.

(Beschluß.)

Die Bestimmung der Diöcesen nach den politischen Verwaltungsdistrikten war die natürliche, und sie hatte im römischen Reiche, als das Priesterthum herrschend wurde, allgemein Statt gefunden. In Frankreich war sie dadurch nöthig geworden, daß bey der vorherigen Diöcesan-Einrichtung einem Bischofe oft kaum zwanzig Kirchspiele, einem andern, deren sechs-, acht-, ja dreyzehnhundert zugetheilt waren, so daß manche Stellen den Umfang, wenn auch nicht des Ehrgeitzes, doch der Kräfte der Prälaten in der ihnen anvertrauten Seelsorge, bey weitem überstiegen. Das Wahlrecht des Volks hatten Päpste und Koncilien in dem Grundsatze: „wer Allen vorstehen soll, muß von allen gewählt seyn," oft und einstimmig anerkannt; mithin lag auch darin weniger eine Neuerung als die Wiederherstellung eines alten, den Völkern durch die Willkühr und Anmaßung des Adels und der Geistlichkeit, der Könige und der Päpste im Mittelalter entrissenen Rechtes, welches im Wesen des Christenthums so fest begründet scheint, als dieses eine Religion der Menschen und keiner Kaste seyn will.

Aber der Stein des Anstoßes war, was man nicht gestehen durfte, nicht sowohl ein dogmatischer Skrupel als ein finanzieller, aristokratischer, die Beschränkung irdischer Gewalt und die Schmälerung zeitlicher Güter. „Gegen die Glaubenslehre, das gestanden die unzufriedenen Prälaten, sey in dem Gesetze nichts enthalten; es würde rechtmäßig, tadellos seyn, wäre es von ihnen ausgegangen und vom Papste." „Aber, was verhindert euch, konnte man ihnen entgegen halten, das Gesetz, dem, wie ihr sagt, um ein gutes zu seyn, nur eure Sanktion fehlt, dazu durch eure bestätigende Annahme zu machen? Ihr könnt der Kirche den Frieden geben, den Staat vom Bürgerkriege retten; — und ihr weigert euch?" Wirklich waren auch mehrere zur Nachgiebigkeit geneigt und thaten selbst Schritte, um den Papst zur Genehmigung des neuen Gesetzes zu bewegen; aber die Bischöfe waren auch Edelleute und mit den Hoffnungen des Adels, der sich durch fremden Beystand der alten Reichthümer und Herrenrechte wieder zu bemächtigen versichert war, erwachten auch die ihrigen. Jezt mußten Ketzereyen in dem Verfassungsgesetze gefunden werden, und man fand sie: „in dem Rathe, der den Bischöfen beygesellt war, in dem Wahlrecht des Volks, in der Möglichkeit eines protestantischen Einflusses bey den Wahlen." Eine Entscheidung des Papsts, welche die skrupulösen Prälaten nachsuchten und durch Verwendung der ausgewanderten Prinzen *) erlangten, verdammte nun das Gesetz und erklärte diejenigen, welche den von der konstituirenden Versammlung vorgeschriebenen Eid geleistet hatten oder leisten würden, für Schismatiker. So schieden die Prälaten von der Nation; auch von der Gefahr trennten sie sich, denn fast alle hatten ihre Sprengel verlassen, aber dem Bürgerkriege blieben sie treu; er sollte wo möglich Religionskrieg werden; die Hirtenbriefe der Bischöfe waren Brandbriefe, die durch die Motive des unsinnigsten Fanatismus, durch Verbreitung der lügenhaftesten Nachrichten mittelst einiger Zeitungen, die sie im Sold hatten, das Feuer des Auf-

*) Der Marquis von Ferrières, ein Gegner der Revolution, sagt: de leur côté les princes français, retirés à Turin, regardant ces querelles religieuses comme une semence de guerres civiles, agirent auprès de la cour de Rome. Mémoires pour servir à l'histoire de l'assemblée constituante et de la revolution de 1789 par C. E. F....., membre de l'assemblée constituante.

Digitized by Google

ruhrs und der Zwietracht überall anzufachen und zu unterhalten bemüht waren. Ein solcher Plan sagte jenen ritterlichen Streitern wohl zu, die in Ermanglung der Religion, die sie nie gehabt, plötzlich einige Devotion improvisirten, um sich für die unerschrockenen Vertheidiger des Altares wie des Thrones zu erklären. Auch war ein ähnliches Bündniß unter so ungleichen Theilnehmern, so wunderlich es auf den ersten Anblick erscheinen mag, doch nichts weniger als unnatürlich. Die Religion der Einen war immer nur Herrschaft gewesen, und die Andern hätten gerne aus ihrer Herrschaft eine Religion gemacht. Indem die Religion in dieser Form der Revolution entgegen trat, wird es begreiflich, daß sie in den Sturz des Priesterthums und des Adels mitverwickelt werden mußte. Sobald der Stand der Nothwehr im Innern und die Gefahr von Außen beseitigt waren, kehrte die Kirche in ihre Rechte zurück. Von den im Laufe des Schreckens sämmtlich zum Nationaleigenthum geschlagenen Kirchen waren bereits im Vendemiäre des Jahres V. (1796) die in zwey und dreyßig tausend zweybundert und vierzehn Kirchspielen gelegenen dem Gottesdienste geöffnet, und viertausend fünfhundert und ein und siebenzig Gemeinden reklamirten die übrigen zu dem nämlichen Zwecke. Der Papst selbst, der nämliche, der gegen die, wie es schien, den Schrecken des Bürgerkriegs und der Eroberung ohne Rettung erliegende Republik einen Kreuzzug gepredigt, näherte sich freundlich der Siegreichen, und sandte, unter dem Vorwande politischer Unterhandlungen, im Jahre 1797 den Marquis Massimi und bald darauf den Grafen Joachim Glorioso mit Beglaubigungsschreiben an seine „sehr geliebten Söhne in Christo, die Bürgerdirektoren der französischen Republik" (carissimis in Christo filiis nostris, civibus directorii executivi rei publicae Francorum), und ging in seiner Gefälligkeit so weit, daß er jedes dieser in Form von Breven abgefaßten Schreiben zweyfach, mit und ohne apostolischen Segen ausfertigen ließ, damit man nach den Umständen von dem einen oder dem andern Gebrauch machen könnte.

Unter der Napoleon'schen Regierung gewann die Hierarchie zwar wieder Boden; aber ohne daß sie sich ganz in ihr früheres Verhältniß zum Staate setzen konnte.

Das Konkordat vom 10. Sept. 1801 war freylich in mancher Hinsicht die Kopie des vom Jahre 1516; aber die Annatenbulle blieb weg, und die vier Artikel vom Jahr 1682 wurden zum Staatsgesetze erklärt. Daß der erste Konsul mehr von reinpolitischen als von religiösen Gründen ausging, als er die Kirche organisiren ließ, wird sehr wahrscheinlich, wenn man findet, daß er die Zahl der bischöflichen Stühle auf sechszig, die der Pfarreyen auf fünf bis sechstausend beschränkte, wobey auf das religiöse Bedürfniß, von welchem die konstituirende Versammlung ausgegangen war, kaum einige Rücksicht genommen zu seyn scheint. Ob Napoleon sich hätte sollen an die Spitze der Protestanten stellen, oder wenigstens mit den Jansenisten verbinden, die doch auch ein moralisches Prinzip in der Hierarchie anerkannten, ob er überhaupt aus dem katholisch gewesenen Frankreich hätte machen können, was ihm just beliebt hätte, das wollen wir nicht entscheiden; gewiß aber ist, daß er gerade in dem Bande zwischen sich und der Hierarchie, mit dem er als einem der stärksten die Völker an seinen Thron zu fesseln gedacht, auch eine, und vielleicht, weil sie am verborgensten lag, die gefährlichste der Schlingen geknüpft hatte, in die er seinem Schicksale entgegen eilte. Napoleon hatte sich verrechnet. Kleine Konzessionen, z. B. daß man die vor dem bürgerlichen Gesetze gültige Priesterehe zuerst den kanonischen Strafen preisgab, hernach ihre Abschließung und Beurkundung allen öffentlichen Beamten verbot, oder daß man die beeidigten Priester zurücksetzte oder wohl ganz entfernte, konnte nicht genügen, da sie sich ja von selbst verstanden und folglich keines Dankes werth waren. Während der Papst in den Einsetzungsbullen sich als die alleinige Quelle der geistlichen Macht benahm und den Bischöfen den Genuß ihrer geistlichen und weltlichen Rechte, die Einkünfte, welche die Regierung für sie bestimmt hatte, Indulte, Dispensationen u. s. w. bewilligte, in einer Ausgabe des Konkordats die Klausel in der Eidesformel: „Nichts gegen die Freyheiten und Privilegien der gallikanischen Kirche unternehmen zu wollen," ausließ; während man schon drey Jahre nach dem Abschlusse des Konkordats in Frankreich, im Mittelpunkte der weltlichen Macht, den Grundsatz aussprechen wagte: „Von dem heiligen Stuhle, als seinem Mittelpunkte, gehe alles Bischofthum und jede bischöfliche Autorität aus;" während Napoleons eigene Familie, Mutter und Oheim, ihre Anhänglichkeit an das Oberhaupt der Kirche laut bekannten; jetzt mochte es Napoleon klar werden, wie viel leichter es den Neuern ist, das Priesterthum sich beyzugesellen als unterzuordnen, da ihnen wohl ihre Besorgnisse und ihre Gegner, aber nicht ihre Zwecke gemein sind. Er hatte in dem religiösen Glauben zu einer Zauberwaffe gegriffen, die eine menschliche Hand wohl zu schwingen vermag, die aber, einmal in Bewegung gesetzt, ihr eigenes Ziel sucht. Im Geist des Arawohns begegnete sich die geheime Feindseligkeit der beyden Häupter, bis Napoleons Ungestüm den leichten Schleyer, der sie verhüllte, zerriß, und die Besetzung des römischen Gebiets von der einen, und Bannflüche von der andern Seite den offenen Krieg verkündeten. Da der Papst nun die erledigten Stühle nicht mehr besetzte, und dadurch Stockung in den Geschäften eintrat, mußte das Konzil vom Jahre 1811 Rath schaffen, welches den Beschluß faßte: „die erledigten bischöflichen Sitze dürfen nicht über ein Jahr er-

Digitized by Google

ledigt bleiben, und nach sechs Monaten, falls der Papst die Einsetzung nicht bewilligt, solle sie von dem Erzbischofe oder in Ermanglung desselben, dem ältesten Bischofe der geistlichen Provinz vollzogen werden."

Das Konkordat vom 25. Jan. 1813 ist merkwürdig durch den entschiedenen Sieg, den Napoleon durch seine bloße Persönlichkeit über den Papst errang. „Er hatte sich der Gewalt bedient, die starken Seelen über schwächere gehört." Aber da der Papst, der sich darin zur Verzichtleistung auf seine Souveränetät, zur Annahme einer als jährlichen Rente berechneten Entschädigungssumme, zur Bestätigung des Konzilienbeschlusses vom Jahr 1811, zur Verminderung der bischöflichen Sitze, kurz zu Allem verstanden hatte, am 24. März desselben Jahres widerrief, und Napoleon bald darauf vom Schauplatz abtrat, so blieb das Konkordat ohne weitere Folgen.

Das vierte Konkordat, vom Jun. 1817, ist wiederum eine Kopie des ersten zwischen Franz I. und Leo X. abgeschlossenen, nur eine bessere, den Geist des Mittelalters treuer, den gothischen Styl des Originals mit größerer Genauigkeit darstellende; alle Vortheile gehören der Hierarchie und insbesondere ihrem Beherrscher: Herstellung der Domkapitel, jener geistlichen Generalstäbe, wie sie Gregoire nennt, Vermehrung der bischöflichen Sitze über die Zahl des Konkordats vom Jahr 1801, und selbst des Gesetzes der konstituirenden Versammlung, ungleiche Vertheilung der Diöcesen mit der eröffneten Aussicht auf immer reichere Pfründen, Ausstattung des höhern Klerus in liegenden Gütern (an die Verbesserung des Looses der armen Pfarrer hatte Niemand gedacht), endlich Beseitigung der von Napoleon erneuten vier Artikel vom Jahr 1682.

Da das Konkordat den Kammern niemals vorgelegt werden soll, so kann es, so lange die Charte besteht, nicht Staatsgesetz werden, und hat somit der Welt einen öffentlichen Beweis von der Unverträglichkeit der Hierarchie mit der konstitutionellen Freyheit geliefert.

Wie das Konkordat von 1817 ganz das alte Frankreich voraussetzt, so daß es, so lange dieses noch nicht vorhanden ist, ein kirchliches Provisorium statuirt, welches wiederum nur unter Voraussetzung eines politisch-bürgerlichen Provisoriums gedenkbar ist; so erscheint bey dieser förmlichen Kriegserklärung gegen die Verfassung einer Seits die Regierung im Einverständniß mit der Kirche, denn bey ihr gilt die stille Beförderung des Zwecks für eine laute Billigung des Mittels; anderer Seits liegt darin der Schlüssel zur Erklärung der kirchlichen Erscheinungen in Frankreich. Die Reaktion des Klerus, die mit dem Konkordat von 1801 begann, erhielt bey der Restauration im Jahr 1814 einen neuen Schwung. In der Kirche stehen sich drey Parteyen gegenüber; Jansenisten gegen Jesuiten, gegen beyde die sogenannte kleine Kirche. Die Jansenisten sind die Konstitutionellen, die Jesuiten die Absolutisten der Hierarchie; was die kleine Kirche ist, wollen wir sehen. Hervorgegangen aus der Mitte jener eidscheuen ausgewanderten Priester, die, um ihre Stellen zu behaupten, im Jahr 1790 dem Papst allein das Recht zuschrieben, sie derselben zu entheben; die aus dem nämlichen Grunde im Jahr 1801 die Autorität des Papsts, als dieser wegen der Einsetzung des Konkordats ihre Resignation verlangte, verwarfen und sich auf die Freyheiten der gallikanischen Kirche beriefen, hat diese sogenannte kleine Kirche einen Charakter angenommen, der kaum mehr an ihren Ursprung erinnert. Nachdem der Streit zwischen Dimissionären und Nicht-Dimissionären, wo es sich um Niederlegung oder Nicht-Niederlegung der Stellen, also um ganz persönliche Interessen handelte, längst vorbey war und die widerspenstigen Bischöfe gegen Ersatz ihren Ansprüchen entsagt hatten, blieb die kleine Kirche als eine Sekte stehen, die ihren geheimen Gottesdienst hat und sich durch einen harten menschenfeindlichen Sinn der Entsagung und Selbstpeinigung auszeichnet, in deren Augen die herrschende Kirche mit ihren Konkordatisten. ein Gräuel, der Papst selbst ein chef de l'église mort par l'hérésie, der einen apostolicide général begangen.

Diese drey Parteyen vereinigen sich in ihren theokratischen Bestrebungen; ihre Werkzeuge sind Jesuiten und Missionäre, unter dem Namen Kongregation hat sich ein Bund organisirt, der die Anhänger der alten und der neuen Aristokratie, Geistliche und Layen umschließt, und so ist neben der öffentlichen, eine geheime Regierung entstanden, welche die erstere nicht selten leitet oder auch ihre Maßregeln durchkreuzt. Der große Zweck ist Begründung des alten Einflusses und Wiedererlangung der alten Reichthümer. Als Mittel gebraucht man die methodisch betriebene Verfinsterung des Volks, die Unterdrückung der Presse, die geistliche Beaufsichtigung des Buchhandels; darum wird im Beichtstuhl, in Hirtenbriefen, von den Kanzeln gegen schlechte Bücher, gegen Voltaire und Rousseau, gegen Labruyère und Molière, gegen Corneille und Massillon geeifert; die christliche Liebe wird als theologische Tugend, als Pflicht, die Kirche zu lieben, definirt; um die übernatürliche Kraftfülle der Kirche zu zeigen, geschehen Zeichen und Wunder; mit geistlichen Kostbarkeiten wird ein wirklicher Handel getrieben, und Gesangbücher, Missionsschriften, Rosenkränze, Kruzifixe, Denkmünzen, Agnus Dei, Herzen, Ringe, Todtenköpfe, Skapulaire, Bilder, Reliquien aller Art haben so gut ihren Preiskourant als andere Waaren; in sechs und zwanzig Katechismen seit 1814 wird der Zehende für ein göttliches Gebot erklärt; die Väter von St. Acheul exerciren ein Mädchen, und stehe der bart-

Digitized by Google

nächtigste Teufel ist ein Peiniger von Nationalsündern; sie erpressen unter jeder Form als Erbschaft — die chambre introuvable hat die geistliche Erbschleicherei sanktionirt — als Stolgebühren, die sie willkührlich erhöhen, als Missionsbeyträge, die man nicht abschlagen darf; um sich das Bild zu ergänzen, betrachte man den finstern Geist mönchischer Wohlthätigkeitsanstalten, die Beyspiele von Priesterwuth, die Verfolgungen und Denunziationen, welche Freudenthränen von Seiten der Priester zu erleiden haben, und endlich, daß die weltliche Behörde einen Skandal, den ein Priester verübt, an dem Beamten straft, der denselben anzeigt, wovon der Verfasser S. 125 ein Beyspiel anführt.

Seit 1801 sind Missionäre in Frankreich; die Väter des Glaubens, d. h. die Jesuiten, besaßen schon unter Napoleon vier Häuser nur in Paris; der Orden erreichte, nachdem sich die Regierung, bis dahin seine argwöhnische Beaufsichterin, ihm in eine vertrauende Bundesgenossin verwandelt hatte, unter der restaurirten Dynastie bald einen schönen Flor. Der Orden, der nicht dem National-Klerus, sondern der ganzen Kirche angehörte, wie der Hofadel nicht dem Volke, aus dem er ist, sondern der ganzen Aristokratie, machte sich von jeher durch seine seine Politik und Moral, Kasuistik genannt, den höhern Ständen angenehm und ähnlich. Regierung, hoher Adel, Päpste sind seine Gönner; seine Gegner noch heut zu Tage besondere die Pfarrer, die durch seine Missionsgeschäfte sich in ihrer Autorität und Wirksamkeit beeinträchtigt finden; seltner die Prälaten. Diese Missionäre rühmen sich ihrer unmittelbaren göttlichen Sendung und Leitung, somit auch einer höhern Wirksamkeit gegenüber den gewöhnlichen Religionsdienern.

Aufs Karnaval folgt, oder vielmehr das Karnaval beschließt die Mission; das Personal besteht aus einer bunten Mischung von Altadelichen, vormaligen Advokaten, Militärs, Kaufleuten; ihre Aufzüge begleitet türkische Musik, Pauken und Trompeten. Erst der Anblick der unverlarvten obrigkeitlichen Person erinnert an den Ernst des grotesken Auftritts und das Kreuz, dem sie folgen, an das Heiligthum, das dieser entweiht.

Das Ganze gleicht einer Parodie auf die Revolution. Wo früher Freyheitsbäume standen, erhebt sich jetzt das Kreuz, ihre Lieder sind häufig nach bekannten Melodien aus der Revolutionszeit, und wie der republikanische Fanatismus sich des Gesangs als eines Hebels bediente, um die Nation zu elektrisiren, so jetzt der religiöse Fanatismus, um sie zu christianisiren; wie man damals durch die Bilder des Ruhms, des Vaterlands, der Freyheit auf die Phantasie zu wirken suchte, so jetzt durch die Schrecken der Hölle, des Fegefeuers, durch den Glanz des Priesterthums; wie damals die Volksredner die Macht des freyen Vortrags erprobten, so beruht auch die Hauptstärke ihrer Predigten auf dem Improvisiren: sie reden um so eindringlicher, als ihre Reden jedes Mal gleichsam aus der Gegenwart hervorgehen und mit persönlichen und örtlichen Verhältnissen zusammenfließen; ihr Gottesdienst ist dramatisch; selbst Theaterstreiche verschmähen sie nicht: sie lassen Bekehrte (namentlich Protestanten) auftreten; Erneuung des Taufgelübdes, öffentliches Sündenbekenntniß mit Beziehung auf reinpolitische Priesterzwecke, die sogenannten Rehabilitirungen der blos bürgerlichen Ehen, gehören zu ihrer Taktik. Sollte man nicht meinen, dies wären die nämlichen Priester, die sich in der Revolution für Histrionen des Altars erklärt haben? Daß manche traurige Folgen aus diesen Umtrieben entspringen, Störung des häuslichen und des öffentlichen Friedens, Reibung an Nicht-Katholiken, ist leicht zu vermuthen; daß aber die Verfolgungssucht gegen Protestanten einen Charakter von roher Gewaltthätigkeit anzunehmen gewagt hat, welche in die Zeit eines Louvois, Dubois zurückversetzt, ist nur dann begreiflich, wenn man annimmt, daß, während noch die Charte die Religionsfreyheit der dissentirenden Konfessionen garantirt, diese durch einen geheimen Traktat mit der Hierarchie bereits Preis gegeben seyen, so daß die seit dem Jahr 1815 vorgefallenen Auftritte als das bloße Vorspiel einer allgemeinen Protestanten-Bekehrung zu betrachten seyn dürften. Schon hat man Revolutionäre und Protestanten identifizirt; unter diesem Rechtstitel hat man im Jahr 1815 einen zügellosen Pöbel gegen sie bewaffnet; öffentliche Beamte haben die Brandschatzungen geleitet, die jenen auferlegt worden sind; im Jahr 1818 wurden die Waldenser in den Alpenthälern der Diöcese von Pignerol erst durch einen Hirtenbrief des Bischofs, dann durch die Missionäre, die sich allerley Unfug erlaubten, angegriffen; im Frühling des Jahrs 1819 wiederholten sich ähnliche Scenen in der Gegend von Montelimart. Die Ordonnanz vom 27. Febr. 1821 ertheilte den Bischöfen die Aufsicht über das gesammte Erziehungswesen in ihren Sprengeln, wo wenigstens das stillschweigende Uebergehen der Protestanten präjudizirlich erscheint, und durch die Aufstellung eines Priesters als Großmeisters der Universität wurde diese nicht nur ihrer Selbstständigkeit beraubt, sondern der Hierarchie in die Hände gegeben; das später gegebene Sacrilegiumsgesetz sucht endlich dem Katholicismus auch in der Legislatur eine gewisse Auszeichnung gegenüber dem Protestantismus zu verschaffen. — Und diese Dinge sollen Europa restauriren?!

Digitized by Google

N°. 15.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 19. Februar 1828.

Biographie.

Eulogium on Thomas Jefferson delivered before the American Philosophical society on the 11th day of April 1827, by Nicholas Biddle. Published at the request of the society Philadelphia, publ. by R. H. Small, 1827.

Jefferson war Präsident der philosophischen Gesellschaft zu Philadelphia, und als solchem wurde ihm von einem ihrer Mitglieder an dem oben erwähnten Tage die, fünfzig eng gedruckte Oktavseiten starke Lobrede gehalten, mit welcher wir unsre Leser bekannt machen werden. Man bedauert, darin nur weniges über das Privatleben des berühmten Mannes zu finden, in dessen Charakteristik der Redner, wie es scheint, dem Verblichenen nicht vorgreifen will, welcher mehrere Werke hinterlassen hat. Doch enthält die Rede — neben manchen unstatthaften Vergleichungen, wie z. B. der von Napoleon mit Jefferson — zu viel Interessantes, als daß wir nicht einen gedrängten Auszug daraus liefern sollten.

Thomas Jefferson erblickte das Licht der Welt den 2. April 1743, in der Grafschaft Albemarle in Virginien. Seine Vorfahren waren vor sehr langer Zeit von England nach der Kolonie gewandert, wo sein Großvater geboren ward. Von diesem weiß man wenig, und von seinem Sohne nur so viel, daß er zu den Abgeordneten gehörte, welche über die Gränze von Virginien und Nord-Carolina verhandelten, und an einer Karte von Virginien mitarbeitete. Andere mögen sich ihrer ausgezeichneten Vorfahren rühmen, Thomas Jefferson hat den höheren Ruhm, zuerst seinen Namen bekannt zu machen. Er war weder arm noch reich, gelangte früh zu einer Anstellung, übte mehrere Jahre mit Erfolg die Advokatur aus; 1774 ward er Mitglied der virginischen Konvention, welche die Abgeordneten zum ersten Kongreß bestimmte, und da er Krankheit halber nicht erscheinen konnte, so schickte er einen schriftlichen Vorschlag ein, mit welchen Instruktionen man die Abgeordneten beauftragen solle. Die Konvention ließ diese Schrift sogleich drucken, sie war das erste Werk Jefferson's, das er als 21jähriger Jüngling verfaßt hatte, und enthält schon alle Keime der Grundsätze, Gedanken, ja des Ausdrucks, die in seinem folgenden Leben zur Reife kamen. „Dies sind unsre Beschwerden," beschloß Jefferson sein Werk, „die wir Ewr. Maj. mit der Freyheit in Sprache und Gefühl vorgelegt haben, welche einem freyen Volke geziemt, das seine Rechte als Gabe der Natur und nicht der Oberhäupter verlangt. Laßt den schmeicheln, welcher fürchtet, das ist keine amerikanische Kunst... Gott, der uns das Leben gab, verlieh uns Freyheit zu gleicher Zeit, die Gewalt kann beyde vernichten, aber nicht trennen. Dies ist unser letzter, unser fester Entschluß." Die Antworten ohne Rückhalt, welche er später bey den Verhandlungen mit England ertheilte, machten, daß er in einer Bill, die vom Oberhaus genehmigt wurde, proskribirt und von der für seine aufrührerischen Landsleute ausgesprochenen Amnestie ausgeschlossen wurde. 1775 war er schon Mitglied des Kongresses, lernte Franklin und Adams kennen und zeichnete sich vor Allen durch die Energie seiner Worte aus. Bey der Unabhängigkeitserklärung wurden vom Kongreß fünf Männer zum Ausarbeiten derselben erwählt; Jefferson, erst 31 Jahr alt und einer der jüngsten im Kongresse, erhielt die meisten Stimmen. Er setzte die Erklärung auf. Eine Stelle über den Sklavenhandel, an und für sich herrlich und ehrenvoll, wurde von dem strengen Urtheile des Kongresses ausgelassen, damit keine unnöthige Gährung in den südlichen Staaten entstehe. 1775 hatte er schon die Gesetzsammlung für Virginien vollendet. Er hatte damit begonnen, das Durchgehen eines Gesetzes zu erlangen, welches die weitere Sklaven-Einfuhr verbot. Sein Plan für ihre einzigweise Befreyung war folgender: „Alle nach dem Datum dieses Gesetzes geborenen Sklaven sollen frey seyn, sollen bis zu einem gewissen Alter bey ihren Eltern bleiben, dann auf öffentliche Unkosten zu einem nützlichen Berufe erzogen werden, Mädchen bis 18, die männlichen bis 21 Jahr,

Digitized by Google

sollen darauf mit Kriegs- und Hausgeräthen nach irgend einer Ansiedelung geschickt und dort beschützt werden, bis sie im Stande sind, sich selbst zu vertheidigen.“ In demselben Geiste enthielt die 1783 von ihm vorbereitete Konstitution einen Artikel gegen die Einfuhr von Sklaven und für die Freiheit aller nach 1800 Geborenen. Aber eben im Jahre 1783, während die Sklaveneigenthümer ihr Interesse aus Mitleid für das Menschengeschlecht aufopfern wollten, und als die Gesellschaft der Freunde dem brittischen Parlamente die erste Petition gegen den Sklavenhandel überreichte, bedauerte dasselbe ruhig und höflich, „daß der Handel, gegen welchen die Petition mit so vielem Grunde gerichtet sey, in commercieller Hinsicht fast jeder Nation Europas nothwendig sey.“ Die zweyte Maasregel Jeffersons war die Abschaffung des früheren Erbrechts. „Durch Aufhäufung ungeheurer Reichthümer in einzelnen Familiengliedern,“ drückt sich der Gesetzgeber aus, „ist unser Land in zwey geschiedene Klassen, Adelige und Plebejer, getheilt.“ Hiergegen eifernd, schaffte er auch die Primogenitur ab. Andere Maasregeln zielten darauf, die Einwanderung der Fremden zu befördern, die Verbrechen mit angemessenen Strafen zu belegen, und Volksschulen im ganzen Staate zu stiften; die Krone setzte er endlich seinen Einrichtungen durch die den Bürgern gestattete Religionsfreyheit auf. Der lange Genuß dieses Segens hat unser Gefühl für seinen Werth vermindert, denn hier zu Lande ist es kaum begreiflich, wie eine Klasse von Bürgern die andere wegen der Verschiedenheit in der Verehrung derselben Gottheit verdammen kann, und wir können uns keinen traurigeren Triumph des Vorurtheils über Gerechtigkeit und die gute Seite unserer Natur denken, als die seltsame Intoleranz, welche sich im Lande unserer Vorfahren noch dem freysinnigen Zeitgeiste widersetzt. 1779 ward Jefferson Gouverneur von Virginien; um diese Zeit sammelte Hr. Marbois, von der franz. Gesandtschaft, Materialien über die Vereinigten Staaten und richtete an die Mitglieder des Kongresses Fragen; der virginische Abgeordnete hat Jefferson um die Beantwortung, und so entstand das seit 1787 in der jetzigen Form bestehende Werk mit dem bescheidenen Titel: „Bemerkungen über Virginien,“ wovon in demselben Jahr zu Paris eine französische Uebersetzung vom Abbe Morellet erschien. Es gibt sich als Beantwortung der Marboisschen Fragen und Skizze der Geschichte, Geographie und allgemeinen Statistik Virginiens aus; aber auch über die Konstitution, Gesetze, die Natur und Folgen der häuslichen Sklaverey wird darin mit Unparteylichkeit und Unabhängigkeit verhandelt, und es läßt sich gegen Buffon in Betreff der von diesem behaupteten Untergeordnetheit der thierischen Schöpfung in der neuen Welt ein.

Jefferson war einer von denen, welche gewählt wurden, in Europa den Frieden mit England zu betreiben, und war im Begriffe, sich dahin einzuschiffen, als die Nachricht anlangte, daß über Vertrag schon unterschrieben sey. Im folgenden Jahre aber, 1784, wurde er dahin abgesandt, um in Gesellschaft von Franklin und John Adams die Handelsverhältnisse der europäischen Reiche mit den vereinigten Staaten zu ordnen. Sie schlossen blos mit Preußen einen Vertrag. Nach Franklins Rückkehr war Jefferson als Gesandter in Frankreich, sein Haus war der Vereinigungspunkt der ausgezeichnetsten Gelehrten von Paris, und wie sehr er Vortheile zu benutzen wußte, zeigt sein Brief an die Charlestoner Gesellschaft für Ackerbau über die aus Frankreich nach den südlichen Theilen der vereinigten Staaten zu verpflanzenden Gewächse.

Seine Gesandtschaft war fast zu Ende, da trat in Paris die Nationalversammlung zusammen und fragte mehr als einmal den Repräsentanten der vereinigten Staaten um Rath. Es wäre ein Glück für sie und für ganz Frankreich gewesen, hätten sie immer einen so einsichtsvollen Rathgeber besessen. Ein merkwürdiger Beweis der Achtung, in welcher er stand, ist, daß in der Zeit, in welcher die beyden Gegenparteyen nicht überein kommen konnten, ob eine oder zwey Kammern bestehen sollten, sie sich entschlossen, Jefferson zu fragen, die beyderseitigen Häupter, Sieyes, Barnave, Mounier u. a. begaben sich zusammen zu ihm. Er empfahl aufs angelegentlichste die Theilung in zwey Kammern, aber die Mehrheit konnte nicht überführt werden; zu spät erst sahen sie ihren Irrthum ein.

Seit 1790 war Jefferson Staatssekretär der neuen Regierung seines Vaterlandes; 1794 verließ er das Amt, um sich seinen ruhigen, häuslichen Studien zu ergeben, aber drey Jahre später wurde er zum Vizepräsidenten der vereinigten Staaten erwählt. Ohne sich dadurch von wissenschaftlichen Arbeiten zurückhalten zu lassen, trug er 1797 als Präsident der Gesellschaft für Ackerbau seine Untersuchungen über ein neuentdecktes Thierskelett (er nannte das Thier Megalonyx) vor, welche seitdem großentheils durch Cuvier u. a. bestätigt worden sind; 1798 seine Entdeckungen über den Pflug, in Folge deren ihm die pariser Gesellschaft für Ackerbau einen Preis zuschickte; er war auswärtiges Mitglied des pariser Instituts zusammen mit Männern wie Rennel, Wilkins, Umaroff, Sestini, Heeren, Creuzer und W. von Humboldt.

Den 4. März 1801 wurde er Präsident der vereinigten Staaten und 1805 nochmals zu derselben Würde erwählt. Eben so sehr als die Verwaltung lag ihm die Wissenschaft am Herzen und besonders die Entdeckungsreisen. Die erste und wichtigste war die von Lewis und Clarke nach dem großen Ozean. Schon zu Paris hatte

Digitized by Google

er dem Reisenden Ledyard vorgeschlagen, von Kamtschatka nach dem Nootka-Sund überzufahren und sich von da nach der Breite des Missuri zu begeben, um auf diesem Flusse nach den vereinigten Staaten zu gelangen. Ledyard erhielt auf Jefferson's Empfehlung die Erlaubniß der Kaiserin Katharina, und war schon fast nach Kamtschatka gelangt, als er auf höhern Befehl festgehalten und nach Polen zurückgeschickt wurde. Eben so ging es, als im Jahr 1792 Jefferson der philadelphischen Gesellschaft für Ackerbau vorschlug, Jemanden auf ihre Kosten den Missuri hinauf und durch das Gebirg nach dem stillen Meere zu senden; denn Hr. André Michaux, welcher diese Reise unternahm, erhielt, als er nach Kentucky gekommen war, vom franz. Minister Befehl zur Rückkehr. Als Präsident rüstete endlich Jefferson mit Genehmigung des Kongresses die Expedition von Lewis und Clarke aus, er schrieb selbst die Instruktionen für die Reisenden. Zu diesem Unternehmen kamen die Reisen des Major Pike nach den Quellen des Mississippi und später nach den Arkansas, von Colonel Freeman den rothen Strom hinauf, und von Hunter und Dunbar den Washita aufwärts. Nicht weniger erfolgreich als diese Reisen nach nie zuvor beschriebenen Ländern war die Anlage der Kriegsschule zu West Point. Jefferson war der Freund und Beschützer der Indianer und beförderte ihre Ansiedelung in festen Wohnsitzen, er betrieb das Studium der indianischen Sprachen und würde seine Forschungen hierüber bekannt gemacht haben, hätte nicht das Schiff, welches seine Papiere enthielt, Schiffbruch gelitten.

Zu Ende der zweyten Präsidentschaft lehnte er die Ehre, wieder erwählt zu werden, ab, und zog sich nach seinem Gute zu Monticello zurück; wie sehr er aber noch dort für das öffentliche Wohl sorgte, zeigt sein letztes Werk, die Universität von Virginia. Den 4. Juli 1826 starb er, arm, im 83sten Jahre, am Geburtstage seines Vaterlandes. „Mein ganzes Leben," hatte er sich zuvor gegen einen Freund geäußert, „war ein Kampf mit meinem natürlichen Geschmacke, meinen Gefühlen und Wünschen. Häusliches Leben und wissenschaftliches Treiben war mein erster und letzter Wunsch. Die Umstände führten mich auf den Pfad, den ich betreten, und wie ein lange gespannter Bogen nahm ich mit Vergnügen wieder den Charakter und die Bestrebungen an, wozu mich die Natur bestimmte." Er suchte nie hohe Aemter, verachtete sie aber auch nicht; er nahm sie an, wenn man sie ihm freywillig anbot, verließ sie aber mit demselben guten Willen, und verbreitete immer mehr Glanz über seine Stellung, als er durch sie erhielt.

Dichtkunst.

Brittische Dichterproben. Die Insel nach Lord Byron. Leipzig, bey Brockhaus, 1827.

Unsere Zeit hat sich unter anderm auch dadurch aufs vortheilhafteste charakterisirt, daß sie für alle Kreise, in denen sich das äußere und innere Leben bewegt, einen festen Mittelpunkt, ein lebendiges Gesetz gefunden hat. So ist auch in den reichen Entwicklungen der Poesie nach dem Grunde geforscht worden, warum aus dieser oder jener Seele so freudige, so schmerzliche, so mannigfach ergreifende Laute herauf tönen. Ueberall hat man einen höheren Ort nachzuweisen gesucht, von dem diese Richtungen ausgehn. Nur Byron ist, so viel auch schon über ihn gesagt wurde, meist nur oberflächlich als der „Dichter der Verzweiflung, der Zerrissenheit" bezeichnet worden, ohne daß man fand, was damit eigentlich gesagt seyn soll. Aber dennoch gehorcht auch er dem ewigen Gesetz, das die Harfe der Natur zu ihren vielfachen Dur- und Mollklängen stimmt, auch seine Poesie hat ein höheres über sich, dessen Ausdruck sie ist, und nur mit diesem kann sie gehörig gewürdigt werden. Dieselbe Weltanschauung, aus der alle philosophischen Systeme hervorgehen, treibt auch die Blüthe der Poesie, und in diesem Punkte findet sich beyder Zusammenhang. So wie es nun Dichter gibt, die das Innere nur im Aeußern anschauen, deren eigne Welt das Universum nachbildet, d. i. objektive Dichter, so haben wir auch solche, deren Gemüth ihre Welt ist, die nur die Antwort von der Natur erhalten, die ihre Anfragen fordern, denen das Aeußere nur das ist, was ihr inneres Seyn vorbildet, d. h. subjektive Dichter. Ein solcher ist Lord Byron. Das seltsame Schicksal, das sein äußeres Leben unstät und flüchtig machte, hat auch sein Gemüth im tiefsten Grunde aufgerührt, es hat den Klageton laut werden lassen, der in ihm schlief. Aber große Seelen klagen gewaltig, sie klagen so, daß alle an ihrer Trauer Theil nehmen müssen, denen dieselbe nahe gebracht wird. So trauert auch unser Dichter, wo seine Trauer lyrisch ausgesprochen ist, edel und erhaben. Aber nicht lange verweilt er, der wechselvolle, launische Mann bey dieser höhern Stimmung. So bald er etwas Größeres dichtet, will er in seine Menschen die Schmerzen hinein tragen, die in ihm leben, er will sie durch Geisteskämpfe sich abwenden lassen von der äußern Welt, wie sie ihnen entgegenlacht, sie sollen das Schönste, das Edelste verachten und gemein finden. So wenig nun dieser Dichter von Natur sich zur bewußten Affektation hinneigt, so gewiß ist seine Vorliebe zum Seltsamen, zum Außerordentlichen, selbst wenn es abschreckt. Er will alles mit seinem Hohne niederschlagen, die ganze Welt soll seyn, wie er ist, und

Digitized by Google

doch kann er nicht umhin, oft in Schilderungen zarter natürlicher Liebe sein verlornes Paradies sich wieder vorzuzaubern. Er greift alles Festedende an, ohne einen andern Grund seines Hasses zu haben, als daß es da ist, daß es das Gewöhnliche, den Menschen Nothwendige, von ihnen Verehrte ist. So sind seine Helden in der seltsamsten Entzweiung begriffen, da doch immer die Wahrheit durchblickt, die sich in Byrons Gemüthe nicht verläugnen kann. Selbst sein Schmerz bleibt nicht immer sich selbst gleich, sondern ist bald sanfter, bald wilder und gellt oft plötzlich, wie die seltsamen Naturtöne auf Ceylon, in einen fast dämonischen Schrei aus. Sein Idol ist die Thatkraft, die immer das höchste ist, was seine Helden haben; sie sind verbrecherisch, liederlich, aber talentvoll, verderben alles, was sie berühren, und freuen sich darüber, nur weil es dem sittlichen Gefühl widerspricht. Daß übrigens eine so subjektive, das heißt hier persönlich excentrische Weltanschauung, die dem tiefern Gemüthe des Dichters selbst widerspricht, keine eigentlich poetische ist, fällt sogleich in die Augen. Es ist daher gewiß, daß Byrons Poesie nur ihre eignen Liebhaber finden kann, allgemein wird sie nie geliebt werden. Wer aber wahren Sinn für das Schöne hat, wird doch immer die herrlichen Gemälde Byrons, die Schilderungen seliger Liebe, in denen er seinen Schmerz besänftigend auflöst, die südlichen Glutfarben, in die er seinen Pinsel taucht, und die Zartheit der Gefühle bewundern, die in seinen lyrischen Produkten lebt. Nun noch einige Worte über die schöpferische Kraft Byrons in Bezug auf Situationen und Charaktere. Diese weit schwerere Aufgabe kann einem Dichter, der all seinen Menschen seine eignen Grundtöne in die Seele legt, der daher alle im Wichtigsten gleich macht, unmöglich gelingen. Ein Dichter, dessen ganzes Wesen aufs lyrische gerichtet ist, der selbst sein epospartiges Gedicht in das lyrische Gebiet übergehn läßt, kann nie wahrhaft dramatisch seyn. Alle Gebilde seiner Phantasie finden in dieser Hinsicht ihren Schlüssel in Byrons Leben. Er ist der individuellste Dichter, der seltsamste Mensch unter den Poeten; alle Situationen, die er schafft, sind nur Folgerungen aus seinem eigenen Wesen; alle Charaktere, denselben Grundton, wie er in sich tragend, handeln nach denselben Stimmungen, die gleiche Situationen in ihrem Urbild, in Lord Byron selbst, hervorbringen würden. Eben darum aber, weil er so individuell ist, muß auch in ihm der nothwendige Zusammenhang zwischen Stoff und Form auffallend hervortreten; eine Haupteigenthümlichkeit ist bey ihm, was sonst oft nur ein eigener, hinzukommender Vorzug ist, der auch entbehrt werden könnte, ohne daß das Gedicht zerstört würde, nämlich der reine Tonfall, die flüssige Eleganz und leichte Gliederung seiner Verse. Wer diese untergehen läßt, der verderbt nicht blos das Aeußere, er zerstört einen wesentlichen Bestandtheil Byron'scher Poesie. Dies ist auch der Fall bey dem vorliegenden Gedicht, die Insel, dessen Uebersetzer nicht weniger frey und willkührlich verfahren ist, wie der große Schwarm seiner Vorgänger. Das Gedicht selbst gehört zu den schönsten des englischen Dichters. Byron schildert hier eine auf einem Schiff ausgebrochene Meuterey und mahlt mit meisterhafter Hand die wilden empörten Seelente, die der Mühen und Gefahren überdrüssig, auf Otaheiti zu landen begehren. Da der Kapitän sich widersetzt, wird er in einem Boot dem Meere preisgegeben. Die Meuterer landen auf der Insel; an ihrer Spitze Christian, ein ächt byronscher, thatkräftiger, alle zarten Bande verhöhnender Mann, dem schon sein Schicksal auf der Stirne steht, und unter ihnen Torquil, ein edler Jüngling, der nur vom Strome der Meuterey sich hatte fortreißen lassen. Seine Liebe zu Neuha, einem schönen Otaheiter Mädchen, hält ihn wider Willen in der schlechten Gesellschaft fest. Herrlich wird nun in einem otaheitischen Liede die Naturpoesie der südlichen Wilden vor uns entfaltet. Der Jüngling, durch die Nachricht von der Landung eines Kriegsschiffs, zum Kampfe aufgerufen, eilt ins Gefecht, in dem Christian und seine Genossen ein heldenmüthiges Ende nehmen, und nur er, Torquil, durch die Liebe und Geistesgegenwart seiner Neuha gerettet wird. Er wird von ihr in einer Höhle an einem einsamen Ufer verborgen gehalten, die sie dazu mit dem Nöthigen versehen hat, bis die Rächer die hohe See gesucht haben. Dann kehrt er mit der Geliebten zurück, und das ganze Volk von Otaheiti feyert den Triumph der Liebe.

Kirchengeschichte.

Geschichte und Literatur der Kirchengeschichte von D. Karl Friedrich Stäudlin. Nach dessen Tode herausgegeben von J. T. Hemsen. Hannover 1827, im Verlage der Hahnschen Hofbuchhandlung.

Dies Werk enthält eine sehr schätzbare Charakteristik der Kirchenväter und aller Geschichtswerke der christlichen Kirchen. Es gewährt eine interessante Uebersicht der tausende von allgemeinen und besondern Kirchengeschichten, die doch wieder nur einen kleinen Theil der unermeßlichen theologischen Literatur ausmachen. Das Werk ist unparteyisch und geistvoll geschrieben, so daß es, was man von einem solchen bibliographischen Werk kaum erwartet hätte, sogar Unterhaltung mit der Belehrung verknüpft.

Digitized by Google

N°. 16.

Literatur-Blatt.

Freytag, den 22. Februar 1828.

J. H. von Wessenbergs jüngste Dichtungen.

(Den Freunden allein nur, und nicht dem Publikum, ward als Neujahrsgabe auf 1828 in den ersten Tagen des Februars die Sammlung etlicher und dreyßig kleiner Gedichte überreicht, von denen der nachfolgende Auszug eines Briefs spricht und dem wir die Dichtungen, deren er gedenkt, unterseßen, weil sie aus den handschriftlichen Druckbogen nun hier zur ersten allgemeineren Kunde gelangen.)

Zürich, 6. Febr.

Sie verlangten, mein lieber Freund, ich soll Ihnen über Herrn von Wessenbergs Neujahrsgabe ein Paar Zeilen schreiben und Ihnen diejenigen Poesien derselben bezeichnen, die mir am meisten zusprachen. Den Wunsch zu erfüllen vermag ich wohl, denn welche Frau würde nicht eine ihrem Sinne genügende Antwort zu treffen wissen, und auch fähig seyn auseinander zu seßen, warum sie sich von diesem oder jenem besonders angezogen fühle: wobey es freylich dahin gestellt bleibt, ob der gute Geschmack bey dem Urtheil den Vorsitz geführt habe. Daß von Würdigung der Dichtungen inzwischen die Rede nicht seyn könne, versteht sich von selbst. Die Ungeweihte würde sich eine solche um so weniger erlauben, als sie Ihnen schon oft gestanden hat, daß sie in ihren Ansprüchen hinsichtlich der Gedichte, sobald diese mehr als Gelegenheitsgedichte seyn sollen, ziemlich schwierig ist, und daß Poesien um ihr zu gefallen, entweder durch edle Einfachheit, gleich weit entfernt von dem jezt gewöhnlichen Reimgeklingel wie von einer mystischen Unverständlichkeit, sie anfrechen und rühren, oder wenigstens durch Erhabenheit ihren Sinn ergreifen und unwillkührlich fortreißen müssen.

Den Herrn von Wessenberg habe ich nie gesehen, auch von seinen Schriften kenne ich wenig oder nichts, die heute gelesenen Strophen ausgenommen; aber unter diesen sind Einige, die mir den Mann ganz so bezeichnen würden, wie ihn der Ruf beschreibt, wenn ich auch alle die Tugenden und Vorzüge nicht kennte, welche ihm die öffentliche Meynung so allgemein und wohlverdient beylegt.

Die „Rose und der Dorn“ *) gehören wohl unter die getreusten Lebensbilder, die uns hier in dem zartesten und lieblichsten Kolorit dargebracht werden. Keiner von allen, die diese Verse lesen werden, kann läugnen, daß jeder vorüberflüchtende Augenblick die Wahrheit dessen bekräftigt, was der Dichter auf diesem Blatte so einfach anziehend darstellt, denn die Unvollkommenheit des Erdenlebens beurkundet sich gewiß nirgends deutlicher, als in dem Umstande: daß, eine kleine Zahl von Ausnahmen der Seite geseßt, auch in die seligsten Minuten, die dem Menschen zu leben vergönnt sind, sich ein Tropfen Wermuth mischt, oder vielmehr: daß die schönste Rose einen ritzenden Dorn trägt. Jene Ausnahmen aber

*)

Dorn und Rose.

Träumt dir vom Glück, es lächle hold,
Im Munde Honig nur und Gold;
Vergiß nur nicht in seinem Schooße
Des Dorns der Rose!

Doch klage nicht, daß Schmerz und Lust
Stets wechselnd zieh'n durch deine Brust!
Dir zeigt das Bild vom Erdenloose
Der Dorn der Rose.

Des Lebens werde herrlich froh!
Doch nie verfinst in Freuden so,
Daß sich in dir das Bild bemoose
Vom Dorn der Rose!

Du zitterst, wenn Gewitterschein
Dich überrascht im Frühlingshain,
O Freund! gedenk im Sturmgetose
Des Dorns der Rose!

Nicht zaghaft wank' auf steilem Pfad!
Sey muthvoll, wenn die Prüfung naht!
Weit besser Schirm, als Westgetose
Der Dorn der Rose.

Einst glüht auch dir das Morgenroth
Vom Tag, den keine Nacht bedroht;
Ihm schmücket brüderlich eine Rose —
Die Dornenlose!

Digitized by Google

sind theils unendlich flüchtig, theils gehören sie schon beynahe jener Zeit an, auf welche der Dichter hinweist: wo hoffentlich dornenlose Blüthen uns für so viele, auf Erden nimmer heilende Wunden, entschädigen werden. Uebrigens machte die freundliche Dichtung auf mich einen solchen Eindruck, daß ich während des Lesens glaubte: ich würde künftig auch die Verletzungen mit weniger Schmerz ertragen, wenn ich mir den Duft der Rose lebhaft vergegenwärtige.

Die Sehnsucht *) muß wohl in jedem weiblichen Herzen, zuweilen auch hier und da in einem männlichen, mit ihren angenehm beschwichtigenden Lauten ansprechen, und der gemüthliche Dichter gibt in seiner leersten Strophe selbst demjenigen Wesen Trost, dem das Leben und sein verworrenes Treiben allmählig alles geraubt hat. Der, dessen Erwartungen und Hoffnungen alle, entweder in den Gräbern versunken, oder in dem Sturme der Zeiten untergegangen sind, wie wollte der nicht gern hinschauen in das Land, wo das Geliebte und Verlorne schöner uns entgegen lächelt.

Es ist selten, daß in der Epoche, in welcher wir leben, ein Mann so innig und ohne Rückhalt den schönen Glauben an Höheres ausspricht, den wohl jede menschliche Brust in sich trägt, den aber die Einen um eigenen Vortheils willen verschmächen, die Andern aus Besorgniß lächerlich oder doch ungewöhnlich zu erscheinen — zu verstecken pflegen. Das „Vertrauen auf Gott" **) hat mich innig gerührt. Die Worte kamen aus meinem Herzen, wenn ich gleich nicht fähig gewesen wäre, ihnen ein so gefälliges Gewand zu geben, und sie haben mir manche Stelle in jenen nicht mehr neuen aber immer schönen und erhebenden Liedern ins Gedächtniß gerufen, die der Sänger niederschrieb, der nun schon lange vom Glauben zum Schauen eingegangen ist.

Das Bild, das der Dichter von Venedig entwirft *),

---

*) Sehnsucht.

Lüftchen! woher und wohin
Trägst du so lieblichen Duft?
Sicher mit liebendem Sinn
Schönes, Geliebtes dich ruft!

Bächlein! woher und wohin
Kosend und küssend gelind?
Blumen voll freundlichem Sinn
Deine Gespielinnen sind.

Lerche! woher und wohin?
Jubelnd der Sonn' an die Brust
Schwingt dich dein himmlischer Sinn,
Hast nur an Himmlischem Lust.

Vöglein und Lüftchen und Bach,
Könnt ich nur ziehen mit Euch,
Liebend den liebenden nach!
Käm' in ein liebliches Reich.

**) Vertrauen zu Gott.

Gott! indem wir Leben in uns fühlen,
Fühlen wir den Odem deines Munds,
Liebend laß uns deine Lieb' erzielen,
Pilger hier des weiten Erdenrunds!
Laß, o höchste Sonne! unermessen,
Wie durch Allmacht, so durch Liebe groß,
Uns des heil'gen Lichtquells nie vergessen,
Welchem unser Aller Geist entfloß!

O wir Armen! Nicht um eine Spanne
Können wir verlängern unser Seyn,
Winkst du dem Orkan, so stürzt die Tanne,
Weil am Dornstrauch Veilchen still gedeih'n.
Was vermag zum Wachsthum unser Sinnen?
Wunder wirkt dein Thau, dein Sonnenstrahl;
Vögel nährst du, die nicht säe'n, noch spinnen,
Nährst das Würmchen auch im Schöpfungssaal.

Bosheit liebt das Reinste anzuschwärzen;
Ewig haßt die Finsterniß das Licht;
Du nur prüfst das Innerste der Herzen,
Und der Tugendschein gefällt dir nicht.
Doch vor was sollt' unsre Seele beben,
Fühlt sie sich durch Tugend dir verwandt?
Dein sind wir im Sterben, wie im Leben;
Drum wie Kinder leit' uns deine Hand.

Was im Staub mit liebendem Entzücken
Als sein zweytes Selbst das Herz umfängt,
Sehen wir die Zeit wie Blumen pflücken,
Blühend früh, vom Mittag schon versengt.
Doch indeß hier alles, was wir lieben,
Wie ein Traumbild schwindet und versinkt,
Reift in uns die Aussaat, welcher drüben
Deines Reiches Centenkrone winkt.

*) Venedig.

Dices, hanc posuisse deos.
Sannazar.

Einst Königin des Meers, das dich umfleußt,
Im Glücksstrahl groß, und größer noch in Stürmen,
Venezia! wie traurst du jezt verwaist!
Welch öde Stille schwebt ob deinen Thürmen!

Gesanglos schweift die Gondel zwischen Reih'n
Zerfallender, verlaßner Prachtgebäude.
Doch, klagt gedämpfter Schmerz beym Mondenschein,
Ihn unterbricht kein frischer Laut der Freude.

Der Buzentaur, von dem der Doge dich
Der Adria vermählte, ruht vermodernd.
Wo zeigt die Flotte, Stambuls Schrecken, sich,
Von Heldengeist gelenkt, von Kampflust lodernd?

Dem Siegsdenkmal, der Pfort' am hohen Dom
Mit dem Triumphsgespann enthaucht die Frage:
Warum das Volk, an dem einst Mahmuds Strom
Sich brach, jezt nichts für Hellas Rettung wage?

Mit Wehmuth, wie die Bildsäul auf der Gruft,
Blickt rings Sankt Markus Löw' auf große Trümmer.
Aus jeder Brust, aus jedem Auge ruft
Sehnsucht nach nie genoßner Freyheit Schimmer.

Digitized by Google

muß auch demjenigen Gemüthe als ergreifende Wahrheit erscheinen, der niemals mit eigener Ueberzeugung dasjenige in sich aufnehmen konnte, was Hr. von Wessenbergs Muse uns darreicht. Wer Venedigs Geschichte auch nur einigermaaßen kennt, wer seine frühere giganteske Größe und den jetzigen Verfall ins Auge faßt, der die Gebieterin des Meers in ihren Lagunen allmählig versinken lassen wird, wer aus Reisebeschreibungen die Eigenthümlichkeiten dieser sonderbaren Stadt kennen lernte und mit einiger Phantasie dem Gelesenen zu Hülfe zu kommen vermag, den muß diese Dichtung ungemein anziehen, und obschon Sie es vielleicht nicht erwarteten, so gestehe ich Ihnen doch gerne, daß sie, mit ihrer düstern Färbung, mich ganz befriedigt hat und in meiner Erinnerung oben an steht.

„Die Zwillinge" *) — ja sie haben auch mich freundlich angesprochen und es sind einige überaus liebliche Gedanken darin; aber darf ich Ihnen sagen, daß ich mich nicht ganz mit der Idee des aufgehängten Korbes, der die Kinderchen birgt, versöhnen konnte, und daß mir, vielleicht ganz ungebührlicher Weise, einige widerwärtige Ideen zu Kopfe stiegen, die ich nicht mehr loszuwerden vermochte, die mir die Anmuth des Ganzen verkümmerten und mir deutlich zurufen: „gebt doch dem Staube, was des Staubes ist!" — Doch hab ich vielleicht dem Dichter unrecht gethan und seine poetischen Ellipse übersehen, mittels welcher der gewiegte Korb auch die Stätte vollends erhält, über der nun die Veilchen entblühen.

„Der Dulder!" O mein Freund, es sind nur vier Zeilen *), aber sie haben erhebend zu meiner Seele gesprochen, und ohne mein Gefühl dabey näher zergliedern zu müssen, wissen Sie gewiß, daß die Töne aus meinem Herzen aufs innigste mit diesem schönen Gedanken übereinstimmen mußten.

Das lezte Gedichtchen endlich **), das so rührend und freundlich in treuer Liebe Ersatz für so manche Entbehrung bietet, wem wollte dieses nicht gefallen und ihn mit tröstenden Lauten ansprechen, wenn es auch unter die obgenannten Dornen gehören sollte, daß die wahre und über alles treue Liebe auf Erden selten mehr getroffen wird. Sie wurde von dem Urquell des Lichts und der Liebe in die Brust des Menschen gelegt, aber der Mensch hat in seiner Ueberklugheit die Göttliche nicht bewahrt, und sie wird nur einzeln noch gefunden unter dem verbildeten Geschlecht. Doch das wollten Sie nicht wissen, und was Sie vernehmen wollten, erfuhren Sie bereits mehr als zu weitläufig.

Erlauben Sie mir nur noch hinzuzusetzen: daß die Worte des edlen Dichters mir im Ganzen wie im Einzelnen einen heitern und herzlichen Genuß verschafft haben, der um so seltener für mich ist, weil ich den Dichtungen der heutigen Zeit sonst gar nicht gewachsen bin, und weil ein solcher Genuß immer der reinste seyn muß, wenn er von einem Manne ausgeht, der als Mensch und als Christ allen Ansprüchen genügt, und mit einem Wort: selbst thut, was er lehrt!

Ihr fahler Abglanz nur fiel durch die Nacht
Der Tyranney, gehüllt in Vehmgerichte;
Doch strahlte Stolz, gedacht, er deiner Macht,
O Wunderstadt! dem Aermsten im Gesichte.

O Freyheit! welchen Zauber übt aufs Herz
Der Menschen noch dein Widerschein, dein Schatten,
Daß sein Entschwinden weckt so tiefen Schmerz,
Und alle Lebenspulse läßt ermatten!

*) Der Zwillinge Grab.

Die Blätter entführend, rauh und kalt
Der Nordwind über die Stoppeln weht.
Doch still, wie der Mond am Himmel wallt,
Dort nach der Wildniß die Mutter geht.

Was trägt im Korb sie? Blumen doch nicht?
Sie hebt das Linnen jezt weg vom Ranft,
Und blaß wie der Mond wird ihr Gesicht;
Zwey Säugling' umarmen im Tod sich sanft.

Nun hat sie zwischen Baum' in die Luft
Mit Thränen den Korb gehängt und ruft:
„O Himmelsgestirn, mild blick' herab,
Du dem ich Engel zu Bürgern gab!"

Berührt ein Strahl vom Wonnegefild
Der Engelsseelen — ihr Leichengebild,
„Nicht wird, so hoff ich, dieß Bild vergeh'n;
Einst werd ich's verklärt im Himmel seh'n."

Der Mond bestrahlet den Korb gelind,
Und sanfter wiegt ihn gerührt der Wind;
Bis mild der Frühling vom Himmel glänzt,
Mit Veilchen die kleinen Schläfer kränzt.

Und über ihnen die Nachtigall
Thut kund der Mutter mit süßem Schall:
„Nicht wird ihr liebliches Bild vergeh'n,
Einst wirst du's verklärt vom Himmel seh'n."

*) Des Dulders Grabschrift.

Alle seine Pfade waren schwül und bang,
Leicht und friedlich nur sein lezter Gang,
Der der Mutter Erd' ihn wieder gab.
Gottes Friede schweb', o Dulder! um dein Grab.

**) Der Zwillingsstern.
An die Freunde.

Quorum simul alba nautis stella refulsit.
Horat.

Ein holder Stern hellt mir den Pfad;
Der Stern heißt treue Liebe.
Mag finster dreh'n das Glück sein Rad,
Mein Stern wird niemals trübe.
In's Land, wo man sich wieder sieht,
Dahin, o Freund!
Zu ziehn vereint
Winkt uns der Stern.
Wie sanft er glüht!

Digitized by Google

Biographie.

Briefe über den Dichter Ernst Wagner, enthaltend: Lebensgeschichtliche Nachrichten, Mittheilungen aus dem hausschriftlichen Nachlasse des Dichters, Auszüge aus Briefen von ihm selbst, vom Herzoge August von S. Gotha, Jean Paul Friedrich Richter, Fichte u. A. herausgegeben von Friedrich Mosengeil. Zwey Bdchn. Schmalkalden, in der Varnhagen'schen Verlagshandlung. 1826.

Wenn einerseits das biographische Gemälde eines interessanten Mannes von der Hand eines ihm vertrauten Freundes nur erwünscht seyn kann, weil wir von dem Freunde die genauste Kenntniß des Menschen und seiner Schicksale, und, sofern er sonst als wahrheitsliebend erkannt ist, die getreueste Darstellung des Bildes, das er selbst von dem Darzustellenden in der Seele trägt, erwarten dürfen; so ist auf der andern Seite gerade bey der Schilderung durch den Freund auch Nachtheiliges zu befürchten. Denn abgesehen davon, daß dem Freunde leicht der Werth, die Kraft und das Verdienst des Freundes in einem höheren Lichte, auf einer höhern Stufe erscheinen, als dem unbefangen beobachtenden Auge des entfernt stehenden Beurtheilers; es verliert durch den Freund das Bild gewöhnlich auch von seiner selbstständigen und in sich abgerundeten Gestalt, wenn derselbe mit Vorliebe sein Verhältniß zu dem Freunde einsticht und so durch sein eigenes Bild den unmittelbaren und ungetheilten Eindruck verwischt, welchen die biographische Darstellung des Freundes hervorbringen sollte. Auf die letztere Weise ist es auch dem achtungswürdigen Jugendfreunde des Dichters Ernst Wagner, Herr Friedrich Mosengeil, ergangen; und so wenig wir ihm darüber gerade einen Vorwurf machen wollen, da uns die eingestreuten Züge seines eigenen Lebens und Schicksals recht sehr angezogen haben, so sehr bedauern wir gleichwohl, kein ganz klares, vollständiges Bild von Wagner aus seinen Briefen entnommen zu haben. Er hat nicht nur zu vielfach — wie er selbst auch fühlt und eingesteht — sich selbst beschrieben; diese Aufmerksamkeit auf sich selbst und sein Verhältniß zu Wagner hat ihn so sehr beschäftigt, daß wir über des Verstorbenen Charakter, Bildung, Beschäftigungen, Schicksal und Lebensweise, namentlich über engere und kleinere Verhältnisse, über einzelne Gewohnheiten und Lieblingsideen, die oft das Bild eines geistreichen Mannes erst recht individualisiren und die Hauptzüge seines Charakters und seiner Geistesrichtung am klarsten hervorheben, zu wenige und unvollkommene Andeutungen von ihm, der gewiß Näheres wußte und mittheilen durfte, erfahren haben. Indeß werden unsere Leser, denen wir, als Freunden der Muse Wagners, diese Lektüre empfehlen, vornämlich das zarte Verhältniß, in welchem die beyden Freunde als Menschen und als Dichter zu einander standen, so wie die über Wagners inneres und äußeres Leben gegebenen Schilderungen ansprechen. Der schon im 44sten Jahre seines Lebens nach bangen und unsäglichen Körperleiden Heimgegangene hat durch die Eigenthümlichkeit, womit sich seine dichterischen Erzeugnisse an die Koryphäen unserer Literatur, Goethe und Jean Paul, anschlossen, die Achtung und Liebe des Publikums sich längst gesichert, und seinen Verehrern werden nicht nur die biographischen Mittheilungen des vorliegenden Werkes, sondern auch die Auszüge aus seinem Nachlasse und aus seiner höchst interessanten Korrespondenz eine willkommene Gabe seyn. Zwey Arbeiten ließ Wagner unvollendet zurück, eine Darstellung des Lebens Jesu nach den Evangelien, und einen Roman „Thalheim.“ Ueber seinen „Jesus von Nazareth“ erklärte er noch vor seinem Tode, daß er dessen Herausgabe, so wie er sie bis jetzt fertig sey, nicht wünsche. Daher hat der Herausgeber nur Auszüge aus seinem Thalheim gegeben, dessen Inhalt zwar nichts Anders, als eine Robinsonade ist, aber dennoch von dem lebendigen Geiste Wagners mit den reichsten Farben und in ganz eigenthümlichen Situationen und Verhältnissen abgefaßt. Interessanter waren uns die im zweyten Bändchen enthaltenen Briefe vom Herzoge August von Sachsen Gotha, von Jean Paul und Wagner, die des letzern meist an den Freyherrn Truchseß auf Bettenburg gerichtet. Der fürstliche Freund Jean Pauls und Wagners hat sein glühendes, dichterisches Gemüth in seinen Briefen ganz aufgeschlossen und einen Ideenreichthum, eine Zartheit und zugleich eine Fülle der Empfindungen, eine seine Beobachtungsgabe und ein edles, brüderliches Herz verrathen, wie er sie besitzen mußte, um mit jenen Dichtern in einem so innigen Verhältnisse, in solchem Herzensbunde zu stehen. Seine letzten, unmittelbar vor Wagners Tod geschriebenen Briefe wird Niemand wohl ohne Rührung lesen. Schade, daß sein in Ideen und Bildern aufbrudelnder Geist manche Stelle für uns ganz unklar hingeworfen hat. Klarer und — im Gegensatze gegen seine eigene sonstige Weise — natürlicher sind Jean Pauls Briefe, und man sieht daraus mit Vergnügen, daß er seiner literarischen Excerpte und Notizenfächer sich nicht bediente, sondern ganz frisch und einfach, munter und launig seinem Herzen den Zug freyließ. Wagners Briefe beziehen sich hauptsächlich auf sein Verhältniß zu Truchseß und enthalten zugleich interessante Winke über Personen und Verhältnisse jener Zeit. Im ersten Bändchen werden Briefe Fichtes an Wagner über dessen Plan einer allgemeinen deutschen Kunstschule, von dessen Scheiterung gewiß nicht blos die damaligen politischen Unruhen und Bedrängnisse Deutschlands und namentlich Preussens die Schuld tragen, mitgetheilt. So wären die vorliegenden Bändchen ein werthes Reliquienbund großer und theurer deutschen Männer, die nunmehr Alle zu ihren Vätern und zu einander in einem froheren Lande sich versammelt haben. G.

Digitized by Google

N°. 17.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 26. Februar 1828.

Dichtkunst.

Bilderſaal deutſcher Dichtung. Zunächſt für Uebung in mündlichem und ſchriftlichem Erzählen, im Deklamiren und in äſthetiſcher Kritik. Geordnete Stoffſammlung zum Behuf einer allgemeinen, poetiſchen und äſthetiſchen Schilderung. Nebſt einer Ueberſicht der deutſchen Sprach- und Literaturgeſchichte. Durch Auguſt Adolph Ludwig Follen, Profeſſor an der Kantonsſchule in Aarau. Erſter Theil: Epos und epiſch-lyriſche Dichtung. Winterthur, Steiner. 1828. LIV. und 336 S.

Poeſie iſt nicht Inhalt, ſondern Bildnerin des Inhalts, Form. Aber auch als ſolche erſcheint ſie weſentlich belehrend und erziehend von den älteſten Zeiten an, bey allen Völkern, daher war ſie der Nerv des Schulunterrichts bey den Griechen; und ſie ſollte es noch ſeyn; denn das Vermögen der Poeſie, die Phantaſie, wie ſie das erſte Vermögen der ſich entwickelnden Menſchheit war, iſt auch das erſte in jedem Kinde. In ihrem weiteſten Umfange iſt ſie die Grundkraft des menſchlichen Geiſtes, und daher nicht blos Vermittlerin des Verſtehens, ſondern auch ſchöpferiſches Element. Sie iſt das Organ einer alles umfaſſenden Philoſophie; als ſolches hat ſie ſelbſt an der Philoſophie im engern Sinne, an der Mathematik, der Naturlehre, der Geſchichte, und an der lauterſten und reichſten Erkenntnißquelle der geiſtigen Natur eines jeden Volks, nämlich an der Sprache, Kunſt und Literatur ihren Antheil, und keiner dieſer Hauptzweige des gelehrten Wiſſens ſollte auf den Schulen ohne Phantaſie getrieben werden. Abgeſehen von ihrem Einfluß auf das gelehrte Wiſſen, verdient aber die Phantaſie des Pädagogen beſondere Aufmerkſamkeit, als jenes ſchöpferiſche Element, als die geiſtige Produktionskraft des Menſchen, deren Ausbildung auf der Schule eben ſo wohl Vorbereitung auf die allgemeine Philoſophie iſt, als das gelehrte Wiſſen. Als ſolche Kraft wird die Phantaſie am ſicherſten gebildet, wenn ihr die Richtung nach dem Schönen gegeben wird. Die Pädagogik ſoll in dieſer Hinſicht lehren, die Geiſter begreifen, um ihnen ähnlich zu werden. In einer Zeit, wo das Bedürfniß einer allſeitigen Ausbildung aller geiſtigen Vermögen wenigſtens theoretiſch anerkannt iſt, darf die Phantaſie, welche die Erzeugerin aller übrigen Seelenvermögen iſt, wohl auch Anſpruch auf Ausbildung machen. Ja, ſie, die Wurzel des ganzen Gewächſes, verdient früher gepflegt zu werden, als der reflektirende Verſtand, deſſen Anticipation in der Erziehung, namentlich in unſerer Zeit, das größte Unheil angerichtet hat. Die Phantaſie iſt insbeſondere Weckerin des Sprachvermögens, und ſo mittelbar der Ideen; ſie iſt Führerin zur Beredſamkeit. Am ſtärkſten aber wirkt ſie auf das Gefühl, und hindert hauptſächlich dadurch das Uebergewicht pedantiſcher Reflexion. Ihre eigne und des Gefühles ſchädliche Uebermacht hingegen wird am beſten vermieden durch die Bildung der Phantaſie zum äſthetiſch Schönen. Wodurch wird dieſe realiſirt? Durch die Mittheilung ächter Poeſien, d. h. ſolcher Geiſteswerke, in denen die poetiſche Anſchauung ſich bereits zum ſchönen Bilde entfaltet hat; wobey die Hauptſchwierigkeit und Kunſt darin beſteht, ſich den verſchiedenen Faſſungskräften der Schulen zu akkommodiren. Angefangen aber ſoll bey dieſer Bildung nicht werden mit Lyrik, Didaktik, Fabeln oder gar kindiſchen Moralien, ſondern mit dem, was von jeher die Entzückung aller edeln jugendlichen Völker, wie aller geſunden Jugend unter kultivirten Völkern war, mit wundervollen Mähren, mit Heldenſagen; ihrer kann ſich die erſte Jugendkraft, die Phantaſie, am lebendigſten bemächtigen, ſie wirken am mächtigſten auf die einzig feſte Baſis aller männlichen Tugenden, auf den Muth. Daß dagegen die Lyrik (mit der gewöhnlich begonnen wird), in ihrem eigenthümlichen äſthetiſchen Werth der Jugend noch fremd iſt, beweiſt die poetiſche Werthloſigkeit ſo vieler gedruckten Jünglingsverſuche im Lyriſchen.

Die bisher auseinander geſezten Ideen bilden den

Digitized by Google

Kern der Abhandlung, die als Vorrede dem Werke das wir anzeigen, vorangeschickt ist. Auf sie gründet sich die ganze Anlage der Sammlung. An diesen Kern schließen sich als angewachsene Fasern eine Fülle von Nebenideen, aus welchen er nicht so leicht herauszuschälen war; und welche vielleicht mehr Streit erregen können, als die von uns, wie wir hoffen, treu dargelegten Grundgedanken, die im Wesentlichen gegründet und für den Pädagogen sehr beachtenswerth erscheinen. Indessen ließ die Form dieses Aufsatzes, die ihn der Jugend selbst fast unzugänglich macht, die gebaruische Sprache, welche noch Spuren einer Bildung trägt, die der Verfasser so vortrefflich in ihrer Verkehrtheit darstellte (S. XXVI.), die schonungslosen Angriffe auf andrer Ansichten und Methoden, die dasjenige sind, was dem Verstande junger Leser am ehesten einleuchten dürfte: — alles das zusammen ließe wünschen, daß jene Abhandlung abgesondert, als Programm, erschienen wäre. Sie ist übrigens in hohem Grade geistreich, und, was namentlich über Geschichts- und Sprachunterricht (S. XIII—XVII.), über das Wesen der Ballade und Romanze (S. XL und XLI.), über Declamation (S. XLII. f.), über praktische Poetik, über die Unentbehrlichkeit des Verses zur Poesie (S. XLVI.) gesagt ist, vortrefflich. Die Feldzüge gegen den unreinen Reim und die antiken Sylbenmaaße (S. XXXVII und XLIX) betrachtet Ref. wenigstens als sehr heilsame Korrektive der Trägheit und der Unnatur, zweyer Fehler, zu der unsere deutschen Poeten so viele Neigung haben.

Der erste Band dieser Sammlung, dessen Anordnung und Gedichte-Wahl Herr Follen (S. XXXIV bis XLI.) im Einzelnen rechtfertigt, enthält an größeren epischen Dichtungen Herders Cid (theilweise), Schlegels Karl und Roland nach Turpin, Ludwig Uhlands Eberhard der Greiner, Gustav Schwabs Appenzeller Krieg, Proben aus Tasso und Ariost (zum Theile nach des Verf. eigner Uebersetzung), Stücke aus dem Liede der Niebelungen (in neuerem Deutsch von dem Verfasser, warum? darüber s. S. XXXVIII.), endlich epische Bilder aus der Schweizergeschichte vom Verfasser, (die wir willkommen heißen). Dann folgen als Musterbilder episch lyrischer Dichtung die schönsten Romanzen und Balladen Goethes, Schillers, beyder Schlegel, Uhlands, Kerners und einiger Andern, auch einige, der Aufnahme sehr würdige, des Verfassers selbst.

Wir loben diese Auswahl hinreichend, wenn wir sagen, daß sie wirklich von einem Dichter veranstaltet ist, und daß sich in dem großen Reichthum von Materialien (der durch einen kompendiösen Druck, meist in Doppelkolonnen, bey sehr verständiger typographischer Ausstattung, möglich geworden ist) nichts Unpoetisches befindet, daß dieselbe mit reinem und frommem Geiste veranstaltet ist, und wir glauben, daß das Buch nicht blos Schulbuch, sondern auch Hausbuch deutscher Jugend zu werden verdient.

Nur die Aufnahmen der italienischen Dichterproben scheint uns S. XXXVI. ff. nicht hinlänglich gerechtfertigt; wären die Gründe des Herausgebers von ihm allgemein geltend gemacht worden, so müßte durchaus auf dem Titel: Bildersaal germanischer Dichtung, und im Buche eben sowohl die Blüthe nordischer und altfranzösischer Poesie zu finden seyn. Was aber die Follen'sche Uebersetzung betrifft, so erlauben wir uns die Bemerkung, daß eine so stark gezeichnete Persönlichkeit, wie die feinige, nicht zum Uebersetzen geschaffen ist, und daß Ausdrücke, wie: der Felsenschüttler Nord, der Schiffversenker, Ruhmgelüstung u. s. w, und die vielen, harten, vossischen Spondeen eine viel falschere Farbe in den friedlichen Tasso bringen, als ein unreiner Reim von Gries oder Streckfuß; lasse Herr F. das Uebersetzen den weichern, weiblicheren Naturen. — Daß um der metrischen und grammatischen Theorie des Herausgebers willen Klopstocks Messias ganz aus der Sammlung verbannt ist, können wir auch nicht gut heißen.

Endlich muß noch auf einen Vorwurf geantwortet werden, der ohne Zweifel unsern Lesern längst auf den Lippen schwebt: „Womit willst du die Empfehlung einer Jugendschrift rechtfertigen, die aus den Händen eines ehemaligen Demagogenchefs kommt?“ Antwort: mit einer Stelle des Buches selbst. S. XXVI. der Vorrede heißt es von den „Brutuschen, die sie und fertig sind, über die beste Staatsverfassung erstmännlich zu rathschlagen, und den Freyheitsbolch — versteht sich nur mündlich — unter die Abella zu stecken,“ also:

„An ein halbdutzend Stichwörter, wie z. B. Freyheit, Gleichheit, Menschenrecht u. s. w. hängt sich ihr ganzes philosophisches Lexikon, und das unerschöpfliche Kibelspiel der arroganten Verstandesleerheit besteht darin, das ganze öffentliche, gelehrte, künstlerische und Privatleben der Vor- und Jetztwelt vor solchen Stichwörtern und Kernphrasen die Musterung passiren zu lassen. Und weil die vornehmen Geister, Dichter und Denker so wenig nach dem Grundsatze der Gleichheit zugeschnitten sind, als die vornehmen Personen: so versteht es sich, daß die Nichtachtung oder Anfechtung aller nicht gemeinfaßlichen Höhe und Tiefe, philosophischer Grundsatz dieser Republikaner wird. Diese antiästhetische Schwärmerey der arroganten Leerheit und geistesfaulen Seichtigkeit ist letzter Zeit im pseudopolitischen Fanatismus der jungen Leute zum Kulminiren gelangt, und nur den stärkeren Naturen unter ihnen ist es gelungen, jener ihnen durch eine unglückselige Laune des Zeitgeists eingepfropften Unnatur ihr ursprüngliches Selbst wieder abzugewinnen, und so mit einigem

Digitized by Google

Erröthen über die Verkehrtheit jener Bestrebungen, so wie mit innigem Bedauern wegen ihrer dadurch bitter getrübten und schmählich geplünderten Blüthenzeit, davon zu kommen."

Ehre einem solchen Widerrufe, der öffentlich zu werden verdient; er kann Herrn Follen nur Freunde, und wird vielleicht seinem Buche einen Zuwachs von Lesern, verschaffen.

Biographie.

Notice sur Pestalozzi par Madame Adél. du Thon. Genève 1827.

Es ist kein Wunder, daß man in Genf und im Waadtland tadelnd und scheltend über die geistreiche Verfasserin hergefallen ist, die in Yverdon lebt, ja daß die Schweizer überhaupt schlecht auf sie zu sprechen sind. Veritas odium parit, und mit ihren Landsleuten ist sie arg umgegangen. Häufig wirft man den schriftstellenden Frauen vor, ihre Meynungen wären nicht scharf und bestimmt genug, in ihrer Darstellung liege oft etwas Schwankendes und Schwaches. Dies läßt sich der Verfasserin durchaus nicht nachsagen. Denn alles, was sie ausspricht, ist scharf, bestimmt und oft sogar schneidend. Wie sie dem Volk alle höhere Fähigkeiten abspricht, besonders Bürgertugend und Poesie, so wirft sie ihm dagegen seine Erwerbslust und Selbsucht vor, die so weit führe, daß es seine eigenen Söhne an ausländische Mächte zu vermiethen sich nicht scheue.

Sie beginnt dies Schriftchen über Pestalozzi mit einer Einleitung, wo sie ihr Herz über Land und Leute in seinem und ihrem Vaterland ausspricht. Hier sagt sie, daß die Schweiz nur noch gewöhnliche Männer hervorbringe, nichts Ausgezeichnetes, nichts Hohes. Darin mag sie recht haben, denn die Erfahrung steht ihr zur Seite. Wer möchte ihr aber beystimmen, wenn sie meint, die Schweizernatur habe nichts zur Dichtkunst begeisterndes, auch habe das Land nie einen großen Dichter hervorgebracht. Die beyden Sätze müssen getrennt werden: die Schweizernatur ist wohl voll poetischer Schönheit, das haben Haller, Schiller und Lord Byron bewiesen, aber seit dem trefflichen Sänger der Alpen ist sie an Dichtern verarmt, was für einige Zeit allen Ländern so geht, wenn ihr Volk auch weniger prosaisch ist als die Schweizer. Einen sehr richtigen Grund führt die Verfasserin für diese Erscheinung an. Die Schweiz ist ein Manufakturland, und der Sinn der Einwohner ist im Allgemeinen nur auf das Erwerben, Sammeln und Berechern gerichtet. An einem sich schlängelnden Fluß sehen sie nichts für Auge und Einbildungskraft, wohl aber das Mittel die Räder ihrer Fabriken, Hämmer, Schmelzen und Mühlen umzutreiben. Und wenn es auch hier und da Männer mit seltenen Anlagen gäbe, wo wären die, welche sie verstehen und würdigen könnten.

Zu den Paradoxen der geistreichen Frau gehört wohl Folgendes: „die Schweiz ist so zu sagen gefangen mitten in Europa, wenigstens sind ihre Einwohner da eine Art von Arrestanten, denn sie dürfen nur auf Ehrenwort handeln. Die Freyheit ist da nur ein leerer Name, und das Land wäre glücklicher, wenn es zu Deutschland gehörte." Es ist nicht zu verwundern, daß diese Stelle der Verfasserin am übelsten genommen worden. Allerdings aber ist bey den Schweizern viel Dunst und Schein.

Sehr gegründet ist der Vorwurf, den sie ihren Landsleuten, den Waadtländern, macht, daß sie mit Blindheit an Napoleon und seinem System gehängt hätten, und allem Französischen noch jetzt mehr zugethan wären, als sich für Schweizer schicke. Ueber die Schweizer Militär-Kapitulationen drückt sie sich sehr wahr aus: Wie, Männer, die sich frey, die sich Republikaner nennen, sind in Sold fremder Könige und streiten gegen die Freyheit. Jedes andere Volk in gleicher Lage wäre entehrt und verworfen. Die Schweizer aber verdanken ihrer Treue und ihrer Tapferkeit in fremden Kriegsdiensten einen achtenswerthen Ruf, der fast so viel gilt wie ein Nationalcharakter. Belagen kann man sie; aber verachten wird man sie nie. Die französischen Schriftsteller über die Schweiz haben mit Recht ihren Beyfall nicht. Simond in Genf maßte sich an, gründlich über die deutsche Schweiz zu sprechen, ohne doch ihre Sprache zu kennen, die er aus dem englischen zu errathen meinte. Das sollte dem kühnsten Rather doch im Züricher und Bernerland schwer werden, wo man von einem deutsch redenden glaubt, er rede — wälsch. Raoul-Rochette nennt sie sentimental und empfindelnd.

So spricht denn die Verfasserin einleitend über den traurigen Einfluß der Naturschönheiten der Schweiz auf das Volk, von Simond und Raoul-Rochette, vom Nationalcharakter der Einwohner, von ihrer politischen Lage, von ihren Militär-Kapitulationen, von dem Einfluß der französischen Revolution und Napoleons auf die Schweiz, und kommt dann endlich auf Pestalozzi.

Sie läßt ihn ganz dramatisch auf dem Schlachtfeld von Stanz mitten unter seinen Zöglingen erscheinen, deren Väter da geblieben waren. Ihr nach scheint es, als habe Pestalozzi diesem traurigen Umstand seinen edlen Eifer für Erziehung der Kleinen armer Aeltern zu verdanken. Dem ist aber nicht so. Bekanntlich machte der würdige Mann schon 1775, also drey und zwanzig Jahre vor der Stanzer Schlacht einen Versuch zur Erziehung armer Kinder. Er glückte zwar nicht und verschlang das kleine Vermögen des Mannes, der nun lange

Digitized by Google

Jahre hindurch übersehen und vergessen wurde. In dieser Zeit schrieb er seinen herrlichen Volksroman Leonhard und Gertrud, desgleichen manches Andere, das wie sein ganzes langes Leben nur einen Gedanken, nur Einen Zweck ausspricht: den, das Unglück zu mindern und die Armen zu unterrichten und zu erheben. Wir sind in dieser ganzen Darstellung nicht einerley Meynung mit der Verfasserin. Besser hätte sie wohl gethan, wenn sie Pestalozzi im fortgesetzten Kampf mit Schwierigkeiten aller Art dargestellt hätte, wie er unter Kindern lebte, deren Eltern in tiefes Elend versunken waren, wie er sein Brod mit Bettlern theilte, die er lehrte Unglück und Mangel mit Muth zu ertragen, wie er so festen Schritts auf der schwierigen dornenvollen Bahn wandelte, um an das Ziel zu kommen, wie er endlich durch Standhaftigkeit und festen Sinn die Aufmerksamkeit des Direktors Legrand auf sich zog und sich die Gunst der helvetischen Regierung gewann. Wir halten dies für die interessanteste und schönste Lebensepoche Pestalozzis; die Verfasserin übergeht sie mit Stillschweigen. Stark, aber vielleicht wahr erklärt sie sich gegen Pestalozzis Gehülfen und ihre Habsucht. Sie sagt über sie: ihnen lag an Geld und Gut so viel wie ihm an gutten Werken.

Keiner von Pestalozzis Zöglingen hat sich in irgend einer Sphäre ausgezeichnet. Ueber diesen scheinbaren Vorwurf spricht sich die Verfasserin sehr wahr aus. Pestalozzi hatte weniger zum Zweck, berühmte und ausgezeichnete, denn nützliche Männer zu erziehen. Er wollte den Unterricht mehr ins Volk einführen, denn Gelehrte bilden. In den großen Haufen sollte Licht kommen, das war sein großer und schöner Zweck. In dem, was wir hier in Genf Nacheiferung nennen, sah er ein gefährliches Reizmittel für die Jugend; denn er meinte, das dies Gefühl die jungen Gemüther dahin führe, leeren Ruhm dem stillen Glück vorzuziehen. Solch Glück wünschte er allein für sie. Daher sind wohl auch seine Schüler im Dunkeln geblieben.

Gleich trefflich und wahr ist das, was die Verfasserin über den Charakter und die Resultate von Pestalozzis Methode sagt.. Auch die Widersacher der geistreichen Frau müssen gestehen, daß ihr Büchlein trefflich geschrieben ist.

Philosophie.

Essais sur la vie à venir, ouvrages inédits de Charles Bonnet. Genève, 1827.

Ein ziemlich interessantes opus posthumum Bonnets, des berühmten Genfers und Gegners seines Landsmanns Rousseau. In Frankreich sind dergleichen Werke oft nur Buchhändlerspekulationen, ohne innern Werth des Gegenstands. Dies ist hier nicht der Fall, denn das Buch verdankt einem Verwandten und Verehrer Bonnets seine Bekanntmachung. Freylich haben diese Essais mit den früheren Werken des wackern Bonnet Aehnlichkeit, besonders mit Palingénesie, und dem Traité analitique de l'ame. Bey Alle dem finden sich aber darin eine Menge neuer Ideen. Der Herausgeber de la Rivie-Rilliet sagt darüber; „Bonnet litt an einer langen und endlich tödtlichen Krankheit. Er fühlte, wie sein Hinscheiden seiner Gattin schmerzlich seyn werde, da sie mit seinem Denken und Fühlen so in Einklang stand. Er wollte sie deshalb vorbereiten und ihren Jammer durch die Hoffnung auf Wiedervereinigung lindern.“

Aus dieser Einleitung erkennt man die Richtung und Bedeutung des Versuchs. So finden wir darin auch viel Verstand, Klarheit und Gefühl; gewiß werden auch Viele daraus Ueberzeugung und Nahrung schöpfen.

Wir haben übrigens noch einen besondern Grund uns über das Erscheinen des Werkchens zu freuen, denn aus ihm geht die volle Rechtfertigung Bonnets hervor.

Es genügte nicht, daß alle seine Werke religiöse Richtung und Haltung hatten, und daß er oft von den Wahrheiten des Christenthums und der künftigen Bestimmung des Menschen sprach. Demungeachtet hat man ihm Materialismus Schuld gegeben, besonders Rousseau in seinem Emile. Sylvan Maréchal ging noch weiter. In seinem Wörterbuch der Atheisten hat er auch Bonnet aufgeführt, freylich neben Voltair und Fenelon. Diese Beschuldigung ist freylich elend, aber sie ist doch manchmal wiederholt worden. Es war also wohl Zeit das Gehässige und Lächerliche derselben zu zeigen. Dazu sind diese Essais ganz geeignet.

Wir hören hier einen kranken alten Mann sprechen, der bald vor Gottes Richterstuhl zu stehen denkt, daher leuchtet uns Glaube und Hoffnung auf jeder Seite entgegen. Wie hätte er ohne innige Ueberzeugung so denken und schreiben können? Ueberdies ist ja Bonnets ganzes Leben der beste Beleg dafür. Der kann wohl Gott nicht läugnen, der immer nur in den Wundern der Schöpfung und der Natur lebte. Wie möchte der ein Materialist seyn, dessen reiche Einbildungskraft nichts kennt als die Unsterblichkeit der Seele? Wohl konnte sich Rousseau in mancher Beziehung über Bonnet besprechen, aber diese Beschuldigung hatte keinen Schein und keinen Grund.

Bonnet ist einer der Muster-Männer, deren sich Genf mit Recht rühmen kann, und die rein auf die Nachwelt übergehen.

Digitized by Google

N°. 18.

Literatur-Blatt.

Freytag, den 29. Februar 1828.

Neueste Denkwürdigkeiten der Académie des Inscriptions.

Theils um den achten, vor wenig Tagen erschienenen Band ihrer Memoires zu überreichen, theils um Herrn Pouqueville, als zuletzt erwählten Mitglied, vorzustellen, wünschte die Académie des Inscriptions et Belles-Lettres, die ehemalige dritte Klasse, des französischen National-Instituts, eine Audienz bey dem König. Diese wurde ihr, noch ehe sie förmlich darum angesucht hatte, blos nach mündlichen Aeußerungen einiger Mitglieder, die bey Hofe Zutritt haben, gewährt. Sonderbar genug vergassen in dem Gewirre des Ministerwechsels die höchsten Behörden, die Akademie von dieser zuvorkommenden Bewilligung Sr. Maj. zu benachrichtigen, und so erwartete man die Deputation am Neujahrstage und den Donnerstag darauf, 3. Januar, vergeblich in den Tuilerien. Erst Freytags, 4. Januar, gelangte die offizielle Meldung in die Akademie, Se. Maj. wünsche sie wenigstens Sonntags, 6. Januar, zu sehen. Sie ernannte also, erzählt man, in derselben freytägigen Sitzung folgende Mitglieder, um ihre Deputation zu bilden: den Marquis de Pastoret (Vizepräsident der Pairskammer), und die HH. Saint-Martin, Hase, Emeric-David, Pouqueville. Solche Deputationen werden gewöhnlich von dem für das laufende Jahr erwählten Präsidenten der Akademie (jetzt der auch aus frühern Zeiten bekannte Daunou, Prof. der Geschichte am Collège de France) und dem Vizepräsidenten (der gelehrte Orientalist Etienne Quatremère) begleitet; ferner von dem Secrétaire perpetuel der Akademie, Dacier, einem hochbejahrten Manne, dessen Stelle diesmal nach Dacier's und der Akademie Wunsche der geistvolle Sinolog Abel-Rémusat übernahm. Die genannten Akademiker fanden sich den 6. Januar im Salon de la Paix der Tuilerien ein, wo sie den neuen Minister des Innern, Hr. v. Martignac, trafen; dieser führte sie durch die Salle du Trône in das Kabinet des Königs, bey welchem sich nur zwey Adjutanten befanden. Quatremère führte statt Daunou's, der Unpäßlichkeit halber abwesend war, das Wort, dankte für die Aufmunterungen, welche die Regierung den historischen und philologischen Wissenschaften in Frankreich in reichem Maaße angedeihen lasse, und bat um fernern Schutz für diese Studien, welche, indem sie frühere Zeiten in hellerem Lichte zeigen, oft ein heilbringender Leitfaden für Gegenwart und Zukunft der Völker werden. Der König antwortete ungefähr mit folgenden Worten: Les sentimens, que vous m'exprimez, Messieurs, je les adopte tous. Continuez vos travaux qui contribuent à la gloire de notre pays; en vous rendant utiles à la France, vous me servez moi-même, car la France et moi nous ne faisons qu'un. Comptez toujours, Messieurs, sur ma constante et active protection. Der König unterhielt sich darauf mit den einzelnen Mitgliedern, die ihm von dem Marquis de Pastoret vorgestellt wurden. Soviel wir vernehmen, scheinen alle, welche die Deputation bildeten, eben so sehr durch die Bekanntschaft des Königs mit den literarischen Erzeugnissen und gelehrten Leistungen der letzten Jahre geschmeichelt, als für sein Wohlwollen, das sich durch die zartesten und gefälligsten Ausdrücke äußerte, dankbar zu seyn. Die Audienz währte fast eine Stunde. Es ist zu hoffen, daß sie auf die gelehrten Leistungen von Einfluß seyn werde. Mehrere ausgezeichnete Männer in Frankreich und namentlich Akademiker haben mit Hülfe des reichen Schatzes, den die Bibliotheken der Hauptstadt ihnen darbieten, und auf ihren Reisen Materialien zu umfassenden Werken gesammelt, deren Herausgabe mit großen Unkosten verknüpft ist. Nur ein kleiner Theil der von Rémusat bearbeiteten chinesischen Werke ist im Druck oder lithographirt erschienen; die inedirten armenischen Handschriften der königl. Bibliothek erwarten in St. Martin einen scharfsinnigen, gelehrten Herausgeber; die Kunst möchte sich einer vollständigen Bekanntmachung alles dessen erfreuen, was so eben Raoul-Rochette aus Italien zurückgebracht hat, und der Akademiker Hase, der zuerst in neuerer Zeit deutsche Gründlichkeit und Universalität im Studium des griechischen Alterthums nach Frankreich brachte, und als Lehrer der griechischen Sprache und der Paläographie das Bielwissen und die scharfsinnigen Vermuthungen Villoison's, der übrigens

wohl der ausgezeichnetste Philologe seiner Zeit in Frankreich war, durch Vielseitigkeit und scharfsinnige Forschungen ersetzte, hat allein so viele wichtige inedirte Materialien, namentlich zur Geschichte der Byzantiner und zur Bekanntmachung der griechischen Handschriften von Paris ꝛc. gesammelt, daß die vollständige Herausgabe seiner Arbeiten ein Meisterwerk ausmachen würde, um welches selbst das gelehrte Deutschland das westliche Nachbarland beneiden könnte.

Seitdem deutsche Quellen in Frankreich zugänglich wurden, haben sich unter den einheimischen französischen Alterthumsforschern einige, wenn auch wenige, ausgezeichnete Talente entwickelt, an deren Spitze der geistreiche Gelehrte und Studienaufseher Letronne steht, der besonders in allen auf Egypten bezüglichen griechischen Studien unsern vorzüglichsten Gelehrten, August Böckh und seinen wenigen Nebenbuhlern, an die Seite zu setzen ist. Abgesehen von der ältern philologischen Schule, als deren fast einziger würdiger Stellvertreter Boissonade genannt werden muß, hat sich dadurch großentheils in der Académie des Inscriptions ein Verein von Gelehrten concentrirt, dessen umfassende, aus reichlich fließenden Quellen geschöpfte Forschungen den Studien der folgenden Generation die erwünschteste Ausbeute versprechen. Diesen Strom neuer Ideen hemmend, treten vergebens die am Alten hängenden, mit jeder Leistung des Auslandes unbekannten Philologen in den Weg, die an keinem Fortschritt der Wissenschaft Gefallen finden, als an ihren eignen vermeintlichen Entdeckungen. Von dieser keineswegs freisinnigen Opposition erlaube man uns, nur ein einziges Beispiel anzuführen.

Einer unsrer Koryphäen der Philologie, und einer der ersten, besonders in der umfassenden Vergleichung des gesammten Alterthums, seiner Sprache, Literatur, Kunst, Sitten, Religion u. a. m., Hr. Hofrath Creuzer zu Heidelberg, hat, als auswärtiges Mitglied der pariser Académie des Inscriptions, unlängst dieser gelehrten Gesellschaft eine Abhandlung über das Sklavenwesen der Alten zugeschickt, deren Resultate in Deutschland durch denselben gelehrten Werk „Abriß der römischen Antiquitäten zum Gebrauch bey Vorlesungen, Leipzig und Darmstadt 1824“ schon zum Theil bekannt sind. Da nun in der genannten Akademie jeder wichtige Aufsatz eines Mitgliedes zweymal gelesen wird, einmal ohne Unterbrechung und ein anderes Mal, um die Bemerkungen der Akademiker zu vernehmen, so erklärten die Anwesenden einstimmig, Creuzer's Abhandlung gebühre ganz vorzüglich diese Auszeichnung, und da die Unterredungen der Akademiker früher oder später dem Publikum bekannt zu werden pflegen, so erfuhr man, daß Herr Abel-Rémusat, Präsident des vorigen Jahrs, im Namen seiner Kollegen Herrn Creuzer für seine Mittheilung den innigsten Dank abstatten ließ, und daß beschlossen wurde, dieselbe solle in den Abhandlungen der Akademie baldigst gedruckt erscheinen. Die Akademie fand die Entwicklungen Creuzer's lehrreich, und wichtig für den bedeutsamen Theil des häuslichen Lebens der Vorzeit, welchen der Vers. behandelte, und ließ ihn ersuchen, sie bald mit einem ähnlichen Zeichen seiner wohlwollenden Erinnerung zu beschenken. Eben so verlautete es, daß bey wiederholter Vorlesung der Creuzer'schen Schrift einer der Anwesenden, der Herausgeber Xenophons, der ältere Gail, eine Stelle aus diesem Schriftsteller anführte, mit der Behauptung, es sey bisher auf dieselbe zu wenig Rücksicht genommen worden; es gehe aber daraus hervor, daß die Sklaven der Alten keine besondere Kleidung getragen hätten, und trotz der Ansicht eines andern Akademikers hätte sich selbst Aristophanes nicht erlauben dürfen, eine Sklaventracht ins Theater einzuführen; ja die Sklaven seyen nicht blos wie die andern Bürger gekleidet gewesen, sondern hätten sogar mit den Reichsten an Pracht und Aufwand gewetteifert. Der Akademiker, welcher diese Entdeckung mittheilte, hatte die Genugthuung, daß ihm Niemand widerlegte, und seine gelehrten Kollegen scheinen sich begnügt zu haben, diesen Ausspruch unter das Publikum zu bringen, wodurch er uns bekannt wurde. Es ist nicht uninteressant, genau zu wissen, ob die Sklaven, die im Alterthum einen so bedeutenden Theil der Bevölkerung in den civilisirten Städten ausmachten, (ja man könnte sagen, die eigentliche Volksmasse, während die übrigen, von den capite censi bis zu den Patriziern und Konsuln; von der Menschenmasse, die für Lohn den Richtern zuhörte, bis zu denen, die im Prytaneum gespeist wurden, und den Archonten, alle zusammen den niederen und höheren Adel ausmachten) die Freyheit hatten, sich zu kleiden wie sie wollten, anders als manche Ausländer in dem nördlichen Afrika und Asien, als die Griechen in Konstantinopel u. s. w., welche doch nicht eigentlich Sklaven sind, sondern die unter dem Despotismus schmachtenden Eingebornen. Wahr ist: die Sklaven durften in griechischen Lustspielen das Pallium tragen, wie sich aus den Gefangenen des Plautus (Akt IV. Sc. I.) ergibt, und sogar bey besonderen Gelegenheiten, z. B. wenn sie sich verheiratheten, ein weißes, wie man sich auch aus Plautus überzeugen kann, der bekanntlich griechische Originalstücke lateinisch (barbare) bearbeitete. Aber eine eigenthümliche Kleidung der griechischen Sklaven, wiewohl auch von der ärmsten freyen Volksklasse und von allen Leuten in Nobligée getragen, war die Exomis und Diphthera; Exomis wird von den alten Kritikern durch ἱμάτιον δουλικὸν, d. h. Sklavenkleider erklärt, und der Zusatz ἑτερομάσχαλα durch die Erläuterung: Tunica der Sklaven und Handwerker. Daß arme Leute, Timon

Digitized by Google

namentlich, der, wie Lüzian erzählt, reich, dann arm und geizig war und an die Athener öffentlich eine Rede hielt, er werde nächstens einen Baum, der ihm gehöre, fällen lassen, wer sich also daran aufhängen wolle, möge sich eilen; daß solche Leute die Sklaventracht anzogen, führt zu keinem allgemeinen Beweise. Auch braucht man nur im Gräving'schen Thesaurus die Stelle des Juvenalschen Scholiasten zu lesen *), um sich zu überzeugen, daß die römischen Sklaven einige Abzeichen hatten, um sie von den Herren zu unterscheiden; man erkannte sogar die Freygelassenen an der Tracht, und wenn Seneka von der Diskussion des Senats spricht, ob die Sklaven durch Kleidung (cultu) von den Freyen unterschieden werden sollten, so ist hier von einer gänzlichen Veränderung ihrer Kleidung die Rede, während sonst die Sklaven den Herren, welche zu Hause ohne Toga im Negligé waren, ziemlich ähnlich gingen. Wenn wir aber auch die Römer nicht berücksichtigen und die Behauptung des französischen Akademikers nur auf die Griechen beziehen dürften, so ist diese nicht richtig, und besonders beweist die von ihm angeführte Stelle (Xenoph. Resp. Ath. c. 2) nichts. Darin ist von einem einzelnen Zeitpunkte in einer einzelnen Stadt die Rede, in welchem man die Sklaven nicht schlagen durfte. Der wahre Grund hiervon war, daß sich die Athener in Kriegszeiten fürchteten, die zahlreichen Sklaven könnten auf die geringe Anzahl von Freyen aufmerksam werden, und aus eben diesem Grunde, sagt Seneca, führten die Römer keine neue Sklaventracht ein. Xenophon hätte sich nicht bey jener athenischen Sitte aufhalten können, wäre sie nicht von der im übrigen Griechenlande oder sogar im früheren Athen verschieden gewesen. Xenophon sagt, ohne sich auf die andern Gründe einzulassen, man dürfe den Sklaven nicht schlagen, weil man sonst leicht einen andern Bürger aus Versehen schlagen könnte, setzt aber gleich hinzu: „In Athen fürchtet mein Sklave dich nicht, aber in Sparta;“ in dem Mode-armen Sparta, wo Lykurg's Gesetzen zufolge Niemand mehr als ein Kleid im Jahre tragen durfte, war also doch der Sklave vom Herrn zu unterscheiden. Spricht endlich Xenophon von den üppigen Sklaven Athens, so wird dadurch eben so wenig gegen unsre Ansicht bewiesen, als durch einzelne Beyspiele berüchtigter Sklaven-Günstlinge zu Rom, oder in neuerer Zeit durch den Reichthum der afrikanischen und asiatischen Besitzer, die sich durch ihre Kleidung auszeichnen müssen; und so wäre denn völlig dargethan, daß sich Xenophons Worte: „an Kleidung ist hier das Volk nicht besser als die Sklaven und Besitzer, und an Aussehen sind sie nicht besser als jene,“ sich auf eine einzelne Stadt in einem einzelnen Zeitpunkte und im Gegensatz gegen andre Orte und ohne Zweifel auch auf andre Zeitpunkte desselben Ortes beziehen. Vorsätzlich haben wir in Obigem weitere Ausführungen, die sich mit Hülfe von Pollux u. a. und besonders durch die Zeichnungen einer Handschrift des Terenz, die aus dem neunten Jahrhundert zu seyn scheint, darbieten, für diesmal unterlassen, weil es uns blos darum zu thun seyn konnte, aus den in Jedermanns Händen befindlichen und dem Urheber der bestrittenen Ansicht bekannteren Quellen darzuthun, wie gewagt es sey, eine allgemein anerkannte Meynung durch eine einzige Stelle und ohne genaue Prüfung derselben umstoßen zu wollen, und weil Obiges schon hinreicht, einen Blick in den Charakter der früheren philologischen Schule thun zu lassen, welcher darin besteht: in den Tag hinein mit Entdeckungen aufzutreten, ohne Rücksicht auf die Umgebung nach dem Ziele loszusegeln, sich an dies Ziel anzuklammern, und dasselbe aus Eigenliebe gegen jeden Angriff das ganze Leben hindurch zu vertheidigen.

*) Hoc autem distabat inter servos et dominos, quod servi non utebantur colobiis nigris, sed albis. Die vorgeschlagene Aenderung des Textes ändert das Resultat nicht.

Geschichte.

Ideen zur Chronographie oder zur Kunst des Entwerfens sinnlicher Hülfsmittel historischer Zeitrechnung von J. F. Pries, Prof. der Philosophie in Rostock. Favete linguis. Rostock 1827. In Kommission in der Stiller'schen Hofbuchhandlung.

Diese kleine Schrift verdient die ganze Aufmerksamkeit nicht allein des Historikers von Profession, sondern auch jedes Gebildeten, der Geschichtsstudien nur als Liebhaberey und zur Belehrung seines Geistes und Gemüthes treibt. Selbst der bloße Geschichtsfreund hat es gewiß schon zu seinem Verdruß häufig bemerkt, daß er sich trotz vieler Mühe dennoch keine Sicherheit im Festhalten der Jahreszahlen erwerben kann, ohne sich dabey verhehlen zu können, wie schätzenswerth der Besitz einer solchen Sicherheit wäre! denn obwohl die Chronologie an und für sich etwas Trockenes ist, so bleibt sie doch ein nothwendiges Gerüst, das nicht weggenommen noch verwirrt werden darf, wenn uns die Kombination gleichzeitiger und auf einander folgender Begebenheiten und die Einsicht in ihr wechselseitiges oder einseitiges Wirken auf einander vollständig gelingen soll. Darum sind schon vielfache Versuche gemacht worden, die Zeittafeln möglichst anschaulich und übersichtlich zu ordnen, um dadurch dem Gedächtniß zu Hülfe zu kommen. Aber was auch von verschiedenen Chronographen lobenswerthes in

Digitized by Google

dieser Beziehung geschehen ist, immer hat sich eine eben so große Menge Nachtheile mit den auf diese oder jene Weise gewonnenen Vortheilen eingefunden. Man kennt Bredow's wohlgeordnete Tabellen; aber ist auf ihnen nicht unendlich Vieles, wodurch die Anschauung verwirrt, Bedeutendes und Unbedeutendes nicht genug von einander unterschieden wird? Der berühmte, buntscheckige Völker- und Zeitenstrom von Straß wäre vielleicht geeignet, einige Ordnung in die Zeiten der durch- und übereinander strömenden Völkerwanderung zu bringen. Aber ist denn die Geschichte aller Zeiten und Völker nur die einer Völkerwanderung? Gleichwohl sollen auch diese Darstellung der Zeitrechnung ihre eigenthümlichen Vorzüge nicht bestritten, es soll nur behauptet werden, daß sie nicht allem genüge. Herr Professor Pries legt in gegenwärtigem Schriftlein den Plan einer neuen Anordnung zur allgemeinen Prüfung vor, und wir unserseits müssen gestehen, daß nach diesem Plan entworfene Zeittafeln und ganz geeignet scheinen, der Verwirrung des Gedächtnisses, wodurch dessen Kraft am meisten geschwächt wird, so viel das nur immer möglich seyn mag, vorzubeugen. Schon vor etwa zwanzig Jahren hat der Verfasser einen, denselben Gegenstand betreffenden Plan bekannt gemacht, in welchem zwar schon der richtige Grundsatz: „Gleichen Zeiten gleiche Räume“ zu geben, ausgesprochen, aber nach des Verfassers Selbsturtheilung nicht zweckmäßig ausgeführt war. Hier entwickelt derselbe seine Ansicht näher. Er schlägt vor, sich die Einrichtung der Landkarten zum Muster zu nehmen, und über den ganzen Umfang der historischen Zeit ein Netz zu entwerfen, in welchem die Monate in der Art wie geographische Sekunden, die Jahre wie geographische Minuten, die Jahrzehende wie geographische Grade ꝛc. bezeichnet würden. Es versteht sich, daß hiebey alle Vorstellung von Kugel- und Kreisgestalt wegfällt, und wir es nur mit oblongen Flächenkolumnen zu thun haben. Auf diesen erhält jedes Jahr seine Linie, deren zehn einen Abschnitt für sich bilden, wie zehn solcher Abschnitte ein Jahrhundert. Wie viele Jahrhunderte oder auch nur Jahrzehende auf einer und derselben Tafel dargestellt werden sollen, hängt zum Theil von der Ausführlichkeit ab, die man eintreten läßt, zum Theil aber auch von den Bestimmungen, welche die Eintheilung in geschichtliche Epochen an die Hand geben. Noch muß für die synchronistische Nebenordnung gesorgt werden. In dieser Rücksicht macht der Verfasser den recht sinnreichen Vorschlag, den geographischen Sitz der Völker entscheiden zu lassen, in die Mitte die An- und Umwohner des mittelländischen Meeres zu setzen und die übrigen, die nach Osten rechtshin, die nach Westen linkshin zu ordnen. Nord und Süd würde freylich nicht genau bezeichnet werden können. Diesem Uebelstande abzuhelfen und überhaupt den geographischen Ortssinn zur Befestigung des Gedächtnisses zu Hülfe zu rufen, sollen jedem Hauptabschnitte Charten des historischen Schauplatzes vorgesetzt und beygefügt werden. — Wir können nur wünschen, daß der Verfasser mit der Herausgabe von Zeittafeln, die nach seinen Grundsätzen entworfen wären, nicht warten möge, bis seine Ansicht Billigung gefunden; diese Tafeln dürften selbst erst recht geeignet seyn, ihren Werth in die Augen fallen zu lassen.

W. B. M.

Literarische Notiz.

In England erscheinen seit Anfang des Jahres 1828 mehrere neue Zeitschriften, unter andern: The Athenaeum, a new literary gazette and weekly critical review (jeden Mittwoch für 8 Pence), redigirt von dem in Folge seiner Mißhelligkeiten in Indien nach London ausgewanderten Buckingham, der schon ein politisches und Neuigkeitsblatt the Sphynx herausgibt, und eine auf Indien bezügliche monatliche Zeitschrift the Oriental Herald. Bey Blackwood zu Edinburg erscheint vom 1. Januar an ein Quarterly Journal of agriculture, worin die Preisschriften und Abhandlungen der hochländischen Gesellschaft in Schottland enthalten seyn werden. Die Gesellschaft hatte früher ihre Memoiren in zwanglosen Heften herausgegeben, und es war auch eine Zeitschrift für Ackerbau erschienen; die Gesellschaft und die Zeitschrift scheinen gegenseitig Gefallen an einander gefunden zu haben, und thaten wohl sich mit einander zu verbinden, nicht daß Konkurrenz der Wissenschaft nicht eher nützlich als schädlich wäre, sondern weil der sonst guten Konkurrenz halber oft beyde Unternehmungen zu Grunde gehen. Eine solche Ausgleichung wäre den beyden zu London erscheinenden Foreign Reviews zu wünschen, welche beyde die Leistungen des Auslandes auf eine treffliche Weise in England bekannt machen.

Zu Ringwood in Hampshire erscheint eine neue Zeitschrift the Grypt für literarische Gegenstände von allgemeinem und von örtlichem Interesse, besonders über Alterthümer und Dichtung. Sie enthält in den bisherigen zehn Nummern Beschreibungen der Kirchen von Hampshire, Wiltshire und Dorsetshire.

In Calcutta ist die sechste und letzte Lieferung von Wilsons Auswahl aus dem Theater der Hindus erschienen; sie enthält die Uebersetzung des Sanskritstückes Ratnawalt, d. i. das Halsband, eine Abhandlung über das dramatische System der Hindus, Analysen mehrerer Dramen u. a. m.

Digitized by Google

N°. 19.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 4. März 1828.

Trauerspiele.

Seit einiger Zeit hat der historische Novellenstyl, per durch Walter Scott zur Modeherrschaft gelangt ist, auch der Trauerspiele sich bemeistert. Darüber darf man sich indeß nicht wundern. Die Musen sind Damen, also der Mode unterworfen, und wie streng immer die tragische Muse seyn mag, so vermag sie sich doch diesem angenehmen Zwange so wenig zu entziehen, als die komische. Muß sich denn nicht Desdemona und Ophelia, Phädra und Iphigenia so gut wie die erste beste Soubrette jetzt auf jedem deutschen Theater gefallen lassen, à la Giraffe coeffirt zu gehen, da es mit zu den großen Folgen der Leipziger Schlacht gehört, daß unsre Damen sich ihren Friseur aus der Menagerie des ehemaligen Duc d'Artois bestellen? Und sollte die Mode Walter Scotts weniger Rechte ansprechen dürfen? Findet nicht zwischen den Absichten dieser historischen Romane und Novellen und denen der Bühne eine genaue Verwandtschaft Statt? Herrscht nicht auf der Bühne vorzugsweise das Kostüm, das auch in diesen Romanen zur Hauptsache gemacht wird, und ließe sich nicht vielleicht nachweisen, daß durch die Verpflanzung dieser Romane auf das Theater, der Bühne nur zurückgegeben werde, was ihr ursprünglich zugehört?

Das Vorherrschen des Kostüms auf der Bühne ist aber leider selbst nur ein moderner Nothbehelf und schlechter Ersatz für den Mangel des großen dramatischen, und insbesondere tragischen Interesses, und bey unsern neuen Prachtstücken müssen wir mit Wehmuth an Shakespeare denken, dessen Trauerspiele, wie die Liebe, allenfalls der Dekorationen entbehren konnten. Wenn wir es aber auch vielen unsrer neuesten Trauerspieldichter nachrühmen können, daß ihnen das Kostüm und die Dekoration nicht gerade die Hauptsache sind, so sehen wir sie doch nur zu häufig in zwey andere Fehler fallen, deren Ursprung nicht weniger in der Nachahmung der Walter Scottischen Manier gesucht werden muß.

Die einen wählen sich große riesenhafte Gemälde aus der Geschichte, für welche die Bühne nirgends Raum hat, die sich durchaus nur episch in Heldengedichten oder Romanen behandeln lassen. Schon Shakespeares historische Gallerie, Goethes Götz von Berlichingen, Schillers Wallenstein dehnen sich über die Gränzen der Bühne ein wenig hinaus, und doch haben sie in einem bestimmten Helden einen dramatischen Einigungs- und Haltpunkt. Wie aber nun, wenn diese Einheit fehlt, wenn ein ganzes Volk handelnd dargestellt werden soll, wie arm erscheinen dann die Mittel der Bühne! Dieser Fall tritt z. B. bey einer dramatischen Behandlung des letzten Tyrolerkriegs ein, auf welche wir sogleich zurückkommen wollen.

Andere Dichter fallen in den zweyten Fehler, nur historische Anekdoten auf der Bühne zu versinnlichen, und statt eigentliche dramatische, durch den Charakter bedingte Handlungen nur merkwürdige Begebenheiten und Schicksale darzustellen. Dafür eignet sich die Novelle, nie das Drama, am wenigsten aber das Trauerspiel, in welchem der Charakter immer Hauptsache und Motiv, die Begebenheit nur Nebensache und Folge seyn muß. Wie ungeschickt es ist, gute Novellenstoffe dramatisiren zu wollen, das hat niemand schärfer und geistreicher auseinandergesetzt, als Tieck in seinen dramaturgischen Blättern.

Diese Bemerkungen lassen sich wenigstens zum Theil auf folgende neueste Trauerspiele anwenden.

Das bedeutendste scheint uns das Trauerspiel in Tyrol, ein dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen von Karl Immermann (Hamburg bey Hoffmann und Campe, 1828). Es ist Schade um das viele Treffliche, das sich darin findet, und überhaupt um die schöne Kraft, die an diese schwierige Bearbeitung verschwendet ist, da sie in dieser Form doch nie im Ganzen befriedigen kann. Der Stoff ist zu groß für ein Drama, und was davon abgeschnitten werden muß, um es in die dramatische Form zu bringen, ist gerade das Schönste. Ich muthe dem dramatischen Dichter nicht zu, die zahllosen schönen Züge, die ihm die Geschichte darbot, alle auf die Bretter zu bringen, noch weniger sie etwa in beliebter Manier blos referiren zu lassen; aber der Dichter hätte eben darum überhaupt die beschränkende dramatische Form auf-

Digitized by Google

geben sollen. Dies scheint um so wünschenswerther, als der Dichter auf der andern Seite sich genöthigt gesehen hat, nicht nur von vorhandenem Stoffe vieles wegzulassen, sondern auch viel Eigenes Erfundenes hinzuzufügen, um dem Ganzen eine mehr dramatische Rundung zu geben. Wie geschickt er auch desfalls verfahren ist, so würden wir ihm doch gern die Zuthat schenken, wenn er uns dafür nur das Fehlende gegeben hätte.

Von dem, was fehlt, will ich zuerst reden. Der Dichter übergeht den ganzen Anfang des Krieges und beginnt erst mit der zweiten Periode desselben, nachdem Oesterreich den Waffenstillstand schon unterzeichnet hatte. Somit geht dem Gedicht die natürliche Introduktion mit einer Menge der herrlichsten Schilderungen verloren. Indeß gab die Geschichte selbst dem Dichter eine zweyte sehr schickliche Introduktion an die Hand. Er hätte nur mit der bekannten rührenden Scene anfangen dürfen, da nach dem Frieden die Tyroler sich verliefen, Hofer auswanderte, aber an der Gränze von Heimweh ergriffen wieder umkehrte, entschlossen noch einmal zu den Waffen zu greifen, wie ihm darauf Speckbacher auf einsamer Straße begegnete, ebenfalls flüchtig, und er ihm zurief: wie, auch du willst dein Vaterland verlassen? worauf beyde wieder umkehrten und das Volk von neuem zum Kampfe riefen. Diese zum Eingang des letzten Aktes in jenem großen Trauerspiel so schickliche, an sich so schöne und überdies wahre und wirkliche Scene hat aber der Dichter gar nicht einmal erwähnt. Ferner hat er auch fast gar keinen der trefflichen Züge benutzt, die von Speckbacher bekannt sind. Dieser frische herrliche Gesell hat so viel mit Wilhelm Tell gemein, daß der Dichter nur der Geschichte hätte treu bleiben dürfen, um ein Heldenbild wie Schiller zu malen. Speckbacher war des Landes bester Schütz und konnte mit seinem Falkenblick auf eine halbe Stunde weit die Glocken unter dem Halse der Alpenkühe erkennen. Er kämpfte wie Tell um seinen Sohn, der in Feindes Hand gerieth, und riß mit seiner Riesenkraft sich aus den Armen einer baierischen Schaar, die ihn schon gefangen hatte. Seine kecken und meist glücklichen Ueberfälle sind bekannt, eben so seine wunderbare Rettung, nachdem er auf seiner Flucht von einer Schneelawine verschüttet worden. Und von alledem berichtet uns der Dichter nichts, er verdirbt uns vielmehr den Geschmack an diesen kecken Gebirgssohn, indem er ihn mit dem französischen Feldherrn, dem Herzog von Danzig, in einem Wirthshause zusammenführt, und auf eine etwas gar zu schwächliche Weise witzeln und renommiren läßt. Endlich fehlt in Herrn Immermanns Dichtung auch ein gewisses nationelles Gepräge, das sich im Ton und in den Reden seiner Tyroler besser hätte ausprägen sollen. Ich will nicht sagen, daß er sie etwa hätte sollen in ihrer eigenthümlichen Mundart reden lassen, aber die hochdeutsche Sprache leidet recht gut einen gewissen treuherzigen und naiven Ton, den wir hier vermissen. Schiller hat zwar seine Schweizer auch in der gebildetsten tragischen Sprache reden lassen und ihnen Sentenzen in den Mund gelegt, die weit über ihren Horizont seyn mußten, indeß stehen uns diese alten Schweizer schon ferner; den Tyroler der jüngsten Zeit wünschen wir uns dagegen in eine mehr vertrauliche Nähe gebracht.

Mehr, als was wir hier vermissen, bedauern wir das, was wir zum Ueberfluß finden, ohne daß es zur Sache gehört. Dies ist vor allem das Liebesverständniß zwischen einer jungen Tyroler Wirthin und dem Franzosen La Coste. Der Dichter wollte die liebe Liebe nicht leer ausgehen lassen, und erfand daher eine Intrigue, die ihm passend schien. Dazu hat ihn wohl nur die dramatische Form verleiten können; in einer epischen würde ihm eine Liebesgeschichte nicht so gar nothwendig geschienen haben. Wenn er indeß durchaus eine einflicken wollte und ihm die Geschichte des Tyrolerkriegs selbst keine darbot, so hätte er doch offenbar eine solche erfinden müssen, die im idyllischen Charakter des Bergvolks gedacht gewesen wäre. Die Geschichte des Kampfs, welchen die Schwyzer und Unterwaldner im Jahr 1798 gegen die Franzosen kämpften, hätte ihm einige Beyspiele von jungfräulichem Heldenmuth und von der, Bergvölkern eignen, Keuschheit darbieten können, die so schön zu dem Gegenstand seines Gedichtes gestimmt haben würden. Statt dessen läßt der Dichter das junge Eheweib eines ehrlichen Tyrolers sich treulos mit einem feindlichen Offizier einlassen. So etwas war damals in jenen blutriesenden Bergen gewiß nie der Fall, wo liegt irgend eine Wahrheit, wo nur eine Poesie in dieser Liebesintrigue? Man kann nicht einmal etwas Symbolisches dahinter vermuthen, denn es gab so wenig im ganzen Land und Volke, als in irgend einer Hütte desselben, eine Untreue, und gerade diese Reinheit der Natur ist es, deren fleckenlose Herrlichkeit uns aus jenem Tyrolerkriege so rührend anspricht, und die der Dichter nie hätte entweihen dürfen.

Eine andere sehr unpassende Zuthat ist das politische Raisonnement bey einer Zusammenkunft Hofers mit dem Vizekönig von Italien, die an sich schon unwahr und unnatürlich ist. Der Dichter läßt den edlen Hofer als seinen eignen Abgesandten zum Vizekönig kommen und mit ihm unterhandeln. Das ist bekanntlich unhistorisch und noch mehr, es ist ganz gegen Hofers bekannten Charakter. Ihm die Rolle des Marquis Posa vor Philipp II. aufdrängen, heißt ihn ganz verkennen, und doch muß er sie hier spielen und in wohlgesetzter Deklamation dem erstaunten Vizekönig eine politische Vorlesung halten, wobey dieser ausruft: „ein wunderbarer Alter!“ gerade so wie Philipp im Don Carlos: „sonderbarer Schwärmer!“ Der Dichter sagt S. IX. der Vorrede selbst: „man solle den

Digitized by Google

Personen nicht Sentenzen und Schilderungen in den Mund legen, die weder aus dem Charakter, noch aus der Situation hervorgehen.“ Und doch ist es nicht weniger unpassend, wenn man Situationen herbeyführt, die weder aus dem Charakter, noch aus den Umständen hervorgehen.

Die gerügten Mängel sind zu groß und greifen zu sehr ins Wesen der ganzen Dichtung, als daß wir leicht darüber hinwegsehen könnten. Ueber diesen Mängeln wollen wir aber hinwiederum auch keineswegs das viele Schöne und Herrliche vergessen, das diese Dichtung im Einzelnen auszeichnet. Neben großen Vorzügen des Wohlklanges, der Diktion, der glücklich gewählten Bilder ehren wir in dem Dichter vor allem die würdige patriotische Gesinnung, die so selten gewordene Wärme für vaterländische Interessen. Mit tiefem Sinne ahndet er in der Natur des deutschen Volkes das politische wie das poetische Geheimniß, und zur Versöhnung des oben ausgesprochenen Tadels wird es schicklich seyn, folgende schöne Stelle des Gedichts hervorzuheben. Der Vizekönig spricht mit dem Grafen Barraguay über die Deutschen:

Vizekönig.

Wodurch denn sind wir groß geworden, Graf!
Als daß wir gingen mit dem Sturm des Volkes?
Der weht uns aus den lichten Sternen zu,
Und gab uns Kräfte, unsern goldnen Tempel
Inmitten dieser mürben Welt zu bau'n.
Uns regte an ein mächtiges Bewegen,
Ein zengender, ein frischer Lebensgeist,
Und gegenüber war nur todter Stoff,
Nur Zahlen, Uniformen, Kabinette,
Die Fürsten ohne Völker, und die Völker
Hinwieder ohne Fürsten. —
Hier aber tritt uns je daskels entgegen,
Was uns getrieben. Dieses arme Volk,
In seiner Einfalt unter seinen Pfaffen,
Ist zu derselben Mündigkeit gelangt,
Wie wir mit unsern glänzenden Verstande.
Es will auf sich stehen, seinen Willen haben.
Wer staunberte wohl nicht, wenn sich die Geister,
Die selbst wir riefen, gegen uns sich wenden!
Dies deutet eine böse Spaltung an,
Der schwangern Zeit unheimliche Geburten!
Es birst die Welt, und durch den Riß entgegen
Dräu'n uns die Larven der Vergangenheit.

Barraguay.

Gedenken Sie der Umwälzungen, Prinz!
Die uns betroffen; fürchten Sie das Beyspiel,
So wag ich, nur zwey Worte zu erwiedern:
Tyrol — und Frankreich! —

Vizekönig.

Sind verschiedne Dinge,
Sehr richtig — aber deßhalb um so schlimmer.
Was wir erfahren und begangen haben,
Verstehen wir und wissens zu behandeln!
Nicht so das Fremde. Fassen Sie die Treue,
Womit das Volk am Hause Habsburg hängt?
Den Eigensinn, das Beyse, was von außen
Zu seinem Recht ihm zukommt, abzulehnen?
Ich mindstens fasse die Gesinnung nicht;
Doch ist sie da, hat so viel Werth und Geltung,
Als alles in der Wirklichkeit Vorhand'ne.

Barraguay.

Sie sind denn doch nur Deutsche, wie die Andern,
Und Deutschland wird uns nie gefährlich werden.

Vizekönig.

Das gebe Gott! denn wärd es uns gefährlich,
So endet die Gefahr in unserm Sturze,
In diesem Lande voll Geheimnisse
Reift alles heimlich unsichtbar heran,
Und seine Schrecken sind unüberwindlich.
Wir wähnen und noch voll Gesundheit wähnen,
Wenn uns der Wurm schon nah am Herzen saße.

Ahasver, Trauerspiel in fünf Aufzügen von August Klingemann. (Mit einem lithographirten Blatte von Sebers, Ludwig Devrient als Ahasver darstellend.) Braunschweig bey Meyer 1827. Erst vor Kurzem war in diesen Blättern von dem ewigen Juden die Rede. Ahasver ist dieser ewige Jude. Herr Klingemann hat ihn in seiner ganzen tragischen Gestalt zum ersten Mal auf die Bühne gebracht; denn wenn ihn auch Ludwig Achim von Arnim schon früher in ein dramatisches Gedicht verwebt hat, so ist er dadurch doch noch nicht bühnenfähig geworden. Wir können Herrn Klingemann zugeben, daß er sich auf den theatralischen Effekt versteht und schöne Verse macht, und daß sein Stück durch Devrients Darstellung höchst interessant werden muß; doch hätte sich der seltne mystische Charakter des Juden und die furchtbare Schicksalsidee, die sich daran knüpft, unstreitig auf eine weit poetischere Weise behandeln lassen, als es hier der Dichter gethan hat. Sein Stück spielt im dreißigjährigen Kriege. Auf dem Schlachtfeld von Lützen erscheint ein junger Graf Warth als Mörder Gustav Adolphs, und wird hernach auf seinem eignen Stammschloß von dem jungen Grafen von Wasaburg, Gustav Adolphs Sohn, in der Blutrache umgebracht. Das ist der wesentliche Inhalt des Trauerspiels. Was hat nun der Jude dabey zu thun? Er erscheint auf dem Schlachtfeld dem Mörder und dann wieder auf dem Schlosse. Der Mörder fürchtet, durch ihn verrathen zu werden, will ihn tödten, und sein Schwert zerschlittert an der Brust Ahasvers, weil dieser als ewiger Jude unverletzlich ist. Wie unnütz und lächerlich ist diese Einmischung des Juden und dieser Theaterstreich! Die Blutrache Gustav Adolphs bildet eine Handlung für sich, mit welcher das Schicksal des mystischen Juden durchaus in keiner natürlichen Verbindung steht. Es hätte gar keiner überirdischen Dazwischenkunft bedurft, und wenn der Dichter eine haben wollte, so hätte ihm der Erlkönig dieselben Dienste leisten

Digitized by Google

können. Wozu nahm er gerade den ewigen Juden? Und wenn er den Juden als Hauptcharakter und deſſen Verhängniß auch als das im Stücke waltende Schickſal hervortreten wollte, wozu dann der zweyte Hauptcharakter, das zweyte Schickſal, wozu dieſer dreyßigjährige Krieg und dieſe Blutrache? Dieſer willkührlichen Verbindung liegt keine Idee zu Grunde, ſie ſcheint einzig aus dem Bedürfniß hervorgegangen zu ſeyn, aufs Gerathewohl allerley ſchauerliche Effektſcenen zuſammenzudrängen. In Proſa und ſchlichten Worten hat das Volksbüchlein, deſſen in dieſen Blättern vor Kurzem gedacht iſt, die Sage vom ewigen Juden bey weitem tiefer und poetiſcher aufgefaßt.

Die Schweſtern von Amiens, Trauerſpiel in fünf Aufzügen von Joſeph Freyherrn von Auffenberg. Karlsruhe, bey Braun, 1827. Der Verfaſſer dieſes Trauerſpiels hat ſich ſchon durch mehrfache, und zum Theil ſehr gelungene Verſuche, Walter Scotts Romane in dramatiſiren und auf der deutſchen Bühne einheimiſch zu machen, ehrenvoll ausgezeichnet. Er verſteht ſich vortrefflich auf das Prächtige in Handlung und Koſtüm, und ſeine Sprache iſt höchſt gebildet. Im Ganzen aber muß es mißbilligt werden, daß er ſein ſchönes Talent an ſolche fremde und auf die Dauer undankbare Stoffe verſchwendet und der Mode allzugeſchmeidig huldigt. Das vorliegende, ganz novellenartige Stück iſt nach einer bekannten Anekdote aus den Hugonottenkriegen gebildet, und, wenn ich mich recht erinnere, ſchon mehr als einmal als Roman oder Novelle behandelt worden. Die Tochter eines ſtrengen Katholiken liebt einen jungen Hugonotten. Ihr Vater und ihre Schweſter reden ſich aus Religionshaß ihrer Liebe entgegen und wollen ſie in ein Kloſter ſtecken. In der Verzweiflung ermordet ſie ihre Schweſter, von der ſie bewacht wird, und entflieht zu ihrem Geliebten, der ſie verrathet. Die Liebenden werden aber auf ihrem einſamen Schloß belagert, und im Augenblicke der Uebergabe erſchießen ſie ſich wechſelſeitig mit Piſtolen. Es mangelt dieſem Drama nicht an tragiſchem Intereſſe und raſcher Handlung, doch läßt der Dichter in den Reden der beyden Schweſtern allzuviele Reflexion und Phraſeologie vorherrſchen.

Konradins Tod, eine Tragödie in fünf Akten, von Konrad Grafen Dyhrn. Oels, bey Ludwig, 1827. Es gibt bereits vier oder fünf deutſche Trauerſpiele, die den tragiſchen Tod des letzten Hohenſtauffen ſchildern. Das vorliegende zeichnet ſich vorzüglich durch die romantiſche Erſcheinung der ſchönen Angelika aus, die ſich mehr als einmal für den deutſchen Heldenjüngling opfert, um ihn zu retten. Dieſer jungfräuliche Heldenmuth bringt mehr Mannichfaltigkeit und Leben in die ſonſt einförmige Geſchichte der Gefangennehmung des Prinzen, und zieht unſer Auge von der unangenehmen Perſpektive des Schafotts ein wenig ab, indem wir uns beynah mehr für dies Mädchen intereſſiren müſſen, als für den Prinzen ſelbſt. Der Gedanke dieſer liebreichen, obwohl vergeblichen Hülfe iſt zu freundlich, als daß wir ihn nicht auch freundlich aufnehmen ſollten. Streitet er auch wider die Geſchichte, ſo iſt er doch immer poetiſch. Die Sprache des Dichters iſt zum Theil ſehr ſchön, doch nicht durchgängig.

Der Eid, ein romantiſches Trauerſpiel, zum Theil nach den ſpaniſchen Romanzen gedichtet von Ernſt Ortlepp. Leipzig, bey Hartmann, 1828. Wir müſſen dem Verfaſſer im Allgemeinen zugeſtehn, daß er mit zartem Sinne die Schönheit ſeines Originals, der ſpaniſchen Romanze, erkannt und in ſeinem Trauerſpiele ſo viel als möglich wiedergegeben hat. Auch ſind eine Menge der in der alten Dichtung gegebenen Situationen recht dramatiſch und zuweilen ſchon ganz für die Bühne zubereitet. Indeß will es ſich doch nicht ſchicken, daß ein ſo gar großer Zeitraum in das Spiel weniger Stunden zuſammengedrängt wird, daß der Eid im erſten Akt als ein noch knabenhafter Jüngling, im letzten ſchon als ein ſterbender Greis erſcheint. Sodann hat der Dichter wohl übel daran gethan, daß er ſeine Perſonen bald in Jamben, bald in Proſa reden läßt, da er ja nur hätte die ſpaniſchen Trochäen, und beynah wörtlich beybehalten dürfen, um dem Gedicht ſein eben ſo ſchönes als charakteriſtiſches Gepräge zu bewahren. Der Gebrauch der Trochäen im Trauerſpiel iſt ja längſt bey uns eingeführt; und welchen Mißbrauch man auch damit getrieben hat, ſo wird doch Niemand in Abrede ſtehn, daß für ein ſpaniſches, nach ſpaniſchen Romanzen gedichtetes Drama auch der altſpaniſche Vers der paſſendſte iſt. Insbeſondere müſſen wir es dem Dichter vorwerfen, daß er nach dem Beyſpiele Shakespeares gemeine, komiſche und humoriſtiſche Perſonen, die in Proſa reden, mit den edlen und tragiſchen, die in Jamben reden, gemiſcht hat. So ſchön dies anderwärts iſt, und ſo wenig wir verkennen, daß Herr Ortlepp für das Humoriſtiſche Talent beſitzt, ſo wird doch hier durch die Einmiſchung der Proſa die reine plaſtiſche Heiterkeit des ſpaniſchen Gedichts getrübt. Wollten alle die, welche das Komiſche und Tragiſche vermiſchen, doch nie vergeſſen, daß ihr großer Meiſter Shakespeare ſeine komiſchen Perſonen nie blos zur Abwechslung und nebenbey gebrauchte, ſondern ſie aufs innigſte in das Haupintereſſe ſeiner Trauerſpiele verflocht, und ſie demſelben ſo weſentlich und unentbehrlich machte, als die tragiſchen!

(Beſchluß folgt.)

Digitized by Google

Nº. 20.

Literatur-Blatt.

Freytag, den 7. März 1828.

Trauerspiele.

(Beschluß.)

Abellino, Schauspiel in fünf Aufzügen von Heinrich Zschokke. Nach der spätern Bearbeitung. Aarau 1828 bey Sauerländer. Wir dürfen den unsern Lesern voraussetzen, daß sie die frühere Bearbeitung des großen Abellino hinlänglich kennen, da sie ja seit etwa vierzig Jahren auf allen deutschen Bühnen sich hundert und aber hundert Mal zur Schau gestellt hat. Abellino war das erste Geistesprodukt, womit Zschokke auftrat, als er noch kaum dem Knabenalter entwachsen war. So erbärmlich das Stück auch fast in jeder Hinsicht ist, so fand es doch wegen einiger glücklich angebrachten Theaterstreiche, und weil es, als eine Nachahmung der Räuber, der damaligen Mode huldigte, bey der rohen Masse Gefallen. Zschokke schämte sich später dieser poetischen Mißgeburt und spottete selbst darüber; da sich indeß sein Stück fortwährend auf der Bühne erhielt, so glaubte er ihm wenigstens ein anständigeres Gewand geben zu müssen, damit es seinem berühmten Namen einigermaßen Ehre mache. So entstand die vorliegende Bearbeitung, wie er in der Vorrede sagt. Wir können sie in keiner Hinsicht billigen. Wie will uns der Dichter zumuthen, daß wir seine Arbeit für die schöne Wirkung poetischer Begeisterung halten sollen, wenn er selbst sie mit Geringschätzung als eine bloße Berechnung seines Verstandes ausgibt? Wo aber diese poetische Begeisterung fehlt, da sollte man doch offenbar lieber gar nicht dichten. Ueberdies ist es mit den sogenannten Bearbeitungen nicht gethan, ein schon in der Anlage so abgeschmacktes Stück läßt sich durch einige Phrasen und fließende Verse nicht besser machen. Endlich hat der Dichter bey dieser Umarbeitung wohl offenbar eine unglückliche Form gewählt. Er hat den Abellino, um es kurz zu sagen, müllnerisirt. Die Trochäen, das falsche Pathos, die prahlerischen Phrasen, womit dieser neue Abellino prunkt, sind alle aus Müllners Schuld abkopirt, und wenn sie auch ganz vortrefflich zu dem großnasigen Bramarbas Abellino passen, so kommen sie doch wohl um ein Jahrzehend zu spät, da die Mode, welcher Zschokke schmeicheln wollte, schon wieder aus der Mode gekommen ist.

Die Billigkeit verlangt indeß, daß wir bey den mißlungenen und unbedeutenden Werken eines Schriftstellers uns an seine bessern und größern erinnern, wenn er deren aufzuweisen hat. Zschokke ist ohne Widerrede der fruchtbarste Autor in ganz Deutschland, und obgleich er nie etwas erdacht hat, das einer Idee ähnlich wäre, oder die Menschheit nur um einen Schritt weiter brächte, so hat er doch sehr viele fremde Ideen glücklich bearbeitet und durch unermeßliche Thätigkeit sowohl als durch eine seltne Gabe der Popularität in einem sehr großen Publikum ausgebreitet. Fast in allen Gebieten der Wissenschaft und Kunst hat er sich einheimisch zu machen gesucht, und obgleich er in keiner einzigen den ersten Rang verdient, so hat er doch in dem untergeordneten Range eines populären Bearbeiters fast in allen Fächern etwas geleistet. Das Einzige, was ihm dabey vorgeworfen werden muß, ist theils Nachlässigkeit, Flüchtigkeit und Oberflächlichkeit, theils politische Charakterlosigkeit. Den Ernst der Wissenschaft hat er nur zu oft durch blendenden Schein, die Strenge der Wahrheit durch rhetorischen Schwall ersetzt, und in seinen politischen Zeitschriften hat er sich durch Achselträgerey und feige Unbeständigkeit nicht selten verächtlich gemacht. Zum Beweise dienen seine unter aller Kritik plumpen Schmeicheleyen Napoleons, den er später im Unglück eben so plump angriff, seine höhnischen Ausfälle gegen die Spanier, die er hinterher wieder pries, seine Polemik gegen die preußische Begeisterung, zu der er sich hinterher wieder bekannte, seine Warnungen vor dem Philhellenismus, den er hinterher thätig unterstützte ꝛc.

Wetterwendischer war wohl nie ein Journalist. Immerhin bleibt es außerordentlich, was dieser Schriftsteller alles geleistet hat. Ich erinnere nur an seine größtentheils von ihm selbst geschriebenen Zeitschriften, Schweizerkalender, Schweizerbote, schweizerisches Museum, Miszellen für die neueste Weltkunde, Ueberlieferungen, Erheiterungen; an seine Geschichte von Baiern, Geschichte der vier

Digitized by Google

Waldstädte, Geschichte von Graubündten, des Schweizerlandes Geschichten für das Schweizervolk ꝛc.; an seinen Narren des neunzehnten Jahrhunderts, das Goldmacherdorf, den schweizerischen Gebirgsförster ꝛc.; an seine philosophischen Schriften, Alamontade oder der Galeerensklave, Salomonische Nächte; an seine Uebersetzung des Moliere, an Julius von Sassen, Kuno von Kyburg ꝛc. aus der frühern Zeit, endlich an seine zahlreichen walterscottisirenden Romane, Albrecht im Moos ꝛc. aus der jüngsten Zeit. Zu alledem kommen nun noch die berühmten Stunden der Andacht, die von Niemand anders geschrieben sind, als von Zschokke, wie sehr er sich auch bemühen mag, dies zu verhehlen. Man kann den Autor so gut an der Feder, als den Maler am Pinsel erkennen, und schon aus dem Styl allein, in welchem die Stunden der Andacht geschrieben sind, kann man aufs sicherste schließen, daß sie schlechterdings von Zschokke geschrieben seyn müssen. Ich will jede Wette darauf eingehen und biete sie besonders den theologischen Zeitschriften an, die sich erst kürzlich wieder mit dem abgedroschnen Mährchen, daß der selige Pfarrer Keller der Verfasser sey, haben abspeisen lassen. Ich behaupte, Zschokke ist der Verfasser, und erwarte nun den Widerspruch, indem ich nicht fürchte, Herrn Zschokke mit dieser Behauptung keine Schmeicheley gemacht zu haben. Auf jeden Fall ist es gut, wenn der Schleyer zerrissen wird, der uns unsre großen Männer verbirgt. Man ziehe den Verfasser der Andachtsstunden endlich wider Willen unter den geistlichen Namen hervor, hinter die er sich versteckt, wie man einst den König Saul unter den Fässern hervorholte, um ihn auf den Thron zu setzen. Wenn übrigens meine Behauptung richtig ist, so wird man auch leicht begreifen, warum der Mann, welcher die Stunden der Andacht geschrieben, nicht für den gehalten seyn will, der auch den großen Abellino geschrieben hat.

Dramatische Versuche von Emil. Gumbinnen bey Melher 1827. Wir heben nur den ersten dieser Versuche hervor, weil er von tragischem Inhalt ist. Er führt den Titel: der Marodeur und Treue ohne Liebe, ein Nachtstück. Der Verfasser hat offenbar dabey Körners Hedwig vor Augen gehabt. Wir befinden uns auf dem Schloß der Frau von Waldeck, wie bey Körner auf dem Schloß des Grafen Felseck. In diesem Schloß lebt Bertha als eine Waise, wie bey Körner Hedwig, nur daß Bertha ein Mädchen von Stande ist. Bertha wird vom Sohn des Hauses geliebt, wie Hedwig. Sie liebt ihn wieder, verschmäht ihn aber, wie Hedwig. Sie hat früher einem andern Manne ihr Wort gegeben, und dieser Mann erscheint wieder als Räuberhauptmann, wie bey Körner Rudolph. Nun sollte Bertha diesen Räuber auch umbringen, wie Hedwig; aber er erspart ihr diese Mühe, indem er galant genug ist, sie ihres Wortes zu entbinden, ihre zweyte Liebe zu segnen, und sich selbst zu entleiben. Man kann aus diesem Plane schließen, wie elend dieses dramatische Machwerk ist. Die Verse sind eben so schlecht, wie ihr Inhalt. Man höre z. B. folgende geradebrechte Reden:

Bertha.

Man feyert stets, ist stets man schwarz gekleidet,
Darum erwählten Schwarz die Priester sich,
Zu des Gewandes heilig fey'rnder Farbe.

Frau von Waldeck.

Doch bleibt der Trauer düstre Farbe sie,
Nicht heiter wird das Herz beym Anblick ihrer,
Ist gleich das Auge schon an sie gewöhnt.

Darius und Alexander oder die Verschwörung des Bessus. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Clärobscür. Leipzig bey Köhler 1826. Vor Kurzem erst hat Uechtritz denselben Gegenstand behandelt, und es ist seiner in diesen Blättern gedacht worden. Der Dichter des vorliegenden Trauerspiels hat vorzüglich auf die Verschwörung des Bessus Rücksicht genommen und seine Idee ist etwa folgende: ein schwacher König wird nothwendig immer mißleitet und von Verräthern umgeben, er richtet dadurch sein Reich zu Grunde und ein Stärkerer erbt seine Macht mit Recht, weil er die Ordnung herstellt. Man kann von dieser Grundidee leicht eine Anwendung auf die durch die franz. Revolution bewirkten Veränderungen machen, und so finden wir zwischen jener alten und dieser neuen Zeit eine Menge Beziehungen, wie sie jedem Dichter erlaubt sind. Indeß ist die Poesie, die in einem so reichhaltigen Stoffe liegt, weder von Uechtritz noch von diesem Herrn Clärobscür erschöpft, und schwerlich ist das Drama die rechte Form dafür. Curtius wählte die richtigste Form, den historischen Roman, und es ist zu verwundern, warum dieser Walter Scott der alten Zeit nicht nachgeahmt worden ist.

Dramatische Dichtungen von F. W. Hufcher. Greiz bey Henning 1827. Der Verfasser hat uns früher einen Germanikus geschenkt, hier gibt er uns noch einen Curtius und eine Virginia. Er wählt also mit Vorliebe seinen Stoff aus der römischen Geschichte, und wer mag läugnen, daß die Ereignisse, die sich an jene berühmten Namen knüpfen, ein sehr tragisches Interesse gewähren. Indeß hat der Dichter zu wenig aus eigner Fülle des Geistes und der Phantasie hinzugethan. Die Schönheit seiner Tragödie liegt allzusehr nur im Gegenstande, nicht in der Darstellung, die zwar nichts verdirbt, aber auch keinen neuen höhern Reiz hinzubringt. Auch hier müssen wir wieder an Shakespeare denken, welcher Gegenstände der römischen Geschichte so trefflich behandelt hat, und auf eine freye Weise, die uns Deutschen gewiß besser zusagt, als die des Seneka, Corneille

Digitized by Google

und Racine, denen Herr Huscher weit mehr als dem Shakespeare gefolgt ist.

Abdollah, König von Persien. Trauerspiel in fünf Akten, von Heinrich Seidel. Leipzig bey Wiembrack 1828. Der Hauptcharakter in diesem Stück ist allerdings originell, aber auch unpoetisch. Es spricht sich darin nichts als ein widerwärtiger und unnatürlicher Egoismus aus. Der alte König tödtet den Geliebten seiner Tochter, nicht etwa aus Besorgniß einer Mesalliance, oder aus Rache, oder aus irgend einem andern natürlichen Grunde, sondern lediglich aus Egoismus, um die Tochter allein für sich zu erhalten, und aus einer gewissen Eifersucht gegen ihre Liebe, denn sie soll Niemand lieben als ihn. Sie geräth beym Tode ihres Geliebten in eine Art von Delirium, in welchem sie ihn rächt und den Vater selbst umbringt. Das Stück ist recht fleißig ausgearbeitet und enthält zum Theil sehr schöne Verse; da aber durch die Idee des Ganzen die feinere Sittlichkeit beleidigt wird, so dürfte es sich schwerlich einer großen Theilnahme erfreuen.

Theokla. Der Armenier. Trauerspiele von Herr Harring. München 1827, Jos. Lindauersche Buchhandlung. Das erste Stück, Theokla, spielt in Moskau zur Zeit Peters des Großen. Theokla, die Tochter des Knäs von Moskau, liebt den Grafen von Wartheim, einen Ausländer, ungeachtet wie die schöne Afanasia den Benjowsky. Auch hier mischt sich ein eifersüchtiger Inländer, der Russe Iwan, ins Spiel, nur daß er nicht wie in Kotzebues Benjowsky unterliegt, sondern siegt und beyde ums Leben bringt. Das zweyte Stück, der Armenier, ist noch unbedeutender. Ein armenisches Brautpaar wird von den Persern überfallen, und die Braut von einem persischen Statthalter geraubt. Der Bräutigam entführt sie wieder, sie werden aber eingeholt und umgebracht.

Die Sulioten oder die Uebergabe von Suli, historisches Trauerspiel in drey Aufzügen, aus dem Schwedischen. Stralsund bey Löffler. Dieses Drama hat keinen andern Werth, als daß es zu Gunsten der Griechen geschrieben ist. Scenen und Phrasen sind, wie schon früher bey ähnlichen Stücken, aus Pouqueville entlehnt.

Schuld und Strafe, oder die Ruinen von Pazuzi, eine dramatische Dichtung mit Gesang in drey Abtheilungen von J. F. Schink. Sorau und Sagan bey Julien 1827. Der Inhalt dieses elenden Produktes ist kürzlich folgender. Ein Priester hat eine Tochter, diese will er an einen jungen Grafen vermählen, dieser wird aber schon von einem andern jungen Mädchen geliebt, und diese will nun der Priester umbringen, weil sie seinem Plan entgegensteht. Im Augenblick der Ausführung entdeckt er aber, daß eben dieses Mädchen seine Tochter selber ist, und statt des Mordes folgt die Hochzeit. Solcher Unsinn ist zu verächtlich, als daß man noch ein Wort darüber verlieren sollte. Es bleibt aber doch immer merkwürdig, daß sich unser Publikum noch dergleichen bieten läßt.

Lullus oder die Bekehrung der Heiden. Deutschvaterländisches Drama in drey Gesängen von H. G. Koch. Hersfeld im Industrie-Comptoir 1827. Dieses ganze Stück läuft darauf hinaus, daß der fromme Abt zu Hersfeld, Lullus, die Heiden, die ihn verfolgen, bekehrt, indem plötzlich durch ein Wunder ein Kreuz am Himmel sichtbar wird. Der Dichter hat die Armuth seines Stoffs durch eine äußerst severliche und bombastische Sprache zu ersetzen gesucht, hätte aber wohl besser gethan, die einfache alte Legende gar nicht der Bühnenverlegenheit auszusetzen.

Margaretha von Düben, Schauspiel in vier Akten von Ed. Hoffmann. Eisenberg bey Schöne 1827. Ein gemeines Ritterschauspiel nach der alten Mode. Auch mit diesen Schlossbrand- und Burgverließgeschichten sollte man endlich einmal aufhören.

Zum Schluß wollen wir noch einer Uebersetzung des Byronschen Trauerspiels, Marino Falieri, von S. Tor Hardt (Paderborn und Arnsberg bey Wesener 1827) und einer italienischen Uebersetzung: Macbet, tragedia di Shakespeare, recata con alcune variazioni in versi italiani da W. E. Frye, Englese. Mannheim, Schwan e Goetz, erwähnen. Die erste gehört zu den vielen andern öddichten Bestrebungen, Byron ins Deutsche zu übertragen, die noch niemals in so vollkommnem Grade haben gelingen wollen, als es die große und wunderbare Eigenthümlichkeit dieses Dichters verlangt. Byron wartet noch immer auf einen A. W. Schlegel, den Shakespeare erst nach zweyhundert Jahren gefunden hat. Die italienische Uebersetzung wird wohl nur Liebhaber der italienischen Sprache interessiren. Sie ist merkwürdig, weil unter allen Sprachen der Welt die englische und italienische sich am meisten entgegengesetzt sind, jene wegen ihrer Konsonanten, Härten und männlichen Reime, diese wegen ihrer Vokale, weichen Melodien und weiblichen Reime.

Schulunterricht im südlichen Indien.

Die folgende Skizze des Zustandes der Erziehung unter den Eingebornen von Bangalore ist von Ram Raz, dem indischen Sekretär der Schuldirectorgesellschaft zu Madras, ohne Beyhilfe eines Europäers geschrieben worden. Der Verfasser ist oberster Englischlehrer an der

Digitized by Google

Schule von Fort St. Georg und ein eben ſo guter Kenner des Engliſchen als faſt aller indiſchen Sprachen.

In ganz Myſore wird nur einem ſehr geringen Theile des Volks Erziehung zu Theil; mit wenigen Ausnahmen lernt auch dieſer geringe Theil nur Leſen, Schreiben und ein wenig Rechnen. Die untere Klaſſe aber, die Ackerbauer u. a. ſind der tiefſten Unwiſſenheit preisgegeben. Unter den Braminen verſtehen die Lauicas oder Lapen, welche dort faſt alle Civilſtellen inne haben, Briefe zu leſen und Bücher zu führen, und zwar oft in zwey inländiſchen Sprachen; die meiſten Wandicas oder Geiſtlichen können nicht blos leſen und ſchreiben, ſondern auch einen Theil ihrer Wedas herſagen, aber die wenigſten verſtehen den Sinn ihrer Schriften, denn unter fünfzig hat nur einer hinreichende Kenntniß der Sanskritſprache. — In der Stadt, dem Fort und dem Bezirke von Bangalore ſind ſieben Telugu-, ein und zwanzig canareſiſche, vier mahrattiſche und drey Tamil-, im Ganzen fünf und dreyßig Hindu-Schulen, die zuſammen fünfhundert und ſechzig Schüler enthalten. Darunter ſtudiren hundert Telugu, drey hundert das Canareſiſche, hundert das Mahrattiſche und ſechzig Tamil. Sie gehören allen Secten an, ohne Unterſchied. Die Anzahl der Lernenden im Vergleich mit der wahrſcheinlichen Anzahl von Knaben in dieſer Stadt gäbe das Verhältniß von 1 zu 5 oder 6, aber auch von dieſen lernt nur ein Viertel hinlänglich leſen und ſchreiben, denn die Aermeren können ſehr oft ihre Kinder nicht lange genug in der Schule laſſen. Es gibt in Bangalore keine eigentliche Hochſchule für das Sanskrit, doch unterrichten einige gelehrte Braminen in ihren Mußeſtunden unentgeldlich etliche junge Bramatſcharis in den Wedas (Theologie), Camwas (Dichtung), Saſtras (Wiſſenſchaft) u. a. m. Die Lehrer an der Telugu-, canareſiſchen und mahrattiſchen Schule ſind gewöhnlich Braminen; ohne die Sprachen, worin ſie Unterricht ertheilen, ganz gründlich zu kennen, leſen ſie doch mit großer Geläufigkeit und ſchreiben eine ſehr leſerliche Hand, aber ſie ſind nicht im Stande, den Schülern den Sinn irgend einer Stelle in den Lehrbüchern zu erklären. Davon gibt es einige rühmliche Ausnahmen. Wiewohl das fünfte Jahr als das geeignetſte Alter eines Knaben angeſehen wird, ihn in die Schule zu thun, geſchieht dies dennoch dort erſt zu Ende ſeines ſechsten, ja zuweilen erſt im zehnten oder eilften Jahr. Beym Eintritt des Knaben in die Schule macht er ſeinem Lehrer ein kleines Geſchenk und betet zum Bildniß des Gottes der Weisheit, ihm die Bahn ſeiner Studien zu erleichtern; dann bekommt er ein Buch mit einem großgeſchriebenen Alphabet, man läßt ihn dreymal die Buchſtaben herſagen, der Schüler macht vor dem Götterbild und dem Lehrer ſeine Verbeugung und geht nach Hauſe. So oft ein Schüler ein neues Buch oder einen neuen Kurſus beginnt, hat gewöhnlich die ganze Schule Feyertag, und dann muß dieſer Schüler dem Lehrer ein Geſchenk machen. Iſt ſein Vater reich, ſo findet jene Einweihungsceremonie mit großem Pomp im Hauſe des Schülers ſtatt, der Lehrer und alle Mitſchüler begeben ſich dahin, erſterer bekommt Geld, Kleider oder ein ſonſtiges Geſchenk, und das Ganze ſchließt mit einer Proceſſion, in welcher das Kind auf einer Sänfte oder zu Pferde, mit Muſik und Tanz, durch die Stadt zieht. Uebrigens haben die Lehrer eine ſehr unbedeutende Einnahme, und auch dieſe wird ihnen nicht regelmäßig bezahlt. Außer dem Geld bringt in manchen Schulen jeder Knabe dem Lehrer etwas Oel, Holz, Betelnüſſe einmal in der Woche oder alle vierzehn Tage. Die Schulſtunden dauern von 6 Uhr Morgens bis 6 oder 7 Abends; die Knaben haben in dieſer Zeit 2 oder 3 Freyſtunden des Morgens und zum Mittageſſen, des Abends machen ſie ihre Arbeiten zu Hauſe. Den Voll- und Neumond und einige andere Tage iſt die Schule geſchloſſen. Die jüngſten Schüler lernen das Alphabet, indem ſie dem Lehrer oder dem Dekurio (monitor) jeden Buchſtaben auf Sand mit den Fingern nachzeichnen und ihn ſo lange laut wiederholen, bis ſie ihn ohne Vorſchrift niederſchreiben können. Auf gleiche Weiſe werden ſie weiter im Schreiben, Leſen und Rechnen geübt. Dieſe Uebung wird entweder mit einem Knaben oder mit allen zuſammen vorgenommen. Zuletzt lernen ſie ganze Bücher auswendig, ohne aber ein einziges Wort erklärt zu bekommen. Sie lernen dann auf Cadſchanblätter, Tafeln und Papier ſchreiben, erſt große Buchſtaben, dann immer kleinere. Hat es nun der Schüler in fünf Jahren ſo weit gebracht, geläufig zu leſen, zu ſchreiben und etwas zu rechnen, ſo ſieht man ihn für einen wohlerzogenen Menſchen an, und ſchickt ihn in die Welt, ſich ſein Brod zu verdienen.

Literariſche Notiz.

London.

Eine ſeltne, koſtbare orientaliſche Handſchrift des Timur Nema iſt vergangenen Juli in Kalkutta ſammt dem übrigen Eigenthum des unglücklichen Reiſenden Moorcroft verſteigert worden. Dieſe auf die glänzendſte Weiſe verzierte Handſchrift iſt nicht vollſtändig, und man weiß, daß der erſte Band, welcher ihr fehlt, im Beſitze des gelehrten Königs von Oude iſt, der vor nicht langer Zeit die europäiſchen Orientaliſten durch das von ihm ſelbſt verfaßte Wörterbuch überraſcht hat. Das Titelblatt der Handſchrift iſt von Schach Dſchehan geſchrieben, und ſie wurde für 450 Rupien verkauft.

Digitized by Google

№. 21.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 11. März 1828.

Periodische Literatur.

The Foreign Quarterly Review. No. 1 et 2. London 1827. 8.

Die Engländer haben in der neuern Zeit einige, nicht ganz glückliche Versuche gemacht, dem Vorschreiten der Literatur des Festlandes Theilnahme und Anerkennung auf ihren Inseln zu sichern und den in dieser Hinsicht immer mehr oder weniger beschränkten Gesichtskreis ihrer Landsleute auszudehnen. – Ein Unternehmen der Art muß wohlthätig wirken, da England in der neuesten Zeit an Gelehrten im wahren Sinne des Wortes sehr arm ist, und sich nur wenige Leute dort finden, welche Gründlichkeit und Vielseitigkeit des Wissens in sich vereinigen. Alles, was sich als Grund dieses so fühlbaren Rückschrittes in der Kultur Englands anführen läßt, läuft auf das stolze Isoliren dieser Insulaner hinaus. Sie halten ihre gelehrten Schulen für die besten der civilisirten Welt, weil sie die andern Länder nicht kennen oder sie kennen zu lernen fürchten; denn, wäre dies nicht der Fall, so wäre der talentvolle Arme nicht von den Universitäten ausgeschlossen, die dem reichen Dummkopf Thür und Thor und Titel und Pfründen aufbewahren. Sie halten ihre gelehrten Anstalten für unübertrefflich, während ihre reichen Bücherschätze unter dem Beschluß bequemer Aufseher stehen, die nicht um ein Jota von dem Schlendrian veralteter und lächerlicher Statuten abweichen, während ihre Inns of Court mit stutzerhaften Faullenzern angefüllt sind; während man sich nur durch Empfehlungen und offne Börsen Zutritt zu ihren ärztlichen Anstalten den Weg bahnt; während Kastengeist, Liebe zum verrosteten Herkommen, Bedaglichkeit und Intoleranz den Wißbegierigen überall zurückschrecken. Sie bilden, wo sie auch seyn mögen, in Rom wie in Paris, eine Kaste für sich, einen Staat im Staate und verkehren mit den Nicht-Engländern blos herablassungs- und ausnahmsweise; rechnet man dazu die sprüchwörtlich gewordene Eile, mit welcher sie die anziehendsten Gegenstände im Auslande überfliegen, so wird man begreifen, warum das Reisen den Engländern so wenig Früchte bringt.

Wir wiederholen daher, daß ein Unternehmen, wie das genannte Foreign Review, auf England wohlthätig wirken muß, da es die bequeme Schlafheit und die eitle Beschränktheit der englischen gelehrten Welt aus einem etwas langen Schlafe aufrütteln und in dem ernsten, gediegenen Streben des Kontinents einen Spiegel vorhalten soll, der das stolze England Demuth, Bescheidenheit und Nacheifer zu lehren geeignet ist. Daß eine periodische Schrift, wie die vor uns liegende, nicht bey ihrem ersten Erscheinen alles leistet, was man geleistet wünscht und erwartet, läßt sich denken; es ist sogar nothwendig, daß sie mit Umsicht vorschreitet, mit besonnener Weile sich ihren Weg durch Vorurtheile, Nationalstolz und Hartnäckigkeit eines Theils des Publikums bahnt und die öffentliche Meynung nicht an sich reißt, sondern verdient. Das fordert die Klugheit, so wie die Würde der Wissenschaft.

Ein Umstand wirkte besonders günstig, den Eifer des Herausgebers des Foreign Quaterly Review zu spornen und alles, was bey diesem Unternehmen als bloße Buchhändlerspekulation sich bieten zu wollen schien, zu verwischen und zu entfernen. Die erste Nummer war im August erschienen und schon im September erfuhr man mit Bestimmtheit, daß die Buchhändler Black, Young et Young in London ein ähnliches periodisches Werk unter dem Titel: „The Foreign Review and Continental Miscellany" herauszugeben beschlossen hatten. Die Verleger des Foreign Quaterly Review bemühten sich vergebend, den Herrn Black und Comp. begreiflich zu machen, ihr Review sey eine „piratical imitation;" diese beriefen sich darauf, die Hrn. Treuttel und Würz hätten kein Monopol, die ausländische Literatur zu beurtheilen; das Foreign Review wetteifert nun mit dem Foreign Quaterly Review und das Publikum freut sich der Früchte, welche ein solcher Wettstreit verspricht.

Die Artikel in Nr. 1. des F. Q. R. wollen wir der Uebersicht wegen hier andeuten, da es wohl für eine ins Einzelne gehende Auseinandersetzung nun zu spät ist.

Digitized by Google

Wir finden da: 1) Condé, Geschichte der Herrschaft der Araber in Spanien. Dieses Werk ist leicht und oberflächlich beurtheilt. Southey (von dem, nach den Times, der Aufsatz ist) hat die Kenntnisse nicht, welche eine solche Arbeit fordert. 2) Ueber das Uebernatürliche in Dichtungen — Werke von E. T. A. Hoffmann, (dieser Aufsatz ist von Walter Scott, wie die Times zu verstehen geben.) Wir sind über diese Geschmacksperiode glücklicherweise hinweg und freuen uns an der sinnigen Lust Anderer, denen das phantasiereiche Spielwerk neu ist. 3) Dumas, Geschichte der Feldzüge von 1799 bis 1814. 4) Deville, Briefe aus Bengalen. 5) Manzonis italienische Tragödien. (Hat Manzoni auch französische oder deutsche Tragödien geschrieben?) 6) Französische Werke über Gastronomie. 7) Berard, über den Einfluß der Verfeinerung auf das Gemeinwohl. 8) Stunderts Reisen in Schweden. 9) Dutrochet, über den Lebenstrieb in Thieren und Vegetabilien. 10) Rizo, über die neugriechische Literatur. 11) Botta's Geschichte von Italien. Den Beschluß machen vermischte literarische Notizen.

Bey Betrachtung des zweyten Hestes, das nicht nur um vier Druckbogen beleibter, sondern mannichfaltiger und in vieler Hinsicht gediegener ist, dürfen wir etwas umständlicher seyn. 1) Daru, Geschichte von Bretagne. Die einleitenden Worte zu dieser Beurtheilung geben kurz das Interesse, das sich an die Geschichte von Bretagne, besonders für England, knüpft, und fixiren den Charakter Daru's als Historiker. „Wer die Geschichte als ein philosophisches und umfassendes Gemälde vergangener Zeiten eher, denn als einen magern Umriß von fleißig gesammelten und in chronologischer Ordnung aufgestellten Thatsachen betrachtet, der wird weder in diesem noch in dem frühern Geschichtwerke Daru's (Geschichte von Venedig) Befriedigung finden. Es scheint in der neuesten Zeit sich in Frankreich eine Schule von Historikern gebildet zu haben, welche behaupten, wir dürften nicht allein nichts als Thatsache geben, was nicht unläugbar als solche dastehe, sondern Thatsachen, und Thatsachen allein seyen würdig, in den Blättern der Geschichte Raum zu finden. Sie scheinen anzunehmen, der Geschichtschreiber müsse, wie er diese Fakta ohne Noten und Commentare aus gleichzeitigen Chroniken schöpfe, solche auch blos einreihen und ordnen, und jeder Versuch von seiner Seite, sie als eine Grundlage für Theorien, als Beobachtungen über den Charakter der Zeit, welcher sie angehören, als Belege oder Vergleichungspunkte zu gebrauchen, sey nicht nur ein eitles, sondern ein sehr schädliches Beginnen, indem dadurch der Geist des Forschers von dem abgelenkt werde, was allein als wirklich geschehenes ihn angeht, und leeren Spekulationen Raum gebe, welche sich seiner Phantasie zuletzt so bemächtigen, daß sie in seinem Kopfe die Stelle der Wahrheit einnehmen. Kurz, sie glauben, die Einfachheit der alten Annalen könne nicht mehr mit der philosophischen Färbung des neunzehnten Jahrhunderts übereinstimmen, als die alten Familiengemälde, dem Squire, dessen Geschmack in einem von Smollet's Romanen gedacht wird, gehörend, mit den Perrücken und Kurierstiefeln, in welche sich ihre Besitzer zu kleiden pflegten. Daher die magere Kürze in Daru's Werken, so wie in de Barante's Geschichte der Herzoge von Burgund, und es ist unterhaltend, die äußerste Selbstverläugnung zu beachten, mit welcher beyde Schriftsteller bey den interessantesten Gegenständen den abschweifenden Geist in die engen Gränzen einthun, welche, wie sie glauben, von dem phantasielosen Genius der Geschichte abgesteckt wurden.“ Man muß dem Verfasser schon deshalb beystimmen, weil ein Haufen chronologisch an einander gereiheter und auf das bestimmteste hergestellter Thatsachen so wenig eine Geschichte ist, als ein auf das künstlichste präparirtes und zusammengesetztes Skelet ein Mensch heißt. Darum bleiben aber dennoch Arbeiten wie die von Daru und Barante von großem Werth, besonders da der Sammlerfleiß der Duchesne und ähnlicher in der neuern Zeit eine so große Seltenheit geworden ist. Was der Verf. sonst noch über das Werk vorbringt, ist wenig mehr als ein Abriß des Theils von Daru's Werk, der die Engländer zunächst interessirt. 2) Sämmtliche poetische Werke von Ernst Schulze (Schulze). Wir haben ein dreyfaches bey diesem Aufsatze zu loben: daß er die Engländer mit einem ihnen wenig bekannten Dichter vertraut zu machen strebt; daß er seinen Gegenstand mit einer gewissen Wärme behandelt; und daß er uns einige sehr gelungene Uebertragungen aus Schulze's Dichtungen gibt. Uebrigens beginnt er mit einer Plattheit: „Wie Dante und Petrarch, des Gegenstandes seiner jugendlichen Liebe durch den Tod beraubt, faßte Schulze, wie diese großen Dichter, den Entschluß, dem Andenken desselben sein Leben und seine Kräfte zu weihen; und wenn der Erfolg der menschlichen Bestrebungen (hear!) der Stärke des Gefühls, das sie erzeugte, oder der Beharrlichkeit, mit welcher sie durchgeführt wurden, ganz gemäß wäre, so würden Schulze's Werke denen seiner italienischen Vorbilder gleich stehen und der Name Cäcilie eben so unsterblich seyn als der von Laura oder Beatrix.“ Der Verfasser gibt die Biographie Schulze's nach Bouterwek's meisterhafter Darstellung und folgt dem Urtheile dieses Aesthetikers beym Besprechen der einzelnen Werke unseres Dichters. Der gehaltvolle Aufsatz über Schulze in den Wiener Jahrbüchern der Literatur (Jahrgang 1818) war ihm unbekannt. Daß der Verfasser zu übersetzen versteht, beweist folgende Stanze, der wir das Original vorsetzen:

Digitized by Google

Es ist vollbracht, das Werk, das ich ersonnen.
Der langen Sehnsucht schmerzlichster Gewinn;
An deinem Sarge ward es einst begonnen.
Auf deinem Hügel leg' ich's trauernd hin.
Es spiegeln alle Thränen, alle Wonnen
Des tiefverwegten Herzens sich darin:
O nimm es an: es war im bittern Leide
Mein einz'ger Trost und meine letzte Freude.

And now 'tis o'er; — the long-planned work is done,
The last sad meed that love and longing gave:
Beside thy bier the strain was first begun,
And now I lay the gift upon thy grave.
The bliss — the bale, through which my heart hath run,
Are mirrored in the story's mystic wave;
Take then the song, that in my bitter grief
Hath been my latest joy, my sole relief.

3) Cousin's philosophische Fragmente. Der Verf. dieses Artikels vindicirt mit Recht den deutschen Philosophen neun Zehntheile der Fragmens philosophiques des Hrn. Cousin; er tritt bey seiner Darstellung zu den Quellen, aus denen Cousin schöpfte, und beklagt nur, daß die Sprache der deutschen Methaphysiker „kaum übersetzbar sey und ein eminentes Beyspiel jener Mundart liefere, welche Swift die Babylonische nannte." — 1) Balbi, Atlas ethnographique du globe. Dieses ausgedehnte Werk ist bereits vielfach besprochen worden. Der Verf. unseres Artikels urtheilt mit Umsicht und Sachkenntniß. — 5) Die Mémoires von Baußet und die der Mad. Le Normand. Die erstern sind zu unbedeutend und die letztern zu albern, um sie des Druckes, geschweige einer Beurtheilung werth zu halten und — dennoch weiht ihnen der Herausgeber 21 Seiten! 6) Fraunhofer, Bestimmung des Brechungs- und Farbenzerstreuungs-Vermögens verschiedener Glasarten. Es ist erfreulich zu sehen, daß der Engländer auch in diesem Felde von den Deutschen übertroffen zu seyn anerkennt: den Ruhm, daß in England die Bahn gebrochen worden, müssen wir ihnen lassen. — 7. Deutschland oder Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen, und: Wien, wie es ist. Der Artikel enthält nichts Originales.

Einen sehr verdienstlichen Gegenstand hat Art. 8: Hr. v. Hammer's gründliche und gelehrte Geschichte der Assassinen wird hier besprochen. In je engerer Verbindung England mit dem Oriente steht, um so mehr war es zu verwundern, daß nur wenige Gelehrte vom Fach Notiz von diesen wichtigen und anziehenden Werke hatten. Die „neuen und erstaunenswerthen Ansichten von der Beschaffenheit und Einrichtung dieses Ordens, aus orientalischen Quellen geschöpft, werden, nach des Verfassers Ansicht, in England um so willkommener seyn, als überhaupt keine Kunde über diesen Gegenstand in englischen Schriften zu finden ist, wenn man die kurzen Notizen ausnimmt, welche Sir John Malcolm in seiner Geschichte von Persien gegeben hat." Die Analyse des Werkes ist geschmackvoll und befriedigend und wird hoffentlich eine Uebersetzung des Buches in das Englische veranlassen. 9) Ch. Dupin, Forces productives et commerciales de la France. Dieser Artikel wird durch die Vergleichungen zwischen Großbritannien und Frankreich in den auf dem Titel genannten Beziehungen doppelt bedeutend. 10) Manzoni's Promessi Sposi. Die Verlobten haben in Deutschland gewichtige Lobredner gefunden. Dies hält uns jedoch nicht ab, folgendes Urtheil über Manzoni's Roman treffend zu finden. „Manzoni besitzt in hohem Grade einige der Elemente eines großen Dramatikers. Pathos und nicht geringe Beredsamkeit, besonders wenn die Sprache sich der Lyrik nähert, ist ihm nicht abzusprechen; aber es fehlt ihm an Einem, das bey dem Dramatiker wie bey dem Romandichter gleich wichtig ist — die Kunst, die Zufälle einfach und natürlich zu verketten. Dem Romandichter ist diese Kunst besonders nöthig. Auf der Bühne, wo so vieles nur erzählt und angedeutet werden kann, ist nichts gefährlicher als den Zuschauer durch das Labyrinth einer verwickelten Geschichte führen zu wollen: bey dem Romane aber, wo Alles seine Stelle finden kann, wo es dem Dichter frey steht, alle die Erläuterungen zu geben, welche er für nöthig erachtet, um den Faden zu den Ereignissen der Erzählung zu finden und die Neugierde zu reizen, ohne sie zu befriedigen, da ist es der große Triumph der Kunst, ein geschicktes Gewebe der Zufälligkeiten zu schaffen, welches durch Neuheit die Aufmerksamkeit fesselt, ohne gegen die Wahrscheinlichkeit anzustoßen, und welches die Phantasie ergötzt, ohne der Vernunft Gewalt anzuthun. Wenn daher selbst in den dramatischen Werken Manzonis der Plan trocken, mager, unanziehend ist, so wird man sich kaum wundern, daß der Dichter in seinen Romanen, was die Geschichte betrifft, gleich unglücklich erscheint; die Charaktere dagegen verrathen ein schönes Talent: Lucia und Renzo sind gut gezeichnet" u. s. w.

Art. 11. die katholische Kirche, besonders in Schlesien, in ihren Gebrechen dargestellt von einem katholischen Geistlichen. Uns nichts neues. — 12. Abassver. Trauerspiel in fünf Aufzügen von A. Klingemann. Die Deutschen dürfen dem Verfasser dieses Artikels für die Uebersicht, welche er von der neuern dramatischen Literatur unseres Vaterlandes entwarf, dankbar seyn. Dieser Zweig unserer Literatur will in England nicht recht zu Ansehen kommen, wird es auch nie — aus guten Gründen. — 15) Dupré de St. Maure, Anthologie Russe, suivie de Poesies Originales. Eine schon etwas veraltete Neuigkeit. — das Werk erschien 1823 in Paris; die Uebersicht, welche der Verfasser von der Literatur der Russen gibt, ist indessen sehr lehrreich. — 14) De Lambre, Hist. de l'Astronomie au dix-huitième siècle. — 15) Taschenbücher für das

Digitized by Google

Jahr 1823. Der Artikel ist nicht oberflächlicher als diese leichten Kinder des Augenblickes es verdienen. Den Beschluß machen bunt unter einander geworfene literarische Miszellen und ein Verzeichniß neuer auf dem Kontinent erschienener Werke. Wir werden den Fortsetzungen dieses Unternehmens folgen. A.

Kulturgeschichte.

Geschichte des Wiederaufblühens wissenschaftlicher Bildung, vornehmlich in Deutschland bis zum Anfange der Reformation. Von D. Heinrich August Erhard. Erster Band. Nebst einer Einleitung, die geschichtliche Darstellung der wissenschaftlichen Kultur Deutschlands vor der Wiederherstellung der Wissenschaften enthaltend. Magdeburg, Creutzsche Buchhandlung, 1827.

Lange beschäftigte sich die Geschichtsforschung hauptsächlich nur mit der Kriegsgeschichte; dann wurde sie, weil die Kriege doch ihre Gründe haben mußten, zu der politischen Geschichte hingetrieben. Bey diesen beyden ist dieselbe über Gebühr lange stehen geblieben, konnte aber endlich doch nicht umhin, auch der Rechts- und Sittengeschichte, in welcher wiederum die Politik ihre letzte Wurzel zu haben schien, ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden, und endlich boten sich materielle und geistige Kultur in ihren mannichfaltigen Verzweigungen als nicht minder würdige Gegenstände der Beachtung dar. Die Erforschung aller dieser wichtigen Momente der inneren, geistigen und sittlichen, d. h. also der eigentlichen Geschichte ist aber noch so sehr im Kindesalter begriffen, daß man den Gedanken der Universal- und Totalgeschichte der Menschheit oder auch nur eines Volkes, worin dessen Entwickelung nach allen äußeren und inneren Richtungen geschildert würde, nur zu fassen braucht, um auf unendliche Schwierigkeiten zu stoßen. Ja, wer einen solchen, der Geschichte allein würdigen Gedanken auszuführen versuchte, könnte gewiß seyn, durchaus nicht verstanden zu werden. Auch sind alle unsere Totalgeschichten wesentlich noch Kriegs- und Staats- oder vielmehr Fürsten- und Städte-Geschichten. Wo einzelne geistreichere Männer auch Rücksicht auf die inneren Verhältnisse des Rechts, der Sitte, der Kultur jeglicher Art genommen haben, ist es ihnen fast nie gelungen, diese in ihrem innigen Zusammenhange unter einander und mit den äußeren Begebenheiten und beyde als ein und dasselbe organische Ganze darzustellen. Aber wie gesagt, es fehlt noch an den vollendeten Ausarbeitungen der einzelnen Partbieen der inneren Geschichte, und daß der Verf. des gegenwärtigen Werkes eine von diesen vielen Partbieen besonders zu behandeln unternommen hat, muß eben deshalb durchaus gepriesen werden, um so mehr, als er sein Hauptaugenmerk auf Deutschland, das uns natürlicherweise am Meisten am Herzen liegt, gerichtet hat. Auch der Plan, wie ihn sich der Verf. im allgemeinen Umriß entworfen hat, ist allen Lobes werth. Er hat darin Rücksicht genommen auf die äußere Kriegs- und Staatsgeschichte, auf Verfassung, Religions- und Sittenverhältnisse Deutschlands und auf den Einfluß, welchen alle zusammen auf die wissenschaftliche Kultur und Unkultur geübt. Desto mehr ist zu bedauern, daß die Ausführung, wie sich dieselbe in gegenwärtigem ersten Theile des Werkes darstellt, hinter dem Reichthum und der Fülle, welche sein Gedanke in sich schließt, weit zurückgeblieben ist. Wir erhalten in diesem ersten Theile, freylich nach dem Plane des Verf. selbst, nur allgemeine Uebersichten, und in ihnen bleibt derselbe fast nur bey der äußern Geschichte der wissenschaftlichen Kultur stehen, ihr innerstes Wesen, der in ihr sich offenbarende Geist, wird nur ganz oberflächlich berührt und nach blos äußerlichen Wirkungen geschildert. Sogar die Biographieen der einzelnen, um die Wissenschaft verdienten Männer, in welchen der Verf. die näheren Ausführungen zu geben verheißen hat, drohen sich mehr um Auseinandersetzung ihrer Personalitäten und äußern Verhältnisse als ihrer geistigen, wissenschaftlichen Thaten; wenn man dafür nicht etwa das allerdings sorgfältige Verzeichniß ihrer Schriften nehmen soll. Doch gilt dieses nur von dem ersten und allgemeinen Theile; der zweyte Theil, von welchem schon ein Probestück dem vorliegenden ersten Bande angefügt ist, wird unstelbar unsern gerechten Wünschen mehr entsprechen und den Gelegenheit der einzelnen Biographieen die Charakteristik des wahrhaft inneren, geistigen Lebens und Strebens zu geben nicht versäumen. Dafür bürgen die im erwähnten Probestück enthaltenen, sehr befriedigenden Biographieen eines Agricola, Johann Wessel, Johann von Dalberg ꝛc., und wir sehen daher den folgenden Bänden mit vielem Interesse entgegen. Aber daß in dieser Rücksicht der erste Theil kürzer bedacht worden ist, als sich mit der Idee des Werkes verträgt, wird uns der Verf. selbst zugestehen, wenn wir ihn daran erinnern, daß er uns z. B. über Hussens Lehren nichts Näheres mitgetheilt hat; und wenn derselbe hingegen einwenden wollte, daß Huß nicht eigentbümliche, sondern Wiclef's Lehren gepredigt habe, so fehlt die gehörige Auseinandersetzung dieser auch da, wo Wiclef's Erwähnung geschieht. Denn daß Wiclef das Ansehen des Papstes, das Mönchswesen und den Ablaß bekämpft, daß er das Abendmahl in beyderley Gestalt für alle Christen in Anspruch genommen, und Manches gelehrt habe, worauf später Luther zurückkam, das alles weiß Jedermann und kann es aus der schlechtesten Geschichte Deutschlands erfahren. Hier erwartet man die leitenden Gedanken, die Gründe, die philosophische und religiöse Weltansicht des Mannes kennen zu lernen, als deren Ausfluß jene einzelnen Lehren zu betrachten sind. — Uebrigens wollen wir den Fleiß, den der Verf. in Berichtigung einzelner Daten an den Tag gelegt hat, so wenig verkennen, als die übersichtliche, klare Anordnung des Ganzen, und eine angemessene, gebildete, sprachliche Darstellung, die noch häufig genug in andern der Gelehrsamkeit gewidmeten Werken vermißt wird.

W. B. M.

Digitized by Google

N°. 22.

Literatur-Blatt.

Freytag, den 14. März 1828.

Landeskunde von Würtemberg.

Die Deutschen hatten durch Achenwall und Schlözer, die ersten Bearbeiter der Statistik, nicht viel mehr als die Idee eines neuen wissenschaftlichen Gebietes gewonnen, für dessen nähere Erkundung sie sich wohl wichtige Standpunkte und Anweisungen gegeben sahen, ohne daß ihnen jedoch zugleich die Mittel gereicht worden wären, um die vorgelegte Aufgabe genügend zu lösen. Diese Mittel mußten sie von den Regierungen erhalten, indem nur durch sie die Materialien zur Konstruktion des beabsichtigten wissenschaftlichen Baues, mit der erforderlichen Beglaubigung, Vollständigkeit und Richtigkeit, den Forschern dargeboten werden konnten. Hierzu fand sich aber in dem alten deutschen Reiche, zumal bey den vielen kleinen Regierungen und Herrlichkeiten, nicht die mindeste Bereitwilligkeit; im Gegentheile behandelte man alles, was die Kräfte, die Verfassung und den Zustand der Länder betraf, oft mit einer bis zum Lächerlichen getriebenen Sorgsamkeit, als Geheimniß, und man glaubte daran etwas Kluges und Rechtes zu thun, weil man an dem Wahne hing, daß das nosse rempublicam niemandem gebühre, als der in dem Charakter einer Vormundschaft über dem Volke stehenden Regierung, und daß es für das Ansehen und für die Rechte der letztern bedenklich sey, jene Kenntniß unter die Mündlinge kommen zu lassen. Da und dort hatte man auch besondere Ursachen zu solcher Geheimthuerey, weil man hoffte, durch sie eine für sich günstige Täuschung von seiner Bedeutung und von seinen Mitteln bey dem Publikum zu erhalten, oder weil man es für bedenklich hielt, das Geheimniß des wankenden Haushalts oder die zweifelhafte Begründung angemaßter Besitzungen und Rechte vor der Welt offenbar werden zu lassen. So geschah es, daß den Statistikern, außer den Addreßbüchern, den Intelligenzblättern und den gedruckten Gesetzsammlungen sonst keine öffentlichen Quellen zugänglich blieben, und daß ihre Materialien sich auf die oft dürftigen und unberichtigten Notizen beschränkten, die von beobachtenden Reisenden erhascht, oder von mehr oder weniger kundigen Bewohnern der Länder — meistens nicht ohne Gefahr für ihre Lebensruhe — erhoben, und in den zum Behufe der Wissenschaft angelegten Zeitschriften mitgetheilt wurden.

Die Fortschritte der politischen Aufklärung in Deutschland, deren Einwirkung sich auch die Regierungen immer weniger entziehen konnten, und besonders das Beyspiel von Publicität, mit dem der preußische Staat vorleuchtete, enthüllte die Thorheit der bisherigen Verheimlichung öffentlicher Dinge, und man wurde allmählich freygebiger in Bekanntmachung statistischer Notizen; die kleinlichsten Bedenklichkeiten aber, die diese Freygebigkeit in unsern Duodezterritorien gehindert hatten, verschwanden, seit dem Jahre 1802, durch die Bildung der größern Staatenmassen, in welchen jene Territorien aufgingen. Ihren Triumph feyerte jedoch die deutsche Statistik erst in dem Aufstehen des auf der Grundlage der Repräsentation ruhenden constitutionellen Systems. Der Charakter desselben ist wesentlich Oeffentlichkeit. Indem die Regierung verfassungmäßig gehalten ist, den stellvertretenden Corporationen von der Verwaltung Rechenschaft zu geben, können die Kräfte des Staats, so wie die Anwendung derselben, kein Geheimniß mehr bleiben; die Gesetze und die Verwaltungs-Ordnungen entstehen im Angesichte des Publikums; der Staatshaushalt, sonst am eifersüchtigsten vor den Blicken der Ungeweihten verhüllt, wird öffentlich geführt; da alle Interessen der Nationalwirthschaft zur Sprache kommen, so findet auch in Beziehung auf ihre Grundlagen keine Verheimlichung mehr statt; man begnügt sich in Ansehung der vorhandenen Mittel und Kräfte nicht mehr mit Andeutungen und Schätzungen, sondern spricht sie in Namen und Zahlen aus; so werden die Verhandlungen der Ständeversammlungen eben so reine als reiche Quellen für den Statistiker.

Die würtembergische Regierung, immer umsichtig und folgerecht durchführend, was aus den von ihr anerkannten Grundsätzen sich ergibt, hat sich nicht damit begnügt, was auf solche Weise der Wissenschaft zur Bereicherung geworden, dem Privatkreise der Gelehrten zu überlassen; sie ist einen Schritt weiter gegangen, indem

Digitized by Google

sie die Bearbeitung der Landeskunde zu einer Aufgabe der Staatsbehörden machte, um dadurch in Beziehung auf die Richtigkeit, den Reichthum und die Anordnung der auszumittelnden Notizen den höchsten Ansprüchen der Kritik zu genügen. In diesem Sinne wurde am 28. Nov. 1822 das Statistisch-Topographische Büreau errichtet, das vermöge seiner (in den Würt. Jahrbüchern) bekannt gemachten Instruktion die Bestimmung hat, eine möglichst genaue und vollständige Landes-, Volks-, Staats- und Ortskunde zu liefern, und die in jedem Jahre in dem Zustande des Landes sich ergebenden Veränderungen zu sammeln und nachzutragen. Die sonst mit ähnlichen Anstalten verbundene topographische Abtheilung, welche sich mit der geometrischen Aufnahme des Landes und dessen Darstellung durch Charten beschäftigt, bestand als schon früher eingerichtet, für sich und unabhängig von dem eigentlichem Statistisch-Topographischen Büreau. Beyde unterstüzten sich aber gegenseitig, und dem leztern stand die Benützung von den Arbeiten der erstern, so wie von der Kataster-Kommission, völlig frey. Seit einiger Zeit ist aber, so viel man weiß, sehr zweckmäßig der leztere Zweig, der sich mit Aufnahme zu Verfertigung der Charten beschäftigt, mit dem Büreau verbunden, und man verdankt demselben die vortreffliche Charte von Würtemberg, wovon unlängst die beyden ersten Blätter im Verlage der J. G. Cottaschen Buchhandlung erschienen sind. Zur Erregung einer thätigern und ausgebreitetern Mitwirkung einzelner Beobachter für die dem Büreau zugewiesenen Geschäfte wurde mit diesem ein Verein für vaterländische Geschichte, Statistik und Topographie in Verbindung gesezt, zu dessen Bildung von dem Finanzminister Wekherlin die nöthigen Einrichtungen getroffen, und derselbe am 23. März 1822 eröffnet. Da aber die Regierung in der genauen und begründeten Kunde des Staats, seiner Bestandtheile und aller seiner Lebensthätigkeiten ein Bedürfniß nicht nur für sich, sondern auch für das Publikum anerkannte, — für sich, weil nach dem Urtheile des großen römischen Consularen (ad consilium de republica dandum caput est, nosse rempublicam,) aller weise und heilsame Rath für die Republik durch ihre Kenntniß bedingt ist, für das Publikum, weil es ohne diese Kenntniß nicht nur viele Mittel seines gewerbschaftlichen Lebens, sondern auch den edlern bürgerlichen Charakter entbehrt, der nur auf dem Grunde der Vaterlandsliebe und des nationellen Selbstgefühls gedeiht — so wurde es dem Büreau zur Verpflichtung gemacht, dafür zu sorgen, daß alles Merkwürdige, was von ihr erhoben und ausgemittelt ist, durch den Druck zur allgemeinen Kenntniß gelange; wobey, das Verfahren nach richtigen wissenschaftlichen Grundsätzen ermessend, besonders verordnet wurde, daß die Beschreibung des Königreichs Theilweise und nach Oberämtern erscheinen, und mit der Beschreibung eines jeden Oberamts eine Oberamtscharte ausgegeben werden soll.

Von diesen Oberamtsbeschreibungen sind bereits die der Oberämter Reutlingen, Münsingen, Ehingen, Riedlingen und Rottenburg *) mit der Bezeichnung „aus Auftrag der Regierung," unter der Herausgabe des Herrn Finanzraths, Prof. Dr. Memminger, erschienen, in dem, vermöge seiner Stellung, als Mitglied des statistisch-topographischen Büreau, und vermöge seiner ausgezeichneten, durch seine frühern trefflichen Leistungen im Fache der würtembergischen Geographie und Statistik bewährten Tüchtigkeit, sich der äußere und innere Beruf für ein Werk dieser Art auf das schönste vereinigt. Diesen Beruf erfüllt er aber — zum unstreitigen Gewinne für die Form und den Inhalt des Werks — nicht blos durch die Herausgabe und Redaktion desselben, sondern auch durch die Sammlung, Prüfung und Anordnung der Materialien, so wie durch ihre Verarbeitung. Sehr ist ihm das Geschäfte, wie er dankbar rühmt, bey den Oberämtern Ehingen, Riedlingen und Rottenburg, bey jenem durch ein handschriftliches Werk des Hrn. Kirchenraths Dr. Vanotti, bey diesen durch die reichhaltigen Mitarbeiter des Hrn. Dekans Ströbele und General-Vikariatsrath Jaumann, und sonst auch durch die Mittheilungen anderer kundigen Freunde der vaterländischen Geschichte und Statistik erleichtert worden. Daß, was das Bestehende betrifft, das Meiste durch die Registraturen der Staatsbehörden, der Aemter und der Gemeinden gewährt, und in Beziehung auf die Vergangenheit alle vorhandenen archivalischen Quellen benüzt worden sind, bedarf nach dem eben Gesagten keine weitere Bemerknng.

Jeder Oberamtsbeschreibung liegt derselbe wohl überdachte, und alle Rücksichten, auf die es bey einer erschöpfenden statistischen Darstellung dieser Art ankommt, umfassende Plan zu Grunde. Das Ganze zerfällt nämlich in eine Beschreibung des Oberamts im Allgemeinen und in die Ortsbeschreibung. Der Stoff der erstern theilt sich wieder in sieben Abschnitte; 1) Lage und Umfang des Oberamts, 2) geschichtliche Denkwürdigkeiten, 3) natürliche Beschaffenheit, 4) Bevölkerung und Eigenschaften der Einwohner, 5) Wohnorte, 6) Nahrungsstand und 7) gesellschaftlicher Zustand. In der zweyten Abtheilung wird jeder einzelne Ort, nach den Rücksichten:

*) In der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, in 5 Heften, in 8. 1824—1827. Jedes Heft umfaßt ein Oberamt, hat einen besondern auf dasselbe bezüglichen Titel, und ist in so ferne für sich bestehend; sämmtliche Hefte bilden aber wieder ein Ganzes, mit dem Haupttitel: Beschreibung des Königreichs Würtemberg.

Digitized by Google

Literatur, Eigenschaft, Lage und Einwohnerzahl, Aemterzutheilung, im Ort befindliche Staatsämter, Grund- und Patronatrechte, Beschaffenheit und merkwürdige Gebäude, Bevölkerung und Nahrungsverhältnisse, Anstalten, Gemeindezustand, Merkwürdigkeiten und Geschichte beschrieben. Dann folgen Tabellen über sämmtliche Orte, in denen von jedem derselben die Bevölkerung, das Verzeichniß und der Werth der Gebäude, der Bestand des Grundbesitzes, der Viehstand, die Gewerbe, der Gemeinde- und Stiftungshaushalt und das Steuerkataster dargestellt werden. Die jedem Hefte beygefügten Oberamtscharten sind in der Regel im hundertausendtheiligen Maßstabe, auch den Grund der neuen Vermessung und Aufnahme des Königreichs, nach der Lehmannischen Manier, gefertigt, und in der königl. lithographischen Anstalt, mit Genauigkeit und Zartheit, ausgeführt. Eine willkommene Zierde des Werks sind die den Titeln gegenüber gesetzten lieblichen Ansichten des Klosters Mariaberg im Laucharthale, der Schlzburg im Lauterthale, des ehemaligen Stifts Ober-Marchthal, und der Städte Riedlingen mit dem Bussen und Rottenburg, so wie die genauen Grundrisse der Nebelhöhle und des Sontheimer Erdlochs, der beyden merkwürdigsten Höhlen in dem würtembergischen Alpgebirge.

Es ist aus dem oben Bemerkten ersichtlich, daß sich der Plan des Herausgebers nicht auf die streng genommene Aufgabe der Statistik, nämlich auf die Darstellung des Bestehenden beschränkt, sondern auch die Vergangenheit oder den frühern Zustand des Dargestellten umfaßt. Es werden deshalb in der ersten allgemeinen Abtheilung bey jedem Oberamte seine frühern bürgerlichen und kirchlichen Verhältnisse, die Gauen, die bischöflichen Diöcesen und die Ruralkapitel, zu denen seine Bestandtheile gehörten, angegeben, und dann die sich vorfindenden Alterthümer, namentlich die Spuren und Ueberreste aus der Römerzeit und aus dem Mittelalter aufgezählt und beschrieben. In der Topographie aber wird bey jedem einzelnen Orte, so weit die vorhandenen Quellen es gestatten, das Erforderliche über seine Geschichte, besonders über die stattgehabten Besitzveränderungen beygebracht, und, was irgend in historischer Beziehung merkwürdig ist, dargestellt und erörtert. Dadurch erhält die Geschichte des Landes eine Menge zum Theil sehr interessanter, auch für die allgemeine historische Kunde wichtige Aufklärungen und einen unermeßlichen Schatz neuer oder näher berichtigter Notizen; was vorzugsweise von der Geschichte der Klöster und andern geistlichen Stiftungen und der erloschenen oder noch bestehenden gräflichen und freyherrlichen Geschlechter in Schwaben gilt. Diese höchst schätzbare Ausbeute geschichtlicher Materialien ist hauptsächlich dadurch gewonnen worden, daß, neben den gedruckten Hülfsmitteln und bisher zugänglichen archivalischen Quellen, auch noch die Annalen und Archive der Klöster, der ritterschaftlichen und landständischen Korporationen, so wie die Urkundenvorräthe der Städte und mehrerer adelichen Familien, die Amts- und Pfarrregistraturen, die Urbarien und sonstige lokaldokumente benützt wurden. Besonders verdankt der Herausgeber dem königl. baier. Herrn Regierungsdirektor v. Kaiser, in Augsburg, einen Reichthum von historischen Mittheilungen über die Geschichte des Ehinger Oberamtsbezirks und seiner Angränzungen, wie ihn nur ein so kenntnißreicher Forscher im Felde der topographischen Geschichte zusammen zu bringen und eine Zeit darzubieten vermochte, wo die historischen Dokumente noch weniger zerstreut waren, als sie es jetzt sind.

Diese Andeutungen mögen den Kennern darthun, welch' eine wichtige Erscheinung dies Werk, vermöge seines Plans, seiner meisterhaften Ausführung und seines unermeßlichen Reichthums an urkundlich ermittelten Details, in der deutschen statistischen Literatur ist, und sie mögen den Referenten darüber rechtfertigen, daß er, blos durch reines Interesse für die Wissenschaft vermocht, hier darauf aufmerksam zu machen sucht, um so mehr als dasselbe, in der unaufhörlich sich ergießenden Fluth unsres Büchermesens, bisher bey weitem nicht so bekannt geworden ist, als es zu seyn verdient, und unsre meisten kritischen Journale es entweder mit gänzlichem Stillschweigen übergangen oder ohne bestimmte Bezeichnung seiner Eigenthümlichkeit nur flüchtig angezeigt haben.

Diese Gleichgültigkeit könnte verzeihlich seyn, wenn es, durch Berichtigung und Erweiterung der früher vorhandenen Kunde, blos die Theilnahme des Landes ansprüche, dem es zunächst gewidmet ist, und dessen Verhältnisse es darstellt; aber sein Interesse ist ein allgemeines, indem es die Aufgabe der Statistik, in einem gegebenen Kreise, auf eine den strengsten Forderungen genügende Weise löst, ein wissenschaftliches Ideal mit angestrengtem Fleiße und ausgezeichneter Tüchtigkeit verwirklicht, und allen ähnlichen Unternehmungen für andere Länder als vorleuchtendes Muster dient. Die Ansicht des letztern kann auch nirgends für unnütz oder gleichgültig erachtet werden. Denn so viel auch in der neuern und neuesten Zeit für die Kunde der meisten deutschen Staaten geschehen ist, so ist doch in keinem derselben die Topographie so planmäßig, auf einem so umfassenden Standpunkte, und mit dieser erschöpfenden Vollständigkeit und Genauigkeit bearbeitet worden; daß aber dies überall geschehe, muß der Freund der Wissenschaft für unerläßlich halten, weil von einer allgemeinen deutschen Landeskunde erst dann die Rede seyn kann, wenn die besondere, so wie in dem Memminger'schen Werke ermittelt und aufgeklärt ist. Um dies zu leisten, fehlt es uns, bey den glücklichen Fortschritten, welche die historische Wissenschaft, in ihren verschiedenen Zweigen, im deutschen Vaterlande gemacht hat,

Digitized by Google

nirgends an patriotischen und tüchtigen Männern; daß aber diesen überall die Zugänge zu den Schränken der Staats- und Lokalbehörden allmählich mit derselben Liberalität und mit dem wissenschaftlichen Interesse, wovon Würtemberg ein so rühmliches Beispiel gegeben, werden eröffnet werden, glauben wir bey dem richtigen Standpunkte unsrer Kultur und bey dem bildenden Einflusse, den sie auf den Geist der Regierungen behauptet, nicht bezweifeln zu dürfen.

Französische Zeitschriften.

Die englischen Zeitschriften und Zeitungen haben weniger Abonnenten, als man sich gewöhnlich vorstellt, besonders aber die Zeitschriften. Sie erscheinen auf gut Glück und werden gekauft, wenn sie etwas Gutes enthalten. Anders ist es in Frankreich, wo eine Zeitung fast 20, eine 15, eine etwa 8000 Abonnenten zählt und die Revue Encyclopédique gegen 1500. Das Bulletin des Baron v. Férussac ist neulich durch die Regierung sehr begünstigt worden; und wie die einen sich durch leidenschaftliche Worte Abonnenten verschaffen, sorgen andere für die Druckkosten durch den Zusatz des Namens der hohen und vornehmen Personen, welchen sie sich widmen. Manche Blätter werden in diesem Lande herausgegeben, blos um andere zu stürzen; so seit dem ersten Januar ein Blättchen, genannt l'Incorruptible, das unsonst in die Häuser geschickt wird, dem aber mehrere Theaterdirektoren ihre Bulletins nicht zusenden, um sich nicht der Rüge anderer vielgelesenen witzigen Blätter auszusetzen.

Seit dem ersten Januar erscheint die Revue Trimestrielle, von sehr gewandten Männern redigirt und welche das gelesenste franz. Blatt für „seine Ergänzung“ erklärt hat. Daher war es ganz natürlich, daß wahrscheinlich die Redakteurs einer andern Zeitung ihrerseits auch eine Ergänzung haben wollten, und so wurde in 14 Tagen die Revue Française, ein ziemlicher Oktavband, ausgedacht, geschrieben, redigirt, gedruckt und den 15. Jan. broschirt herausgegeben. Ein Buchhändler zum Verkauf fand sich um so eher, als darin seine andern Bücher als die bey ihm und seinem Drucker erschienenen angezeigt sind, und diese Bücher sind großentheils von Herausgebern der Zeitung geschrieben, welche in Bezug auf Abonnentenzahl den zweyten Rang hält. Einsender dieser Zeilen hat die Revue française ziemlich genau durchgesehen und kaum einen andern Namen darin gefunden, als die Schriftsteller des Buchhändlers Santelet.

Schon gegen neun Jahre erscheinen die Mémoires du muséum d'histoire naturelle bey A. Bellin (66 Fr. der Jahrgang), die im Auslande zu wenig bekannt sind. Die gelehrtesten Akademiker liefern Beyträge zu denselben. Eins der letzten Hefte enthält einen Aufsatz von Cordier über die innere Temperatur der Erde, der aus dieser alten, aber von ihm weiter ausgesponnenen Hypothese fast alle unterirdischen, irdischen und manche übernatürliche Phänomene erklären will. Es geht ihm freylich darin wie den meisten franz. Systematikern, welche so gern eine Lieblingsidee recht sehr steigern und schrauben, um desto mehr mit den Resultaten zu glänzen; er hat aber durch seine Abhandlung dem in Frankreich noch ziemlich vorherrschenden neptunischen Systeme einen heftigen Stoß gegeben, welches den geologischen u. a. Studien im Wege stand, und dessen Anhänger immer noch zahlreich sind.

Das Bulletin der geogr. Gesellschaft zu Paris hat sich in der letzten Zeit durch sehr wichtige Beyträge ausländischer Gelehrten bereichert. Der gegenwärtige Präsident dieser gelebten Gesellschaft ist Girard, rühmlichst bekannt durch seinen Vorschlag des Nivellements von Frankreich. Einer der Ehrenpräsidenten ist Alexander von Humboldt. In der letzten öffentlichen Sitzung gedachte der Sekretär der Gesellschaft, Hr. v. Larenaudière, Verf. des Essai sur l'intérieur de l'Afrique etc. und nicht weniger bekannt durch seine Schreibart als durch geogr. Kenntnisse, mit besonderer Auszeichnung der Mittheilungen des Prof. Berghaus zu Berlin, welcher der Gesellschaft höchstwichtige Dokumente über das Nivellement mehrerer preußischen Striche eingesandt hat, und des Prof. Hoffmann zu München, welchen die Gesellschaft unter der Anzahl ihrer Mitglieder besitzt. Die Mittheilungen, welche der Akademiker Jomard über die afrikanischen Reisenden vorgelegt hat, und die Beyträge dieses Gelehrten überhaupt, haben die Aufmerksamkeit des franz. Publikums sehr auf das Bulletin der Gesellschaft gezogen. Bisher sind drey Bändelehrer Mémoiren erschienen, welche die weitläufigeren eingeschickten Aufsätze enthalten, und die Gesellschaft hat einen neuen Preis für denjenigen ausgesetzt, der ihr im Laufe eines Jahrs die wichtigste von ihm gemachte Geogr. Entdeckung mittheilen wird. Cesar de Moreau, franz. Vizekonsul zu London, hat derselben mehrere engl. inedirte Admiralitätscharten nach Paris mitgebracht, die nächstens durch die geschickte Hand Brue's bekannt gemacht werden sollen.

In zwanglosen Quartbänden erscheinen fortwährend die Abhandlungen der Académie des Inscriptions. Der letzte enthält mehrere Abhandlungen über den Ursprung der chinesischen Schrift, die Ausbreitung der chinesischen Sprache und über die Verschiedenheit der bisher für einerley mit derselben gehaltenen Mundarten, von Abel-Rémusat, Mitglied der unlängst ernannten Kommission zur Vertheilung königl. Pensionen und einem der universellsten und geistreichsten Männer Frankreichs. Zur genannten Kommission gehören auch Cuvier, als Präsident; der Akademiker Michaud, Verf. des Werks über die Kreuzzüge; der berühmte Maler Gérard u. a. m. Der Verf. des vielbesuchten Stückes Leonidas und eines noch nicht aufgeführten Guillaume Tell, Pichat, erhielt kurz nach Einrichtung dieser Kommission, und wenige Tage vor seinem frühzeitigen Tode, eine königl. Pension; er war ohne Zweifel einer der talentvollsten neueren Dramatiker Frankreichs.

Digitized by Google

№. 23.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 18. März 1828.

Religiöse Literatur.

Sechs Schriften über die Leipziger Disputation.

Durch das Verhältniß, in welches sich zu allen Zeiten die Philosophie zum Christenthum und zur Theologie desselben stellte, bald die Lehren Christi bekämpfend, bald um ihrer Vernunftmäßigkeit willen sie als wahr und göttlich anerkennend, ist die seit mehreren Decennien mit dem Schulnamen Rationalismus bezeichnete Denkart und Auffassungsweise des Christenthums hervorgerufen worden. Diese Denkart fand besonders einen Halt in den Grundsätzen der kritischen Philosophie und hat in der neuesten Zeit unter der Aegide der Natur- und Ideal-Philosophie auf die Begründung und Gestaltung der Theologie mancherley Einfluß ausgeübt. Das Feuer, in welchem der Kampf über mittelbare und unmittelbare, natürliche und übernatürliche Offenbarung die betheiligten Parteyen geruffen hat, ist noch nicht erloschen. Ja, es wird durch neue Motive angeregt und der Streit auf ein anderes Feld geführt. Wenn bisher meist nur um die Christlichkeit der rationalistischen oder supernaturalistischen Ansichten gestritten worden war: so fragt man jetzt auch nach ihrer Kirchlichkeit, d. h. ob die eine Partey, nämlich die rationalistische, auf Theilnahme an dem Verein der evangelischen Kirche einen Anspruch habe? Dies verneinend sprach sich der vor kurzem von Königsberg nach Leipzig berufene Professor der Theologie, Dr. Hahn, in seiner Antritts-Disputation (De Rationalismi, qui dicitur, vera indole et qua cum Naturalismo contineatur ratione. Part. prioris Sect. I. II.) aus. Er behauptet in dieser Schrift, daß der neuere Rationalismus nicht wesentlich verschieden sey von dem älteren Systeme des Naturalismus und Deismus, daß man jenen Naturalismus schon gegen zwey Jahrhunderte wirklich Rationalismus genannt, und daß ihn, der aus England, Frankreich, Italien und Holland erst nach Deutschland eingewandert sey, von der Zeit seiner Entstehung an die rechtgläubigen Theologen für einen Feind und Vertilger des Christenthums (funera parat Christianismo) gehalten haben. Bey der öffentlichen mündlichen Vertheidigung dieser Abhandlung, wobey es sehr lebhaft hergegangen seyn und besonders Krug, der nach der Verfassung der Leipziger Universität als Dekan der philosophischen Fakultät zu opponiren hatte, kräftig und klar sich geäußert haben soll, wurde, wie bey allen gelehrten Komödien der Art, nichts Gutes, am wenigsten Friede gestiftet. Um jedoch diesen zu vermitteln und solches um der innern Bedeutung des Streites willen, durch welche die Streitenden als Repräsentanten ihres Zeitalters erscheinen, zu thun, trat ein Ungenannter — Nachrichten bestätigen, was das Büchlein selbst am deutlichsten verräth, daß es Dr. Karl Hase ist — mit der Schrift „die Leipziger Disputation. Eine theologische Denkschrift. Zu Kommission bey Söhring in Leipzig, 1827“ auf. Er suchte zu beweisen, daß die Vermischung des Rationalismus mit dem Naturalismus in der einen Bedeutung, soferne man Naturalismus für das System erklärt, welches die Natur selbst für Gott achtet und so entweder zur Selbstvergötterung oder zur Gottesläugnung führt, unwahr, in der anderen, historischen, daß nämlich ältere Supernaturalisten beyde Namen in gleichem Sinne genommen und das rationalistische System unchristlich erfunden haben, gleichgültig sey, und daß die hierauf gegründete Behauptung, daß der Rationalismus als ein Feind Christi aus der Kirche gestossen werden müsse, wider die Vernunft, wider das Grundgesetz der protestantischen Kirche und gegen den heiligen Geist des Christenthums streite (S. 7). Der erstere Theil ist ihm weniger gelungen, als der letztere, da in jenem Manches unklar und unbestimmt ausgedrückt ist und manche Spuren der Flüchtigkeit sich zeigen. Die Definition des gewöhnlichen Rationalismus ist übrigens bündig und gut in den Worten (S. 21) enthalten: dasjenige System, welches die Vernunft für die höchste Offenbarung Gottes hält, im Christenthume aber und in dessen ursprünglichem Denkmale sich selbst wieder erkennt. Die Art und Weise, wie die Kirchlichkeit des Rationalismus als einer besondern wissenschaftlichen Form oder Auffassungsweise des Chri-

Digitized by Google

steuthums dargethan wird, und wie aus den Behauptungen des Gegners für den Supernaturalismus und für die Kirche die verderblichsten Folgerungen gezogen werden, ist sehr anziehend. Es wird dabei ein merkwürdiges Wort des sterbenden Spener angeführt, daß der große Weltheiland doch ein armer Heiland wäre, wenn er die orthodoxen Lutheraner allein erlöst hätte. –

Wegen einiger historischen Unrichtigkeiten in der Leipziger Disputation erklärte sich Prof. Krug in der Schrift: Philosophisches Gutachten in Sachen des Rationalismus und des Supernaturalismus. (Ein Nachtrag zur Leipziger Disputation vom Opponenten Krug. Leipzig, 1827. In Kommission bey Kollmann.) Und gibt noch einmal klar und kräftig seine Stimme über den aufgeworfenen Streitpunkt ab. Ihm ist es jedoch weniger um die Stellung des Rationalismus im oder zum Christenthum oder zur christlichen Kirche, als überhaupt um die innere Nothwendigkeit und Konsequenz des Rationalismus zu thun, den er S. 41 so bestimmt: er ist die aus der natürlichen Entwicklung des menschlichen Geschlechts mit unabweislicher Nothwendigkeit hervorgehende Maxime, die Vernunft als die höchste Potenz unseres Geistes in allen Beziehungen geltend zu machen, also auch die Ideen oder Principien derselben auf Alles anzuwenden, was dem Menschen in der Erfahrung gegeben ist, um es danach zu beurtheilen, zu prüfen, und, soweit es unter den vorliegenden Umständen und Verhältnissen thunlich ist, auch zu vervollkommnen. Krug weist nach, daß zwischen Rationalismus und Supernaturalismus eigentlich kein direkter Gegensatz stattfindet. Unmittelbar stehen dem Rationalismus nur der Irrationalismus, und dem Supernaturalismus nur der Naturalismus entgegen. Solle auch zwischen jenen beyden ein Gegensatz stattfinden, so könne derselbe nur indirekt seyn. Der Rationalismus könne dem Supernaturalismus nur insofern entgegenstehen, als jener die Form des Naturalismus annimmt. Und eben so könne der Supernaturalismus dem Rationalismus nur insofern entgegenstehen, als jener die Gestalt des Irrationalismus annimmt. Es könne eben so wohl einen rationalen und irrationalen Naturalismus als einen rationalen und irrationalen Supernaturalismus geben. Daß der Supernaturalismus, soferne er sich dem Rationalismus entgegensetzen will, bey einem seiner berühmtesten Verfechter, Reinhard, inkonsequent und rationalistisch geworden sey, damit schließt dies interessante Buch.

Nach demselben erschien von dem Urheber der Streits, Dr. Hahn. „An die evangelische Kirche zunächst in Sachsen und Preussen. Eine offene Erklärung.“ (Leipzig bey Vogel.) Hier wiederholt der Verfasser die Erklärungen seiner Disputation und seine historische Beweisführung, ohne mit philosophischen Waffen noch überhaupt in wissenschaftlicher Form seine gelehrten Gegner zu widerlegen. Die Haupttendenz aber ist, darauf anzutragen, daß „die evangelische Kirche, welche weniger durch offene Feinde, als durch die, welche ihren Grund untergraben und als ihre Freunde und Glieder gelten, gefährdet sey, solche, die nicht an das Evangelium, sondern nur das, was ihnen darin nach ihren Ansichten beliebt, glauben, von den Ihrigen ausscheide oder entlasse“ (S. 10. 11. 14.). Der Irrthum des Mannes ist um so bedauernswürdiger, je reiner seine Absicht, je größer seine Begeisterung für das Ideal der wahren evangelischen Kirche ist, und je unverkennbarer er doch selbst zu freyeren Grundsätzen, namentlich in der Exegese sich hinneigt. Zur Genüge wird ihm solches dargethan in „Rationalismus und Supernaturalismus in ihrer Beziehung zum Christenthume und zur protestantischen Kirche. Eine offene philosophische Erklärung gegen die offene Erklärung des Herrn Dr. Hahn. Von Vigilantius Rationalis“ (Leipzig bey Baumgärtner). So beschwerlich durch die vielerley Klammern, Noten und Nötchen die Lesung dieses Buches wird, dennoch ist es lohenswerth nach seinem Inhalt, weil es der Sache näher auf den Grund dringt, und somit den Namen Rationalis nicht mit Unrecht an der Stirne trägt. Rationalismus des Christenthums wird die Maxime genannt, zu Folge welcher man die Vernunft wie in allen übrigen Dingen, so auch in der Bibel und in dem aus derselben zu entwickelnden Glauben als höchste Richterin, gelten läßt und nur das für wahr hält und als solches annimmt, was die Vernunft als solches erkennt. So ist es formales Prinzip der Prüfung auch des gegebenen Christlichen. Die aus ihm hervorgehenden einzelnen (materiellen) Annahmen und die vermöge jener Maxime geglaubten Lehren des Christenthums gehören nicht zum Begriffe des Rationalismus. Da es denkbar sey, daß in einer Offenbarung Lehren enthalten seyen, die unser Geist, ob er gleich (materiell) sie nicht auffinden konnte, dennoch (formell) sie als wahr anerkennen müßte, so könne und dürfe man nicht sagen, daß der Rationalist einzig den Religionsideen des menschlichen Geistes Glauben schenke und darauf die Nothwendigkeit gründe, den Inhalt einer jeden angeblichen Offenbarung darnach zu prüfen (S. 23 ff.). Daß Hr. Rationalis, wenn er selbst wirklich auf solche Weise die Prüfung der christlichen Offenbarung angestellt, zur Annahme solcher Lehren, die aus den Principien der Vernunft materiell nicht ableitbar, wohl aber in formeller Hinsicht der Vernunft annehmbar sind, nicht gelangt sey, zeigt der weitere Inhalt seiner Schrift, wo er dem krassen nichtrationalen Supernaturalismus die rationale Auffassung der biblischen Lehren gegenüberstellt. Im kürzeren zweyten Theile beweist er, daß die Forderung, die Rationalis-

Digitized by Google

sten sollen von der protestantischen Kirche sich trennen oder aus ihr ausgeschieden werden, in ihren geschichtlichen Berufungen grundlos und nichtig, nach ihrem Inhalt und Zweck aber höchst unbesonnen sey.

Weniger Beachtung verdient: Ueber das Verhältniß der Philosophie zum Christenthum. Eine Vorlesung, abgedruckt als Natum über Rationalismus und Supernaturalismus von Heinrich Richter, außerord. Prof. der Philosophie. Leipzig, bey Hartmann, 1827. Der Verfasser befindet sich in großer Unklarheit über den Begriff des Rationalismus, über den Vernunftgebrauch in Prüfung einer Offenbarung und über das Verhältniß des Rationalismus zum Christenthum. Es gebe eine zwiefache Möglichkeit, heißt es S. 16, die christliche Offenbarung aufzufassen. Entweder man betrachte sie als einen Kern, zu dessen Genusse man nur gelangen könne, nachdem man die herbe Schale seiner Verwandtschaft mit dem Judenthum in Accommodationen, Zufälligkeiten, Wundern und Weissagungen abgestreift und weggeworfen habe. Oder man erkenne in der christlichen Offenbarung die Erfüllung vorher gegebener Verheißungen Gottes, die Vollendung seines Planes mit dem Menschengeschlechte durch Christus; eine Thatsache, welche außer dem Zusammenhange mit der Geschichte des jüdischen Volks in ihrem Wesen nicht verstanden werden könne, so wenig als sie, entkleidet von der Persönlichkeit des Stifters der christlichen Religion, in ihrem Wesen unverändert bliebe. Offenbar kämpft Hr. R. nur gegen eine Klasse von Rationalisten, wenn er das Wesen des Rationalismus in die Verläugnung aller historischen Eigenthümlichkeit des Christenthums setzt. Denn er selbst gibt S. 36 f. den Vertheidigern des Rat. darin vollkommen Recht, daß der Vernunft das Recht, die christliche Offenbarung oder nach andern Erklärungen ihren theoretischen und moralischen Theil, nicht aber ihre historische Seite, (?) zu prüfen, zu erklären und anzuwenden zugesprochen werden müsse. Und darum also, weil der Rat. auch das historische Element des Christenthums nach dem Gesetze der Vernunft, die alles Gegebene ihren Regeln unterwirft und nach ihren Maximen prüft, untersuchen will, nennt der Verf. sein Wesen dem Christenthum entgegengesetzt. Wahrlich, wenn das Historische des Christenthums nicht eben so gut, wie sein dogmatischer und ethischer Inhalt, die Prüfung der gesunden Vernunft und einer unbefangenen Philosophie aushielte; so müßte man den Satz des Hrn. R. umkehren und behaupten, das Christenthum sey in einem seiner Bestandtheile, weil mit der Vernunft, also auch mit der geistigen Natur und den höheren Zwecken der Menschheit unverträglich.

G.

Illyrische Literatur.

Versione libera dell' Osmanide. Poema illirico di G. F. Gondola, patrizio di Ragusa. Colla vita di lui scritta dal p. F. M. Appendini. Ragusa, per A. Martecchini, 1827. 8.

Der neuesten Zeit, deren Charakter das Streben nach Gerechtigkeit in jeder Beziehung ist, war es vorbehalten, das sangreiche Volk der Slaven, das man bisher mit vornehmer Unwissenheit, als barbarisch zu verachten gewohnt war, in seinem wahren Werthe zu erkennen. Schon sind die alten Heldenlieder der Böhmen und Russen und der Serwier, die theils in den Bibliotheken moderten, theils aber auch noch im Munde des Volkes lebten, aus ihrer langen Nacht der Vergessenheit, an das Licht gezogen worden. Eine nicht minder wichtige Entdeckung ist kürzlich von einer Seite, von der es vielleicht am wenigsten erwartet wurde, in dem ehemaligen italienisch-illyrischen Freystaate Ragusa gemacht worden. Der Herausgeber der so eben erschienenen italienischen Uebersetzung eines illyrischen Heldengedichts aus dem sechszehnten Jahrhundert sagt in der Vorrede: „Luccari in seinem Compendio della Storia di Ragusa erzählt, daß ein Kärnthnischer Fürst bereits vor dem Jahre 1000 den Ragusanern seinen Schutz angedeihen ließ, weil sie in Gesängen die Thaten der slavischen Fürsten verewigten. Eusebio Caboga erwähnt der Podiesta, welche in Sluno den Schiffbruch des Alexios Komnenos im Golf von Lyon besang. Ignazio Giorgi hat uns die Namen zweyer alten illyrischen Barden (Guslari) Sciško und Gjore von Ragusa erhalten, Gradi, in seiner Lebensbeschreibung Palmotic's, die der Cristiade desselben vorangeschickt ist, spricht von den vielen Gedichten, die noch damals zum Lobe Neuvermählter und bey anderen Gelegenheiten gemacht wurden.“ Es ist bekannt, daß mehrere dieser alten Gedichte sich bis auf unsere Tage erhalten haben, und Prof. Appendini, der Herausgeber des Gondola, hat mehrere derselben übersetzt. Unglücklicher Weise scheint er die älteren Gedichte für zu roh und barbarisch zu halten, um sie einem gebildeten Publikum vorzulegen; daher ist seine Wahl auf die Osmanide gefallen, ein Gedicht, in dem das Studium der Klassiker und Tassos zu deutlich sichtbar ist, als daß wir es als ein wahrhaft nationales slavisches Gedicht gelten lassen könnten. Abgesehen indessen von diesem nationalen Interesse hat dasselbe durch seine vielen eigenthümlichen Schönheiten die vollsten Ansprüche auf unsere Anerkennung und Achtung und dürfte gerade jetzt eine um so allgemeinere Theilnahme finden, da den Thron Osman's, dessen Schicksale und tragisches Ende es besingt, ein Fürst einnimmt, dem es gelingt, dieselben Reformationen durchzuführen, deren Vorbereitung Osman das Leben kostete.

Digitized by Google

Die meisten Gesänge werden durch allgemeine Betrachtungen eröffnet, in denen oft alte Ideen unter neuen und schönen Bildern poetisch aufgefaßt werden. So betrachtet der Dichter im Anfang des ganzen Gedichtes den Kreislauf des Schicksals:

Der in Cypressen den grünen Lorbeer wandelt,
An der Tropyren Fuß das Grab eröffnet
Und in der Traur' und des Vergessens Schatten
Geist unter das Gestirn der Freud' und Hoffnung *).

Wie wahr und lebendig ist im Anfang des zweyten Gesanges das Bild, das die Eitelkeit und Nichtigkeit der Gegenstände, nach denen die Ehrsucht strebt, bezeichnet?

Wer von der Höhe schaut, dem grünet heiter
Die Waldung unter ihm, die doch im Schooße
Tödliche Schlangen und wilde Thiere birgt **).

Ueberrascht hat uns der Gedanke:

Und hohen Sinn haucht das Gedächtniß Mutter
Der Hoffnung, diesem Herzen ein ***).

Die Beschreibungen sind wahr, schön und kräftig, wie die folgende:

Der Vor' ist Ali, der mit scharfem Geiste,
Beredten Blick und schöner Körperbildung
Demüthige Haltung und Wohllaut verbindet.
Und seine Lippe scheint Echo des Herzens.
Dessen Gedenkniß sie doch nie verräth †).

Und selbst die von gewöhnlichen Dingen sind würdig, ohne zu ermüden:

Und Ali zeigt sich mit glänzenden Festen,
Mit goldnen Borten, reich besetztem Schwerte
Gesammlicht, auf weißem Renner, der ungeduldig
Ins silberne Greis beißt und den Boden stampfet
Mit eisenbeschlagnem Huf ††).

Oder:

In seidnen Zelten sitzen sie, auf weichen
Gestickten Kissen, im Arm der trägen Wollust,
Aus langem Rohr duftende Wolken ziehend,
Oder die dichte gebrannte Bohne
Aleppo's schlürfend aus rauchender Tasse.
Vom Saft betrunken, den aus seinem Mohn
Arabien destillirt, ruhn sie versenkt
Im Pfuhm des Schwan's, in langem Schlafe träumend.
Zur See verlangen sie Vögel, Fisch' im Lager
Um mit arabischem Gewürz auf goldnen Schalen
Aufs köstlichste die Mahlzeit auszurichten *).

Aber am glänzendsten zeigt sich der Dichter, wenn er den kriegerischen Geist einer Schönen der Rose vergleicht, die mit Dornen besetzt ist, wenn er das Erstaunen des Heeres bey dem Anblick einer ganzen Schaar bewaffneter Jungfrauen beschreibt, wenn Eronoslave unterwegs den Gesang des glücklichen Bauern hört, wenn er die Verwandten der geraubten Frauenzimmer, im Begriff auf das Haupt des Räubers die Stürme und Blitze des Himmels herabzuwünschen, inne halten, indem sie sich erinnern, daß in demselben Schiff auch die Opfer des Verraths zu Grunde gehen würden, oder wenn Ciclar die Gestade von Griechenland durchreist, und

Die hohe Säule, die verschont vom Sturme
Der Zeit, auf dem verlassnen Ufer Thaten
Des Alterthums verkündet; aber Ciclar
Hört nicht die Stimme der vergangnen Zeiten **).

Ueber den Werth der Uebersetzung können wir, da uns das illyrische Original noch nicht zu Gesicht gekommen ist, nicht urtheilen; die Sprache ist im Allgemeinen schön, und der epische Ton gehalten. Doch scheint uns die Wahl der Verse slolte verfehlt und wäre nur dann zu rechtfertigen, wenn das Original in einem ähnlichen Versmaaß abgefaßt wäre. — Auf dieses werden wir noch einmal zurückkommen, sobald es uns gelungen seyn wird, ausführlichere Nachrichten über die ältere illyrische Literatur und Poesie einzuziehen, die wir unsern Lesern nicht vorenthalten werden.

*) In cipressi trasforma i verdi ollori
Ed a piè de' trofei apre le tombe.
Della tristezza e dell' oblio nell' ombra
L' astro della speranze e della gioia
Tramonta. —

**) A chi dall' alto guarda, la soggetta
Selva licta verdaggia, ma nel seno
Letali serpi e cruda belve asconde.

***) Ed alti sensi la memoria, madre
Della speranza, a questo cuore ispira.

†) Eletto nunsio è Ali d' acuto spirto,
Di belle forme, d'eloquente sguardo,
D'umil contegno, di soavi accenti;
Ed il suo labbro par ecco del core,
Nè indisio scopre dei pensier segreti.

††) E Ali si mostra di lucenti pelli,
D'aurata fasce, e di gemmato Brando
Adorno, su destrier bianco, che morde
L'argenteo frano, e il suol colla ferrata
Zampa percute.

*) Sotto seriche tende o sopra molli
Ricamati sofà seggono in braccio
D'ignava voluttà, nube odorosa
Ora traendo dalla lunga canna,
Or delibando da fumante tazza
L'odoroso d'Aleppo arso legume,
Del succo ebri che l'Arabo distille
Da' papaveri suoi, dormono immersi
Nella piuma del cigno i lunghi sonni.
Nelle navi gli augei, nei campi i pesci
Recan per imbandir lauto convito
Fra gli arabi profumi e l'auree tazze.

**) Qualche eccelsa colonna che la falce
Sfuggì del tempo, sui deserti lidi
Gli antichi fasti annunzia, ma la voce
Delle passate età Ciclar non ode.

Digitized by Google

№. 24.

Literatur-Blatt.

Freytag, den 21. März 1828.

Philosophie.

1) Philosophie der Geschichte oder über die Tradition. Frankfurt a. M., Herrmannsche Buchhandlung, 1827.

In Nr. 9. des vorigen Jahrgangs dieser Blätter sprachen wir über die Sagen der Hebräer von Heimann Hurwitz, und fanden dort eine Abhandlung über den Ursprung, Geist und Werth des Talmud, auf welche wir hier zurückkommen müssen. — Diese Abhandlung war eine Schutzrede gegen alle diejenigen, welche den Talmud, der alle kirchliche Tradition der Hebräer enthält, als Inbegriff spekulativen Wahnsinns, religiöser Schwärmerey und Grübeley und lästiger Regeln für blos äußerliche und um so ängstlichere Beobachtung religiöser Gebräuche betrachteten, und demselben jeden höheren, ächtreligiösen und moralischen Werth absprachen. Herr Hurwitz begnügte sich aber damit, den Beweis zu führen, daß jene verächtliche Beurtheilung des Talmuds nur auf unwesentlichere Bestandtheile desselben ihre Anwendung fände, sonst aber auf Leichtfertigkeit und Mißverstand gegründet sey, indem man buchstäbliche Auslegung gebrauche, wo tiefsinnige Lehren und großartige Ideen im Gewande der Allegorie, mährchenhafter Erzählungen ꝛc. vorgetragen würden. — Der uns unbekannte Verfasser vorliegender „Philosophie der Geschichte“ bleibt nicht bey der Vertheidigung stehen, sondern betrachtet und gebraucht den Talmud und die bisher so verschrieene kabbalistische Weisheit als den wahren Born, aus welchem die ächte Philosophie der Geschichte zum Heil der Menschheit geschöpft werden müsse, und hat die seinige daraus geschöpft.

Schon Schelling hat in Bezug auf die Samothrakischen Mysterien die talmudischen Schriften als den reichen Kern aller höhern Weisheit des Orients und der ganzen alten Welt bezeichnet, ohne jedoch unsere Kritiker von der Aechtheit und Ursprünglichkeit der gepriesenen Quelle hinlänglich zu überzeugen. Daher sucht unser Verfasser das Uralterthum der im Talmud niedergelegten Tradition zu erweisen, das Aechte und Göttliche darin von blos menschlicher Zuthat abzusondern und so die Anforderungen wissenschaftlicher Kritik zu befriedigen. Ob seine Ansichten und Untersuchungen Beyfall oder Tadel erfahren, genügend oder ungenügend werden befunden werden, lassen wir hier um so eher unerörtert, weil unfehlbar das Eine wie das Andere eintreten und der Verf. selbst in einem zweyten der Kabbalah besonders gewidmeten Bande alle kritischen Fragen erst ganz ausführlich erledigen wird. — Uns erscheint das ganze Werk in vielfacher Rücksicht äußerst merkwürdig, besonders wegen der innigen Verbindung mystischer Tiefe mit wissenschaftlicher Klarheit, Strenge und Konsequenz, darin unsere Zeit und Nation ein noch kaum geahntes Talent entfalten zu wollen scheint. Und der Verfasser steht in dieser Beziehung keineswegs allein; Fichte, Schelling, Görres, Steffens, Windischmann, Hegel und Andere sind ihm theils vorangegangen, theils zur Seite. Ihm aber gebührt die direkte Wiederaufnahme des Kabbalistischen, für welches demselben eine höhere Entwicklungsstufe durch jahrhundertlange, wissenschaftliche Fortschritte vorbereitet worden zu seyn scheint. — Jeder unbefangene wird, wie entgegengesetzt auch seine Ansicht, wie geneigt er auch seyn möge, das ganze Werk als ein mystisches und vielleicht als ein einseitiges, in blos jüdischer Mystik befangenes zu verwerfen, dennoch selbst in dieser, wie in jenem, die überschwengliche Energie des menschlichen Geistes und dessen Fähigkeit bewundern müssen, um jeden gegebenen, festen Punkt ein Universum erhabener Ideen zu versammeln. — So hat, um dies näher anzudeuten, unser Verf. fast dieselbe großartige Weltanschauung, zu welcher Görres vom Standpunkte der idealen Naturphilosophie hindurchgedrungen, aus dem Studium kabbalistischer Weisheit gewonnen. Wie jener, erblickt derselbe in der geschichtlichen Entwickelung der Menschheit eine unendlich reiche, bis zur endlichen Vollendung fortschreitende Entfaltung des Reiches Gottes auf Erden. Aber wenn Görres in seiner Mythengeschichte z. B. als Gleichniß dieser Idee die gewaltigen Züge eines religiösen Völkerepos hingeworfen hat, so quillt die Ansicht unseres Verfassers wie ein Welthymnus aus der Tiefe individueller

Digitized by Google

Religiosität. Der Mittelpunkt der Görres'schen Ansichten ist unter den Sternen zu suchen, unser Verf. hat die seinigen, treu der Kabbalah, an das Volk Gottes auf Erden, an Israel geknüpft. In folgenden Aussprüchen glauben wir die Grundgedanken des ganzen Werkes gefunden zu haben:

S. 94. „Die in successiver Ordnung erfolgende Entfaltung des großen Menschen (d. i. der Menschheit) in seinen Gliedern ist die Geschichte der ganzen (?) Schöpfung und der successiven Vereinigung der Kreatur mit Gott, welche erst dann vollkommen werden wird, wenn die Zahl des Menschen erfüllt (ist) und die Menschheit ihren Cyclus beschlossen hat, wo dann das priesterliche Geschlecht (die gotterkennende Menschheit) sich selber mit aller Kreatur in die ewige Liebe einführen wird." Dieser Satz erhält seine nähere Bestimmung durch folgenden (S. 103): Die Erlösung und Wiedergeburt des gefallenen Menschen ist das große Thema der Weltgeschichte auf Erden." Hiezu kommt noch S. 83: „Ursprung und Führung des Volkes Israel bilden den Hauptfaden und Mittelpunkt für die Geschichte der gefallenen Menschheit überhaupt. — Man wird nach allem bisherigen, das allerdings von einer großen Selbstbeschränkung, die sich der Verf. auferlegt, Zeugniß gibt, kaum begreifen, wie wir oben eine so günstige Parallele mit Görres, dem Jean Paul einst zu großen Reichthum nachgerühmt, haben aufstellen können. Und dennoch muß dieselbe stehen bleiben, denn wenn auch der Verf. fast gar nicht aus dem gewählten Mittelpunkt, dem Volke Gottes, und der Entwickelung der Epochen heraustritt, in welchen sich diesem der Herr offenbart, so wirft er doch mit jedem Blick, den er auf die Peripherie der Völkergeschichte richtet, ein oft überraschend neues Licht auf die lezte. Schön hat er z. B. und im Allgemeinen gewiß richtig angedeutet, wie die ganze alte Welt gerade dadurch auf den Empfang des Evangeliums sey vorbereitet worden, daß sie in den furchtbaren Schicksalen, welche wiederholt ihr höchstes Gut, irdische Macht und Herrlichkeit, getroffen, dessen innere Nichtigkeit nicht allein habe erkennen, sondern auch auf das tiefste empfinden müssen. Sehr richtig ferner führt der Verf. die äußere Macht, welche die Kirche im Mittelalter erlangt, auf die innere und geistige zurück, welche aus der Zertrümmerung des römischen Reichs durch die Germanen hervor- und diesen Ehrfurcht gebietend gegenübergetreten sey. Aeußerst interessant, zum Theil vortrefflich haben wir die kurzen, aber ins Innerste dringenden Urtheile über das Zeitalter der Reformation und über das unsere gefunden. Obwohl der Verf., nach einigen Stellen zu schließen, Katholik ist, so hat er doch die von der Kirche, wie sie geworden, nicht wie sie seyn sollte, selbstverschuldete Reformation, in ihrer welthistorisch-nothwendigen Erscheinung und in ihrer großen Bedeutung tiefer erfaßt, als die Protestanten selbst zu thun pflegen. Er tadelt z. B. daran, und hierin berührt er sich mit dem Verf. der „Betrachtungen über den Protestantismus," daß sie keine Reformation der Grundgebrechen der Kirche, sondern nur unwesentlicher, äußerlicher Dinge gewesen sey, daß sie kein wahres Leben allerdings erstarrten Formen gegeben, sondern diese nur weggebrochen und an deren Stelle ein eben so todtes Buchstabenchristenthum gesezt habe. — Ohne die Richtigkeit dieser Behauptung bestreiten oder erklären zu wollen, bemerken wir blos, daß diese, wie noch manche andere des Verf., uns ein Beweis seiner Unparteylichkeit ist, da er gewiß seyn kann, es dadurch mit allen Partheyen zu verderben. Auch sind die Mystiker stets und lange vor der Reformation schon die eigentlichen, geistigen Feinde der Kirche gewesen, und sie werden es jeglicher Kirche werden, sobald aus den noch so armseligen Formen derselben der Geist und die Seele der Religion, aufrichtige Frömmigkeit, entflohen ist. — Wer an religiösen und kirchlichen Dingen kein wesentliches Interesse nimmt, wem Ideen über das Schicksal, die Natur und Bestimmung der Menschheit gleichgültig erscheinen, der wird doch wenigstens einige wissenschaftliche oder literarische Neugierde auftreiben und selbst in lezterem Falle das vorliegende Werk bemerkenswürdig finden. Er bedenke z. B. nur, daß die tiefsinnigsten Ideen, welche in platonischen Schriften, namentlich in der Politeia vorkommen und so manchem Philologen schon ein Kreuz gewesen sind, hier aufs Neue als Resultate kabbalistischer Weisheit vorgetragen werden, und daß ferner viele Stellen des Evangeliums und fast die ganze Offenbarung Johannis nähere Erklärung von derselbigen zu erwarten haben; — er wird dann gewiß unsere Erwartung, wenn gleich aus eignen Gründen, theilen, mit welcher wir dem versprochenen zweyten Theile entgegensehen, der sich ganz eigentlich über Wesen und Inhalt der Kabbalah verbreiten soll. Schließlich bemerken wir für solche, welche von Allem gleich das Schlimmste zu fürchten bereit sind, und die etwa besorgen möchten, es könne die Kabbalah der Aufklärung gefährlich werden, daß, wenn dieses wirklich eintreten sollte, ebenerwähnte Aufklärung nicht viel werth sey. Nur was unächt ist, geht zu Grunde, und zwar von Rechtswegen. Dessen darf die falsche Mystik und Aufklärung gewärtig seyn; aber falsch ist sicherlich die, welche Furcht hat.

2) Uebersicht der wichtigsten Lehren des Talmud von Müller. Berlin, bey Stuhr, 1827.

Der Verfasser dieser Schrift hat den Talmud zwar aus einem nichts weniger als philosophischen Gesichtspunkt aufgefaßt, doch eben des Kontrastes wegen wollen wir ihrer hier erwähnen. Es geht den armen Juden in vie-

Digitized by Google

ler Hinsicht wie den Jesuiten. Man stellt allzuhäufig nur das Böseste oder Aberwitzigste aus ihren Lehren zusammen, und erweckt dadurch eben so einseitige Vertheidiger, die wieder über dem Guten ihrer Lehren jenes Schlimme übersehen. Die Schrift des Herrn Müller geht, wie die Vorrede sagt, indirekt auf die Bekehrung der Juden aus, und spricht schon dadurch das Verdammungsurtheil über den Talmud aus. Sie gibt sodann eine Uebersicht über den ganzen Inhalt des Talmud, beschränkt sich aber im Wesentlichen darauf, blos die allgemeinsten Ueberschriften anzugeben, und zu eigentlichen Auszügen nur solche Artikel zu wählen, die offenbar ein blos nachtheiliges Licht auf das Ganze werfen. Dieses Verfahren ist unbillig. Der Talmud, besonders der ältere Text, enthält politische und moralische Vorschriften, die im Wesentlichen die alttestamentarische sind und nur mit diesen zugleich anerkannt oder verworfen werden müssen, und selbst die spätern Auslegungen und Zusätze bieten neben aller Abgeschmacktheit des rabbinischen Despotismus auch eine Menge von erhabenen und rein sittlichen Ideen dar, die man nicht unerwähnt lassen darf, wenn man jene verdammt. Was sollen dergleichen einseitige Auszüge? Sind sie nur auf die Christen berechnet, um die verächtliche Meinung, die sie ohnehin von den Juden haben, noch zu verstärken und gewissermaßen zu legitimiren, so ist diese Einseitigkeit ungerecht und grausam. Sind sie aber auf die Juden selbst berechnet, die man damit bekehren will, so vergißt man, daß die Juden ja ihren Talmud besser kennen, als wir, und daß sie nur noch hartnäckiger an ihm halten müssen, wenn sie ihn ungerecht verunglimpft sehen. Ueberdies dürften bey allen noch so löblichen Absichten die religiösen Bekehrungsversuche nicht weniger als die politischen Erziehungsversuche bey den Juden erfolglos bleiben. Dies kommt mir zuweilen vor, als wenn Kinder einen Greis erziehen wollten. Die Juden sind Völkergreise, welche längst durch die Schule der ganzen Welt gelaufen sind und wie jener alte Pudel in der Fabel ausrufen können:

Ihr werdet meinen alten Kopf
Doch nimmer mehr zum Doktor schlagen.

Geschichte.

Geschichte der Reformation in Bern. Auf das dritte Jubiläum 1828. Von Samuel Fischer, Pfarrer in Barberg. Bern, 1827. Bey Chr. Albr. Jenni, Buchhändler.

Mit lobenswerther Bescheidenheit erklärt sich der Verf. der vorliegenden Schrift in der Vorrede dahin, daß er bey dieser Arbeit kein anderes Verdienst als das des Zusammentragens aus mehreren, zum Theil unterm Publikum seltener gewordenen, Büchern habe. Da ihm von Andern gründlich und umfassend vorgearbeitet worden war, so bedurfte es, und gerade bey dem Zwecke, ein Volksbuch zu schreiben und besonders bey minder wissenschaftlich gebildeten Theile seines Volkes einen gedrängten und klaren Ueberblick von dem Werke der Reformation in Bern zu verschaffen, keiner eigenen weiteren historischen Nachforschungen, die etwa einzelne Begebenheiten und Verhältnisse mit speziellereren Zügen ihn hätten erkennen lassen. Ohnedies sind die wesentlichsten Bestandtheile bey der Geschichte der Einführung der Reformation in der Stadt und dem Kanton Bern so wenige und bey den damaligen und dortigen Umständen trotz allen Rückwirkungen der katholischen Partey so wenig verwickelt, daß die vorhandenen historischen Erörterungen wohl hinreichen, um aus denselben eine getreue, faßliche, lebendige Schilderung jenes in kirchlicher und politischer Hinsicht für Bern so wichtigen Ereignisses zu ziehen.

Die Reformationsgeschichte Berns gehört wohl zu den interessantesten Seiten einer an Bewegungen des religiösen, wissenschaftlichen und bürgerlichen Lebens in jeder Art reichen Zeit. Sie unterscheidet sich zwar im Ganzen sehr unvortheilhaft von denen anderer Städte und Länder in der Schweiz und in Deutschland, wenn auf daßenige, was von der Masse des Volkes und von Einzelnen unter demselben für die große Sache geschehen ist, Rücksicht genommen wird. Obgleich von kräftigen Vorschreitern Vieles geleistet wurde, — wir erinnern nur an Berthold Haller aus Rottweil und an Sebastian Meyer, an Johannes Haller, Franz Kolb, Wilhelm Farel und den durch seine dramatischen Satiren das Reformationswerk befördernden Niklaus Manuel; — so war doch ihre Thätigkeit minder kraftvoll, wie die eines Luther, Zwingli, und minder erfolgreich für den Anfang, besonders auch darum, weil von Seiten der bürgerlichen Obrigkeit nur halbe Hülfe geleistet ward und halbe Hülfe oft gefährlicher ist, als gar keine. Denn hier begegnet uns weder das rasche, kühne Vorandringen, wie es in Zürich unter thätiger Mithülfe des Rathes und der Vornehmen dem Zwingli gelang, wie es auf ähnliche Weise in Deutschland, namentlich in einigen Städten Schwabens, wie z. B. in Reutlingen geschah, noch jene konsequente Rühe und Zurückhaltung, jene besonnene Erwägung und Berechnung aller Umstände für den zur Ausführung des Werkes geeigneten Augenblick, damit die gute Sache auf dem sichersten Wege ins Leben geführt und zugleich alen möglichen und wirklichen Gefahren, so weit es immer geschehen kann, vorgebeugt werde, wie dies in Luthers weisem Churfürsten der Fall war, den man von dieser Seite nicht mit Unrecht die Grundsäule der deutschen Reformation nennen mag. Das Benehmen der Bernischen Re-

Digitized by Google

stokratie, von welcher die frühere oder spätere Einführung des veränderten kirchlichen Glaubens und Lebens abhing, ist in den meisten Fällen so unsicher und schwankend, daß bey dieser Reihe von Widersprüchen man sich verwundern muß, wie schon im Jahre 1528 die alte Lehre und Kirchenordnung abgeschafft und, wenigstens in der Stadt, der evangelische Glaube und Gottesdienst festgestellt werden konnte, wie nicht aller gute Anfang zerstört worden ist, durch die in unserem Buche angeführten unaufhörlichen Intriguen und Bestrebungen der alten Partey nicht sowohl im Kanton Bern selbst, als in den umliegenden Städten und Kantonen katholischer Seite. Nachdem Berthold Haller und Sebastian Meyer seit 1520 in Bern angefangen hatten, blos die der heiligen Schrift gemäßen Lehren zu predigen, nachdem der Rath zu Bern 1522 dem Bischof von Lausanne die begehrte Auslieferung jener beyden ketzerischen Prediger verweigert und im Jahre 1523 ein Mandat hatte ergehen lassen, wornach jeder Prädikant dem Volke „die bloße lautere Wahrheit der heiligen Schrift fürhalten und entdecken“ sollte; trat er dennoch in denselben Jahre den Tagsatzungen bey, auf welchen die lutherischen und zwinglischen Lehren verdammt und wornach protestantische Schriften den Buchhändlern abgenommen und öffentlich in Bern verbrannt wurden. Bern verband sich ferner mit den übrigen Orten gegen Zürich zur Annahme des schweizerischen Interims im Januar 1521. Später wurde jedoch von dem Rathe zu Bern das frühere der Reformation günstige Mandat wieder bestättigt, aber mit solchen Zusätzen versehen, daß es nur dem Scheine nach bestätigt war. Nach der Disputation zu Baden wurde Bern von den katholischen Orten zur Unterwerfung unter ihre Beschlüsse genöthigt; es wurde auf Beybehaltung des alten Glaubens von dem Rathe ein Eid geleistet, und Haller, weil er nicht Messe lesen wollte, abgesetzt, jedoch als Prädikant wieder angestellt und auf dessen Antrag der protestantische Prediger Franz Kolb aus Nürnberg nach Bern berufen, auch der im Ausland verfolgte Wilhelm Farel angestellt. Einzig die zudringlichen Forderungen der übrigen katholischen Orte, die von Bern mehr Entschiedenheit gegen die neue Lehre und Sekte begehrten, schütterten es endlich aus dem Schlummer der Unthätigkeit auf; das Mandat vom Jahre 1523 wurde erneuert und das große Interim-Reformations-Edikt aufgehoben. „Von nun an,“ sagt Herr Fischer, „hatte das Hin- und Herschwanken ein Ende.“ Ein Ort um den andern im Kanton stellte die Messe und andere katholische Einrichtungen ab. Im Anfang des Jahres 1528 hielt Bern trotz den Einsprüchen der benachbarten und bey der Reformation von Bern betheiligten Bischöfe und Kantone, ja trotz dem Verbot Kaisers Karl V. eine Disputation, die zu Gunsten der evangelischen Lehre ausfiel, und ließ am 7. Februar desselben Jahres das förmliche Reformationsedikt ergehen. Wo, wie hier, die protestantische Sache von ihren Vertheidigern so unsicher, unmännlich und unklug gehandhabt wurde, da kann man wohl am deutlichsten erkennen, wie das Werk sich selbst geholfen und unklug gehandhabt wurde, da kann man sich nachgezogen hat.

Herr Fischer hat dies Alles in einer einfachen und klaren Ordnung erzählt, und bis zur Beendigung der Kappelkriege und ihren ersten Folgen die Geschichte der bernischen Reformation fortgeführt. Im ersten Kapitel ist der Zustand der Kirche und der Kultur vor der Reformation, das Unwesen des schweizerischen Tetzels, des Barfüßer-Guardians Bernhard Samson von Mayland, so wie die berüchtigte Ketzergeschichte, kurz und treffend geschildert. Die Heroen der Reformation in Bern, Haller, Meyer, Kolb u. A. sind in ihrer frommen Thätigkeit treu gezeichnet, und durch ihre Berührung mit Zwingli, mit Oecolampadius u. A. ist der Zusammenhang der bernischen Reformation mit den gleichzeitigen Bewegungen in Basel, Zürich, Schaffhausen, so wie in Deutschland und Frankreich, dem Leser stets gegenwärtig. Der rauhe, wilde, oft hitzigrasche Charakter des Schweizervolks in jenem Zeitalter tritt aus allen Schilderungen hervor, obwohl der Verf. auf keine Weise die Grausamkeiten der Feinde der Reformation, die sich aus dem Verbrennen und Enthaupten der Protestanten ein Geschäft machten, grell schildert und die Rohheit, die auch auf protestantischer Seite, wiewohl weit seltner, sichtbar ist, z. B. das Ertränken der Wiedertäufer, die ihre Irrthümer nicht abschwören wollten, nicht verschweigt.

Die Sprache ist gut, weil sie einfach, ungesucht und verständlich für den Kreis von Lesern ist, dem der Verfasser sein Buch bestimmt hat. Veraltete Ausdrücke, wie „Alldieweil, ob der Stadt“ hätten leicht können vermieden werden.

Die Herausgabe eines größeren Werkes, das im Manuscript schon vollendet daliegt und aus dem gegenwärtige Schrift nur der Auszug ist, wie der Verfasser in der Vorrede sagt, mag, namentlich für seine bernerischen Landsleute, interessant seyn. Doch möchten wir ihm bey der Unternehmung eines solchen Werkes rathen, sich die Einsicht der noch unbenützten Urkunden und Quellen zur Vervollständigung des Ganzen und zur Vermeidung etwaiger Unrichtigkeiten im Einzelnen zu verschaffen, wozu ihm bey einem so verdienstlichen, für das Vaterland und den Schriftsteller gleich ehrenvollen Werke thätige Unterstützung von Seiten der obrigkeitlichen Behörden nicht fehlen wird.

G.

Digitized by Google

N°. 25.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 25. März 1828.

Geschichte.

Geschichte Napoleon Bonaparte's von Friedrich Buchholz. Nec reprehendere libet, nec laudare possum. Cic. de leggb. III, 9. [Nicht loben kann ich, nicht verdammen.] In drey Bänden. Erster Band. Berlin 1827. Verlag von Theod. Christ. Friedr. Enslin.

Seitdem Napoleon vom Schauplatz seiner Thaten abgetreten, besonders seitdem wir ihn zu den großen Todten rechnen müssen, sind unzählige Memoiren, Schriften, Werke ans Licht getreten, die einzelne Momente und Abschnitte seines Lebens oder das ganze in umfassender Darstellung beschrieben haben. Bald ist er uns als Privatperson, besonders oft als Kriegsheld, manchmal als Staatsmann, nicht selten schon in allen Beziehungen, mit einem Wort als der Cäsar, Augustus und Alexander des achtzehnten Jahrhunderts geschildert worden. Ganz neulich hat vor allen Walter Scotts Napoleon viel Geräusch und Aufsehen gemacht, und während die deutschen Uebersetzungen dieses Werkes und andere französische Werke gleichen Gegenstandes zum Theil noch unter der Presse sind, erscheint vorliegendes, deutsches Originalwerk auf dem literarischen Wettplan, und wir sind überzeugt, daß es sich vor vielen andern als preiswürdig behaupten werde. Der sonst schon als philosophischer Historiker rühmlichst bekannte Verfasser bietet uns hier die Resultate eines vor sechs und zwanzig Jahren begonnenen Studiums dar, und auch ohne von diesem Umstande in der Einleitung benachrichtigt zu seyn, könnte einem aufmerksamen Leser eine gewisse Reife nicht entgehen, die sich sowohl in der Anordnung des Ganzen, als in den durchgeführten Ansichten und endlich selbst in der sprachlichten Darstellung ankündigt. Die Letztere ist, um hiemit zu beginnen, nicht gerade rhetorisch vollendet, aber auch durchaus nicht gesucht, sondern leicht, klar, man möchte sagen bequem, ihrer selbst gewiß und erhebt sich nur mit dem Gegenstande. So wie sich in ihr gewisse Redeformeln, so natürlich und von selbst, wie es beym Sprechen und mündlichen Vortrage geschieht, wiederholen, so treten auch gewisse politische, moralische und staatswirthschaftliche Grundansichten von Zeit zu Zeit und am gelegenen Orte wieder hervor, um eben so den Sinn und die Bedeutung der Begebenheiten zu bezeichnen, wie durch diese stets ihre neue Bestätigung zu erhalten. Hiedurch und durch die innere Konsequenz der Ansichten, noch mehr aber durch die historisch-philosophische Einsicht in das Wesen der menschlichen Dinge erhält das ganze Werk einen eigenthümlichen Werth, der es vor den meisten seiner Art auszeichnet, den nämlich, nicht allein interessirend, sondern auch unterrichtend und aufklärend selbst da zu seyn, wo man nicht ganz mit dem Verfasser übereinzustimmen vermag.

Im Allgemeinen zerlegt sich dem Verfasser sein Gegenstand in drey größere Abtheilungen. Die erste umfaßt den allmähligen Verfall der französischen Lehnsmonarchie bis zum gänzlichen Untergange derselben in der Person Ludwigs XVI.; die zweyte das Tigerleben der demokratischen Republik in allen seinen Abstufungen bis zum 18. Brümaire; die dritte endlich die Verwaltung des französischen Reichs durch Napoleon bis zum zweyten Pariser Frieden 1815. Schon andere, auch Walter Scott, haben nöthig gefunden, die Geschichte Napoleons mit der der Revolution zu beginnen, und da, nach dem Ausdruck unsers Verfassers, Napoleon und die französische Umwälzung auf so unzertrennliche Weise zusammengehören, daß es sogar unvernünftig wäre, beyde zu sondern, so frägt es sich nicht mehr ob, sondern wie beyde in Verbindung und Beziehung gesetzt werden. Diese Frage schließt aber die doppelte in sich: wie hat der Verfasser die Revolution selbst aufgefaßt, und wie sonach ihren größesten Sohn? Der Verfasser hat sich selbst diese Doppelfrage gestellt, und, so weit wir aus dem gegenwärtigen Bande, der bis zu Ludwigs XVI. Tode geht, schließen können, wenn auch nicht vollkommen, doch in einem sehr hohen Grade befriedigend beantwortet. Vor allem faßt er die französische Revolution des weitern würdiger, als der beliebte Novellendichter, in universalhistorischer Ansicht und Einsicht.

Digitized by Google

Gleich Mignet und Thiers erkennt er darin eine mit Nothwendigkeit hereinbrechende Zertrümmerung des in sich selbst seit Jahrhunderten, besonders durch und seit Ludwig XIV. morschgewordenen, zu leblosem Mechanismus ausgearteten Staatsorganismus der französischen Monarchie. Aber ungleich jenen geistvollen Franzosen, die als solche noch zu viel Aufforderung haben, dieser oder jener Partey, dieser oder jener Person, diesem oder jenem Ereigniß eine nationale Neigung oder Abneigung zu beweisen, hält unser Verf. an der gewonnenen Ansicht und Einsicht fester, und ordnet die Beurtheilung des Einzelnen, mit sehr wenigen Ausnahmen, diesen unter. Nirgends tritt daher ein ohnehin mäßiges Wünschen, welches allen Parteyen eigen ist, hervor, daß dieses oder jenes geschehen oder unterblieben seyn, dieser oder jener Minister oder Abgeordneter mehr Energie besessen oder sich zurückgezogen haben möchte, damit, sey es nun das monarchische, oder das republikanische Princip einen vollkommenern und unblutigern Sieg davongetragen hätte. Ueberall herrscht die feste Ueberzeugung, daß die Gewalt der Dinge die Revolution unvermeidlich gemacht. Diese Ueberzeugung, die, wäre sie blos im Allgemeinen ausgesprochen und wiederholt, mit vollem Rechte eine mystische und fatalistische genannt werden dürfte, ist dies aber darum nicht, weil sie an die einzelnen Fälle gehalten, und durch genaue Betrachtung derselben erprobt wird. Der Zufall verliert hiedurch, wie billig, seine Macht, und die Personen, welche im Strom der Begebenheiten untergehen oder mit Anstrengung sich auf demselben erhalten, gewinnen, so fern sie ihr Daseyn in der That an das allgemeine Interesse geknüpft hatten, in jedem Falle an Werth. Unser Verfasser theilt daher keineswegs die ekelhafte Altklugheit, wie sie besonders bey deutschen Stubengelehrten zu bemerken ist, den Einen sogleich der Schwäche, den Andern ohne Weiteres des sinnlosesten Kannibalismus anzuklagen. Freylich kann auch er nicht umhin, vor jedem Gräuel sich zu entsetzen, und, wo ein Charakter sich den Begebenheiten nicht gewachsen zeigt, ihn kräftiger zu wünschen; aber er verdammt nicht in wohlfeilem, moralischem Uebermuth, sondern erwägt dabey die unermeßlich aufreizende und niederschmetternde Gewalt der in wildestem Aufruhr tobenden Kräfte der Menschen und Dinge. So wird der Leser manche Begebenheit und Person anders, treffender, gerechter als bisher beurtheilt finden. Es gesellt sich hiezu ein großes Talent zu charakterisiren und mit einzelnen Zügen, ja in ihnen das Gesammtwesen eines Menschen oder Ereignisses zu bezeichnen. Wir müssen unsern Lesern überlassen, sich die interessanten Belege zu dem Gesagten im Werk selbst aufzusuchen.

Nicht minder glücklich ist der Verfasser in Gruppirung der Begebenheiten und Parteyen, in Hervorhebung der ihnen zu Grunde liegenden Motive, Interessen und Principe gewesen, und endlich vergißt er nie, das Ueberschlagen der leztern in fixe Ideen, willkührliche Launen und zügellose Triebe zu bezeichnen. — Wie angemessen aber Napoleon selbst auf den Schauplatz der Begebenheiten eingeführt werden wird, läßt sich aus den Worten schließen, welche am Ende des vorliegenden ersten Bandes stehen und also lauten:

„Wie sehr in diesem Lande die Monarchie Bedürfniß war, dies zeigte sich besonders darin, daß unmittelbar nach Ludwigs Tode keine Klage allgemeiner ertönte, als die, daß die Umwälzung keinen einzigen großen Mann hervorgebracht habe. Man dachte sich unter einem „großen Mann“ denjenigen, der im Stande wäre, die Begebenheiten dadurch zu beherrschen, daß er alle übrigen Autoritäten der seinigen unterordnete; dies aber war, dem natürlichen Laufe der Dinge gemäß, immer der Monarch, den die Staatsgesetzgebung proscribirte. Was man allein nicht wußte, war, daß dieser „große Mann“ nicht wie ein Maschinen-Gott hervorspringen konnte; daß er das Produkt besonderer Umstände seyn, und daß eine sehr allgemeine Anerkennung vorangehen mußte, ehe es eine freye Wirksamkeit für ihn geben konnte. Das Anziehende der französischen Revolutionsgeschichte beruht demnach von jezt an darauf, daß, ohne Liebe und Haß, nachgewiesen werde, wie dieser große Mann allmählig hervortrat, durch welche Mittel er die öffentliche Aufmerksamkeit fesselte, welches die besondere Art seines Verdienstes war, und durch welche Eigenschaften (um nicht zu sagen Tugenden) er über sich wie über Frankreich alle die Schicksale brachte ꝛc.

Wenn man nach der politischen Ansicht fragt, welcher der Verfasser zugethan ist, so läßt sich eine monarchische nicht verkennen; aber er ist Monarchist im Sinne eines Canning, keineswegs der Gegenpartey. Gegen kirchliche Dinge ist er nicht allein indifferent, er ist dagegen mehr als billig eingenommen und während er ganz gegen seine eigne lobwürdige Methode, Alles in seinem Werth zu würdigen, das Nachtheilige des Kirchenwesens über die Gebühr herausstellt, erkennt er die Wichtigkeit desselben für die menschliche Gesellschaft zu wenig an. Die häufig wiederkehrende Bemerkung, daß beym Ausbruch der Revolution die Einsicht in die wahren Interessen der menschlichen und Staats-Gesellschaft noch sehr im Argen gelegen habe, ist wahr, aber nur dann von Bedeutung, wenn die jezt, so Gott will, bessere Einsicht als eine Frucht der Revolution angesehen wird, ohne welche sie nimmermehr zur Reife gekommen wäre.

W. B. M.

Digitized by Google

Schwedische Literatur.

Zwey Reden von D. Esaias Tegnér. Aus dem Schwedischen von D. Gottl. Christ. Friedrich Mohnike. Als Ankündigung einer deutschen Bearbeitung der sämmtlichen Reden des Verfassers.

Auch unter dem Titel:

Die Bedeutung des Studiums der griechischen Literatur für unsere Zeit. Eine akademische Rede, gehalten von D. Esaias Tegnér. Nebst einer Schulrede desselben. Aus dem Schwedischen von D. Gottl. Christ. Friedrich Mohnike. Stralsund, 1827. Bey Wilhelm Trinius.

Eine kräftige und lebenswarme Stimme aus dem Norden. Herr D. Esaias Tegnér hat mit einem vom klassischen Alterthum gebildeten Geist und veredelten Geschmack über die Wichtigkeit des Studiums der alten, vornämlich der griechischen Literatur sich ausgesprochen. Mit Recht unterscheidet er zwischen materieller und formeller Bildung einer Zeit und eines Volkes; jene, die den Stoff der Kenntnisse begreift, pflanzt sich durch Erbschaft von einem Volk aufs andere, von einem Jahrhundert auf das andere fort, und wir dürfen wohl behaupten, daß, was die Alten wußten, wir auch wissen, ja, daß wir die von ihnen gesammelten Materialien des Wissens auf unendliche Art vermehrt besitzen; die Form der Bildung ist jedoch jeder Zeit und jedem Volke eigenthümlich, und weil bey keinem Volk der Geschichte das Materielle der Bildung mit der Form so innig vereint und zusammengewachsen war, wie bey den alten Griechen, deshalb vornämlich ist die Bekanntschaft mit ihrer Literatur für Jeden, der nach Bildung strebt, von hoher Bedeutung. Eine treffliche Vergleichung der griechischen Poesie mit der orientalischen, nordischen, mittelalterlichen und modernen ist in dieser ersten Rede enthalten, die von den gründlichen Kenntnissen des Verfassers in der Literaturgeschichte alter und neuer Zeiten und Völker, von seiner klaren Auffassung der poetischen Erscheinungen jedes Zeitalters eben so lautes Zeugniß ablegt, wie sie sein lebhaftes, tiefes Gefühl und der Reichthum seiner Phantasie durch eine unübertrefflich schöne, nicht überladene, von der griechischen Schönheitslinie geleitete Diktion beurkundet. „Was Korinna," heißt es in dieser Darstellung gegen das Ende S. 15., „zu Pindarus sagte, der in seiner Jugend einige Anlage zu orientalischer Uebertreibung zeigte, daß man mit der Hand und nicht mit vollem Sacke säen müsse, dies war griechischer Nationalgeschmack, war ein stehender Grundsatz in der gesammten griechischen schönen Literatur. Wir finden dort eine Poesie, welche auch in dem heftigsten Ausbruche des Gefühls sich selbst beherrscht; sie freut sich mit Maaß und trauert mit Anstand; sie ist wie Polixena bey Euripides, welche auch im Sterben bemüht war, mit Würde zu fallen. Wir finden eine Phantasie, welche der Grieche unter dem Bilde des Pegasus symbolisirte, der nicht blos Flügel, sondern auch Zügel hat." — „Die griechische Poesie ist wie die Zunge auf der Wage der Kunst zu betrachten; sie zeigt das rechte Gleichgewicht, welches blos ein anderes Wort für das vollendete Schöne ist, während die orientalische oder occidentalische Romantik einseitig ihre schweren Massen in eine der beyden Wagschalen wirft. Mit einem Worte: bezieht die Frage sich blos auf poetische Naturkraft, auf Reichthum der Erfindung, auf Kühnheit des Gedankens, auf Gluth des Gefühls, dann stehen die Griechen vielleicht unter, oder wenigstens nicht über mehreren andern Völkern. Aber bezieht sich hingegen die Frage auf Kunst und Verstand und Wahrheit der Komposition, auf die ungeschmückte Schönheit der Form, dann sind sie noch und bleiben die ewigen Vorbilder; dann muß ich euch hinweisen nicht blos zu Homerus und Sophokles, sondern auch zu Plato und Herodotus und Xenophon, denn etwas Höheres, etwas in diesen Beziehungen mehr Vollendetes hat sich, so viel ich weiß, bisher auf Erden nicht gezeigt."

Wie nun aber dieses Auszeichnendste der griechischen Literatur, die Schönheit der Form, ohne Kenntniß der griechischen Sprache nicht gefaßt werden könne, zeigt im Weiteren der geistvolle Redner, indem er den innigen Zusammenhang des Charakters und aller Eigenheiten der griechischen Darstellungsweise mit der griechischen Sprache und den großen Unterschied zwischen einem griechischen Original und seiner trefflichsten Nachbildung in anderer Sprache, — lezteren an dem Unterschiede zwischen einem Landschaftsgemälde und einer topographischen Charte — nachweist.

Diese Rede wurde im Jahr 1824 beym Abschiede des Verfassers von der Akademie zu Lund gehalten. Die zweyte ist im Jahr 1825 am Schluß der Prüfung auf dem Gymnasium zu Jönköping vorgetragen worden und enthält vortreffliche pädagogische Ansichten und Winke, für die Lehrer und Schüler jener Anstalt, so wie für die Aelteren der lezteren. Sie ist voll zeitgemäßer und ewiggültiger Wahrheiten, faßlich für den weiten Kreis, an den sie sich richtet, eindringlich und begeisternd für die Gemüther der Erwachsenen, wie der Jugend.

Digitized by Google

Der Herr Uebersetzer, dessen Buch wir wie ein reines deutsches Original gefunden haben, sey hiemit zur Erfüllung seines Versprechens, die sämmtlichen Reden Tegnérs ins Deutsche zu übertragen, aufgefordert.

Länderkunde.

Souvenirs d'un séjour en Sardaigne ou notice sur cette Ile par M. le Marquis Charles de Saint-Severin, Capitaine de Cavalerie, Sous-Adjutant-général, Chev. des ordres des SS. Maurice et Lazare et de Constantin, attaché à l'Etat-major de S. Excell. le Marquis d'Yenne, Lieutenant-général, Chevalier de l'Ordre suprême de l'Annonciade, ancien Vice-Roi de Sardaigne et actuellement Gouverneur de Gênes. Lyon, Turin et Chambery. 1827.

Wir führen den unmäßigen Titel des Verfassers ganz an, um damit dem Leser einen Fingerzeig zu geben, wie wenig er Aufrichtigkeit und unverhüllte Darstellung von einem Schriftsteller erwarten darf, der sich so breit als Diener seines Herrn ankündigt, über dessen Land und Leute eben gesprochen werden soll. Man sey also nur darauf gefaßt, hier nichts zu erfahren von dem ganzen intellektuellen Zustande des Volks, von Erziehung, Unterricht, von öffentlichen Anstalten, die darauf Bezug haben, von Mönchs- und Klosterunwesen, von der Stimmung der Nation gegen ihre Regenten; denn in Piemont und Savoyen versteht es sich von selbst, daß die Regierung und Alles, was von ihr ausgeht und mit ihren Grundsätzen in Verbindung steht, gelobt, ja oft auf lächerliche Weise gepriesen wird. Dafür gibt denn auch vorliegendes Buch einen Beleg. Indessen enthält es gar manches Anziehende, da wo jene wunden Flecken nicht berührt zu werden brauchen.

Das Eyland Sardinien, zwischen Italien, Afrika, Spanien und Frankreich gelegen, von Colonien bebaut, die aus den berühmtesten Ländern des Alterthums kamen, erst Karthago, dann Rom unterworfen, sah auf seinem Boden bedeutende Ereignisse, die mit der Geschichte der ersten Völker in Verbindung stehen. Diese in vielfach beschifftem Meere gelegene Insel, die einem vorzüglichen europäischen Fürstenhaupte angehört, war lange ein fast unbekanntes Land, und ist es noch in mancher Hinsicht. Indessen ist sie doch in neuerer Zeit mannigfach untersucht und beschrieben worden. Wir führen in dieser Beziehung des ehemaligen französischen Konsuls Mimauts Werk an, das von Marmora und von Manno, die freylich beide in sardinischen Diensten waren. Wir werden einmal später auf des letzteren Geschichte Sardiniens zurückkommen, die vor zwey Jahren erschien.

Ungeachtet aller dieser Werke konnte noch viel über die Insel gesagt werden. Der Verfasser war einige Jahre lang so günstig gestellt, daß er trefflich sehen, beobachten und untersuchen konnte. Manches davon hat er auch in seiner anspruchslosen Schrift besprochen, manches nur angedeutet, vieles ganz übergangen. In Piemont lobt man das Buch besonders sehr wegen — seiner religiösen und monarchischen Grundsätze. Ein Paar Perioden desselben können dem Leser einen hinlänglichen Begriff davon geben. Nachdem der Verfasser gesagt, die savoyischen Fürsten hätten sich seit einem Jahrhundert mit Hinwegräumung der Hindernisse bemüht, die sich der Entwickelung der Hülfsquellen in Sardinien entgegen setzten, fährt er fort: Geringe Bevölkerung, Mangel an fahrbaren Straßen im Innern, die südliche Trägheit der Einwohner in einem fast afrikanischen Klima hinderten mächtig das Aufkommen des Ackerbaues und mit ihm den Wohlstand, dessen das Land fähig ist: denn es hat Ueberfluß an Allem, ein Meer reich an Fischen und Korallen, einen schon bey den Alten wegen seiner Fruchtbarkeit berühmten Boden, herrliche Weine, unermeßliche Wälder, reiche Eisen- und Bleyminen, schönen Granit und Marmor, ergiebige Salinen, und überdies eine ganz für den Handel gemachte Lage. Die Könige von Sardinien haben nichts versäumt, was die Hülfsquellen des Landes emporbringen könnte. Freylich haben diese Bemühungen der Regierung den erwünschten Erfolg noch nicht gehabt, aber sie waren doch auch nicht ohne gute Folgen. Im Lauf eines Jahrhunderts hat sich die Bevölkerung um ein Drittheil vermehrt; ungeheure Wüsten sind angebaut worden, reiche Olivenbäume traten an die Stelle der dicken Wälder in der Gegend von Saßari; der Handel, der früher ganz null war, hat sich gehoben, und Manufakturen sind an mehreren Orten angelegt worden. Die Sardinier erkennen diese Wohlthaten und erwiederten sie immer mit merkwürdiger Gastlichkeit. Wo wäre doch jetzt der kalte Oekonomist, der den großmüthigen Bemühungen für Sardinien seinen Beyfall versagen könnte, welche aus der großen Seele des edeln Nachfolgers des Karl und Victor-Emmanuel hervorgingen? Sardinien für alle Zukunft und durch die Erinnerungen der vergangenen Zeit an unser erlauchtes Fürstenhaus gemüpft, wird den höchstmöglichen Grad von Wohlstand erreichen und darin des Himmels Lohn für seine treue Anhänglichkeit und Ergebenheit an die heilige, Alles erhaltende Sache erkennen, an die der Legitimität.

Digitized by Google

N°. 26.

Literatur-Blatt.

Freytag, den 28. März 1828.

Jugendschriften.

1) Biblische Geschichten für die Jugend bearbeitet von D. J. P. Hebel. Zwey Bändchen. Zweyte Auflage. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1824. Preis 36 kr. für beyde Bändchen.

Dieselben für die katholische Jugend von einem katholischen Geistlichen bearbeitet und mit kirchlicher Approbation herausgegeben. Ebendaselbst 1825. Zu dem nämlichen Preise.

Noch immer ist jeder wahre Weise um so gewisser zur Bibel als zu dem Buch aller Bücher zurückgekehrt, je eifriger er in den andern großen Büchern, welche Natur und Kunst, Leben und Wissenschaft vor uns aufschlagen, das Höchste gesucht hatte. Schon deshalb wird es nicht befremden, wenn wir unter allen Geschichten und Erzählungen, deren Ziel moralische und religiöse Erweckung der Jugend ist, den biblischen einen unbedingten Vorzug einzuräumen geneigt sind. Mit welcher Kraft und Eindringlichkeit, mit welchem Zauber wirken sie nicht auf jugendliche Gemüther? Und wir zweifeln, daß sie hierin von andern Geschichten jemals erreicht werden können. Warum dies so sey, scheint äußerst natürlich zu seyn. Die ganze Geschichte des jüdischen Volkes von Abraham bis auf Christus und seine Jünger ist ja die vollkommenste Biographie des menschlichen Herzens selbst. Alle Höhen und Tiefen unserer moralischen und religiösen Natur sind darin vor uns aufgethan. Wir erblicken dieselbe in ihrer größten Erniedrigung und Erhebung, in ihrer größten Ausartung und Verherrlichung, in ihrer äußersten Verzagtheit und Verstocktheit wie in ihrer bewundernswürdigsten Ermuthigung, Selbstüberwindung und Hingabe an Gott. Alles dieses tritt aber in den großartigsten Zügen vor unsre Seele, weil es uns eben nicht in der Herzensgeschichte dieser oder jener einzelnen Person und Familie, sondern eines Völkerindividuums mitgetheilt wird, dessen Erinnerungen ins Dunkel vorweltlicher Zeit sich verlieren. Wenn hiedurch die biblischen Geschichten für den Denker tiefe, weltgeschichtliche Bedeutung behalten, so regen sie aus demselben Grunde die moralisch-religiösen Kräfte des kindlichen Gemüthes zu lebhaftester Thätigkeit auf. Man hat dies auch immer empfunden oder erkannt; und es ist daher selten versäumt worden, die Jugend mit den biblischen Geschichten bekannt zu machen. Nur über die Art und Weise, wie dieses geschehen solle, ist man häufig verschiedener Meynung gewesen. Wir unsers Ortes müssen uns auch hier für die erste Ueberlieferung erklären, welche die Kinder aus dem Munde ihrer Eltern empfangen. Für den Fall, da eine solche nicht immer möglich ist, wie für die Zeit, da Kindern Gelegenheit zur Selbstbelehrung gegeben werden muß, gewinnt dann eine Betrachtung Raum, welche besonders im jetzverflossenen Halbjahrhundert häufig wiederholt worden ist. Diese nämlich: die Bibel enthalte neben und in dem geschichtlich belehrenden gar manches, das vom kindlichen Verstande entweder gar nicht, oder — was noch schlimmer sey, mißverstanden werden müsse, und man dürfe daher der Jugend nicht die Bibel selbst in die Hand geben. In Folge dieser Betrachtung sind denn mannichfaltige Versuche angestellt worden, die biblischen Geschichten auf eine dem kindlichen Verstande angemessene Art zu bearbeiten. Aber eben diese Mannichfaltigkeit ist schon Beweis, wie schwierig es auch hier sey, das Rechte, das Befriedigende zu treffen. In unsern Tagen haben vornämlich die entgegengesetzten Interessen trübselig-pietistischer Religionsschwärmerey auf der einen, und falscher Aufklärungssucht auf der andern Seite der glücklichen Lösung der Aufgabe entgegengestanden. Darum muß es gleich als der größeste und allgemeinste Vorzug vorliegender Bearbeitung der biblischen Geschichten betrachtet werden, daß Hebel, durch sein entschiedenes Talent für ächte Popularität geleitet, jene Scylla und Charybdis mit vielem Geschick vermieden hat. Besonders ist es demselben fast ohne Ausnahme gelungen, den Ton schlichter Einfalt und anmuthiger Naivetät, der den Erzählungen der Bibel eben so natürlich, als dem kindlichen Alter angemessen ist, zu treffen und — auszuhalten. Nutzan-

Digitized by Google

wendliche Bemerkungen, die er von Zeit zu Zeit beygefügt, zeichnen sich gewöhnlich durch sprichwörtliche Kürze aus, und sind nicht selten aus der Bibel selbst entlehnt. Im ersten Bändchen, das den Erzählungen aus dem alten Testament gewidmet ist, hat uns vor allem die Darstellung des patriarchalischen Zeitalters angesprochen und die Scenen zwischen Joseph und seinen Brüdern in Egypten, so wie die Aufnahme Jakobs, sind mit unnachahmlicher Zartheit und Reinheit des Gefühls geschildert. Das Gemüth eines Kindes, welches bey ihrer Lesung nicht von der edelsten Rührung ergriffen würde, müßte bereits sehr verwildert seyn. Mit Recht ist vorher Jakobs doppelter Betrug als solcher streng bezeichnet, auf ihn alles spätere Unheil, das ihn und seine Nachkommen trift, zurückgeführt worden, und die im zweyten Bändchen wie nebenbey gemachte Anmerkung, daß die Herodes, unter deren Ruthe und Beil die Juden noch um Christi Zeit bluteten, Abkömmlinge jenes um Erstgeburt und Vatersegen betrogenen Esau gewesen, muß mit der läuternden Kraft griechischer Schicksalsidee das jugendliche Gemüth treffen. Doch hat der Verf. es keineswegs bey solchen, blos negativen Aufforderungen zum Rechtthun bewenden lassen, vielmehr jede Gelegenheit ergriffen, das Edle als solches und als preiswürdiges Muster der Nachcifrung hervorzuheben, das da seinen höchsten Werth, Ruhm und Lohn in sich selber trage. Als Beyspiel glücklicher Verbindung von beyden Arten, zu religiös-moralischem Handeln zu ermuntern, möge folgende Ausführung hier eine Stelle finden. Seite 141 heißt es:

„Als nun Samuel sein Richteramt niederlegte, sprach er unter anderm die Worte: „„Ich bin vor euch hergegangen von meiner Jugend bis auf diesen Tag. Von nun an geht euer König vor euch her. Siehe, hier bin ich! Antwortet wider mich vor dem Herrn und seinem Gesalbten, ob ich jemandes Ochsen oder Esel genommen habe, ob ich jemand habe Gewalt oder Unrecht gethan, ob ich mir durch ein Geschenk habe die Augen blenden lassen?““ — Das sind ein paar herzhafte Fragen. Mancher stellte sich lieber vor eine feindliche Batterie, als vor seine Verwandte oder Mitbürger, oder Untergebne, wenn er solche Fragen an sie thun müßte. Aber was antwortete dem Samuel ganz Israel? „„Du hast uns kein Unrecht gethan und von Niemands Hand etwas angenommen.““ „Ein solches Zeugniß ist mehr werth, als ein gestohlner Ochs, ja mehr, als alles ungerechte Geld und Gut, besonders wenn ein Stündlein kommt, wo Geld und Gut zurück bleibt und das Gewissen mitgeht. Das Gewissen geht mit.“

Im Allgemeinen scheint uns jedoch der Verfasser bey Darstellung der ganzen jüdischen Geschichte einen etwas zu schnellen Gang angenommen zu haben; es müßte denn seyn, wie wir zu vermuthen geneigt sind, daß es seine Absicht war, Eltern und Lehrern Spielraum zu weiteren Ausführungen zu lassen. Es fehlt z. B. Jakobs Traum, die Geschichte des Jonas und Tobias, die jedoch vom katholischen Bearbeiter wieder hinzugethan worden sind. Das Wunderbare, welches mit den hieher gehörigen Erzählungen verknüpft ist, kann nicht wohl Grund ihrer Auslassung gewesen seyn, da eben so viel anderes Wunderbare, namentlich auch alles das, was von Jesu Geburt, Leben und Tod unzertrennlich ist, ausführliche, unbefangene Mittheilung gefunden hat. Eben so wenig ließe sich ohne obige Annahme deuten, warum der jüdische Herkules, Simson, auch mit keiner Silbe erwähnt worden ist. Freylich verdient die blose, rohe Körperkraft, der bestialische Muth, wodurch Simson sich auszeichnet, keineswegs, der Jugend empfohlen zu werden; aber alle hierauf bezügliche Erzählungen bieten Stoff und Gelegenheit genug dar, eben das Unzulängliche, ja Verderbenbringende eines blos sinnlichen Heldenthums, das nicht durch überwiegende Geisteskraft geadelt ist, anschaulich zu machen. — In Bezug auf die so eben erwähnte, katholische Bearbeitung haben wir zu bemerken, daß die bedeutendsten Abweichungen von Hebels einer Darstellung sich auf die schon angeführten Zusätze beschränken. Es kommen nur noch wenige Auslassungen hinzu, welche größtentheils der katholische Lehrbegriff nothwendig gemacht hat. So konnte z. B. der Schluß, den Hebel dem Ganzen gegeben, nicht wohl stehen bleiben, weil darin zu freyer, selbstständiger Forschung in der h. Schrift, zur Prüfung ihrer ewigen Wahrheiten aufgefordert wird. Eine andere Auslassung hätten wir lieber vermißt. Sie betrift eine Stelle, wo Hebel in sehr würdigen Ausdrücken bedauert, daß der Prophet Elias seinen edlen, religiösen Eifer zu Rach- und Verfolgungssucht gegen die falschen Propheten habe ausarten lassen. — Im Uebrigen finden wir die katholische Bearbeitung nicht minder lobenswerth als die Hebelsche selbst, der sie sonst durchaus ganz treu bleibt und da auch die Zusätze ganz in Hebels glücklicher Manier gehalten sind. Schließlich fügen wir noch den Wunsch hinzu, daß eine neue Ausgabe mit Abbildungen begleitet seyn möchte, wodurch das lebendigere Festhalten in der Erinnerung so ungemein befördert wird. Wir würden jedoch guten Holzschnitt zu diesem Zweck dem Steindruck vorziehen. Markirte Contoure, etwas grell, aber nicht carrikirt charakteristische Züge sind Kindern angenehm und angemessen, können aber, ohne schneidend zu werden, leichter in Holz als in Stein gebildet werden.

2) Erzählungen aus der Geschichte der europäischen Völker, von Karl dem Großen bis auf unsere Zeiten von D. Georg Ludwig Ferrer. 3 Thlr. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1827.

Auch dieses Werk ist zunächst der Jugend gewidmet, aber der reiferen, und so kann es zugleich belehrendes

Digitized by Google

Unterhaltungsbuch für erwachsene Personen betrachtet werden. Namentlich würden wir es dem schönen Geschlecht empfehlen, welchem unter andern das glückliche Loos gefallen ist, bis zum Lebensende Alles gern mit dem natürlicheren Sinn des kindlichen Alters zu betrachten. Wir erhalten hier kein trocknes Verzeichniß von Namen, Jahreszahlen und Thatsachen. Eben so wenig ist der Verf. darauf ausgegangen, den pragmatischen Zusammenhang der Ereignisse, oder ihre versteckteren politischen Motive mit ängstlicher Genauigkeit anzugeben und auszudeuten. Vielmehr hat er selbst die politischen Interessen gern in die moralischen oder religiösen aufgenommen und an die der handelnden Personen geknüpft. Ueberall ist er aber nicht ohne Glück bemüht gewesen, uns lebendige Bilder der Menschen und anschauliche Gemälde der Ereignisse und Zustände zu geben. Denn er ist keineswegs bey den blos äußeren Thatsachen stehen geblieben, sondern hat mit vollem Recht auch auf die Sitten und Gebräuche, auf den Stand der Kultur, des industriellen, künstlerischen, wissenschaftlichen Lebens der Völker Europas zu verschiedenen Zeiten Rücksicht genommen. So folgt der ausführlichen Erzählung von Karls des Großen Thaten, die Schilderung des damaligen Zustandes der „Gewerbe, Künste, Wissenschaften, des Handels und Münzwesens, der Gesetze und Rechtspflege, des Kriegswesens, der alten Reichsversammlungen und Reichshöfe, des Hofstaats und der Einkünfte, der christlichen und heidnischen Religionsgebräuche ꝛc.“ An geeigneten Stellen wird dann immer wieder der Bericht von den Fortschritten eingefügt, welche in dieser Beziehung statt gefunden haben. Nach Heinrich VI. dem Hohenstaufen geschieht z. B. der Troubadours, der Cours d'amours, der Minnesänger Erwähnung, wie zuvor nach den Ottonen das Tournier- und Ritterwesen in seinem Ursprung und nach seiner ersten Ausbildung geschildert worden. So wird anschaulich gemacht, wie das Alte sich entwickelt und wie aus ihm hervor und selbst an seine Stelle das Neue tritt. Aber dies geschieht, wie gesagt, und nach dem Zwecke des ganzen Werkes in durchaus freyer Form, in lauter einzelnen, durch eigne Einfassungen in sich selbst geschlossenen Gemälden. Das Auffinden der innern und äußeren Verknüpfung bleibt den Lesenden überlassen, obwohl dem Aufmerksamen einige kleine, die Schilderung nicht störende Handweiser nicht entgehen werden. Diese Abgränzung in einzelne, in sich selbst abgeschlossene Gemälde ist dem Zwecke unterhaltender Belehrung äußerst angemessen. Der Leser wird nicht zum Ende fortgetrieben und gewissermaßen gezwungen, nicht eher aufzuhören, als bis er fertig ist und — den Anfang über der Folge vergessen hat. Er befindet sich gleichsam in einer Bildergallerie, in welcher alle Bilder außer dem, welches er gerade betrachtet, verhangen sind, und die nur dann nach und nach und zuletzt auch alle zugleich enthüllt werden, wenn es ihm beliebt und er sich an dem ersten, zweyten und jedem folgenden Bilde bereits satt gesehen hat. Es lag zugleich im Zweck des Verfassers, das historische Interesse nicht sowohl zu befriedigen, als vielmehr zu erwecken, zu beleben, und wir müssen gestehen, daß ihm das sehr gelungen ist. Auch hat er darauf Bedacht genommen, einem künftigen historischen Studium eher nützlich als hinderlich zu seyn. Letzteres wäre wohl der Fall gewesen, wenn er seine Gemälde nur zu einem bunten Allerley zusammengewürfelt hätte, ohne sie in einer gewissen Ordnung an einander zu reihen. Er hat sie daher im Gegentheil mit Beobachtung der Chronologie auf einander folgen lassen, und die späteren, sich nicht unmittelbar an frühere anschließenden durch kurze, einleitende Rückblicke an diese geknüpft. Die sprachliche Darstellung ist leicht, fließend, lebendig und im Allgemeinen darf man somit das ganze Werk seinem Zwecke angemessen und gelungen nennen. Dennoch sind wir mit einzelnen Darstellungen nicht ganz einverstanden, welche theils durch ein etwas zu schnelles Darüberhineilen, theils durch unrichtige Auffassung und Beurtheilung der Thatsachen ein schiefes Ansehen gewonnen haben. Wir führen nur ein und das Andere Beyspiel an. Nicht zu Compiegne, wie S. 13 des ersten Bandes, und nicht 757, wie ebenda S. 37 steht, leistete Thassilo Karl'n d. Gr. den Vasalleneid, sondern zu Worms 781. Die Huldigung, welche 757 von Thassilo geleistet wurde, empfing Karls Vater, Pipin. Das Urtheil, welches S. 37 über das Wehrgeldsystem gefällt wird, ist nur halb richtig, da dasselbe gerade der damaligen Zeit, welche Alles auf Besitz und Familienbehauptung setzte, sehr angemessen war. Bey den Franken freylich, welche ein blos vom Kriege lebendes Geschlecht wurden, hörte es schon auf, die volle, nur den seßhaften deutschen Völkern ganz befriedigende Anwendung zu finden. — Der heutige Adel ist gerade in der Regel nicht, wie doch S. 41 behauptet wird, aus den alten, freyen Grundbesitzern, vielmehr meistentheils aus den Kaiserlichen, Königlichen, Herzoglichen ꝛc., Lehnsleuten hervorgegangen. Mußten doch jene freyen Grundbesitzer selbst Lehnsleute werden, wenn sie einige Bedeutung behalten und nicht völlig unterdrückt werden wollten! Der Papst war weder vor noch zu, noch nach Karls d. Gr. Zeit wirkliches Oberhaupt der (ganzen) christlichen Kirche, wie man aus S. 12 zu schließen berechtigt wäre, wenn man nicht nach späteren Aeußerungen die Ueberzeugung gewönne, daß der Verf. es selbst nicht so arg gemeint habe. Wenn es von der Schlacht bey Merseburg, worin die Ungarn von Heinrich dem Vogler 933 geschlagen worden, S. 90 heißt: „Als aber das Treffen beginnen sollte, war kein Feind mehr zu sehn,“ so ist wenigstens Dittmar von Merseburg nicht daran Schuld, daß die ganze,

Digitized by Google

heiße Ungarnschlacht sich in ein bloßes Treibjagen verwandelt hat. — Mit Recht trägt der Verf. die Verfolgungs- und Ausrottungskriege gegen die Albigenser mit Indignation vor; wenn er aber seinen heil. Eifer so weit steigert, daß er den Tod des argen Grafen von Montfort, dieses wüthenden Bürgers der Albigenser, also meldet: „Bald darauf fuhr seine Seele zu dem hinab, dem er im Leben gedient hatte“ (S. 195), so spricht er darin ein Anathema aus, dessen praktische Verwirklichung in ganz ähnliche Verfolgungssucht ausschlagen könnte. Daß die gothische Bauart eigentlich die arabische zu nennen wäre (S. 212), bedarf doch wohl noch sehr des Beweises. Bey diesen wenigen Ausstellungen wollen wir es bewenden lassen, obwohl die folgenden Bände noch manche Gelegenheit zu ähnlichen darbieten. Nichts desto weniger wiederholen wir, daß das ganze Werk vollkommen seinen Zweck erfülle und besser als hundert andere, die vielleicht freyer von einzelnen Verstößen, aber ohne so viele Vorzüge sind, geeignet sey, der Jugend Interesse für die Geschichte, ja Eifer zu weiterer, genauerer Belehrung einzuflößen.

3) Die deutsche Geschichte für Bürger- und Volksschulen, wie auch für den Selbstunterricht von G. E. A. Wahlert, Rektor der höheren Bürgerschule zu Lippstadt ꝛc. Düsseldorf und Elberfeld, bey Johann Eckhardt Schaub, 1827.

Wer in wenigen Stunden sich eine klare Uebersicht der Hauptbegebenheiten der deutschen Geschichte verschaffen will, der mag dieses Büchlein zur Hand nehmen. Es ist nur 207 Seiten in klein Oktav stark und umfaßt doch die ganze deutsche Geschichte von Anbeginn bis zur Stiftung des heiligen Bundes. Der Verf. hat es sehr gut verstanden, mit wenigen Worten vieles anzudeuten, ohne, wie das so leicht der Fall ist, dunkel zu werden. Aber nicht immer hat er es vermeiden können, die Sachen so auszudrücken, daß der mit den Begebenheiten unsrer Geschichte noch nicht Vertraute nur halte, schließe und selbst falsche Vorstellungen von manchen Dingen fassen muß. Ohneausführlichere Erklärungen und Erzählungen, die ein kundiger Lehrer der Jugend mitzutheilen Gelegenheit nimmt, scheint dies Geschichtsbuch nicht benutzt werden zu dürfen. Zum Selbstunterricht reicht es auf keinen Fall aus. Aber als Leitfaden zur Vorbereitung oder zur Wiederholung für und nach geschichtlichen Lehrstunden ist es recht brauchbar. Daß die sprachliche Darstellung im Allgemeinen Lob verdiene, ist oben schon angedeutet. Sie ist eben so fließend und natürlich als verständlich und ließ sich von Herrn Wahlert nicht anders erwarten, da er ja wohl derselbe ist, welcher in dem Trauerspiel Johanna Grap auch Gewandtheit im poetischen Ausdruck bewiesen.

W. B. M.

4) Biographieen aus der allgemeinen Geschichte zu Begründung des historischen Unterrichts in Schulen. Tübingen, gedruckt bey L. F. Fues, 1828.

Der Verf. der vorliegenden interessanten Schrift mag nun wohl genannt werden, da er kurz nach ihrem Erscheinen von dem Schauplatze seiner vieljährigen und vielgesegneten Thätigkeit abgetreten ist. Es ist der Prälat v. Franz in Stuttgart, dessen Lehrbuch der allgemeinen Geschichte im Anfang dieses Jahrhunderts erschienen ist, und ihm den verdienten Ruhm eines geistvollen und durchaus selbstständigen, in der Zeit politischen Drucks eben so freimüthig sprechenden als denkenden Geschichtforschers erworben hat. Sein vieljähriger Beruf, die historische Bildung junger Leute zu begründen und zu leiten, ließ ihn den Grundsatz Mancher als unpassend ansehen, daß man den ersten geschichtlichen Unterricht schon systematisch und tabellarisch ertheilen müsse. Er sagt in der Vorrede, daß, als vor etwa 20 Jahren Bredow ihn besucht, sie Beyde hierüber in ihren Ideen solche Uebereinstimmung gefunden haben, daß sie den — leider durch Bredow's bald darauf erfolgten Tod an der Ausführung verhinderten — Entschluß faßten, solche Biographieen aus der allgemeinen Geschichte, wie sie nun im obigen Werke zusammengestellt sind, zur Vorbereitung der Jugend auf den historischen Unterricht gemeinschaftlich herauszugeben. Er wollte eine Gallerie merkwürdiger Individuen aufstellen, dabey namentlich die moralische Tendenz scharf im Auge behalten, Höhe und Tiefe der Charaktere, Tugend und Laster, Weisheit und Thorheit, zu heilsamen Eindrücken auf das jugendlich offene Gemüth benützen. Solche kleine Biographieen sollten als Anhaltspunkte gewählt, und nachher beym zusammenhängenden Vortrage der Geschichte den Schülern das Vergnügen der Erfrischung früherer Bekanntschaften gewährt, auch sollte durch einzelne Züge aus dem Leben berühmter Menschen die Beurtheilung derselben besser begründet werden, als durch die Rolle, die sie öffentlich spielten, und durch die einseitige Ansicht und künstliche Schilderung der Geschichtschreiber. Darin hatte der scharfsichtige Freund und Lehrer der Geschichte vollkommen Recht, daß Biographieen Lichtpunkte für die Geschichte, wie hinwieder einzelne Anekdoten Lichtpunkte für die Biographieen seyen. Wenn eine Anekdote den Menschen auch nur, wie er in diesem oder jenem Augenblicke war, schildert, so ist es doch gewiß, daß er in diesem oder jenem Augenblicke, auf welchen die sicher verbürgte Anekdote von einem Worte, das er sprach, von einer Handlung, die er in der Lebhaftigkeit der Gefühle vollbrachte, sich bezieht, — daß er alsdann sich so gab, wie er wirklich war. „Wir sehen und hören ihn hinter den Coulissen, wo er keine künstliche Rolle spielte“ (Vorrede S. V.).

B.

Digitized by Google

N°. 27.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 1. April 1828.

Lyrische Dichtkunst.

Die Novellenliteratur hat sich im Reiche des Modegeschmacks eine so ausschließende Herrschaft errungen, daß poetische Erzeugnisse anderer Art viel weniger gesucht und gelesen werden. Namentlich machen Sammlungen von Gedichten, auch wenn sie die Gabe ehrenwerther Sänger sind, wenig Glück, und wenn es gleich eine erfreuliche Erscheinung ist, daß wir von Ludwig Uhlands Gedichten eine dritte Auflage erlebt haben, so möchte sich bey der gegenwärtigen Richtung des lesenden Publikums bezweifeln lassen, ob Hölderlin, Justinus Kerner u. A. ähnliche Verbreitung finden, so daß ihre Gedichte einer neuen Auflage bedürften. Wenn nichts desto weniger mit jedem Jahre mehrere neue Gedichtsammlungen, zum Theil von bisher noch unbekannten Verfassern, erscheinen; so mag die Einen das strenge Verfahren der Almanachsredaktionen, die, um den größern Theil des Publikums der Mühe des Ueberschlagens zu entheben, gereimte Beyträge auszuschließen sich gewöhnen, die Anderen die wohlwollende Aegide einzelner Tagesblätter, vornämlich der Abendzeitung, die in ihre weiten Arme schwere und leichte Waare noch immer aufzunehmen pflegt, zu freyem, selbstständigen Auftreten veranlaßt oder ermuthigt haben und Drang zur Mittheilung, der Ehre Kitzel und ein Traum von Unsterblichkeit regt sich ja so häufig sogar bey solchen, welchen die Schwingen zusammengewachsen und zum Aufflug untauglich sind. Eine kurze Anzeige mehrerer in der jüngsten Periode erschienenen Gedichtsammlungen wird des Trefflichen nur Weniges, doch auch manches Gute unter vielem höchst Unbedeutenden enthalten.

Das Trefflichste, was wir unsern Lesern aus der uns vorliegenden Reihe von Sammlungen bieten können, ist ein Altes, dem wir die Anerkennung, die ihm gebührt, nicht erst zu wünschen brauchen.

1) **Gedichte aus den hinterlassenen Papieren eines reisenden Waldhornisten. Herausgegeben von Wilhelm Müller. Erstes Bändchen. Zweyte Auflage. Dessau, 1826, bey Christian Georg Ackermann.**

Ein reiches Leben hat in seinen Dichtungen der frühe verstorbene Jünger seinem Volke hinterlassen. Wenn wir von denjenigen, die seinem Namen bisher die meiste Ehre erworben haben, den Griechenliedern, von seinen Trinkliedern, von seinen epigrammatischen und übrigen erotischen Gedichten absehen, und blos die in diesem vorliegenden Bändchen enthaltenen, von der schönen Müllerin, Esther und Johannes, die Monate, das Lied vom Postillon, die vom Prager-Musikanten, von der Sünderglocke zu Breslau u. a. betrachten, so zeigt sich schon in dieser kleinen Sammlung eine bewunderungswürdige Kraft der Erfindung, Auffassung und Darstellung, mit Reinheit und Tiefe der Empfindungen gepaart. Was Müller vor den meisten lyrischen Dichtern unserer Tage voraus hat, ist das wahre, reine, unmittelbare, nicht erfundene, gemachte, erzwungene Gefühl, die Innigkeit und Lebendigkeit aller Situationen, worin seine Muse sich bewegt, das Ungefärbte, Frische und Klare seines Wortes, aus welchem Gedanke und Empfindung mit gleicher Anspruchlosigkeit und doch innerer Nothwendigkeit leuchtend und erwärmend hervorbrechen und das Gemüth des Lesers bald wohlthuend heiter ansprechen, bald rührend ergreifen. Seine kleinen Lieder sind gleich den Schmetterlingen Kinder der Natur, mit ihren lieblichsten Farben geschmückt und die Säfte und Düfte der schönsten Blumen des Sommers aus Thälern und von Bergen mit sich bringend. Sie sind jeder natürlich fühlenden Seele aus ihrer Tiefe heraufgeholt und werden darum, so weit sie tönen und verstanden werden, allenthalben verwandte Herzen finden und willkommen seyn.

Zu den Vorzügen Wilhelm Müllers gehört nun aber nicht blos die Lebendigkeit und Frische, oder die Natürlichkeit des Gefühls, sondern auch die seltene und wahrhaft göttliche Gabe, in die natürliche Empfindungsweise der verschiedenartigsten Individuen sich zu versetzen ihren Charakter und Ton nicht nur im Allgemeinen, son-

Digitized by Google

dern bis aufs Einzelste und Kleinste aufzufassen und wiederzugeben, und hiebey wieder nicht blos auffallende, an und für sich schon interessante Individualitäten und Verhältnisse, sondern die unbedeutendsten, einfachsten von unzähligen Seiten zu betrachten, in unzähligen Beziehungen ganz nach ihrer Eigenthümlichkeit in Denk- und Redeweise zu behandeln. Welch einen Zaubergarten des wahrsten und natürlichsten Lebens hat er in den Liedern, die des Müllers Liebe und Schicksal, sein Wandern und Arbeiten, sein verborgenes und bald dem Gegenstand seiner Gedanken und Wünsche gestandenes Lieben, seine Seligkeit und drauf seine Eifersucht auf den grünen Jäger und seine Erbitterung gegen Alles, was an den Grünen ihn erinnern mag, seine Leiden und sein Ende umfassen, aufgeschlossen. Wer, wie der Dichter vorschreibt, im Winter diese Gedichte liest, muß sich von allen Reizen und Wundern der Natur umgeben träumen, schon durch den eben so naiven und heiteren, als frühlingssonnenwarmen Prolog. An Innigkeit und Tiefe der Empfindungen noch reicher möchten wir die zweyte Abtheilung dieser Sammlung nennen, worin der Dichter den zarten Gegenstand der Liebe des Christenjünglings Johannes zu Esther, einem israelitischen Mädchen, besingt, und die Krone möchten wir unter allen Gedichten, wie dieser Abtheilung, so des ganzen Bändchens, dem Liedchen „der Perlenkranz" reichen.

Wie schwierig es ist, bey solchen im Gebiete der natürlichen Denk- und Empfindungsweise des Volks oder eines einzelnen Standes, z. B. der Müller, Postillone, Musikanten, sich bewegenden Dichtungen die Gränze des Natürlichen zu halten und nicht ans Triviale oder Gemeine zu streifen, haben bisher manche Beyspiele bewiesen. Wilhelm Müller hat glücklich alle Klippen vermieden und dadurch den Adel der Poesie bewahrt, während er den Volkston unübertrefflich zeichnete.

Zugleich sind alle seine Lieder von so gewandter, klingender Diktion, daß sie dem Musiker, welcher solchen Stoff zu bearbeiten Sinn genug hat, die Musik schon auf halben Wege entgegentragen. Um diesen Gedichten unter dem Volke, auf dessen Geschmack sie gewiß sehr vortheilhaft bildend einwirken würden, mehr Eingang zu verschaffen, wäre eine, wenn gleich im Aeußeren weniger, als die vorliegende, sich empfehlende, wohlfeilere Ausgabe sehr zu wünschen.

2) Klamer Eberhard Karl Schmidt's Leben und auserlesene Werke, herausgegeben von dessen Sohne, Wilhelm Werner Johann Schmidt, Divisionsprediger und Mitgliede der Akademie der Wissenschaften zu Erfurt; und Schwiegersohne, Friedrich Lautsch, Prediger zu Halberstadt. Zweyter Band. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1827.

Dieser zweyte Band der Werke Klamer Schmidts enthält das dritte bis zum siebenten Buche, und in denselben poetische Briefe, Elegien und Phantasien nach Petrarkas Manier, Gesänge für Christen, Hendekasyllaben und Sonette. Das dritte Buch, die poetischen Briefe, haben uns ganz in jene Zeit einer breiten gereimten Korrespondenz zwischen den ausgezeichnetsten Herren des damaligen deutschen Parnasses versetzt, wie denn auch in diesem Buche außer den Briefen Klamer Schmidt's eine an denselben gerichtete poetische Epistel Gleim's zu finden ist. Der Verfasser erklärt selbst in der dem dritten Buche vorgedruckten Vorrede, daß „mehrere dieser Episteln dem Vorwurfe der Geringfügigkeit und des Geistes der Bagatelle schwerlich entgehen werden, wenn dem Deutschen nicht erlaubt seyn soll, was dem Franzosen als ein Verdienst angerechnet werde, über Kleinigkeiten oft ganze Blätter und ganze Bücher zu schreiben." Die Herren der alten Zeit hatten wahrlich viele Geduld, solche poetische Paraphrasen des Alltäglichsten zu schreiben und zu lesen, und quälten sich damals einander durch lange Episteln, wie man sich in unseren Tagen in gewissen ästhetischen Thees durch lange Vorlesungen quält. Uebrigens ist dem ehrwürdigen Freunde Klopstock's, Gleim's und Göckingk's, Klamer Schmidt, Gewandtheit in der Auffassung, Leichtigkeit und Klarheit in der Darstellung solcher Dichtungen nachzurühmen. Seine Versifikation ist ungezwungen und oft lieblich. Die heiteren Episteln verdienen den Vorzug vor den übrigen.

Die Elegien des vierten Buches sind sehr gedehnt. Aber die kleineren Lieder, welche hier eingestreut sind, athmen eine innige, zarte Empfindung und sind um so anziehender, je anspruchloser sie sind; z. B. Minna, als sie ein Veilchen pflückte, — als sie zur Harfe sang, — Liebhaberlaune, an Philaiden, Dank in Thränen, am Grabe meines Vaters, gute Nacht, Nachtlied, und das durch Mozarts Musik, wie durch sich selbst berühmt gewordene Lied von der Trennung: „die Engel Gottes weinen, wenn Liebende sich trennen u. s. w." Die christlichen Gesänge sind im Tone der geistlichen Lieder von Klopstock und Gellert gehalten und haben, obwohl sie im Einzelnen ansprechen, doch im Allgemeinen nicht die erforderliche Erhebung und Gluth des Gefühles.

3) Gedichte von Wilhelm Frhrn. von Blomberg. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1826.

Der Verfasser der vorliegenden Gedichtsammlung ist der Bruder des im Jahre 1813 vor den Thoren Berlins

Digitized by Google

für die Sache seines Vaterlandes gefallenen Dichters Alexander von Blomberg, dessen frühem Tode in diesem Buche ein rührender elegischer Nachruf gewidmet ist. Wilhelm von Blomberg besizt eine tiefe und lebendige Anschauung des Lebens und der Natur und wahre Begeisterung für den Beruf und das Loos des Dichters.

Die vorzüglichsten Gedichte dieser Sammlung sind allegorischen Inhalts, so daß sie entweder in den Erscheinungen und Erzeugnissen der Natur und des Menschenlebens Symbole religiöser und moralischer Ideen aufsuchen, oder in allegorischen Gebilden spekulative, ästhetische und politische Wahrheiten darzustellen streben. Hieher gehören: Der Hymnus an die Blumen und Kurt Sprengel, aus welchem wir folgende Strophen unsern Lesern mittheilen:

Den Blumen töne, und dem Freunde
Blüthenentfaltender Flora, Hymnus!
Liebe, Blumen und Spiele
Flammen das Leben auf:
Daß es dunkel und graunvoll
Nicht aus Nacht entrolle zu Nächten,
Als der neuen Erdenmutter
Seine Flügel Eros näh'rte,
Lachte zuerst im Blumenkranze
Flora, Liebe dem Liebesgotte.

Nicht ernste Sprache immer wollte
Reden die Mutter den Erdgebornen;
Nicht in dunkelnder Eichen
Rauschendem Nachtgewand,
Wollte sie [illegible]
Feld und Thal und Gebirg durchzürnen;
Nicht der Wildniß und der Felsen,
Und der Wogen trübes Grauen
Sollte das Kind des Lebens mahnen:
Leben steig' aus des Lebens Tilgung.

Zu Scherz und Lust das Herz gewendet,
Drückte sie heitere Freud' in Formen,
Gab die mahnenden Zeichen
Laut an das Weltenrund,
Daß auch bescheid'ne Weisheit
Mild im Spiel zum Entzücken blühe.
So entblühten ihrem Schooße,
Gleich den Liedern, zarte Blumen.
Mancher erblickt sie stumm und fühllos,
Weise kränzen mit Blüth' ihr Leben.

Ferner der Hymnus an die Nacht; des Dichters Sehnsucht; die sieben Dichtergeister; die Adler; der Dichter und Teut; Phosphorus Karfunkulus, jüngste Komödie, die aber, weil sie zu fragmentarisch hingeworfen ist, den Meisten Hieroglyphe bleiben wird. Mehrere dieser Gedichte beziehen sich auf die Freyheitskriege und sind zum Theil während derselben entstanden, da der Verfasser an der großen Angelegenheit seines Fürsten und seines Vaterlandes thätigen Antheil mit Schwert und Leyer nahm, z. B. Jahrestag der Leipziger Schlacht. Den Ton der Romanze hat er nicht getroffen. Auch im übrigen Inhalt dieser Sammlung findet sich manches Unbedeutende, wohin wir vornämlich mehrere Gelegenheitsgedichte rechnen.

4) Gedichte von dem deutschen Improvisator. (E in te dolce sospir! l'alma s'acqueta. Petrarca.) Gera, Heinsiussche Buchhandlung, 1827.

Das dem Titelblatt gegenüberstehende Kupfer stellt das Portrait des deutschen Improvisators mit gewaltigem Jovisblick und himmelan frisirten Locken dar, und gibt dessen Namen und Stand an: Dr. Oscar Ludw. Bernh. Wolff, Professor am Gymnasium zu Weimar. Er bietet seinen Lesern vorerst zwey poetische Erzählungen „Julius von Este," und „der Einsiedler," welche beyde als Improvisationen glücklich erfunden und lebhaft ausgeführt wären, aber als Erzeugnisse einer sich in Ruhe überlassenen Reflexion und Begeisterung die poetischen Partieen, die sich besonders in der zweyten Erzählung finden, durch breite, triviale Wendungen zurückdrängen und schwächen. Er scheint sich durch das Improvisiren an viele Worte und bequeme Reime gewöhnt zu haben. Die dramatische Bewegung, die im Julius von Este sich zeigt, die kräftigen Stellen, namentlich die Romanze von den drey Bundesbrüdern, im Einsiedler, lassen von Herrn Wolff, wenn er sein Talent besonnen anwendet, weit Besseres noch erwarten. Die Gedichte aus dem Reisetagebuch sind [illegible] und zum Theil ansprechend; sonderbar ist es, wie den großen Roland von [illegible] zusammenstellt, großen Prediger („du Bremen wirst wohl wissen, wen ich damit gemeint") und das große Faß im Bremer Rathskeller, die Rose. Unter den Epigrammen „in Gesellschaften" ist manches nichtssagende, dagegen ist eines sehr gelungen zu nennen, und von den Gegnern des deutschen Improvisators wohl zu beherzigen:

Ihr sagt: ich schillere, ich goethisire,
Es merk' es jeder, der das Ding versteht;
Ey, lieben Freunde! ich improvisire;
Kann ich dafür, daß es just so geräth?

Unter den kleineren Gedichten dieser Abtheilung hat uns das romanzenartige „Eckartsberge" am meisten angesprochen. Die zwanzig Lieder mit der Ueberschrift: „des fahrenden Schülers Lebens- und Liebeslust" sind frisch und lebendig, zart und kräftig, die lieblichsten unter diesen dünken uns „Haupttitel" und „Examen" zu seyn. Unter den Mährchenbildern erinnert die Elfenhochzeit an Göthe; doch ist sie nicht bloße Nachahmung der Manier, sondern wirklich in jenem leichten, zarten, dämmerlichen Geiste gewoben.

Digitized by Google

Die Lieder an Cäcilie und die Monologe haben eine schöne, blühende Diktion, zeichnen sich jedoch nicht durch eigenthümlichen poetischen Werth aus. Ein auffallender Pleonasmus ist der innere Seelenzwiespalt, der im dritten Liede an Cäcilie den Dichter quält. Schwer ist auch einzusehen, wie der Korsar an seine Geliebte S. 160 singen kann:

> Und fall' ich im Kampf, so fall' ich mit Lust;
> Nicht ist der Tod mir fürchterlich,
> Ich stoße den Dolch dir in die Brust
> Und umarme dich.

5) Huldigungen, Baierns erhabenem Königshause dargebracht von J. L. Mielach, k. quiesc. Kreis- und Stadtgerichts-Protokollisten in Augsburg. Augsburg, auf Kosten des Verfassers. In Kommission der Wolff'schen Buchhandlung. 1825.

Der Verfasser der vorliegenden Huldigungen, Herr Mielach, ist nach der vorangeschickten Zueignung an den verewigten König Maximilian, die Königin Karoline, ihr ganzes Haus, alle verwandte Herrscher und Bavaria selbst, in trüben Lebens- und Gesundheitsumständen und fühlt sich dem Ende seiner Tage nahe, obwohl er in den besten Jahren des Mannesalters zu stehen scheint; denn er hat in Landshut zu gleicher Zeit mit dem gegenwärtigen König Ludwig studirt, wie er in einem an diesen Fürsten, bey Gelegenheit seiner Vermählungsfeyer gerichteten Gedichte sagt:

> Glühender, pochte [illegible] Landshut
> Ich, o Erhabener, Dich, auch lehrbegierigen Jüngling,
> Sah mit Bewunderung und Lust in der Muse geheiligtem Tempel

Schon des Buches Titel besagt, daß sein Inhalt blos Gelegenheitsgedichte, und zwar zu Ehren dem baierischen Königshause, gebe. Es spricht sich in demselben der Ton der herzlichsten und freudigsten Liebe zu dem heimischen Regentenstamme aus, wie er dem baierischen Volke so ganz angehört, und durch die nationalen Charaktere ihrer Fürsten, durch ihre Leutseligkeit, Offenheit und Herablassung, wie durch ihre Gerechtigkeitsliebe und ihre Begeisterung für Wahrheit, Licht und Kunst genährt wird. Außer diesem patriotischen Werthe kommt den Dichtungen des Herrn Mielach noch das Lob einer reinen, gefälligen Sprache und edler Darstellung, jedoch kein höherer poetischer Vorzug in Erfindung und Darstellung zu. Ein guter Gedanke war es, die Vermählung baierischer Prinzen und Prinzessinnen durch Balladen zu feyern, die einen auf die gegenwärtigen Verhältnisse jedesmal Bezug habenden Stoff enthalten; z. B. auf die Vermählung des jetzigen Königs dichtete er „Traum Kaiser Ludwig des Baiers nach der Schlacht bey Ampfing," bey der Vermählung der Prinzessin von Leuchtenberg die Romanze von dem Longobardenfürsten Authar, der Theodelinde, Herzog Garibalds der Agilolfen Tochter, heimführt gen Pavia. Rührend und erhebend ist die Schilderung des Privatlebens des verewigten Königs und der Königin Karoline; erfreuliches Zeugniß des natürlichen, unverbildeten Sinnes und der wissenschaftlichen Thätigkeit eines Fürsten, welcher seine Lieblingslektüre zwischen Homer und Schiller theilt, ist aus dem oben schon von uns angezogenen Gedichte an den gegenwärtigen König von Baiern folgende Stelle:

> Wie mit Brüdern verkehrtest mit uns. — Maximilians Sohn Du,
> Schöpftest dürstend mit uns aus der Weisheit labendem Borne,
> Gleich in jeglichem uns, nur erster an Fleiß und an Sitte,
> Sporn uns und Muster, worauf mit leuchtendem Auge wir blickten.

6) Gedichte von Wilhelm Heidelberg. Erster Theil. Hannover, in der Helwing'schen Hof-Buchhandlung, 1827.

Diese Gedichte sind einem deutschen Fürsten gewidmet, und die Zueignung an diesen hat folgenden Anfang:

> Erhabner Fürst! es wünscht vor Dir
> Sich meine Muße zu verneigen,
> Und Deiner Hoheit, nach Gebühr,
> Ihr Spiel und Dichten laut zu zeigen.

Solche Prosa behauptet ihr Recht auf mancher Seite dieses Bändchens und das Fließende der Sprache und die Leichtigkeit, die der Verfasser im Versbau besitzt, können das Matte und Unpoetische des Inhalts nicht aufwiegen.

In den Erzählungen und Romanzen, die den ersten Abschnitt dieses Buches bilden, sind eine mitunter derbe Ritterlichkeit, — (S. 81 heißt es von dem Vater der schönen Adelheid:

> — Find ich, schwur er zornig einst,
> Daß du dem Grafen hold erscheinst,
> So werf' ich euch geschunden
> Dich vor und ihn den Hunden.) —

Untreue und Treue der Liebenden unter starken Versuchungen, Ausbrüche der Eifersucht, Mord und grausenhafte Scenen in Nacht und Gruft, des Dichters Lieblingsthemen. Besseres hat er in seinen erotischen Liedern und in den Sonetten geleistet. Hieher zählen wir besonders die Vorklage, an die Ersehnte, Liebeslust, Grabgedanken. Ist Herr Heidelberg noch jung, so rathen wir ihm freundlich, lieber nach Goethe und Uhland sich zu bilden, als in Bürgers Weise zu schreiben.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

N°. 28.

Literatur-Blatt.

Freytag, den 4. April 1828.

Lyrische Dichtkunst.

(Fortsetzung.)

7) Gedichte von Ludwig Rellstab. Erstes Bändchen. Berlin, bey Friedrich Laue, 1827.

Unter allen Dichtungsarten die subjektivste ist die lyrische. Lieder sind Ergießungen des eigenthümlich so oder anders afficirten oder im Allgemeinen zu einer Stimmung angeregten Gemüthes. Ein lyrisches Gedicht, unabhängig von der Subjektivität des Dichters, wie sie im Momente des Dichtens vorhanden war, entstanden, ist rein nicht zu denken. Es kommt uns daher sonderbar vor, daß Herr Ludwig Rellstab im Beginn der Vorrede dieses Büchleins sich auf Pindar, Theokrit, Anakreon, Horaz, Schiller und Goethe beruft, um zu zeigen: „da das höchste Alterthum und die neueste Zeit in dieser Beziehung übereinstimmend sind; so scheint es fast, als erfordere das lyrische Gedicht jenen genauern Zusammenhang mit Individualität und Subjektivität des Dichters.“ Wer mag ihm zum Vorwurfe machen, wodurch die Natur lyrischer Dichtungen bedingt ist, das Vorwalten seiner Subjektivität in seinen Liedern und das Streben, rein individuellen Beziehungen und Verhältnissen eine gewisse Allgemeinheit zu geben? Gerade hierin hat seine Muße uns am meisten angesprochen, und wir wünschten, noch mehreren individuellen Beziehungen in seinen Gedichten zu begegnen, weil wir dann gewiß wären, mehr eigenthümliches Leben und innere Kraft in denselben zu finden. Die geselligen Lieder — darunter besonders das schönste, der ungebetene Gast, Jubelfeyer — und die Sonette halten wir für den bessern Theil dieser Sammlung. Der Rhythmus ist, wenn nicht eben immer leicht, doch edel und gehalten, wie die Sprache rein. Die Ideen des Dichters erheben sich selten über den Kreis des Gewöhnlichen und Bekannten. Zu dem Anziehenderen gehören unter der Abtheilung „Lustwandelnd“ die Luftschlösser, Früh' oder nie, der Blumenkranz, wo die Vergleichung des Schneeglöckchens mit der Taube, die zuerst aus der Arche des Noah ausfliegt, auf den ersten grünen Zweig sich niederläßt, der auf den Wogen glänzt, und mit dem Blatte wiederkehrt, schön erfunden und dargestellt ist; unter den Liedern: Bewußtseyn, Kriegers Ahnung, Aufenthalt, Abschied; unter den vaterländischen Gedichten, denen wir mehr Energie und Frische zu ihrer gemessenen und edeln Sprache wünschten, Siegesfeyer beym Einzug der Verbündeten in Paris im März 1814, der Herzog von Braunschweig. Die Distichen S. 209 ff. und das Kloster enthalten viel Ansprechendes. In seinen Romanzen aber ist Herr Rellstab, so glatt und schön auch die Sprache seyn mag, zu lyrisch, und, wir erlauben uns zu behaupten, zu weitschweifig und zu breit. Dadurch treten seine Romanzen aus dem Gebiete der Romanze heraus und verderben sich zudem selbst allen Eindruck, den sie sonst auch bey ihrem lyrischen Gehalt und Schmuck in gedrängterer Darstellung hätten hervorbringen können. Ueber den Grund und Grad der Aehnlichkeit der Ballade „Maria und Franzesko“ mit Hero und Leander und mit dem Ritter Toggenburg wollen wir nichts entscheiden; auffallend aber wird sie jedem seyn, der jene Dichtung des Herrn Rellstab liest.

8) Gedichte von A. M. Lasinsky, geborene (r) v. Knapp. Koblenz 1827. In Kommission bey J. Hölscher.

Die Verfasserin dieser Gedichtsammlung, die sich durch ihre äußere Ausstattung dem Auge sehr empfiehlt, erklärt in dem kurzen Vorwort, daß sie auf Ersuchen mehrerer Musenfreunde ihre Gedichte herausgebe, und bittet, da diese ausschließlich die Erzeugnisse einer Naturanlage und die Früchte der Erholungsstunden seyen, sie als solche mit gütiger Nachsicht zu beurtheilen. Wir haben kein böses Herz und machen keine unmäßigen Ansprüche. Wenn die Dichterin auch kein solches Vorwort geschrieben hätte, der Inhalt und Geist ihrer Dichtungen lehrte uns eine so edle, thätige Gattin und Hausmutter kennen, daß wir ihren häuslichen Verdiensten und ihrem nächsten Berufe zu nahe treten müßten, wenn wir eine

Digitized by Google

höhere Ausbildung des Talentes, das sie besitzt, und eine bessere Ausarbeitung dessen, was sie gegeben hat, mit dem Tone kalter Kritik fordern wollten.

Poetischer Schwung geht diesen Gedichten sämmtlich ab. Aber ein frommer, zarter, liebenswürdiger Sinn spricht sich wohlthuend in denselben aus. Wir verweisen hier besonders auf die verwandten Genien, die Freundschaft, mein Vaterland, Erkenntniß, meine Wünsche, Wirklichkeit. In dem Gedichte „der Frühlingsabend" ist ein braves Landschaftsgemälde in Matthisson'scher Art. Die Dichterin hat mit den äußeren Schwierigkeiten des Verses und des Reimes vielfach zu kämpfen, und darunter leidet ihre Sprache nicht selten an Schwerfälligkeit und Verworrenheit. Das beste ihrer Gedichte nach Inhalt und Form erschien uns das letzte dieser Sammlung, die Spinnerin; hier ist Alles klar (außer der dritten Strophe, deren Sinn wir nicht enträthseln können), lebendig und fließend. Eines der unbefriedigtsten ist „die Mode," und wir fürchten, daß manche Leserinnen in der mißlungenen Form dieses Gedichtes einigen Ersatz schadenfreh dafür finden werden, daß hier die Geheimnisse und Räthsel der Toilette so offenherzig bekannt sind.

9) Jugendsünden von Ernst Greif. Lemgo, Meyer'sche Hofbuchhandlung, 1827.

Wenn Herr Ernst Greif keine andere Jugendsünden, als welche er in der vorliegenden Sammlung dem Publikum aufgedeckt hat, sich vorzuwerfen findet; so mag es ihm nicht schwer fallen, Absolution bey dem Richter des Lebens zu erhalten. Wir haben an diesen poetischen Sünden großes Behagen gefunden und wünschen von Herzen, daß alle Dichter, welche sich dem Publikum bekannt machen wollen, solcher Sünden sich befleißigen. Ungeschlacht und derb ist zwar der Verfasser nicht selten in seinen Ausdrücken; so spricht er in dem Gedichte, Becherfreuden:

— Wer Gewalt den Musen bringt,
Frech in den heil'gen Tempel dringt,
Und an so keuscher, lieber Brust
Kühlt seines Herzens rohe Lust;
Die Strümpfer, Pfuscher alesammt,
Die nicht ein inn'rer Gott entflammt,
Ihr, Wachwerk sey verdammt!
Wo ihr sie find't, solch Sklavenvieh,
Da tretet, stoßt, vernichtet sie;
Denn wer der Musen Kleinod raubt,
Am dem ist jede Nach' erlaubt.
Zur Geißel werd' in Eurer Hand
Die Feder; Witz ein Feuerbrand;
Ha! treibt zum Tempel sie hinaus,
Sie machen einen Stall daraus, —
Die Kunst ist Gotteshaus!

Aber wem könnte hier die innere Flamme der Begeisterung, die Kraft des Geistes entgehen, die den jugendlichen Sänger zu starken, oft wilden und unpassenden Ausbrüchen fortreißt? lyrische Tiefe, Lebendigkeit und Energie ist in der Mehrzahl dieser Dichtungen vorherrschend.

Der Weg zum Himmel, Hymnus an den Strebenden, Lob der Schlacht gehören zu den kräftigsten und edelsten Tönen dieser Muse, die ihre kriegerische Weise in den französischen Feldzügen durch eigene Anschauung und Antheil des Dichters an dem Kampfe fürs Vaterland gelernt und ausgebildet hat. Die erotischen Gedichte haben einen den Schiller'schen an Laura verwandten Geist; die Liebe ist in mehreren ganz Leidenschaft und glühendes Feuer, z. B. an Mary, als sie sprachlos an meinem Arme hieng:

Schließ', o schließ' dich, weißer Arm,
Näher noch mich ihr verbinde.
Brust an Brust, so eng, so warm,
Daß kein Lüftchen Durchgang finde;
Nein, den Lüftchen — ich erlaub
Darf in diesen Armen seyn:

Und am Schlusse heißt es hier:

Brennet, siegen, Lippen roth,
Den Vertrag für Ewigkeiten!
Bleibhin über Grab und Tod
Soll uns dieser Bund geleiten!
Ha und wenn der Weltbau bricht! —
Solche Liebe endet nicht!

Die Epigramme sind sinnig, scharf, oft derb, wie: an eine vielplaudernde weibliche Gesellschaft. Viele dieser kleineren Gedichte sind dem Griechischen, Lateinischen, Französischen und Englischen nachgebildet, und manches eigentreue Motto zeugt von des Dichters vertrautem Umgange mit dem Alterthum: die angehängte Probe aus einem noch unvollendeten Lehrgedichte, „die Ehe," hat in ihrem Inhalt nichts eben Auszeichnungswerthes, ist jedoch im herametrischen Versmaaße gut abgerundet, so wie überhaupt Rhythmus und Reim dieser Gedichte, ohne gerade gefällig und wohllautend zu seyn, doch auch keine positiven Fehler haben.

10) Wanderlieder von Ernst Hoffmann. Mit einem Vorwort von Friedrich Baron de la Motte Fouqué. Greiz, Druck und Verlag von C. H. Henning, 1827.

Einen von dem der zuvor angezeigten Gedichtsammlung ganz verschiedenen, keineswegs aber unangenehmen, sondern wahrhaft wohlthuenden Eindruck machten auf uns die vorliegenden Wanderlieder. Die Vorrede des Herrn v. Fouqué hat zu ihrer günstigen Aufnahme nichts beygetragen, außer insofern, als wir, nachdem wir gegen ein Büchlein, das mit fremdem Empfehlungsschreiben auftrat, ein leises Vorurtheil empfunden hatten, durch des

Digitized by Google

Büchleins lieben Inhalt unser Vorurtheil ganz verschwinden sahen, und um so froher dem liebenswürdigen Geiste des jungen, bescheidenen Dichters uns befreundet fühlten. Herr Ernst Hoffmann kündigt in seinem eigenen Vorwort an den Leser seine Lieder keineswegs, wie Herr Greif, als Sünden, sondern als die liebsten und reinsten Blüthen seiner Jugend an. Er spricht von seiner frühen Lust zum Reisen, wodurch er sich innig an die Natur anschließen und in der sichtbaren Welt eine sinnige und zarte Offenbarung des Unsichtbaren wahrnehmen gelernt habe.

Es ist seit Uhlands unsterblichen Wanderliedern manche poetische Reise auf deutschem Papier gethan worden. Herr Hoffmanns Wanderlieder lassen sich nach alle dem vielen Wandern in Versen und Reimen recht gerne anhören; denn sie haben im Ganzen alle einen guten, reinen Klang; sie haben, was dem gemüthlichen Leser das Liebste an ihnen seyn wird, einen höheren Klang, einen frommen, zarten Geist, der mit der Lerche sein Lied immer zum Himmel empor wirbelt. Dieser religiöse Sinn, der allen Gedichten der vorliegenden Sammlung eigenthümlich ist, artet jedoch in seinen Ergießungen niemals in ein vornehmes Dogmatisiren und trockenes Moralisiren aus; Frömmigkeit und Poesie haben sich gegenseitig durchdrungen in der Naturanschauung des Verfassers. Bewegt ihn ein Vorfall oder Anblick zur Andacht, so wird die Andacht zum Lied. Stimmt ihn der ernste oder frohe Augenblick zum Gesang, so tönt ein frommes Gefühl durch seinen Gesang. Hieher rechnen wir vorzugsweise die Gedichte: Meeresgruß bey der Ueberfahrt nach Rügen; des Wanderers Glaubensbekenntniß; Heimath im Morgenlande; das Haus am Wege; des Sängers Lebensalter; am Wasserfall der Ilse; Abendsonne; Wanderers Gespräch; Lust und Leid; Offenbarungen; im Sturme; die weinende Liebe; Wanderers Abendlied. Die drey letzteren Lieder sind ihrem Inhalt und ihrer Form nach zum kirchlichen Gebrauche wohl geeignet und nehmen unter den geistlichen Liedern, die wir aus neuerer Zeit besitzen, einen ehrenvollen Rang ein. Auch unter den Romanzen sind mehrere, namentlich der treue Falke, Dietrichs Ende, anziehend, und halten sich in dem ruhigen, mehr epischen, als lyrischen Ton der Romanze. Zu den besten Gedichten dieser Sammlung gehören:

Der Heimath Erkennung (S. 76.)

Das Kind, die Freude, wird geboren
Mit bittrer Angst, mit Qual und Pein;
Zum Paradies, das wir verloren,
Führt Kampf und Blut nur wieder ein.

So fühlt der Heimath süßen Frieden
Der Wanderer in der Fremd nur;
Und Sehnsucht lockt den armen Müden
Zurück zu seiner Väter Flur.

Und bist du draußen nie gewesen,
Von Heimath, Herrd' und Lieb' verbannt,
So hast du nicht der Sehnsucht Wesen,
Der Heimath Glück noch nicht erkannt.

Ungerne sind wir einigen Härten im Ausdruck und unrichtigen Reimen begegnet, verschlang selbst die Gluth S. 25; lenkt — drängt S. 36; Herrlichkeit — zeigt S. 129. Genüsse Gedanken, wie z. B., daß beym Sturme der Natur der Mensch innerlich heiter seyn und werden müsse, wiederholen sich zu oft. Auch dünkt es uns nicht natürlich, wenn S. 90 die Meeresfläche das schönste blaue Auge genannt und als solches besungen wird.

11) **Biblische Perlen. Zur Belebung und Veredlung des religiösen und sittlichen Gefühls vorzüglich der Jugend in deutsche Verse gekleidet von Moritz Kornfeld. Mit einer Vorrede von D. Rumy. Wien, gedruckt und verlegt von Franz Ludwig, 1826.**

Herr Kornfeld, welcher früher schon ein lyrisch-didaktisches Gedicht „der Dichter" (Pesth 1819) und ein Trauerspiel „Karl Reinhold" (Augsburg 1825) geschrieben hat, und dessen Vorredner sich auf die günstige Beurtheilung jener früheren Arbeiten durch Jean Paul und Andere beruft, hat, so groß auch der Werth seiner didaktischen und dramatischen Dichtungen — wir haben sie nicht gelesen — seyn mag, in dem vorliegenden Schriftchen eine nur gar nicht gelungene Paraphrasirung der Schöpfungsgeschichte des Moses und der zehen Gebote dem Publikum vorgelegt. Im Eingange verspricht er zwar, indem er das Verhältniß seiner Schrift zur Bibel festzustellen sucht:

Was sie prosaisch vorgetragen,
Wird dies in Reim und Versen sagen.

Der Mythus der Schrift von Schöpfung und Sündenfall aber ist die erhabenste Poesie, deren Kraft auch durch bessere Umschreibungen, als die des Herrn Kornfeld, schon geschwächt worden ist. Und hier namentlich finden wir von jenem gewaltigen Schwunge und jener hohen Einfalt der altiestamentischen Ideen nur geringe Spuren.

Nicht einmal Kindern möchten wir diese wohlverständliche Poesie zu lesen empfehlen, weil Strophen, wie die fünf und zwanzigste in dem Schöpfungsliede und die neun und fünfzigste der zehen Gebote kein Gutes stiften können; so passend und eindringlich auch sonst so manche dieser Verse für die Jugend sind. Möge Herr Kornfeld, dem wir nach mehreren Spuren in dem vorliegenden Buche poetische Anlagen freudig zuerkennen, in seinen bedrängten äußeren Umständen „reelle Unterstützung durch großherzige Patronen und Mäcenen," wie sie sein Freund,

Digitized by Google

Herr Doktor Georg Karl Rumy in der Vorrede ihm wünscht, erhalten, damit sein Talent unter dem nach Brod Gehen nicht verkümmere. Dann aber rathen wir ihm eher, poetische Stellen des Talmud zu übersetzen und — jedoch in gefälligerer Form, als die in dem Anfang der vorliegenden Schrift gegebene Vergleichung aus dem Talmud — herauszugeben, als die Bibel für Kinder zu paraphrasiren.

12) Theodulia. Jahrbuch für häusliche Erbauung auf 1828. Mit Beyträgen von Alberti, Caspari, Engel, v. Fouqué, Franke, Girardet, Grumbach, H. Hoffmann, Hundeiker, Kochen, Köthe, Leo, Münckner, Oberländer, Schede, Schott, Schottin, Theremin, Trautscheld und Andern, herausgegeben von M. L. B. Meißner, D. G. Schmidt, E. Hoffmann. Zweyter Jahrgang. Mit vier Musikblättern. Greiz, Druck und Verlag von C. H. Henning.

Die prosaischen Beyträge der Theodulia scheinen uns weniger originell, gediegen und erhebend zu seyn, als Manches in dem diesjährigen Vaterschen Erbauungsbuche. Im Ganzen aber ist der darin ausgesprochene Geist ein edler und inniger, und wird in häuslichen Kreisen reichen Segen stiften, zumal da die hier enthaltenen Aufsätze in den verschiedenartigsten Verhältnissen des Lebens und der Schicksale sich bewegen. Zu dem Besten rechnen wir, was Schott in Jena, Girardet, Theremin und Ernst Hoffmann gegeben haben, besonders des Letzteren „Martin Luther, ein Bergmann.“ In „aus Adalberts Briefsammlung“ von Theremin hätten wir die Verglei-chung des zum Christenthum bekehrten und davon ergriffenen Gemüthes mit einem Springbrunnen gerne vermißt. Die Parabeln von Alberti sind zum Theil wohl gelungen. Die poetischen Gaben dieses Taschenbuchs sind zum größeren Theile recht erfreulich, weil sie meist in einfachem, edlem, kirchlichem Tone geschrieben sind. Fouqués Psalmen würden mehr Eindruck machen, wenn sie ruhiger und ungesuchter wären. Bey der Innigkeit und Tiefe seiner Empfindungen würde sich der Dichter um das Kirchenlied große Verdienste erwerben können, wenn er bey seinen Produktionen den klaren Gedanken mit seinen religiösen Gefühlen und Bildern Hand in Hand gehen ließe. Am meisten wurden wir durch sein Lied S. 215, dem eine Komposition von Kantor Hermann in Greiz beygegeben ist, und durch seinen Psalm: Lohn für Gnade, angesprochen. Theremin's Abraham und David im Alter sind Dichtungen, wie wir sie gerne lesen. Unter den übrigen Gedichten heben wir die von Köthe, Schottin und E. Hoffmann heraus, haben uns jedoch von des Letzteren „Johannes Abschied vom Leben“ weniger befriedigt gefühlt, als von seinen anderen Beyträgen. Die Dehnung, die dem Gedichte über Johannes gegeben ist, fällt um so unangenehmer auf, je gedrängter und kräftiger die beyden voranstehenden Gedichte Theremins sind. Die Kupfer, welche dieses Taschenbuch schmücken sollten, sind, weil über der Arbeit die Hand des Künstlers eine Verletzung bekam, unvollendet geblieben, und sollen daher erst dem folgenden Jahrgang mitgegeben werden.

13) Das Vater Unser in siebenzehn neuen poetischen Umschreibungen, der häuslichen Andacht geweiht von D. L. Ch. C. Beyer. Zweyte Auflage. Mit Gebeten zur Weihnachtsfeyer und am Neujahrsmorgen vermehrt. Nürnberg und Leipzig, Verlag der Buchhandlung L. H. Zch, 1827.

Lyrische Paraphrasirung einfacher Stellen und Sprüche der heiligen Schrift schien uns jederzeit eine unglückliche Idee zu seyn, am wenigsten glücklich aber die Umschreibung des Gebetes Jesu, das gerade durch seine schlichte, demüthige Form den tiefsten Eindruck machen muß, diesen Eindruck aber in veränderter, erweiterter Gestalt niemals machen kann. Auch die gelungensten Bearbeitungen in dieser Art von Mahlmann und Wilschel haben deshalb unseres Erachtens nie erreichen können, was sie erreichen wollten, verständlicher für den Geist und dabey eben so eindringlich, ansprechend für das Herz zu seyn, als die einfache Gebetsformel in dem Evangelium. Herr Beyer ist Meister über die äußeren Fesseln der Prosodie und Sprache, wenn wir einzelnes Unpassende abrechnen, z. B., daß er von des göttlichen Thrones hehrem Piedestal spricht, und in einer Apostrophe an Gott, Glaube, Liebe und Hoffnung eine heilige Trias nennt. Die Gedichte lassen sich gut lesen und sind erbaulicher, wo sie einfacher sind. An manchen Stellen sinkt die Poesie durch Schwung und Schwall der Worte. Auch hätten wir unseres Ortes die Form der ottave rime zum paraphrasirten Vaterunser, so wie zum Prolog und Epilog einer solchen Sammlung die Form des Sonetts nicht gewählt. Uebrigens sind beyde Sonette schön und sprechen, wie die anderen Gedichte, den innig religiösen Sinn des Dichters aus. Die Vorrede des Büchleins berichtet, daß die erste Auflage, 1826 erschienen, in zwey Monaten vergriffen gewesen sey. Wer an solchen Dichtungen Geschmack und Erbauung in ihnen findet, dem mag der schnelle Absatz für ihre große Brauchbarkeit bürgen, an welcher wir keineswegs zweifeln.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

N°. 29.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 8. April 1828.

Lyrische Dichtkunst.

(Fortsetzung.)

14) Vermischte Gedichte der Geschwister Gottlieb Friedrich, Doktor Karl Friedrich, Gotthold Friedrich und Charlotte Stäudlin. Herausgegeben von einem Freunde der Familie. Zwey Bändchen. Stuttgart, C. A. Sonnewald'sche Buchhandlung, 1827.

Es gibt Sänger-, Maler-, Künstler-Familien jeder Art; wie sollte sich die schöpferische Kraft der Natur nicht auch in Bildung von Dichter-Familien gefallen? Wem sind nicht die gefeyerten Namen der Stollberg. Schlegel, Fouqué gegenwärtig? In den Kreis dieser Dichter-Familien will der Herausgeber der vorliegenden Sammlung vermischter Gedichte auch die Geschwister Stäudlin einführen. Wir loben seine Absicht als ein Zeichen seiner Pietät gegen seine Freunde, erlauben uns jedoch an denselben die Frage zu richten: ob wohl der verstorbene berühmte Theologe und Historiker Stäudlin die Bewilligung der öffentlichen Bekanntmachung einiger von ihm in seinen Knabenjahren und während der Universitätsstudien hingeworfenen Gedichte ertheilt haben würde, in deren einem der bescheidene Jüngling gesteht, daß er, ohne Veranlassung einzelner Familienereignisse, keine Verse zu machen sich entschlossen haben würde:

Feurig schwur ich's, Muse, dich zu fliehen,
Nimmermehr von deinem Geist zu glühen,
Weil mir doch der warme Liebergeist
Strömend nicht vom Herzen fleußt,
Zu des Dichters göttlichem Beruf
Die Natur mich nicht erschuf.

Wir fragen ferner, ob es billig war, die wenigen, in poetischer Beziehung unbedeutenden, zum Theil nur fragmentarischen Gedichte des ältesten Bruders der Familie Stäudlin, der vor dem Schlusse seiner akademischen Laufbahn das Leben verlor, herauszugeben? Wir fragen endlich, ob es nicht zärter gewesen wäre, dem zarten Wunsch der noch lebenden Schwester Charlotte nachzugeben, die sich, laut der Vorrede im ersten Bändchen, gegen die Aufnahme ihrer Poesien in die vorliegende Sammlung mit der feyerlichen Erklärnng sträubte, sie habe nie an öffentliche Mittheilung derselben vor dem Publikum gedacht? Die Kritik enthält sich daher aus Gründen, welche die Leser achten werden, des weitern Urtheils über die genannten drey Geschwister und wendet sich zu dem leider zu frühe den Seinigen, wie dem Parnaß, entrissenen Dichter Gotthold Friedrich Stäudlin, dessen Gedichte den bey weitem größten Raum der beyden Bändchen ausfüllen. Sein Leben gehörte einer Zeit an, wo die deutsche Muse noch ein gesundes, reines Blut hatte, das von dem unklaren Wesen der Afterromantik nicht verdickt war. Zwar mangelt es den Dichtungen desselben an jener Gluth der Empfindungen, an jener Tiefe der Anschauung und Reflexion, an jenem großartigen Schwung, jenem erhabenen Naturſinn, wie wir ihn bey gleichzeitigen Dichtern, namentlich bey seinem Landsmann Hölderlin antreffen; es gebricht ihm der maßgebende Takt, der die verschiedenartig sich andrängenden Gedanken und Bilder concentrirt, nicht selten auch der feinere Geschmack in der Wahl der Gegenstände, und in der Anordnung und Aufführung des Einzelnen, den wir die ästhetische Gesittung nennen möchten. Er trägt den Charakter und die Weise selbst ausgezeichneter Dichter jener Zeit an sich, die breite, oft langweilend bis ins Einzelste und Kleinlichste gehende Ausmalung seiner Gegenstände, die Beschreibung seiner Gefühle, wie sie sich bilden und bewegen, anstatt des reinen und unmittelbaren Ergusses, die langen Vorwerke und Einleitungen zum Thema, welches denn gewöhnlich nur kurz und leicht abgethan wird, die zahllosen Apostrophen an die Muse, an sich selbst, an andere Dichter vergangener und gegenwärtiger Zeit, an Menschheit und Natur, an Himmel und Erde, Tugenden und Laster u. s. w. Bey allen diesen Mängeln seiner Individualität und Zeit blickt dennoch überall die poetische Kraft in erfreulichen, oft erhebenden Strahlen hindurch. Ohne tief zu seyn, ist sein Gefühl natürlich rein und kräftig gesund. Ohne sich hoch aufzuschwingen, sind seine Ideen klar, faßlich,

Digitized by Google

ansprechend. Auch da, wo der Strophen und Worte uns zu viele dünken, gefallen sie dennoch durch den leichten, gewandten, reinlichen Ausdruck, durch den geregelten, aber ungezwungenen Versbau. Unverkennbar ist in den Oden, deren die Sammlung eine große Anzahl enthält, der Einfluß Klopstocks; zu den trefflichsten dieser Gattung gehören: an meine sterbende Schwester Friederike, Sappho. Seine erzählenden Gedichte sind nach Art der Bürgerschen Balladen gestaltet und sind, ausgenommen jenes zum Gedächtniß Herzog Leopolds von Braunschweig, wohl der schwächste Theil seiner Poesien. Gelungener erscheinen uns zwey idyllische Darstellungen, welche aus dem bürgerlichen und Volksleben seiner würtembergischen Heimath geschöpft, durchaus ein nationales und lokales Gepräge an sich tragen.. Das eine ist: die Verlobung, ein komisches Lebensgemälde, worin namentlich der würtembergische Schreiberstand nach seiner halbgebildeten, rohen Mehrzahl in treuen Zügen jener Zeit geschildert wird. Das zweyte, Schäferlauf, eine schwäbische Idylle, beschreibt ein Fest der Landleute mit lebendigen Farben.

Am gefälligsten und edelsten aber bewegt sich Stäudlins Muse im einfachen Liede, wie dies vorzüglich in dem schlichten, gemüthlichen Neckarweinlied, in dem Bergknappenlied u. a. der Fall ist.

Zu den heiteren, mit didaktisch-satyrischer Richtung, gehört der Egoist. Wie bey so manchen Dichtern jener Zeit, so bey St. finden wir auch Auswüchse seiner lyrischen Poesie, unpassende Themen, besonders aber grausenhafte, wilde Schilderungen, z. B. der Jüngling an die Wollust, Unschuld im Kerker, der Mörder an den Geist des Erschlagenen. Am merkwürdigsten aber war uns das Hochgericht, ein didaktisches Gedicht, in drey und fünfzig achtzeiligen Strophen, enthaltend eine schaudervolle Zusammenstellung aller nur denkbaren Verbrechen und Gräuelthaten, so wie eine Aufzählung der verschiedensten Veranlassungen und Triebfedern der Missethat. Die Absicht, die diesem, in der Form eben so schön gehaltenen, als dem Inhalt nach gräßlichen Gedichte zu Grunde liegt, ist eine rein moralische.

15) D. Martin Luther und seine Zeitgenossen als Kirchenliederdichter. Nebst Luthers Gedanken über die Musik und einigen poetischen Reliquien Herausgegeben von August Gebauer. Leipzig, Verlag von Ernst Klein's literarischem Comptoir, 1828.

Beym Lesen des Titels der vorliegenden Schrift erwartet man eine Beurtheilung und Vergleichung der religiösen und kirchlichen Dichtungen Luthers und seiner gleich ihm durch den Geist der Reformation und durch die Bedürfnisse der umgestalteten Kirchenordnung angeregten Zeitgenossen. Herr August Gebauer hat jedoch nur eine Sammlung aller von Luther verfaßten, so wie auch der von ihm umgearbeiteten und sogar der unter seinem Namen in Umlauf gebrachten, von unbekannten Verfassern herrührenden, Lieder veranstaltet, und, damit die Leser selbst eine Vergleichung der Luther'scher Lieder mit denen seiner Zeitgenossen anstellen mögen, eine Reihe von Kirchenliedern beygegeben, die von Paul Sparatus, Justus Jonas, Lazarus Spengler, Hans Sachs, Michael Weiß, Adam Reußner, Johann Hesse, Johann Mattheſius, Johann Schneesing, genannt Chiomusus, u. A. verfertigt sind. Somit hätte der Herausgeber die Aufschrift seines Buches anders geben, und darin auch nur dasjenige, was es enthält, ankündigen sollen, nämlich: die Kirchenlieder Luthers und einiger seiner Zeitgenossen.

In der Vorrede gibt zwar Herr Gebauer kürzlich ein Urtheil über Luther als Kirchenliederdichter an. Aber auch hier können wir ihm insoferne nicht beypflichten, als er das Wesen und die Richtung der Poesie Luthers zu allgemein aufgefaßt hat. Nicht bloß „die Beziehung alles dessen, was ihm begegnet und was er weiß, auf das Höchste, nicht nur das Festhalten des Ganzen vor dem Einzelnen, das Verschwinden des Persönlichen vor der heiligen Sache und eine großartige Weltanschauung" charakterisirt seine religiösen Dichtungen. Auch ist das feurige, durch Glauben freudige, in sich gesicherte, weder zur Rechten noch zur Linken weichende Gemüth in seinen Liedern nur eine Folge des wahren und innersten Wesens seiner Poesie. Der Glaube selbst, von der Gemüthsseite aufgefaßt, ist seine eigentliche Muse, und zwar der evangelische, durch seine theuern Forschungen in der h. Schrift gewonnene und durch die Kraft seines Willens, durch die Ruhe seines Herzens, wie durch seine äußeren Erfahrungen, durch die gesegneten Erfolge seiner Thätigkeit, bestätigte Glaube treibt ihn zu poetischen Ergießungen. Und daraus ergaben sich nun von selbst die beyden Seiten seiner poetischen Arbeiten. Wie sein Geist hier auf Abwehr des Falschen und Eiteln hinarbeitete, dort für die Einführung, Befestigung und Bewahrung dessen, was ihm das Wahre, Aechte, Christliche und Göttliche schien, Sorge trug; so sprechen auch seine Lieder eine gedoppelte Reihe von Empfindungen aus, welche sich bald im Gegensatz gegen das Alte, Unreine, Verwerfliche bewegen, Gottes Hülfe zum Kampf dagegen aufrufen, Gott für die bereits geleistete Hülfe, für den bereits gewonnenen Sieg und Segen danken, und tapfern Sinn, unerschrockenen Muth zur Fortsetzung des begonnenen schwierigen Werkes aussprechen, bald aber auch wieder die errungene Seligkeit und den Trost des Glaubens, die Freude, die der freye Besitz und Gebrauch des göttlichen Wortes in sich schließt, und volle, reine, fromme Hingebung des Gemü-

Digitized by Google

thes an die einigen Mittler und Fürsprecher bey Gott kund geben. Evangelische, christliche Lieder und zwar besonders in dem von uns angedeuteten ersteren Verhältnisse der Abwehr und tapferen Kampfes für den evangelischen Glauben sind Luthers Lieder, und wir möchten ihn nicht eben den dichterischen, wie Herr Gebauer thut, wohl aber den kräftigsten und tapfersten, den heroischen Chorägen der deutschen Liederdichter nennen. Die Gabe des Herrn Gebauer ist übrigens mit großem Danke anzuerkennen, und sein Versprechen, auf gleiche Weise noch zwey weitere Bände erscheinen zu lassen mit den Kirchenliedern des Bartholomäus Ringwaldt, so wie des Paul Gerhardt und ihrer Zeitgenossen, möge recht bald in Erfüllung gehen. Je ärmer die neuere Zeit an ächten Kirchenliedern und andern religiösen Dichtungen ist, welche nicht gemacht, sondern aus einem frommen, glaubensvollen Gemüthe geflossen sind und ohne die Absicht, in dem Leser Religiosität erst produciren zu wollen, sie voraussetzen und, wo sie schlummert, sie durch lebendige Anregung wecken und erheben; desto mehr bedarf es der Zurückweisung auf die alten, kräftigen, einfachen und glaubensfesten Gedichte, deren Eines mehr stärkt und erquickt, als hundert der modernen, süßlich frommen oder pedantisch moralisirenden.

Ein besonderes Verdienst des dieser Sammlung ist der treue Abdruck aus den in Wittenberg und Leipzig in den Jahren 1525 und 1617 erschienenen Gesangbüchern. Veränderungen sind blos in der Rechtschreibung vorgenommen und öfters in Noten der unverständliche Urtext beygesetzt oder Varianten angegeben. Die schönen Vorreden Luthers zu seinen geistlichen Liedern sind gleichfalls abgedruckt. Den Geist seiner Lieder deutet er selbst hier unverholen an. S. XXII. „Also ist nu im neuen Testament ein besser Gottesdienst, davon die der Psalm sagt: Singet dem Herrn ein neues Lied, singet dem Herrn alle Welt. Denn Gott hat unser Herz und Muth fröhlich gemacht durch seinen lieben Sohn, welchen er für uns gegeben hat zur Erlösung von Sünden, Tod und Teufel. Wer solchs mit Ernst gläubet, der kanns nicht lassen, er muß fröhlich und mit Lust davon singen und sagen, daß es andere auch hören und herzukommen. Wer aber nicht davon singen und sagen will, das ist ein Zeichen, daß ers nicht gläubet, und nicht in's neu fröhliche Testament, sondern unter das alte, faule, unlustige Testament gehört.“ In einem Anhang stehen Luthers Gedanken über die Musik, namentlich Etliches aus seinen Tischreden, und einige poetische Reliquien Luthers, aus seinen Werken gesammelt. Das „Lied vom Hasen“ gibt ein trauriges Bild aus Luthers Zeit und manche ernste Wahrheit auch für die unsrige noch. Der „Sprüche“ sind leider nur wenige, aber jeder hat Gold im Munde, z. B.

4.

Es ist auf Erden kein besser List,
Als wer sein'r Zungen ein Meister ist.

6.

Rede wenig und mach' es wahr,
Was du borgest, bezahle baar.

8.

Wer was weiß, der schweig,
Wem wohl ist, der bleib!
Wer was hat, der behalt,
Unglück, das kömmet bald.

10.

Virtus ist geschlagen todt,
Justitia leidet große Noth,
Temperantia ist gebunden,
Veritatem beißen die Hunde,
Fides gehet auf Stelzen,
Nequitia ist nicht seltsam.

12.

Willt du alt werden, so werde bald alt,
Behalt den Kragen warm,
Fülle nicht zu sehr den Darm,
Mache dich der Greten nicht zu nah':
Also wirst du langsam grau.

16) Paul Gerhardt's geistliche Lieder in einem neuen vollständigen Abdruck. Zweyte Auflage. Berlin, in der Mylius'schen Buchhandlung, 1827.

Diese Sammlung ist, wie das Vorwort zur ersten Auflage sagt, nicht sowohl dazu veranstaltet, um den dichterischen Charakter des Paul Gerhardt in allen, theils ihm persönlich, theils seinem ganzen Zeitalter angehörigen Eigenthümlichkeiten dem Leser vor Augen zu stellen, als vielmehr seine Lieder zur Verbreitung und Stärkung eines ächtreligiösen Sinnes und Lebens in der evangelischen Christenheit recht brauchbar zu machen. Bey diesem Zwecke konnte allerdings der Text an den meisten Stellen in seiner ursprünglichen Sprache gelassen und willkührliche Aenderung, wie sie bey einer früher in Bremen erschienenen Auswahl aus den Liedern Paul Gerhard's Statt fand, wohl vermieden werden. Gleichwohl sah sich der unbekannte Herausgeber, dem für sein Werk fromme Familien herzlichen Dank wissen werden, und der den schönsten Lohn seiner Arbeit in der nach sechs Jahren erfolgten Nothwendigkeit einer zweyten Auflage finden mochte, — der Herausgeber sah sich um seines religiösen Zweckes willen veranlaßt, einzelne für die Sprachweise und für den Geschmack unseres Zeitalters anstößige oder unpassende Stellen zu ändern. Wegegelassen sind in der ganzen Sammlung nur zwey Strophen, die nach dem herrschenden Zeitgeschmack des siebzehnten Jahrhunderts zu sehr in das Spielende verfallen, und denen durch eine blos theilweise Aenderung das Störende nicht wäre zu benehmen gewesen. Daraus erhellt jedoch, daß Hr. Hof-

Digitized by Google

rath Gebauer kein überflüssiges Werk unternehme, wenn er, wie er es zugesagt, und bereits mit den Kirchenliedern Luthers es gemacht hat, einen völlig getreuen Abdruck der Gerhardt'schen Lieder mit allen ihren temporellen Eigenthümlichkeiten veranstaltet nnd dadurch dem Zwecke der Geschichte der Dichtkunst huldigt. Paul Gerhardt verdient wohl vor allen andern Kirchenliederdichtern der frühern Jahrhunderte die Aufmerksamkeit und Verehrung der Nachwelt. Er war ein wahrer lyrischer Dichter, voll zarter und voll glühender Empfindungen. Er war aber auch zugleich im völligsten Sinn ein christlicher Dichter, dem alle Tiefe und aller Reichthum eines glaubenvollen Gemüthes, Gesang und Klang wurde, der seine liederreiche Seele durch den Kreis der biblischen Geschichten, durch die Erscheinungen der Natur, durch die Verhältnisse des Lebens führt, und überall Bilder und Töne findet, die seinem christlichen Gemüth verwandt sind und frohe, ernste, kräftige, weiche Gesänge daraus hervorrufen. Ihm war die innere Seite des christlichen Gesanges, die Ergreifung und Darstellung des evangelischen Glaubens, Lebens und Friedens, vornämlich aufgegangen, während sein großer Vorgänger Luther in der äußeren, polemischen sich glücklicher bewegte. Nur das Eine ist zu bedauern, daß der dogmatische Charakter seiner Zeit hie und da einen widerlichen Einfluß auf die poetische Arbeiten Gerhardt's ausübte und theoretische Subtilitäten, theologische Spitzfindigkeiten, kirchlich sanktionirte Vorstellungen ohne eigentlich christlichen Geist und ohne praktischen Gehalt unter seine zarten Empfindungen, unter seine Lieder voll Erhebung, Andacht, Trostes und frommer Hoffnung streute, ihn sogar zu ganzen Gedichten veranlaßte, die in einer Zeit nicht entstanden wären, wo der Geist des Christenthums, seine praktische Tendenz über die äußeren Formeln und Satznngen theologischer Schulen und symbolischer Bücher den vollen Sieg mehr und mehr zu gewinnen scheint.

Den Freunden der Lieder von Paul Gerhardt werden die biographischen Notizen willkommen seyn, welche das Vorwort gleichfalls enthält. Bestritten wird in denselben die allgemein verbreitete Sage, daß Gerhardt, von seiner Stelle in Berlin wegen allzuheftiger Vertheidigung des Lutherthums gegen die Reformirten vertrieben, auf der Reise, als seine Frau um ihrer traurigen, hülflosen Lage willen in große Muthlosigkeit versunken sey, zu ihrer Aufrichtung und Stärkung das schöne Trostlied „Befiehl du deine Wege" gedichtet, und daß ihn noch an demselben Abende Boten des Herzogs von Sachsen-Merseburg aufgefunden haben, mit der Nachricht, der Herzog habe ihm ein Jahrgehalt bewilligt.

Wir können nicht umhin, unsern Lesern, denen Paul Gerhardt aus öffentlichen kirchlichen Liedersammlungen bekannt seyn wird, damit sie von dem Reichthum seiner religiösen Beziehungen auf alle Verhältnisse des Lebens sich einen Begriff machen können, folgende Strophen aus einem der Standes- und Berufslieder mitzutheilen:

Voller Wunder, voller Kunst,
Voller Weisheit, voller Kraft,
Voller Hulde, Gnad' und Gunst,
Voller Labsal, Trost und Saft!
Voller Wunder sag' ich noch,
Ist der teuschen Liebe Joch.

Die sich nach dem Angesicht
Niemals hiebevor gekannt,
Auch noch im geringsten nicht
Mit Gedanken zugewandt,
Deren Herzen, deren Hand
Knüpft Gott in ein Liebesband.

Dieser Vater zeucht sein Kind,
Jener seins dagegen auf,
Beyde treibt ihr sondrer Wind,
Ihre sondre Bahn und Lauf,
Aber wenn die Zeit nun dar,
Wird's ein wohlgerathnes Paar.

Hier wächst ein geschickter Sohn,
Dort ein' edle Tochter zu,
Eines ist des Andern Kron',
Eines ist des Andern Ruh',
Eines ist des Andern Licht,
Wissens aber Beyde nicht.

17) Liederkrone. Eine Auswahl der vorzüglichsten ältern geistlichen und erwecklichen Lieder. Herausgegeben von dem Verfasser von Wahl und Führung. Heidelberg 1825. Druck und Verlag von August Oswald.

In ihrer unverwischten Eigenthümlichkeit sind in dieser Sammlung die nach des geistvollen Herausgebers Ansicht vorzüglichsten Kirchenlieder seit den Tagen der Reformation bis zur Mitte des verflossenen Jahrhunderts mitgetheilt. Die Auswahl ist auch in der That eine gelungene zu nennen, denn das Beste von Luther, Gerhardt, Freilinghausen, Franke, Richter u. A. ist, nicht in chronologischer Reihe, sondern in einer durch die Materien der Lieder bestimmten Ordnung für die Bedürfnisse derjenigen, welche in dieser Sammlung ihre Erbauung suchen, zusammengestellt. Veränderungen, Abkürzungen u. s. w., die im Texte vorgenommen wurden, sind in den Anmerkungen am Schlusse des Buches genau angegeben und die Ausdrücke der ältesten Ausgaben angeführt. Wer neben religiöser Erhebung und moralischer Anregung zugleich dichterischen Werth sucht und mit diesem Wunsche Liebe zum körnichten, edeln, reinen Worte unsrer Väter verbindet, der wird, so er dies Buch zur Hand nimmt, reichen Genuß für manche Stunde finden, und das wünschen wir ihm gleichfalls, daß er daraus auch Segen, vollen Segen für seinen Geist und für sein Herz schöpfen möge, denn in solchem poetischen Evangelium fließt auch eine Quelle ewigen Lebens.

(Beschluß folgt.)

Digitized by Google

N°. 30.

Literatur-Blatt.

Freytag, den 11. April 1828.

Lyrische Dichtkunst.

(Beschluß.)

18) Evangelische Hauspostille oder christliche Betrachtungen und Gesänge für häusliche Andacht, zur Beförderung wahrer Frömmigkeit und Seelenruhe. Von D. Wilhelm Hülsemann, evangelischen Prediger und Schulinspektor in Elsey. Erster Band. Düsseldorf und Elberfeld, bey Johann Eckhardt Schaub, 1827.

Die Gesänge dieser Sammlung sind es zunächst, wegen welcher wir ihre Anzeige hier anreihen. Sieben und zwanzig religiöse Betrachtungen, in Form von Predigten abgefaßt, sind mit einer großen Anzahl von Liedern, deren Inhalt immer Beziehung hat auf die Betrachtungen, denen sie vorangestellt oder angehängt sind, durchstreut. Es hat uns mit wahrer Freude erfüllt, gefunden zu haben, daß in diesen Liedern der rechte Ton, der sie zu christlichen Kirchenliedern stempelt, getroffen ist. Es offenbart sich in ihnen ein von Religiosität durchdrungenes und erwärmtes Gemüth, das von nichts Anderem, als seinen frommen Empfindungen, Ueberzeugungen und Hoffnungen, singen und sagen, und dies auf keine andere Weise, als die einfachste, ungekünstelste thun will. Herr Dr. Hülsemann behauptet diese Vorzüge in seinen sämmtlichen religiösen Dichtungen. Letztere werden daher auf unbefangene, anspruchlose Gemüther immerhin einen seinem Zwecke entsprechenden, wohlthuenden Eindruck hervorbringen, weil er, obgleich ihm die Kraft Luthers und Gerhardts Schwung und Bilderreichthum fehlen, alles unnütze poetische Beiwerk, alles Störende, Hemmende und Fremdartige in seinen poetischen Erzeugnissen glücklich vermieden, und sich weder zum dogmatischen noch moralischen Docenten zu erheben gesucht, sondern blos als Interpret eines frommen, glücklichen Gefühls sich dargestellt hat. Im Ganzen läßt sich das Studium der Gerhardt'schen Lieder nicht verkennen, und einzelne Stellen verrathen dies durch wörtliche Annäherung.

19) D. Johann Severin Vaters Jahrbuch der häuslichen Andacht und Erhebung des Herzens von Elisa von der Recke, Deckert, Freudentheil, Frisch, Gebauer, Grumbach, Haug, Hesekiel, Hey, Mahlmann, Marks, Ribbeck, Rienäcker, Schmalz, Schottin, Schuderoff, Spiecker, Starke, Wilhelmine Thilo, v. Teubern, Tiedge, Veillodter, Weber, Weiske, Wirschel, und dem Herausgeber A. G. Eberhard für das Jahr 1828. Mit 2 Kupfern und 3 Musikbeylagen. Halle, in der Renger'schen Verlagsbuchhandlung.

Der Herausgeber dieses religiösen Taschenbuchs konnte den verschiedenartigen Gedichten und Aufsätzen, die er hier an einander reihte, nichts Passenderes und Ansprechenderes voranstellen, als das Lied eines edeln Todten, „Leben in Gott" von Mahlmann. Unter den poetischen Beyträgen ist dasselbe unstreitig der edelste, christlichste. Doch haben wir uns auch von Tiedge's Frühlingsankunft, Gebauer's „dem Führer" und Trauungslied, Schottin's die Schöpfung des Menschen, W. Hey's herzliche Liebe, Eberhard's Blick auf den Tod, angezogen gefühlt. In einem für christliche Andacht und Erhebung des Herzens bestimmten Buche erscheinen uns aber Ausdrücke, wie Lethe's Strom, Grazien u. a. immer als Saule unter den Propheten, und wir glauben, daß diejenigen unter den in dieser Sammlung enthaltenen Dichtungen, welche mit heidnischer Mythologie ausgestattet sind, dem Zwecke christlicher Andacht schlechten Dienst leisten werden bey nachdenkenden und ernstgestimmten Lesern.

Unter den prosaischen Gaben des Vaterschen Jahrbuchs zeichnen sich diesmal diejenigen von Schuderoff, Marks, Elisa von der Recke, Veillodter und Schmalz neben anderen ehrenwerthen Arbeiten aus. Schuderoff hat interessante Fragen aus dem Gebiete der Moral befriedigend gelöst in den Aufsätzen: „Mittheilungen aus einer Abhandlung über Gefälligkeit und Freund-

Digitized by Google

schaft, Wahrheitsliebe und Ueberzeugungstreue, Trägheit und Müßiggang des Menschengeschlechtes Verderben.“ In „unsere Reise zur Heimath“ hat sich der durch seine kraftvolle Vertheidigung des Protestantismus berühmt gewordene Schmalz als einen tiefdenkenden und zartführenden Seelsorger bewährt. — Am Schlusse sind biographische Andeutungen über die verewigte Kaiserin Elisabeth von Rußland und über die von allen Freunden des geistlichen Gesanges und frommer Lieder geehrte Künstlerin, den weiblichen und musikalischen Novalis Deutschlands, Louise Reichardt, gegeben. Von der Letzteren heißt es S. 291: „Ihr blasses Gesicht soll, ehe die Blattern sie befielen, sehr schön gewesen seyn. Der Glanz ihres seelenvollen Auges und das Edle der Gestalt war ihr geblieben. Einer der talentvollsten jungen Maler aus der dresdenschen Casanova-Schule — Gareis war sein Name — der sich in Italien weiter ausgebildet hatte, und der bedeutende Werke im historischen Fache versprach, war ihr Bräutigam. Als er zur Hochzeit erwartet wurde, kam, statt seiner, die Nachricht von seinem Tode! Die unglückliche Braut bekämpfte ihren Schmerz; aber sie verzichtete seitdem auf die Art von Glück, welches sie bis dahin vor Augen gehabt hatte, und sie suchte es nun in der eifrigen Ausübung ihrer Kunst und in dem Wirken für Andrer Wohl.“ Sie lebte zuletzt als Gesanglehrerin in Hamburg im Schooße einer geachteten Familie, und starb daselbst im November 1826 im 37sten Jahre ihres Lebens.

Die Musikbeylagen sind von Naue, Zelter und Beethoven, dessen Facsimile seinen Verehrern ein theures Andenken seyn wird. Unter den Kupfern stellt eines das Portrait der Kaiserin Elisabeth dar.

20) Lieder und Sagen aus der Schweiz, von D. Henne von Sargans, Archivar des Kantons St. Gallen. Zweyte, verbesserte und sehr vermehrte Auflage. Basel, in der Schweighauserschen Buchhandlung, 1827. 264 S. 8.

Vor drey Jahren erschien die erste Auflage dieser dichterischen Sammlung und ihre gute Aufnahme kann aus der schnellen Folge einer zweyten abgenommen werden. Beym ersten Auftreten hatte Herr Henne sich und seine Leistungen also angekündigt: „Seit der Kindheit im Kloster erzogen, dann sechs Jahre sich zum Lehr- und Erziehungsfache vorbereitend, rang der Verfasser gegen Außenverhältnisse, und die Funken des diesen Kämpfen wurden beynahe immer zu Klängen, wie diese Sammlung sie gibt, was dann auch sattsam erklären mag, warum vielleicht zu sehr ein Grundton in allen vorherrschend ist. Sie sind, fast ohne Ausnahme, was man Gelegenheitsgedichte nennt. Der Verfasser ist der Ueberzeugung, daß die wahre lyrische Dichtung rein aus der Brust strömt, bedingt durch die jedesmalige Gemüthsstimmung des Sängers. Alles Andere ist Drehorgelmusik, Handwerk, und der Innhaber davon kann wohl der Meister werden, aber nicht ein lebender Quell, der nur geben kann, was drinnen ist, wie der Vogel in der Natur. Dadurch unterscheidet sich der große, göttliche Schiller von einem Andern, der auch groß, aber nicht göttlich ist. Sehr bedutsam sollte die Kritik beyde Arten von Dichtern unterscheiden vor ihrem Schöpfenstuhle.“ Und gegenwärtig beym zweyten Auftreten mit der vielfach bereicherten Gabe (die neue Auflage ist fast ums Doppelte vermehrt, manches frühere ward auch weggelassen oder verbessert), setzt er unter anderm hinzu: „Dem in die Welt tretenden Dichtergemüth ist wie dem ausgebrüteten Vogel, der an der Schaale haft und pickt, aber, wenn sie zu hart ist, oft hülfelos erstickt, noch ehe er seine Mutter grüßen konnte. Anderen gefallen ist leicht, aber schwer ist es über sich zu bringen, diesen durch Verläugnung seines Genius erzwecken zu wollen, und wer es thut, an dem rächt er sich, vielleicht spät, aber sicher. Lieder keinem gefallen, als mir selber mißfallen. Auch die Kunst hat ihr Priesterthum; aber mancher, der nahe am Altare steht, ist ein Kaiphas und macht dem heiligen Dele Schande.“

Unschwer mag man aus diesen Geständnissen abnehmen, daß in den „Liedern und Sagen aus der Schweiz“ die wehmuthigen Klänge eines vom Leben und Schicksale gebrückten Herzens ertönen: es sind aber ungemein freundliche, meist anziehende und in denen ein höherer Geist vorherrscht, welcher von dem Drucke des Lebens auf die Hoffnungen jenseits des Grabes hinweist, oder der oftmals auch schon, als Ersatz und Ausgleichung für jene, bey süßen Erinnerungen an die geliebte Heimath, an die Freuden der Kindheit und an jene Gefühle verweilt, die im jugendlichen Herzen entwickelt, wo sie rein und treu bewahrt wurden, nie altern. Schweizerlieder sind diese Dichtungen insbesondere aber, weil ihrer sehr viele, vom Heimweh nach dem geliebten Geburtsorte eingegeben, aus den malerisch-erhabenen Gegenden am Wallensee und um Sargans, aus den Thälern des Rheins und den Gebirgen Graubündens die Rahmen ihrer Erzählungen oder den Schauplatz für ihre Sagen wählten, überall doch auch dem Ausländer klar und verständlich, so daß nirgends die Annäherung zu mystischem Helldunkel in verwirrende Finsterniß übergeht.

Die ganze Sammlung befaßt nahe an hundert und fünfzig Stücke, in zwey Büchern, deren eines die „Lieder an Friedericken,“ das zweyte die „vermischten Gedichte“ befaßt. Einige sind im heimathlichen (Sarganser) Volksdialekte geschrieben, durch Zartheit den Hebelschen ähnlich, zugleich aber eine Bereicherung für die Sammlungen schweizerischer Mundarten, zumal die Eigenthümlichkeit

Digitized by Google

vom Sarganſer-Dialekte (ſagt Hr. Henne) noch durchaus unbekannt iſt, weil auch Stalder dort keinen kundigen Korreſpondenten hatte, und derſelbe jedoch einen Charakter von uralter Vermiſchung, vielleicht mit Gothen beurkundet, wie keine der übrigen in der Schweiz, weder burgundiſche, noch alemanniſche.

Vermiſchte Schriften.

Lebensanſichten von Willemer. Zwey Theile. Zweyte wohlfeilere Ausgabe. Frankfurt a. M., in der Brönnerſchen Buchhandlung, 1828.

Der Verfaſſer ſchenkt uns zwey dicke Bände voll lauter Aphorismen, und es mögen deren gegen 3 — 4000 ſeyn. Sie ſind ein neuer Beweis von der Ueberhandnahme der aphoriſtiſchen Literatur in Deutſchland, die manches für, manches gegen ſich hat. Eine geraume Zeit waren wir allzu ſyſtematiſch, jezt fallen wir ins andere Extrem, und es wimmelt von augenblicklichen Einfällen, gelegentlichen Gedanken, kleinen Bemerkungen und abgeriſſenen Sentenzen. Gewiß iſt, daß nicht nur die Poeſie, ſondern auch die Wiſſenſchaft eine eigne Gattung von Epigrammen und Arabesken hat, die ſich nur in dieſer aphoriſtiſchen Form geben laſſen. Wenn die Wiſſenſchaft ſelbſt ihren Gegenſtand ſtreng und ernſt und im Zuſammenhange auffaßt, ſo iſt es dieſem würdigern Intereſſe unbeſchadet auch erlaubt, denſelben Gegenſtand mit Laune und Ironie und im Einzelnen und Kleinen aufzufaſſen, oder ihn ins poetiſche Gebiet hinüberzuziehen, indem man ihn in Metaphern, Allegorien, Parabeln und Antitheſen auf bildliche und witzige Weiſe darſtellt, wie dies Jean Paul ſo oft gethan. Aber auch ohne dieſe ſogenannte geiſtreiche Darſtellung, ohne Bild und Witz, gibt es noch eine ſehr ſchätzbare Gattung von Aphorismen, nämlich ſolche, die in irgend ein noch unbekanntes Gebiet der Wiſſenſchaft einzelne Schlaglichter werfen. Noch lange nicht iſt jede Tiefe der Wiſſenſchaft erſchöpft, und beſonders die Wiſſenſchaft des Lebens, in pſychologiſcher und geſelliger Hinſicht, entbehrt noch immer eines feſten Syſtemes. Ueber pſychologiſche und geſellige Erſcheinungen hat uns noch keine zuſammenhängende Theorie hinlänglichen Aufſchluß gegeben. Hier ſind einzelne aphoriſtiſche Beobachtungen, wie ſie jedem die Erfahrung bietet, ganz an ihrer Stelle, und wir dürfen nur an die bekannten Aphorismen Lichtenbergs denken, um zu begreifen, wie wenig uns die Theorien dergleichen praktiſche Erfahrungen erſetzen können. Dagegen iſt es aber auch eben ſo gewiß ein Fehler, Sätze, die ſich notoriſch in ein Syſtem fügen laſſen, aus dem Zuſammenhange zu reißen und aphoriſtiſch zu geben.

Hr. Willemer hat ſich dieſen Fehler ſehr häufig zu Schulden kommen laſſen. Beſonders im erſten Theile ſeines Werks hat er lauter religiöſe und moraliſche Anſichten mitgetheilt, die er um ſo mehr hätte zu einem Ganzen ordnen ſollen, als ſie größtentheils ſchon längſt bekannte und in den Theorien begründete Sätze enthalten. Doch gilt dieſer Vorwurf nur der Form, für die Sache ſelbſt ſpricht die Innigkeit und Reinheit der Geſinnung, die ſich in allen dieſen Sätzen offenbart, und ihrer Beſtimmung für Jünglinge vollkommen angemeſſen iſt. Der zweyte Theil handelt mehr von profanen Gegenſtänden, und zeichnet ſich häufig nicht nur durch feine pſychologiſche Beobachtungen, ſondern auch durch geiſtreiche Darſtellung aus. Wir heben einige hervor:

„Der Starke hat weniger Feinde wie der Schwache. Wer ſich vertraut, dem vertrauen Andere.

Je ſchlechter ein Volk wird, deſto höflicher werden die Menſchen gegen einander.

Wachsthum in der Liebe zeigt von Wandelbarkeit.

Wir ſind keinen Fehlern mehr ausgeſezt, als ſolchen, die uns an Andern auffallen.

Wir ſind oft nur offenherzig, um unſern Verſtand zu zeigen.

Die Welt iſt ein großes Schauſpielhaus, in dem die erſten Plätze adonnirt ſind.

Man gefällt am meiſten dadurch, daß man Andern Gelegenheit zu gefallen verſchafft.

Wir ſind nie gefälliger, nie aufgelegter, Andern Angenehmes zu erweiſen, als in der Noth.

Willſt du Jemandes Freundſchaft zu dir verdoppeln, hetze ihm einen Feind an den Hals.

Wie groß auch die Sehbegierde der Weiber iſt, ſo iſt ihr Wunſch, zu gefallen, dennoch größer, und ſie verzichten lieber auf die Gelegenheit, etwas zu ſehen, als auf die Gelegenheit, geſehen zu werden.“

An dieſen wenigen Proben kann man ſchon erkennen, wie fein und reich die Beobachtungen des Verfaſſers ſind. Wir haben ihm indeß auch vorzuwerfen, daß er zuweilen ganz matte und leere Einfälle aufgenommen hat, z. B.

„Die lebhafteſte Empfindung bey dem Anblicke eines Gehenkten iſt das erfreuliche Gefühl, daß wir nicht an ſeiner Stelle ſind.

Was die Beine zum leiblichen Fortkommen, das ſind die Pflichten zum geiſtigen Fortkommen.“

Und was ſoll man zu folgendem naiven Vorſchlag ſagen?!

„Es gibt einen Weg, die Preßfreyheit unſchädlich zu machen. Jedem ſey erlaubt zu ſchreiben, was er verantworten zu können vermeint, was nach ſeiner Ueber-

Digitized by Google

zeugung nicht allein wahr, sondern auch gut ist, daß es gesagt werde. Nur sey er gehalten, seine Schrift, bevor er sie dem Druck übergibt, der Regierung vorzulegen, damit dieselbe, falls sie etwas einzuwenden findet, ihre Gegenansichten zu gleicher Zeit mit den seinigen dem Publikum vorlegen kann. Beyde Schriften werden hierauf binnen vier Wochen gedruckt, und ohne Weigerung öffentlich verkauft. Ist die Schrift gegen einen Privatmann gerichtet, so sey der Schriftsteller gehalten, sein Manuscript diesem mitzutheilen, ehe es abgedruckt wird, um denselben dadurch in den Stand zu setzen, sich entweder das, was über ihn, über sein Thun und Lassen gesagt ist, gefallen zu lassen, oder zu widerlegen."

R o m a n.

Red Rover. Aus dem Englischen des Cooper von Gottfried Friedenberg. Drey Bände. Berlin bey Duncker und Humblot, 1828.

Dieser neueste Roman des allbekannten Amerikaners hat sehr viel Aehnlichkeit mit einem seiner frühern Romane, dem Lootsen. Es ist wieder ein Seestück, und wer seine Manier kennt und zu schätzen weiß, wird sich auch an diesem trefflich gelungenen Gemälde wieder erfreuen. Allerdings ist Coopers Manier einseitig, sogar ein wenig kapriziös, und es darf nicht jeder Gattung von Lesern zugemuthet werden, Gefallen daran zu finden. Man kann seine Mystifikationen, durch die er den Leser hinhält, und seine über die Gebühr langweiligen Dialoge leicht unerträglich finden, und viele mögen in den Fall kommen, seine Romane wegzuwerfen, ehe sie sich zu allen Schönheiten derselben durcharbeiten. Indeß bleibt es doch unbestritten, daß diese Schönheiten wirklich in ihm enthalten sind. Er ist und bleibt ein vortrefflicher Sitten- und Landschaftmaler. Während des Lesens wünschen wir, er möchte sich kürzer fassen, und durch näheres Zusammendrängen der charakteristischen Züge es uns bequemer machen, uns das Bild seiner Helden einzuprägen. Haben wir aber einmal seine Romane durchgelesen, so steht uns dieses Bild klar und unauslöschlich vor Augen; wir vergessen, daß uns das Lesen einige Mühe und Langeweile gekostet, und müssen am Ende gestehen, daß es vielleicht nöthig war, in der Erzählung so weit auszuholen und so umständlich zu seyn, damit die endliche Entwicklung und der übrig bleibende Totaleindruck des Ganzen desto überraschender und dauernder wirke.

Der vorliegende Roman gleicht dem Lootsen insofern, als er wieder nur Scenen auf der See und einen mysteriösen Seehelden schildert. Was im Lootsen der berühmte Paul Jones, das ist hier der Seeräuber Red Rover. In Bezug auf Begebenheiten und eigentliche Handlung herrscht in Coopers Romanen bekanntlich eine große Oekonomie, und so auch hier. Die ganze Geschichte läuft eigentlich nur auf eine Anekdote hinaus. Ein junger subalterner Seeoffizier von der englischen Linie unternimmt es, den berühmten Seeräuber, dem man auf keine Weise beykommen kann, durch List zu fangen. Er verkleidet sich und läßt sich von ihm anwerben, Red Rover ist aber noch listiger als er, entdeckt seinen Verrath, übt aber Großmuth an ihm und läßt ihn nebst seiner Geliebten, die er während des Abenteuers gefunden und gewonnen hat, friedlich heimkehren. Weit bedeutender als diese Begebenheiten sind die Charaktere, in deren Schilderung Cooper eine Meisterschaft besitzt, die um so bewundernswürdiger ist, als er durchgängig nur untergeordnete Individuen oder halbwilde Naturmenschen schildert. Diese sind sein eigentliches Genre. Gebildete Europäer, Gelehrte, Adelige pflegt er gemeiniglich etwas zu karrikiren; nur seine Amerikaner, und unter diesen vorzugsweise die roheren Seemänner, Landbauer und Indianer gelingen ihm aufs trefflichste. So gibt er auch hier wieder, wie im Lootsen, vom Kapitän herab bis zum niedrigsten Matrosen ein überaus lebendiges und ausdrucksvolles Gemälde der Charaktere und Sitten, die das Seeleben bildet. Damit verbindet er nun wieder, wie zu erwarten war, große Naturgemälde. Wie ausgezeichnet Cooper insbesondere als Landschaftmaler ist, hat er in allen seinen Romanen, vorzüglich aber in der Prairie *) bewiesen. Hier sind es, wie im Lootsen, fast nur Seestücke die wir erhalten, denn nur zu Anfang und am Schluß des Romans befinden wir uns auf dem festen Lande, sonst immer auf dem atlantischen Meere. Unter diesen verschiedenen, gleichsam in besondere Rahmen eingefaßten Seestücken zeichnet sich besonders aus: das Kämpfen eines mit vollen Segeln fliehenden Schiffes gegen den Sturm, das Versinken eines Schiffes und eine Seeschlacht während eines tropischen Gewitters.

B e r i c h t i g u n g.

In Nr. 93 des vorjährigen Literaturblatts ist in der Anzeige des Romans „die Heirath," derselbe irrig einem Verfasser statt einer Verfasserin zugeschrieben worden. Auch ist eine frühere Uebersetzung dieses Romans nicht herausgekommen, sondern nur angekündigt worden, und statt Wachtelpeter muß es heißen „Wachtelmann."

---

*) Siehe Nr. 68. des Literaturblatts vom vorigen Jahre.

Digitized by Google

№. 31.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 15. April 1828.

Reiseliteratur.

Reise in die Aequinoctial-Gegenden des neuen Kontinents in den Jahren 1799—1804. Verfaßt von Alexander von Humboldt und A. Boupland. Fünfter Theil. Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1826.

Nie war der mikroskopische Scharfblick eines Swammerdam mit dem combinirenden Feldherrnblick eines Napoleon im Auge eines Naturforschers so innig vereinigt, als in dem des berühmten Alexander von Humboldt. Er geht auf das Kleinste und Einzelste ein, und umfaßt doch immer zugleich das Ganze der Natur. Bald anatomirt er die Natur in ihren zartesten Nerven, bald betrachtet er sie wieder in der Bedeutsamkeit ihrer plastischen Umrisse im Großen wie ein Künstler. Jenes analytische Talent haben auch viele andere große Naturforscher getheilt, aber in diesem combinatorischen und übersichtlichen Verfahren ist Humboldt einzig zu nennen. Durch seine Terrainkunde und durch die großen Resultate, die er aus derselben zu ziehen gewußt, hat er sich als den wahren Feldherrn, als den Cäsar der Naturkunde bewährt. Astronomie, Klimatologie, Meteorologie, Geognosie, Botanik, Geographie und Statistik hat er immer auf gleiche Weise zusammengefaßt und auf die allgemeine Physiognomik der Erde angewandt, die durch ihn gewissermaßen als eine neue Wissenschaft begründet worden ist.

In dem vorliegenden fünften Bande seiner Reise handelt er von Kolumbia und von der Landenge von Panama, und wenn man lieset, wie genau er alles in diesen Ländern kennt, und welche Rathschläge er den Behörden daselbst zur bessern Benutzung ihrer Lage ertheilt, so sollte man glauben, den Herrn des Landes selbst reden zu hören. Das Wichtigste in diesem Bande ist unstreitig die umfassende Schilderung der politischen, merkantilischen und finanziellen Verhältnisse im spanischen Amerika. Der Verfasser sezt in einer sehr lichtvollen Uebersicht dieses spanische oder mittlere Amerika dem englischen oder nördlichen und dem portugiesischen oder südlichen entgegen, und gibt dem erstern in vieler Hinsicht den Vorzug.

S. 102. „Durch die brittischen und portugiesischen Kolonisten wurden einzig nur die Europa gegenüber liegenden Küsten bevölkert; die Kastilianer hingegen haben gleich zu Anfang der Eroberung die Andenküste überstiegen und ihre Ansiedlungen bis in die westlichsten Landschaften ausgedehnt. Hier nur, in Meriko, in Cundinamarka, in Quito und Peru, haben sie die Spuren einer vormaligen Gesittung, landwirthschafttreibende Völker, blühende Reiche angetroffen. Dieser Umstand, der Zuwachs einer Bevölkerung von Landeseingebornen und Bergbewohnern, der fast ausschließliche Besitz großer Metall-Reichthümer und eines seit Anfang des sechszehnten Jahrhunderts mit dem indischen Archipel gepflognen Handelsverkehrs mußten den spanischen Besitzungen in Amerika einen eigenthümlichen Charakter verleihen. In den östlichen, den brittischen und portugiesischen Kolonisten zu Theil gewordnen Landschaften waren die Landeseingebornen jagdtreibende Völker von unstäten Wohnsitzen. Statt zur Bildung einer landbautreibenden und arbeitsfleißigen Bevölkerung beyzutragen, wie dies auf dem Plateau von Anahuac, in Guatimala und Ober-Peru der Fall war, haben sie bey Annäherung der Weißen sich meist zurückgezogen. Der Arbeitsbedarf, der Vorzug, welchen die Kulturen des Zuckerrohrs, des Indigo und der Baumwolle erhielten, die Habsucht, welche öfters den Gewerbfleiß begleitet und ihn herabgewürdigt, haben daselbst jenen schändlichen Negerhandel eingeführt, der für beyde Halbkugeln gleich verderblich geworden ist. Glücklicherweise ist es der Fall, daß auf dem Festlande vom spanischen Amerika die Zahl der afrikanischen Sklaven verhältnißmäßig zur Sklavenbevölkerung von Brasilien oder vom südlichen Theile der vereinigten Staaten gering, und nicht stärker denn 1 zu 5 ist. Alle spanischen Kolonien, die Inseln Cuba und Portoriko mitgerechnet, haben auf einer Landesfläche, welche die von Europa mindestens um einen fünften Theil übersteigt, nicht so viel Negersklaven, als der einzige Staat von Virginien deren besizt. Die

Digitized by Google

spanischen Amerikaner gewähren unter der heißen Zone das einzige Beyspiel, einer Nation von acht Millionen Einwohner, die, nach europäischen Gesetzen regiert, Zucker, Kakao, Getreide und Wein pflanzt, und die fast keine dem afrikanischen Gebiet entrißene Sklaven hat.

Unter den 34 Millionen der über die weiten Flächen des amerikanischen Festlandes vertheilten Einwohner (in dieser Zählung sind die wilden und die unabhängigen Landeseingebornen begriffen), unterscheidet man, nach den drey vorherrschenden Racen, 16½ Millionen in den Besitzungen der spanischen Amerikaner, 10 Millionen in den der brittischen Amerikaner, und nahe an 4 Millionen in denjenigen der portugiesischen Amerikaner. Die Bevölkerungen dieser drey großen Abtheilungen stehen heut zu Tage in den Verhältnissen von 4, 2½, 1."

Der Verfasser lebte drey Jahre in Kolumbia, sechs Jahre vor der Befreyung dieses Landes, und er sagt, daß ihm von Seiten der Menschen nur ein einziges Mal eine üble Begegnung widerfahren sey, und zwar von einem Landsmann, einem Matrosen aus Memel. Die Spanier zeichnet er durchgängig als gesittete und gefällige Menschen. Von den aufs genaueste detaillirten Schilderungen der bürgerlichen Verhältnisse, der Produkte, des Handels und der Schiffahrt im spanischen Amerika können wir hier freylich aus Mangel an Raum nicht einmal übersichtliche Auszüge geben; doch wollen wir insbesondere auf die in diesem Band enthaltene ausführliche Abhandlung über die Durchstechung der panamischen Landenge zum Behuf einer Verbindung des stillen Ozeans mit dem atlantischen aufmerksam machen. Sie bezweckt eines der größten Handelsinteressen und bewährt mehr als irgend etwas anderes das glänzende Talent und die unermeßliche Sachkenntniß ihres Verfassers. Man findet sie von S. 233 bis 290.

Unter den übrigen besonderen Abhandlungen oder Gemälden, welche dieses interessante Werk enthält, bemerken wir vorzüglich folgende. Gleich im Eingang spricht der Verfasser von den großen Ueberresten alter Grabhügel und Festungen im Lande der Karaiben, und er erläutert diesen Gegenstand noch weitläufiger in den am Schluß des Bandes beygefügten Anmerkungen. Weniger über diese, als über die ähnlichen alten Ruinen in Nordamerika ist neulich ein Werk von Assal erschienen, worüber in diesen Blättern nächstens mit Beziehung auf das Humboldt'sche Werk berichtet werden wird. An diese Darstellung schließt sich eine ausführliche Schilderung der Karaiben an, wobey überhaupt über die Urstämme Südamerikas Licht verbreitet wird. Dann spricht der Verfasser von den großen Llanos oder wilden Haiden Kolumbias, durch die er gereist ist, und die das Ausgezeichnete haben, daß sie nur Sand und Vegetation, aber auf viele Meilen Weite keinen einzigen Stein darbieten. Der Verfasser schreibt ihnen eine nicht unwichtige politische Bedeutung zu. Sie trennen nämlich die kultivirten Gegenden und halten so die verschiedenen Parteyen von einander entfernt, oder dienen der schwächern Partey zu einem sichern Zufluchtsort, indem sie Pflanzen und Heerden in Menge zur Nahrung darbieten und zugleich so geräumig sind, daß man die Flüchtigen nicht verfolgen kann. Dieser Umstand erklärt die Leichtigkeit und lange Dauer politischer Entzweyungen in diesen Ländern.

Mit diesen natürlichen Scheidungen im spanischen Amerika hängen auch die geschichtlichen zusammen. Schon unter der Monarchie bildeten die einzelnen Provinzen heterogene und unzusammenhängende Theile. Beydes übt auf die gegenwärtigen politischen Verhältnisse dieser emancipirten Länder einen großen Einfluß. Herr von Humboldt äußert sich über diesen wichtigen Punkt folgendergestalt S. 299: „Sollte das spanische Amerika künftig einst übereinstimmender diejenige Tendenz zum Föderalismus zu Tage legen, welche das Beyspiel der vereinigten Staaten bereits auf verschiedenen Punkten veranlaßt, so würden aus dem Zusammenstoß oder der Berührung so vieler Systeme oder Staatengruppen verschiedentlich gestaltete Bundesstaaten hervorgehen. Ich will hier einzig nur einige Verhältnisse andeuten, welche aus diesem sonderbaren Zusammentreffen von Kolonien auf einer ununterbrochenen Linie von 1600 Meilen Länge veranlaßt werden. In den vereinigten Staaten haben wir gesehen, wie ein alter atlantischer Staat sich in zwey getheilt hat, von denen jeder seine eigne Stellvertretung erhielt. Die Trennung von Maine und Massachusetts ging im Jahr 1820 auf die friedlichste Weise vor sich. Spaltungen ähnlicher Art werden in den spanischen Kolonien öfters Statt finden. Zu befürchten aber ist, daß sie bey abweichenden Sitten stürmischer seyn werden. Wenn ein Volk europäischer Herkunft zur Provinzial- und Municipal-Unabhängigkeit natürliche Vorliebe hat; wenn kupferfarbige Landeseingeborene gleich entschiedene Neigung für politische Zerstückelung und für die Freyheit kleiner Gemeinheiten zeigen, so ist die beste Regierungsform ohne Zweifel diejenige, welche, ohne gegen eine solche Nationalstimmung offenbar anzustoßen und zu kämpfen, dieselbe für das Gemeinwohl und für die Einheit des Gesammtkörpers minder schädlich zu machen vermag. Daneben ist auch einleuchtend, daß eben diese Wichtigkeit der geographischen Abtheilungen im spanischen Amerika, die sich sowohl auf Verhältnisse der örtlichen Lage, als auf Gewöhnungen mehrerer Jahrhunderte gründen, den Mutterstaat gehindert hat, durch den Versuch, spanische Infanten zu Herrschern in Amerika zu machen, der Trennung der Kolonien zuvorzukommen, oder dieselbe zu verzögern. Um so weitläufige Besitzungen zu beherrschen, mußten sechs oder sieben Centralpunkte der Regierung gebildet werden, und

Digitized by Google

diese Mehrzahl von Centralinstitutionen (Vicekönigreiche und Generalkapitanschaften) hätten die Gründung neuer Dynastien hinwieder in demjenigen Zeitpunkte gehindert, wo davon ein vortheilhaftes Ergebniß für den Mutterstaat gehofft werden konnte. — Allerdings werden viele Jahre vorübergehen, bevor siebenzehn Millionen Einwohner, die über einen Bodenraum, der um einen fünften Theil größer als das gesammte Europa ist, zerstreut sind, mit selbstständigen Regierungen ein festes Gleichgewicht erreichen mögen. Der vorzüglich kritische Zeitpunkt ist derjenige, wo lange unterjocht gewesene Völker plötzlich frey werden, und ihre Einrichtungen zum Vortheil ihres Wohlstandes einrichten sollen. — Wenn alle modernen Kolonien im Zeitpunkte ihrer Emancipation eine mehr oder minder entschiedene Tendenz nach republikanischen Formen zu Tage legen, so darf die Ursache dieser Erscheinung nicht ausschließlich einem Princip der Nachahmung zugeschrieben werden, das sich in Massen mehr noch als in vereinzelten Menschen wirksam erzeigt; es mag dieselbe vorzüglich auch aus der Stellung erklärt werden, in der sich eine Staatsgesellschaft befindet, die, von einer civilisirten Welt plötzlich losgerissen, aller äußern Bande entledigt, aus Individuen zusammen gesetzt ist, welche kein politisches Uebergewicht in der nämlichen Kaste mehr anerkennen. Die Titelauszeichnungen, welche das Mutterland einer sehr kleinen Anzahl Familien in Amerika ertheilt hat, mochten nicht, was man in Europa eine Adels-Aristokratie nennt, gründen. Die Freyheit kann, sey es durch Anarchie oder durch ephemere Usurpation eines kühnen Häuptlings, untergehen, aber die eigentlichen Elemente der Monarchie werden im Innern der modernen Kolonien nirgends angetroffen. Nach Brasilien wurden sie von außen eingeführt, in einem Zeitpunkt, wo dies weitläufige Land im Genusse tiefen Friedens lebte, während der Mutterstaat unter fremdem Joche seufzte."

Eine der längsten und vorzüglichsten Abhandlungen dieses Bandes ist der Abriß einer geognostischen Darstellung von Südamerika (S. 331), worin vorzüglich auf das Physiognomische des Terrains Rücksicht genommen wird. Hierin ist Humboldt unübertrefflich und einzig, und wir erlauben uns nur, unsere Leser an das zu erinnern, was wir in Nr. 7. dieser Blätter vom vorigen Jahrgang den Gelegenheit seiner Ansichten der Natur über seine Physiognomik der Vegetation gesagt haben.

Noch finden wir in diesem Bande sehr interessante Beobachtungen über die stündlichen Variationen des Barometers in den Tropenländern von der Meeresfläche bis auf den Rücken der Anden-Cordillere, und endlich am Schluß eine Abhandlung über die Antillen, vorzüglich in Bezug auf die Bevölkerung.

Humboldts Reise ist das größte Werk in dieser Gattung. Noch kein Reisender hat so sehr auf alles und so umfassend Rücksicht genommen. Der Eine sah mehr auf das Politische, der andere auf das Physische, viele machten nur gelegentliche und fragmentarische Bemerkungen über alles, was sich ihnen auf ihren Reisen darbot; aber mit dem Alles umfassenden und gleichsam erobernden Blick hat noch kein Reisender fremde Welttheile durchwandert wie Humboldt, und noch keiner hat von seinem Zuge so reiche Trophäen zurückgebracht.

Dichtkunst.

1) Klopstockii quindecim carmina latinis metris reddere tentavit, textumque vernaculum adjecit Albertvs Knapp. Accessit Appendicula. Tubingae e libraria Lauppiana. MDCCCXXVIII. 8. 93 S.

Das Talent wendet sich gerne dahin, wo Schwierigkeiten zu überwinden sind, und überwundene Schwierigkeiten locken Betrachter und Bewunderer herbey. Daraus erklärt sich vieles Seltsame in der Welt und namentlich in der Literatur; unter anderm auch die in unsrer modernen Zeit immer seltsamer erscheinende Lust, lateinische Verse zu machen und zu lesen. Ein ganz eigenthümlicher Kitzel treibt uns, unsere gewohnten Gedanken und Gefühle zu dieser Maskerade zu nöthigen; vielleicht erklärt sich die große Begeisterung, mit welcher sich Klopstock jenen fremdartigen Sylbenmaßen mit der oben erst verjüngten Muttersprache zuwandte, und mit welcher er von seinen Landsleuten den diesem Versuch empfangen wurde, gerade aus diesem sonderbaren Reize, und unser Ueberseher hat nur die Täuschung vollständig gemacht, indem er einige seiner Oden gleichsam in ihre fingirte Ursprache zurück übertrug. Er hat sich aber wirklich ein sehr schwer zu erreichendes Ziel gesetzt: es wäre ohne Zweifel viel leichter gewesen, ein duftend feichte, hohltönende Nachahmungen Klopstocks in das Glockenspiel horazischen Wohllauts unzusetzen, als eine einzige Ode Klopstocks selbst mit ihrem deutsch-idealen oder christlich-metaphysischem Inhalte vollwichtig wiederzugeben. Dennoch muß Ref. Herrn Knapp das Zeugniß geben, daß er im Ganzen sich glücklich durchgewunden und mit eben so viel poetischem Sinn als Sprachgewandtheit übersetzt, die Begriffe richtig aufgefaßt, und den unübertragbaren recht geschickt möglichst analoge untergeschoben hat, ein Geschick, das nicht alle Ueberseßer in antike Sprachen gezeigt haben, indem sie aus ängstlicher Treue es nicht wagten, den Gedanken das neumodische Gewand abzuziehen. Nicht ganz gleiche Sorgfalt hat unser Ueberseher auf die Simplicität der Konstruktion und die unmittelbare Klarheit des Ausdrucks gewandt, die bey sei-

Digitized by Google

nem Muſter, dem alten Horaz, einen der größten Vorzüge bildet. In dieſer Hinſicht wären manche der gegebenen Geſänge einer Ueberarbeitung fähig, bey der ſie noch viel gewinnen könnten. Das Schriftchen enthält die Uebertragung folgender Klopſtockiſchen Oden und Elegien: 1) dem Erlöſer, Redemtori. 2) Das Anſchauen Gottes, Quid sit, Deum intueri. 3) Die todte Clariſſa. Mors Clarissae. 4) Die frühen Gräber. Sepulcra praematura. 5) An Fanni. Ad Fanniam. 6) An Young. Ad Youngium. 7) Die beyden Muſen. Par Musarum. 8) Hermann und Thuſnelda. Arminius et Thusnelda. 9) Ihr Schlummer. Cidlidis sopor. 10) Der Rheinwein. Vinum Rhenanum. 11) Die Sommernacht. Nox aestiva. 12) Der Jüngling. Adolescens. 13) Die Frühlingsfeyer. Festum vernale. 14) Die Zukunft. De rebus futuris. 15) Selmar und Selma. Selmar et Selma. Der Anfang gibt die (ſehr gelungene) Ueberſetzung der zwey lateiniſchen Hymnen: Dies irae dies illa und pone luctum Magdalena in deutſche Reime.

Wir ſind dem Leſer einen kurzen Beleg für unſer obiges Urtheil ſchuldig, und wählen dazu ein paar Strophen des Rheinweinliedes, wobey wir die Stellen, die uns entweder mißverſtanden oder nicht geglückt ſcheinen, nur fragend bezeichnen wollen. Die Verſe ſind, was ein großes Lob iſt, auch ohne das Original verſtändlich; wir geben ſie daher auch ohne daſſelbe:

Prognate Baccho, pocli honor aurei,
Unum sodalem (?) sub platanos voca; —
En Tres viros, nobis et ista
Teutonica gravitate dignos: (?)

Quum, Dive, praelo non domitus, senex,
Sad jam satorem Rhenum animosior
Adcumberes, qui sicca blandus
Caeruleis juga lavit undis.

Jam paene saeclum quando humeris feras,
Dignabor (?), altos pandere spiritus,
Dignabor, ut virtus Catonis
Igne tuo gravior calescat.

Scholas magister cunctas animam ferax
Planiaeque novit, vate scientior;
Sed, quale flos spirat rosarum
Foemineum, mera quid mineatur

Rosis coronate, aut, mera quae canit,
Lusciniae almae quo tumeat melos,
Conclusi unculis madente
Hic (?) melius didicit sophista. Etc.

S.

---

2) Griechiſche Gedichte von J. Ch. G. Zimmermann. Erlangen in Kommiſſion bey J. J. Palm und Ernſt Enke 1827.

Wie viele ſchätzbare Autoritäten ſich auch ſchon für das Dichten in fremden Sprachen erklärt haben mögen, wir können denſelben nicht beſtimmen. Gedichte in fremden Sprachen können nur immer denſelben relativen Werth haben, welchen alle Gedichte nicht geborner, ſondern gelehrter, durch Lektüre gebildeter Dichter haben. Es iſt und bleibt der Ruhm der Korrektheit, des Gelungenen, Wohlgetroffenen der einzige, den ſolche Dichter erreichen können, und der Genuß, den ſie gewähren, ein antiquariſcher und Kennerfreude. Es widerſtrebt, unſeres Dafürhaltens, der unmittelbaren Natur ächtpoetiſcher Begeiſterung, ſich in Zungen und Formen, die ihr fremd ſind, auszuſprechen. Der Fall aber, daß nicht allein fremde Formen, ſondern auch fremde Zungen jener Natur mehr als der vaterländiſchen entſprechen ſollten, dürfte äußerſt ſelten und wohl nur dann eintreten, wann ſie überhaupt und in Wirklichkeit die fremde zur andern Heimath gewinnt. So ließe es ſich wohl deuten, daß in Griechenland und unter Griechen lebend ein poetiſcher Geiſt ohne Reflexion zu einem wahren, griechiſchen Dichter werden könnte, wie Friedrich der Große ein franzöſiſcher ward, indem er ſich nicht allein mit franzöſiſchen Büchern, ſondern auch mit Franzoſen umgab, ſeine Mutterſprache aber nur ſo weit brauchte und beachtete, als ein gebildeter Deutſcher die Mundart, die ihm angeboren iſt. — Das Recht, welches Herr Prof. Zimmermann im Vorworte aufſpricht, griechiſche Gedichte eben ſo wohl „verfertigen“ zu dürfen, als man bisher lateiniſche verfertigt habe, wollen wir ihm hiemit durchaus nicht abſtreiten. Denn ein Recht zum Gedichteverfertigen, ob ſie griechiſch oder lateiniſch oder deutſch ſind, hat jeder, dem es eben Vergnügen macht. Auch läßt ſich nicht läugnen, daß der Verf. des Griechiſchen ſo mächtig iſt, daß die einfachen Gedanken, klaren und beſtimmten Vorſtellungen, wie auch einige zarte, liebliche und ſelbſt kräftige Empfindungen in dieſen Gedichten einen ungezwungenen, ja angemeſſenen Ausdruck gefunden haben. Aber wir können dennoch nicht den Wunſch unterdrücken, daß derſelbe ſeinem Genius nur den freyeren Flug in vaterländiſcher Rede geſtatten und uns lieber aufs neue mit ſo anmuthigen Erzählungen erfreuen möge, wie wir vor zwey Jahren zu rühmen Gelegenheit hatten. Warum wollte er es denn ſelbſt verſchmähen, wenn er die Befreyung der Griechen beſingt, mit einem Wilhelm Müller um den Siegespreis zu ringen, da der in ſolchem Wettkampf errungene Kranz gewiß dauernder wäre, als der griechiſche Lorbeer, der doch nie ganz friſch, geſund und kräftig in Deutſchland gedeiht?! Außer den an die Griechen gerichteten Elegien zeichnen wir die Gedichte: Εἰς ἔαρ; Εἰς παρθένον τινα; Εἰς ῥόδον; Ἡ χαίρα καλή; Εἰς Μούσαν aus, obgleich wir gerade an den vier erſten bedauert haben, die freyere Bewegung, welche die hier von der Empfindung unmittelbar erregte Phantaſie erfordert hätte, etwas gehemmt zu ſehen. Sie haben durch dieſe Hemmung eine Neigung zu falſcher Objektivität, welche ſich im Beſchreibenden gefällt, empfangen.

W. B. M.

Digitized by Google

№. 32.

Literatur-Blatt.

Freytag, den 18. April 1828.

Reiseliteratur.

Lettres sur la Suisse et le pays des Grisons, par Louis Alceste de Chapuys Montlaville. Paris ch. Delaforest. 244 pag. 8.

Es sind diese Briefe an eine junge Freundin geschrieben, mit welcher der Verfasser nach seiner Heimkehr das Heiligste aller Bande zu knüpfen hoffte, und Alle tragen das Gepräge der Empfindung, die den Reisenden ausschließlich beherrscht. Schon dieser Umstand macht sie dem Leser interessant, noch mehr aber die fließende, von jeder Weitschweifigkeit freye Sprache, das freundlich helle Licht, welches jeder Gegenstand für den, in seinen liebsten Neigungen glücklichen Mann gewinnt, und die Vaterlandsliebe, die überall durchblickt, selbst in jenen Momenten, wo sich die erhabenen Bilder, die seine Einbildungskraft sich von dem herrlichsten Lande Europas geschaffen hatte, in Wirklichkeit umwandeln. Er sagt zwar selbst: „Ich werde nur im Vorbeygehen über Frankreich sprechen, mein Ziel ist die Schweiz;“ — allein er gibt doch einige recht artige Notizen über die Bäder von Lurevil, über die Kleidungen des Thales von Rochard, und indem er Bedfort betritt, bewährt er sich als einen ächten Franzosen, dessen Meynung von seinem Lande und seiner Nation beynahe zum Eigendünkel wird, und ihm Vorurtheile gegen die Gebräuche jedes anderen Volkes eingibt. Ganz Unrecht mag er freylich nicht haben, wenn er sagt: (S. 16.) „Der deutsche Accent, den man aus jedem Munde hört, ist den Ohren eines Franzosen unangenehm, und vermehrt noch den rauhen Eindruck, den diese Stadt hervorbringt. Der deutsche Charakter fängt an sich hier zu zeigen: Die Freude ist derb, das Lachen laut schallend, der Gang rasch und schwer, die Männer groß und breit, die Frauen von kräftigem Bau. Der Tabacksrauch erfüllt die Straßen und die Gemächer, und die leuchtenden Gesichter beweisen, daß man sich in dem Reiche des Gottes Bacchus befindet.“ Wenn auch solche allzuschroffe Urtheile dem Leser stossend entgegen treten, und über die Eigenthümlichkeit der Franzosen Unwillen erregen, so rühren sie doch aus einer zu schönen Quelle her, als daß man sie nicht weit lieber dulden sollte, als eine Geringschätzung gegen ein Vaterland, welchem in jeder Brust die vorherrschenden Gefühle gewidmet seyn müssen. Wo man dergleichen Aeußerungen findet, seyen sie einer weiblichen oder männlichen Feder entflossen, da entsteht eine widrige, störende Empfindung gegen das Unnatürliche einer solchen Erscheinung. Gehe man vom Nord- zum Südpol, durchwandere man die Eisfelder Sibiriens, Afrikas Sandwüsten oder die unfruchtbaren Steppen des südlichen Rußlands; krieche man in die qualmenden Hüllen der Lappländer, theile man mit den armen Parias das kärgliche, kaum gegönnte Mahl, überall wird man die Vaterlandsliebe glühend wiederfinden, — und brächte man einen der Einwohner jener Gegenden in paradiesische Gefilde, würde man ihn mit allen Genüssen der civilisirten Welt überschütten, ihn vertraut machen mit Freuden, von denen er keinen Begriff gehabt hat, das Heimweh nach dem Lande, das ihn werden sah, nach der Stelle, wo er empor wuchs, nach den Gegenden, an die sein Auge sich gewöhnte, würden ihm auf dem Gipfel irdischer Lust das Herz brechen, und sterbend noch würde er sich in die geliebte Heimath sehnen. Um wie viel eher ist eine solche Vorliebe zu entschuldigen, da wo sie sich auf die Schönheiten einer erhabenen Natur, auf den Werth der Bewohner, auf eine reiche Vergangenheit stützen darf; um wie viel unverzeihlicher wäre unter solchen Umständen eine Geringschätzung, die nur aus dem Wunsche sich auf irgend eine, wenn auch unerfreuliche Weise auszuzeichnen, oder aus Geistes- und Herzens-Armuth herrühren könnte: „O Vaterland, Vaterland! möchte man mit dem Verfasser ausrufen, Wort, das nur für den Egoisten oder für den Verbrecher ohne süße Empfindungen ist, auf immer und ewig habe ich dir die tiefste Ehrfurcht und die hingebendste Liebe gewidmet.“ — O Vaterland! möchte der Schweizer hinzusetzen, wenn er mit dem Reisenden über die Höhen und Thäler schreitet, deren einfache Schönheiten ihn begeistern, wenn er an den Seen und Flüssen hinzieht, wenn er den leuchtenden Gipfel des Chasseral und die dunkeln Gebirge Rhätiens bewundert, und der erhabene Montblanc, auf dessen ewigem

Digitized by Google

Schnee sich die Strahlen der Sonne brechen, sich mit unauslöschlichen Zügen in seine Erinnerung prägt — o Vaterland! wie bist du so schön! Wie erhebt die unendliche Größe dessen, der dich so mannichfaltig und reitzend bildete, das Gemüth in höhere Regionen, wie entfaltet sie die Kräfte der Seele, die Fähigkeit des Fühlens, Denkens und Handelns! O mein Vaterland! Wenn mein Fuß seine Gegenden betritt, wenn das Schicksal mich wegleitet von den Stellen, wo meine Kindheit erblühte, wo in der Jugend Rosenzeit mein Geist sich dem Höhern und Bessern erschloß, wo die holde Phantasie auf ihren sanften Schwingen mich empor hebend, des spätern Lebens Last mich vergessen ließ, wo ich in Anbetung versunken an der Herrlichkeit der Umgebung die Unendlichkeit des Schöpfers ermaß — überall, überall werde ich mich nach dir zurück sehnen, überall mit der innigsten Empfindung es laut rufen und bekennen: die Schweiz ist mein Vaterland, und ich bin stolz ihr anzugehören.

Der Verfasser tritt über Delmont und Pierre-Pertuit in das Innere Helvetiens, dessen Natur er mit begeistertem Gemüthe erfaßt. Seine Bemerkungen über Menschen und Sitten dürften leicht einiger Berichtigungen benöthigt seyn, denn er reist viel zu schnell, um mit Kenntniß der Dinge urtheilen zu können, und sein Enthusiasmus für die Vorzüge des Landes läßt ihn die Einwohner und ihre Gebräuche durch das verschönernde Glas der Phantasie erblicken, so wie dann auf der andern Seite die harte Sprache und mehrere unbedeutende Kleinigkeiten mit viel zu großer Mißbilligung gerügt werden. Es kann nicht im Sinn dieser Blätter liegen über Verfassung und Staatseinrichtung der Schweiz kritisch zu sprechen; was man in der Nähe sieht, verliert gewöhnlich in dem Auge des Beobachters, und so ist es auch natürlich, daß die manchen und verschiedenartigen Interessen eines kleinen Landes dem Ganzen einen Schein von Zerrissenheit, von Mangel an Uebereinstimmung geben müssen, welcher dem Beobachter nicht entgehen kann, den aber unser Reisender mit idyllischem Schleyer verhüllt, welcher es augenscheinlich beweist, daß die Gegenstände, die seine Seele so ganz erfüllen, ihm den Maßstab zu Beurtheilung alles übrigen geliehen haben. Was jedoch einem strengeren Richter als fehlerhaft und tadelnswerth erscheinen möchte, das wird vielleicht durch manches Gute ausgeglichen, welches von der fernen Vergangenheit, freylich oft nur sparsam, auf unsere Zeiten übergetragen, selten an irgend einem Ort also wie in der Schweiz zu finden ist. Noch blühen in vielen Gegenden ächt patriarchalische Sitten, reine Frömmigkeit, wahrhafte Einfachheit, weise Bescheidenheit und Mäßigung in Gebräuchen und Wünschen. Noch ist dem Volke im Allgemeinen die Treue nicht fremd, die ihm früher in der Außenwelt Achtung erwarb, die ihm, umgeben von mächtigen Staaten, eine Freyheit sicherte, deren wenige Völker sich rühmen dürfen; noch ist die Vaterlandsliebe nicht ganz erloschen, die von undenklichen Zeiten so große Heiden hervorbrachte, und jezt wie früher noch glühend in der Brust Vieler lebt. Was auch die jüngst vergangenen Zeiten dem Charakter der Schweizer in den Augen der Mitwelt geschadet haben mögen, daran tragen die Umstände und die Verschiedenheit der Meynungen in den höheren, leitenden Ständen größere Schuld, als der Geist, der in der Masse des Volkes herrscht, und der in vorkommenden Fällen nur einer weisen, den Nachen sorgsam lenkenden Hand bedürfte, um zu beweisen, daß die Eigenschaften nicht erstorben seyen, die vor Jahrhunderten Helvetiens Freyheit erkämpft und festgestellt haben.

Die verschiedenen Schweizerdialekte sind unstreitig meist übeltönend und sehr fehlerhaft, und dennoch klingen die Lieder in der Volkssprache, gedichtet und gesungen, so anmuthig, daß auch der ekelste Geschmack sich dadurch angezogen fühlt. Aber nicht dieser eigenthümliche Dialekt ist es, was der Verfasser rügt, sondern die deutsche Sprache überhaupt, an deren Laut sein Ohr sich nicht zu gewöhnen vermag, und die doch an Reichthum, an Gediegenheit und wahrem dichterischen Werth weit über der Seinigen steht, ohne darum übel klingend zu seyn. Was aber hingegen die Schilderungen der Gegenden betrifft, die sein Fuß durchläuft, sind sie kräftig, wahr, innig, und müssen jedes Herz befriedigen, welches fähig ist, das Schöne zu empfinden.

So wie für sein Vaterland, dessen Eigenthümlichkeiten der Verfasser zu rühmen überall Gelegenheit findet, zeigt er dann auch, wie es natürlich ist, eine große Vorliebe für die katholische Religion, und die Zeichen derselben geben ihm an jeder Stelle, wo er sie antrifft, ein günstiges Vorurtheil für die Einwohner, ohne daß man ihm darum vorwerfen könnte, dieser Umstand habe auf sein Urtheil in Hinsicht der protestantischen Kantone Einfluß. Im Urseren-Thale trifft er zuerst auf einen jener mit Kreuzen und Blumen geschmückten Begräbnißplätze, die in den katholischen Gemeinden der Schweiz so häufig gefunden werden, und er fühlt sich dadurch gerührt und auf eine wunderbare Art befriedigt. Wohl möchte manches Herz, das, ohne den katholischen Glauben zu bekennen, dennoch nicht minder Liebe für seine Verstorbenen empfindet, hierin mit dem Reisenden übereinstimmend fühlen. Jeder Mensch ist zwar überzeugt, daß da unten nur die unvollkommene Hülle schläft, deren Zusammensetzung tausend Leiden aller Art bios gestellt ist, und wenn wir von denjenigen sprechen, oder an diejenigen denken, deren Erinnerung unsere ganze Seele erfüllt, so hebt sich unwillkührlich unser Blick dort hinauf, wo wir in irgend einer Region, von höherem Licht umflossen, den befreundeten Geist suchen, dessen Werth unser Herz so gerne anerkennt.

Digitized by Google

Aber auch die Hülle war uns lieb! Sie trug den Ausdruck dessen, was uns beseligte; die Hand, die mit sanftem Druck so manches Zeichen der Liebe uns gab, das Auge, aus welchem Verstand, Gefühl und innige Theilnahme uns oft entgegen strahlte, der Mund, der in süßen, unvergeßlichen Lauten in unserer Seele sprach, das Herz, von dem jeder einzelne Schlag eine Sorge, eine Freude, irgend eine Empfindung bezeichnete, die auf uns Bezug hatte — ach — alles zerfällt in Staub! Aber auch der Staub ist uns noch heilig, mit Wehmuth blicken wir auf den Hügel, der ihn enthält, und erheben dann den Blick glaubend zu den lichten Höhen, die auch wir zu erreichen hoffen. Und warum sollten wir nicht gerne die Stelle mit Blumen schmücken, die das Einzige deckt, was von dem geliebten Gegenstande auf dieser Erde zurückgeblieben ist? Warum sollten wir nicht gerne auf dem blühenden Teppich weilen, der auf dem Platze emporsproßt, unter dem die Puppe schläft, welcher die unsterbliche Psyche sich entwunden hat? Warum sollten wir nicht dort Muth zum Leben holen, Kraft und Thätigkeit, den ernsten Willen weiter zu streben, immer vollkommner und der theuren Vorangegangenen würdiger zu werden? Warum sollten wir nicht der ruhigen Stille uns freuen, die über den geliebten Gräbern herrscht, wo die Leidenschaften der Menschen verstummen, wo das arme, wunde, von tausend heimlichen Leiden zerrissene Herz stille steht, wo der Schmerz über die unerfüllten Wünsche beschwichtigt, und des Lebens trübe, dunkle Verwicklungen erst ganz von uns verstanden werden? Möchte bald auch unter den Protestanten die Sitte sich bilden, die Hügel des Kirchhofs zu besuchen, sie freundlich zu schmücken, auf daß, indem wir den Ernst dieser heiligen Stätte ganz in uns auffassen, und den warnenden Stimmen Gehör geben, die uns herauf schallen und laut an die Vergänglichkeit mahnen, auch auf unser Leben das Schöne und Gute übergehe, das in den Augenblicken des unsterblichen Heimwehs sich in uns aufregt.

Die Klagen des Verfassers über die schlechte Bewirthung in Graubünden waren wohl damals nicht ohne Grund; seitdem hat jedes Jahr die Straßen und Gasthöfe verbessert, und wenn die Bemühungen fortgesetzt werden, so möchten alle Reisende, auch diejenigen, welche viele Bedürfnisse mit sich tragen, einen der herrlichsten und imposantesten Theile der Schweiz besuchen können, ohne sich irgend großer Beschwerde auszusetzen. Sonderbar ist es, aber ganz im Geiste der Franzosen, daß unser junger Reisender sich unaufhörlich über die Art tadelnd ausspricht, wie die Zunge der Deutschen die wälschen Laute accentuirt, während von ihm mit wenigen Ausnahmen die Berge, Thäler und Ortschaften, die er besucht, mit so seltsamen Namen begabt werden, daß ein ehrlicher Schweizer die bekannten Stellen kaum mehr erkennt, und mit verdrießlichem Sinne Benennungen verstümmelt sieht, die ihm von Kindheit an geläufig waren. Wenn der Verfasser von Hochstettet, vom Grindenwald, von Allesleten, von Horfil erzählt, wenn er von dem Kloster und dem Bade von Pfiffers spricht, so kann man sich eines störenden Gefühls nicht erwehren, und es tönt dieser Mißlaut unangenehm zwischen die Erinnerungen hinein, die vielleicht dieser und jener Leser von der sonderbaren Felsschlucht bewahrt hat, deren, nicht „schwefelartigen“ Quelle er Leben und Gesundheit verdankt. Die dunkeln Mauern des Klosters machen einen unangenehmen Eindruck auf den Reisenden, allein den herrlichen Wasserfall, der das düstre Gemälde erhellt und ihm einen eigenthümlichen Reiz leiht, bemerkt er nicht, und noch weniger gedenkt er der bezaubernden Aussicht auf Tabor, wo ein Panorama von sehr bedeutendem Umfange sich vor den Augen des entzückten Beschauers ausbreitet. Den Gang zur Quelle, den er übrigens treffend beschreibt, verwechselt er auf sonderbare Weise mit der Quelle der Tamina, und von all den schauerlich schönen Punkten in der Nähe von Pfäffers-Bad, von seinen kühlen, freundlichen Schatten, von der in ihrer Art eigenen Lage, von den Umgebungen der hohen Gebirge, die gleichsam wie einzelne Riesen das Heilwasser und seine tiefe Schlucht bewachen, sagt er weit weniger, als sie es verdienen.

(Beschluß folgt.)

Pädagogische Literatur.

Der allgemeine christliche Glaube mit Chorälen und Kupfern, wie solcher im Luthershofe zu Weimar mit den Zöglingen der Freunde in der Noth gesungen und volksmäßig durchgesprochen wird. Zum Ausbau des von den Kindern selbst schon halb vollendeten Bet- und Schulhauses, herausgegeben von Johannes Falk. Zu finden im Lutershofe zu Weimar, im Martinsstifte zu Erfurt, bey Reimer in Berlin u. s. f.

Unter den öffentlichen und Privat-Anstalten für Armen-Unterstützung und Volks-Erziehung verdient der von Johannes Falk gegründete Lutherhof in Weimar in vorzüglich hohem Grade die allgemeine Aufmerksamkeit und Theilnahme. Die über Falks wohlthätige Bestrebungen und besonders über den Beginn und Fortgang jenes Instituts in der Nachrede der vorliegenden Schrift angegebenen Bemerkungen sind es daher auch vornämlich, was Rec. zur Anzeige derselben bestimmt. Im Jahre 1768 wurde Johannes Falk, von sehr armen Eltern geboren. Nur mit den äußersten Anstrengungen und unter den

Digitized by Google

größten Entbehrungen konnte er seinem Drang nach höherer Geistesbildung folgen, und die Väter seiner Geburtsstadt, seine Wohlthäter, entließen ihn auf die Hochschule nach Halle mit der heiligen Mahnung: „Du bleibst unser Schuldner, Johannes. Wo demnach irgendwo arme Kinder vor deine Thüre kommen, da denke, das sind die alten Bürgermeister und Rathsherren von Danzig, die Todten, welche anklopfen, und weise sie nicht ab.“ Theils durch solche Erinnerungen, theils durch die Drangsale des deutschen Volks in den Jahren 1806 bis 1813, theils durch den Verlust von vier Kindern, die an einer Seuche nach der Schlacht bei Leipzig starben, wurde Falk angetrieben, eine Anstalt zum Besten der unglücklichen Landleute zu stiften. Er gab dem schönen Bunde aber gleich den bedeutungsvollen Namen einer Gesellschaft der Freunde in der Noth, und suchte dessen dauernde Wirksamkeit immer weiter auszubilden, als die meisten anderen in gleicher Absicht entstandenen Vereine schon längst ihre Thätigkeit für unnöthig erachtet hatten. Er folgte besonders dem Gedanken, daß, um wahre Volksbildung zu erzeugen, unter dem niedrigsten Volk das Edlere, Sittliche müsse geweckt und befördert werden; und weil er in den ehrbaren Werkstätten und stillen Haushaltungen der kleineren Städte und des Landes das Hausregiment noch am unverdorbensten erhalten fand, so suchte er von hier aus die Erneuerung einer christlich-werklichen Volkserziehung zu bewirken. Zweyhundert auserlesene Werkstätten des ganzen Landes waren bald mit seinem Betsaale verbunden, und eben so viele, auf den Landstraßen und Jahrmärkten verwilderte, und in den Arbeits- und Zuchthäusern noch mehr verwahrloste Knaben wurden nun auf eine fromme, ehrbare und nützliche Weise bethätigt, erzogen und gerettet. Diese Kinder mußten nämlich zugleich, die in der Stadt versorgten alle Sonntage, und die auf dem Lande untergebrachten jeden Monat einige Stunden, sich um ihn versammeln zu religiöser Unterhaltung und erbaulichen Uebungen. Mit geringen Mitteln und weiser Berechnung hat er so dreyhundert Knaben in zwölf Jahren auf den rechten Weg geführt und ihnen neben der Anregung ihres religiösen Gefühls und ihrer sittlichen Kraft durch Anleitung zum Fleiß im Berufe ein ehrliches Unterkommen verschafft. Noch fester wurde das Band zwischen seinem Betsaale und den Werkstätten gelmüpft durch den Bau eines eignen Vaterhauses, welchen er die letzten vier Jahre mit seinen Knaben ausgeführt hat. Ein altes, halb verfallenes Haus im Lutherg̃äßchen zu Weimar wurde von Falk angekauft, und um den Kaufpreis bezahlen, so wie um den frischen Aufbau des Hauses bewerkstelligen zu können, ließ er sein „Vaterunser der Weimar'schen Sonntagsschule“ drucken und kündigte den vorliegenden „allgemeinen christlichen Glauben“ an. So entstand in vier Sommern ein Vaterhaus, von unten bis oben ganz umgebaut, wo jeder Ziegel auf dem Dache, jeder Nagel an der Wand, jedes Schloß an der Thüre, jeder Stuhl und Tisch in der Stube von den Knaben der Anstalt selbst gemacht ist. Zu dem eigentlichen Betsaale, der hinten noch angebaut werden soll, hatte er blos den Grundstein gelegt. Bey der festlichen Betränzung des Hauses zog er sich eine verderbliche Erkältung zu, an deren schrecklichen Folgen der Edle im Februar 1826 starb. Drey Tage vor seinem Ende vollendete er seinen Kindern noch dieses Andachtsbüchlein; darauf schrieb er die letzte Bitte an seine Freunde um Verbreitung der Volkslieder, in welchen er die Thaten Luthers und der andern Streiter für die Sache der Reformation besungen hat, und machte für seine Anstalt und seine Familie (die Wittwe und vier Waisen) das Testament, durch welches er Beyde mit gleicher Liebe zu einem Ganzen verbunden hat. Der Verfasser der Nachrede, sein Freund Reinthaler aus Erfurt, kündigt zum Besten der drey jüngern Waisen Falks eine ausführliche Erzählung seiner menschenfreundlichen Bestrebungen an, unter der Aufschrift: Johannes Falks Sterben und Leben in Christo.

Das vorliegende Werkchen selbst zerfällt in zwey Theile, ein liturgisches Formular über den allgemeinen christlichen Glauben, und ein meisterhaftes „Gespräch mit den Kindern über den wahrhaft christlichen Glauben, der nicht in Worten, sondern in Liebeswerken besteht,“ die Erzählung von einem frommen Bruder Benedikt im Gebirge, welcher durch seine Religiosität, Mäßigkeit und Menschenliebe, besonders durch seine Sorgfalt für die Unterstützung der Bedürftigen und für die religiöse Bildung der Kinder in seiner Umgegend das Bild eines praktisch-christlichen Lebens darstellt. Ueberhaupt spricht sich in dem Buche ein dem spielenden Mysticismus der Brüdergemeinde abhelfer kräftig-praktischer Sinn durch die durchgängige Forderung thätiger Religiosität aus. Das Eine ist zu verwundern, wie Falk die Anordnung einer allsonntäglichen liturgischen Betrachtung des gesammten christlichen Glaubens nach allen seinen Hauptartikeln treffen, und hierzu so vieler und zum Theil für Kinder unverständlicher Gebete sich bedienen mochte. Auch ist unter den vier sonst so gut gewählten und ansprechenden Kupfern das dritte wahrhaft abgeschmackt nach Form und Gegenstand zu nennen. Die neun musikalischen Beylagen sind eine passende Zugabe.

Möge das kleine Buch in gebildeten Familien, wie unterm Volke, recht viele Freunde finden, und dadurch der edelsinnige Stifter des Lutherhofes in Weimar in der Förderung seines Werkes geehrt werden!

G.

Digitized by Google

№. 33.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 22. April 1828.

Reiseliteratur.

Lettres sur la Suisse et le pays des Grisons, par Louis Alceste de Chapuys Montlaville. Paris ch. Delaforest. 244 pag. 8.

(Beschluß.)

Seine Beobachtungen sind überhaupt, wie schon früher bemerkt wurde, oberflächlich, und man sieht, daß er seine Reise durch die Schweiz ohne die nöthigen Vorkenntnisse gemacht hat. Schätzenswerth ist gleichwohl die Aufrichtigkeit, mit welcher er dieses gesteht, und sich nicht mit fremden Federn schmücken will: „Glauben Sie," schreibt er seiner jungen Freundin auf der Wanderung durch das Appenzeller Land, „daß ich über Appenzells eigenthümliche Sitten ausführliche Beschreibungen liefern werde? Ich bin zu flüchtig durch diesen Kanton gereist, als daß ich den Charakter seiner Bewohner hätte ergründen können. Der Zufall, welcher mich allein begünstigen konnte, hat mir die Gewohnheiten und vorherrschenden Ideen nicht enthüllt, welche den meisten Einfluß auf sie ausüben. Ich konnte Ihnen nur mit einzelnen Zügen dieses kleine Land, so wie alle andere Gemälde zeichnen, die ich Ihnen anzubieten versucht habe. Ich hätte vielleicht nach dem Ruhm ringen können, als historischer Erzähler aufzutreten: was hätte ich dazu bedurft? Ein wenig Kühnheit und einige Lügen. Ich hätte das alles mit einem Schein von Wahrheit ausgeschmückt, hätte ihm die Nationalfarben aufgetragen, und hätte mich dann keck den Schriftstellern beygezählen dürfen, welche über die Natur, die Sitten und die Geschichte der Schweiz geschrieben haben." In der That im Fluge berührt er die wellenförmigen Triften des Appenzeller Gebietes, und der Eindruck, den jene ganz eigene Gegend mit ihren schönen Flecken und Dörfern, mit der Menge von zerstreuten Wohnungen, ihren Hirtengesängen und dem harmonischen Glockengetöne auf Jeden macht, der sie zum ersten Male sieht, bewährt sich auch bey unserm Reisenden, welcher nun von dem, was das Auge bemerkt, auf den Zustand des Innern schließt. Wohl herrscht, wie er sagt, ein großer Wohlstand, hauptsächlich in dem protestantischen Theile des Appenzeller Landes, aber wer sich überzeugen will, daß dieser Wohlstand ausschließlich das Eigenthum einer gewissen Klasse ist, darf nur einmal in den Hütten einkehren, wo, ungeachtet der gerühmten Industrie, Gewerbslosigkeit und geringe Bezahlung sich mit der Kargheit des Bodens verbinden, der wohl dem Besitzer schöner Heerden herrliches Futter gibt, aber dem Armen, der keine Kuh und keine Ziege sein eigen nennt, für Haushalt und Kinder nicht einmal Kartoffeln liefert. Wer wissen will, wie hoch das menschliche Elend steigen kann, der lasse sich von Augenzeugen den Jammer der Jahre 1816, 1817 und 1818 schildern, wo allgemeine Noth sich mit der einzelnen verband, wo Familien von acht und zehn Kindern durch den Tod von Vater und Mutter hilflos dem Hunger und schrecklichen Krankheiten preisgegeben wurden, um nicht selten den Eltern aus Mangel an jeglicher Hülfe bald nachzufolgen. Herrlich und groß, und einfach lieblich zugleich, ist die Natur des Kantons Appenzell, schön sind die Flecken mit ihren schimmernden Häusern, ihren kleinen, aber wohl unterhaltenen Gärten; entzückend ist an schönen Abenden die Kette der Alpen, wenn die sinkende Sonne die ungeheuren, graulichen Felsenmassen mit dunkelm Purpur übergießt; Herz und Sinn erhebend ist es, wenn in feyerlicher Sonntagsfrühe die Glocken von den hohen Kirchthürmen erschallen, deren Wohllaut ausgezeichnet ist, und deren Einklang jorglich vorbereitet wird. Wenn dann bey den erhebenden Lauten die Seele sich anbetend dem Urquell jegliches Schönen zu nähern wagt, wenn die Hochgebirge, wenn die lieblich grüne, duftende Flur, wenn der Anblick so vieler reinlich geputzter, froher Menschen, wenn die ganze große Umgebung zu dem gerührten Herzen spricht, und laut ruft: Groß und gütig ist Gott! dann vergißt man wohl auf Augenblicke, wie viel Elend auch hier im Verborgnen schleicht, und überläßt sich dem täuschenden Gefühl einer Vollendung, die auf Erden nirgends zu treffen ist; aber bald wendet sich der Blick wieder auf menschliches Leiden, und der heiße Wunsch spricht sich aus: möchte dem sehr verarmten,

Digitized by Google

physisch und moralisch versinkenden Volke von Inner-Rhoden durch irgend eine Erwerbsquelle, welche mindestens die nothwendigsten Bedürfnisse zu decken vermöchte, was bey der Stickerey nicht der Fall ist, bald ein besserer Stern aufgehen.

Je mehr der Leser mit der Beschreibung mancher Gegend, und mit dem Eindruck zufrieden seyn muß, den dieselbe auf den Verfasser macht, um so mehr wünscht er, es möchte auch einigen andern Standpunkten, von deren Schönheit viel zu wenig gesprochen ist, gleiche Gerechtigkeit widerfahren seyn. Bern und St. Gallen sind wohl diejenigen unter den Städten der Schweiz, deren Werth der Reisende am meisten erkannt hat; Berns pittoreske Lage, seine wohlgeordnete Bauart, die herrliche Aussicht von der Plateforme, St. Gallens freundliche Reinlichkeit, die Anmuth, welche über das ganze Städtchen verbreitet ist, sind auf befriedigende Weise gewürdigt. Viel zu wenig hingegen spricht er von dem Schönsten der Schweizerseen; von dem hellen lieblichen Zürichersee, dessen kräuselnde Wellen das wohlbebaute, reiche Ufer bespülen, wo das Auge überall auf der freundlichen Pracht einer anmuthigen Natur ruht, wo der Geist sich durch den Zauber wohlangewandter Thätigkeit angezogen fühlt, wo Landhäuser, Städte, Dörfer, Weinberge und Obstbäume in angenehmer Abwechslung sich dem Auge darbieten, und der Hintergrund der hohen Gebirge der Scene die Erhabenheit verleiht, die das Thun und Treiben des menschlichen Lebens, dessen Bild man in seinem ganzen Umfang vor sich sieht, nur verschönern kann. Du schöner, glänzender Wasserspiegel, du liebliche Limmat mit deinen durchsichtigen Wellen, du rasche, lebendige Sihl, ihr herrlichen Schattenplätze, ihr freundlichen Hügel, wer kann euch sehen ohne das reinste Entzücken zu empfinden? Welches Herz, das am leuchtenden Morgen oder am heitern Abend euer Bild in sich aufgenommen hat, wird nicht auch die Erinnerung an euch in die Ferne mitnehmen? Welche Seele wird sich nicht in dem Andenken an euch mit sehnendem Heimweh erfüllt finden? — Die schönen Thäler des Argaus, Baadens reizende Lage, Aarau mit seinen artigen Straßen, dem hellen Bache, der durch dieselben fließend, dem Städtchen einen Anstrich von Reinlichkeit und Anmuth gibt, die wohlbebauten Gefilde, von der Aar durchströmt, von dem Jura begränzt, wurden, so scheint es, von dem Verfasser zu nachläßig behandelt, und noch weit auffallender ist der geringe Eindruck, den der Genfer See mit seiner erhabenen Schönheit beym ersten Anblick auf den Reisenden macht. Freylich fühlt er dann später bey längerem Aufenthalte den Reiz jener herrlichen Gegend, und seine Beschreibungen tragen das Gepräge der Begeisterung; aber welches Gemüth fühlt sich nicht in Bewunderung verloren, wenn zum ersten Mal der ruhige Spiegel des Lemans sich vor ihm ausbreitet, in den sich die hohen Savoyer Gebirge in majestätischer Erhabenheit zu tauchen scheinen, während die Thürme von Lausanne, das liebliche Morges, Rolle, Coppet, Nion und in der äußersten, neblichten Spitze die Stadt Genf sich dem entzückten Auge darbieten, und unzählige Schlösser und Landhäuser die Scene beleben. Ja, Helvetiens Gebirge, seine anmuthigen Seen, seine befruchtenden Flüsse, seine reichen Gefilde, die Abwechslung in der ganzen hohen Natur erheben den Geist, beglücken das Herz und leiten das Gemüth dem Wesen zu, das in seiner Unendlichkeit von dem irdischen Geschöpfe angebetet, von dem unsterblichen Geist aber erst in einem höhern Zustande von Vollkommenheit ganz erkannt werden mag. Das bezeugt auch der Verfasser, wenn er (S. 67) sagt: „So wie ich in den Alpen vorschreite, wird die Luft leichter; ich bemerke es an der geringen Ermüdung, die ich empfinde. Diese reine und wohlthätige Luft wirkt auf meine Seele wie auf meine Sinne, aber auf eine ganz entgegengesezte Weise; während sie die Einen beruhigt, einschläfert, sie gefangen nimmt, erhebt und stärkt sie die Andere, und flößt ihr die erhebendsten Ideen, die erusteſten Gedanken ein. Der Gott, den ich in diesen Bergen zu bewundern gekommen bin, spricht freyer zu meinem Herzen, er theilt sich besser dem Menschen mit; es scheint mir, ich erblicke ihn näher, und wenn ich mein Bleystift nähme, so fände ich in mir die Züge, mit denen ich ihn zeichnen könnte. Wer nicht die Alpen besucht hat; wer sich nicht in dieser tiefen Einsamkeit verlor; wer nicht bey dem Geräusch des Stromes, bey dem Wehen der Winde träumte, während das Auge auf den Massen von Granit, von Eis und von Schnee ruhte; wer sich nicht in dem Anblick dieser wilden Natur verloren hat, wird niemals den mächtigen Einfluß dieser hohen Regionen begreifen können. Die Welt, welche man nur noch im Perspektiv erblickt, zeigt sich aus ihrem wahren Standpunkte; je mehr man sich von ihr entfernt, je mehr vermindert sich ihre Wichtigkeit und ihre Größe; sie wird klein, sie wird unbedeutend. Dann tritt auf einen Augenblick alles in eine harmonische Ordnung. Gott erscheint aus der unermeßlichen Höhe seiner Ewigkeit und kommt das Weltall zu beherrschen. Man glaubt seine schöpfende Hand sich noch ausdehnen, die Welten gründen und die Menschen erschaffen zu sehen; man glaubt ihn den Himmelsraum vermessend, der Sonne und dem prachtvollen Geleite der Gestirne, welche ihre Stelle vertreten sollen, die Bahnen anweisen zu sehen; man glaubt zu sehen, wie er, der Erde zum Gegengewichte, der Nacht zur Königin, das melancholische Gestirn hervorgehen läßt, dessen bleicher Schimmer mir so süß ist. Vor diesem Bilde des Herrn, der alles gemacht, weil er alles gewollt hat, neigt und verkleinert sich alles; die Erde scheint nur ein gebrechliches Asyl, dem menschlichen Geschlechte auf wenige Tage gege-

Digitized by Google

den; und das glänzende Gestirn, welches den Tag spendet, scheint nur noch eine verlöschende Fakel zu seyn; vor diesem Urquell alles Lebens ist das mächtigste Daseyn nur ein vergehender Hauch. Wenn ich von den Einzelnheiten dieser ausgedehnten Scene den Menschen trennen und ihn erkennen will, was werde ich in ihm sehen? Ein schwaches und beschränktes Geschöpf mit unvollkommenem Körper, mit unvollkommener Seele, ein kaum athmendes Atom, ein Theilchen Materie, das zur Hälfte dem Nichts, zur Hälfte dem Leben angehört und dessen Daseyn nur durch jene Hoffnung auf Unsterblichkeit gesichert ist, die sich in ihm bewegt und seinem Wesen Farbe gibt. Dieser glänzende Schein wiegt das ganze Leben auf, er ist es, der den Menschen schafft. — Großmüthige und erhabene Gottheit! Mit dir verlasse ich freudig die Erde, und deinen Fußstapfen folgend eile ich den himmlischen Wohnungen zu, deren bezaubernden Schimmer du unsern entzückten Augen darbietest. Von meiner Wiege führt mich dieser Traum zu meinem Grab."

Italienische Literatur.

Elogio del Cardinale Pietro Bembo pubblicato in occasione dell' ingresso di Mons. Jacopo Monico, gran dignitario capellano del regno lombardo-veneto, alla sua sede di Patriarca di Venezia e primate della Dalmazia, accompagnato da quattro lettere inedite del Cardinale suddetto. Venezia della tipographia Aloisopoli, 1827.

Pietro Bembo ist ein gesperrter Name in der italienischen Literatur; er wird als Dichter, als Redner, Sprachforscher und Geschichtschreiber gleich hoch gehalten, er wird von Varchi, so wie von andern, der Wiederhersteller der Lingua Toskana genannt, und Ariosto singt von ihm (XLVI. St. 15), daß er es sey,

.... che 'l puro e dolce idioma nostro
Levato fuor del volgar uso tetro,
Qual esser dee, ci ha col suo esempio mostro,

aber als Geschichtschreiber ward er bis vor Kurzem, so wohl in Italien wie in Deutschland wenig geachtet, wozu eine Nachricht bey Marco Foscarini (Lett. Venez. 263) Veranlassung gegeben hat. Dem Bembos Geschichte trocken vorkommen, wer gründliche Nachrichten über die geheimen Absichten der Staatsoberhäupter vermissen wird, der solle, nach der Bemerkung des berühmten Dogen, bedenken, daß Bembo ein Geistlicher war, und deshalb weder an der Leitung des Staates theilnehmen, noch zu den geheimen Archiven Zutritt erhalten konnte. Tiraboschi wundert sich deshalb mit Recht, wie ein Mann sich zum Geschichtschreiber eines Staates aufwerfen konnte, der ihm den Gebrauch der Quellen gesetzlich untersagt. Obgleich nun unzählige Schriftsteller die Bemerkung des Marco Foscarini abgeschrieben haben, obgleich sie in unsern besten Werken, sowohl über die allgemeine als italienische Literatur insbesondere, zu lesen ist, so ist sie doch ungegründet. Pietro Bembo ward, ehe er noch Cardinal war, von dem Collegium der X. aufgefordert, die venetianische Geschichte des Sabellicus fortzusetzen; er suchte diesen ehrenvollen Antrag in einem sehr bescheidenen Schreiben an den Sekretär der X. abzulehnen, fügte sich aber endlich doch dem Willen seiner Vaterstadt. Am 16. Sept. 1530 erliessen die X. ein Dekret, worin ihm der Auftrag, die Geschichte Venedigs zu schreiben, ertheilt und zugleich 60 Dukaten jährlich für eine Wohnung in Venedig angewiesen werden, weil es ihm, wie sie ausdrücklich bemerken, doch von Nöthen ist nach Venedig zu kommen, (Bembo lebte damals in Padua), per legger le lettere e i libri nella Cancellaria nostra, dove l'avrà da informarsi di detta istoria. Bembo ward Cardinal, setzte nichts destoweniger die Geschichte fort, und vollendete sie, starb aber noch, ehe der Druck begonnen hatte. Der Rath der X. fand es nicht angemessen, Bembos Werk in seiner ursprünglichen Gestalt drucken zu lassen, — nur mit mannichfachen Auslassungen und Veränderungen ward es der Oeffentlichkeit übergeben. Alle vom Staat aus aufgestellten Historiographen mußten nämlich ihre Werke einem Ausschusse der X. vorlegen, der nach Gutdünken änderte, ausstrich und Zusätze machte, — mit welcher Vorsicht demnach Paruta und die ganze Reihe der öffentlich auctorisirten Historiographen gebraucht werden müssen, wird jeder leicht einsehen. Bembos so verstümmelte Geschichte Venedigs schien Foscarinis Bemerkung zu bestätigen, und mehr als zwey Jahrhunderte verflossen, bis der Geschichtschreiber vor der Nachwelt gerechtfertigt werden konnte. Im Jahre 1785 befahlen die X., daß alle Codices literarischen Inhalts in ihrem Archive mit der St. Markus Bibliothek vereinigt werden sollten; Morelli bekam den Auftrag sie zu untersuchen, und fand unter Bembos Papieren die ächte venetianische Geschichte in italienischer Sprache. Das Collegium der X. fand in der Bekanntmachung derselben jetzt gar nichts mehr Bedenkliches, und so erschien dieses wichtige, in Deutschland wenig bekannte Werk unter folgendem Titel: Della istoria veneziana di Pietro Bembo Cardinale da lui volgarizzata, libri dodici, ora per la prima volta secondo l'originale pubblicati. In Venezia 1790. 2 Bd. 4.

Schon in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hat Morelli in den Monumenti dei Veneziani di varia letteratura einige interessante ungedruckte Briefe Bembos bekannt gemacht; bey weitem wichtiger sind aber

Digitized by Google

die vier Briefe hinter dem vorliegenden an sich unbedeutenden Elogio. Der Verfasser dieses Elogio, Michele Battagia, erhielt sie von dem gelehrten Abbe Bettio, Bibliothekar der St. Markus Bibliothek. Diese an handschriftlichen Schätzen zur Geschichte Italiens so reiche Büchersammlung bewahrt auch eine Abschrift der Briefe Bembos, die sich im Originale in der Bibliotheka Barbarina zu Rom befinden.

Die Briefe enthalten einige interessante, ganz neue Data zur berühmten Liga von Cambrai, womit bekanntlich der Wendepunkt des venetianischen Glückes, der venetianischen Macht beginnt. Von den Schlägen bey Geradadda und Vicenza hat sich die Republik nie erholen können. Bembo machte im Namen Clemens VII. der Republik den Antrag, sich von der Allianz mit Ludwig XII. von Frankreich loszusagen, sich im Gegentheil mit dem Kaiser, den Spaniern und dem heiligen Stuhle zu verbinden, um die Franzosen in der Eroberung Mayiands zu hindern. Venedig wollte diesem Vorschlag kein Gehör geben; darauf schreibt Bembo wiederum den 7. Januar 1515: „Meine Nachricht über den schlechten Zustand des Königs von Frankreich war nur zu gegründet, so eben erhält Seine Heiligkeit die Nachricht, daß er gestorben ist. Ew. Erlaucht glaubte, es sey Alles erdichtet, aber Gott hat euch durch die so schnelle Verwirklichung meiner Nachricht zeigen wollen, wie redlich sein Statthalter auf Erden es mit euch meint. Daher bekennt aufrichtig eure Reue Seiner Heiligkeit, fleht sie um Schutz an, wie euch rathet ein Sohn des Vaterlands.“ Die Venetianer glaubten diesen Rath nicht befolgen zu müssen, worauf Bembo unter dem 15. desselben Monats ein ausführliches Schreiben an den Dogen Leonardo Loredano erläßt, worin unter andern folgende Stellen vorkommen: „Ich thue euerer Erlaucht zu wissen, daß Se. Heiligkeit, nachdem sie euere Hartnäckigkeit erkannt, nachdem sie erfahren hat, daß ihr die vorgeschlagenen Bedingnisse nicht annehmen wollt, vorzüglich aber nachdem sie von sicherer Hand benachrichtigt wurde, daß ihr in euerem Bündniß mit dem König (Ludwig XII. von Frankreich) euch wiederum den Besitz Ravennas und Cervias bedungen habt, in Begriff ist, ein Bündniß mit dem Kaiser, dem Könige von Spanien und dem Herzog von Mayland abzuschließen, folgenden Inhalts: der Herzog von Mayland bekommt Brescia, Bergamo und Crema, um ihn stärker gegen Frankreich zu machen; er tritt an den römischen Stuhl Parma und Piacenza ab, womit noch Modena und Reggio verbunden werden sollen; dem Kaiser, der Brescia, Bergamo und Crema fahren läßt, sollen alle euere andern Besitzungen auf der Terra Firma zu Theil werden. Bleibt euch etwas Anderes übrig, als euch in die Arme Seiner Heiligkeit zu werfen? Sicher ists, daß der Nachfolger Ludwigs XII. dieses Jahr nicht nach Italien kommen wird.“ Franz I. kam aber dieser Prophezeyhung ungeachtet nach Italien, und die Venetianer wurden für ihre Beharrlichkeit hinlänglich belohnt. Die zwey anderen Schreiben sind ziemlich unbedeutend.

Geschichte.

Geschichte der Kreuzzüge von Michaud, Mitglied der franz. Akademie. Nach der vierten franz. Originalausgabe übersezt von D. F. H. Ungewitter. Erster Band. Mit 2 Charten und 8 Bildnissen. Quedlinburg und Leipzig. Verlag von Gottfr. Basse.

Michauds Geschichte der Kreuzzüge, welche fünf Jahre später als die von unserem Wilken das erste Mal erschien, verdient schon deswegen übertragen zu werden, weil sie unabhängig von der lezteren entstanden, mit derselbigen Besonnenheit und Billigkeit des Urtheils, großen Fleiß, wenn gleich nicht überall die ausgezeichnete Schärfe der Kritik, als rühmliche Eigenschaften gemein hat. Einen eigenthümlichen Werth besizt sie überdies darin, daß sie den religiösen Zustand, welcher den Kreuzzügen vorausging und sie herbeyführte, nicht allein im Allgemeinen von Europa, sondern mit besonderer Liebe und Ausführlichkeit von Frankreich schildert. So finden wir in den Beylagen zum vorliegenden ersten Bande eine Geschichte der größeren Pilgerfahrten ins gelobte Land, die schon, ehe sie zu Kreuzzügen wurden, in immer größeren, fünf, sechs, zehn tausend Mann starken Heereshaufen geschahen. Die Geschichte der Kreuzzüge selbst ist nicht allein ausführlich, sondern mit Lebendigkeit und Anschaulichkeit erzählt, eine Kunst, in der wir, ohne dabey unsere Vorzüge der Genauigkeit, Gewissenhaftigkeit und tieferes Urtheil aufzugeben, unsere Nachbaren uns noch immer zu Mustern nehmen könnten. Der Verf. hat es sich zum Princip gemacht, die Nachrichten gleichzeitiger Schriftsteller, selbst wo sie durchaus fabelhaft und unglaublich klingen, dennoch möglichst treu wiederzugeben. Diese Verläugnung eigner, moderner Ansicht, welche er, wie auch ganz recht und billig, in der Einleitung und an andern schicklichen Stellen vorgetragen hat, ist äußerst lobenswerth. Aus solchen fabelhaften Berichten gleichzeitiger Schriftsteller, die oft Augenzeugen waren, erkennt man besser, als durch bloßes Räsonnement, wie groß und mächtig der Glaube und Aberglaube jener Zeiten war, der das Unerhörteste sich und andern einzubilden, aber eben deshalb auch zu unternehmen und auszuführen vermochte. — So müssen wir dem Uebersetzer danken, daß er die Arbeit der Uebertragung, die im Allgemeinen gelungen ist, unternommen hat.

W. B. M.

Digitized by Google

N°. 34.

Literatur-Blatt.

Freytag, den 25. April 1828.

Biographie.

Notice sur M. le Baron de Staël-Holstein, lue à la Societé Vaudoise d'utilité publique par C. Monnard, Lausanne 1827.

Der vor Kurzem im kräftigsten Mannsalter gestorbene Baron Staël ist in so vieler Beziehung ein zu merkwürdiger, durch innere Hoheit und äußere Stellung ausgezeichneter Zeitgenosse, — in mancher Beziehung sogar Deutschland angehörend, — als daß wir nicht mit einiger Ausführlichkeit auf sein Leben und Wirken zurückkommen sollten, da gegenwärtiges Schriftchen es zum ersten Mal mit genauern Daten darstellt, und in seiner ganzen schönen Bedeutung zu erfassen sucht. Menschen, wie der Baron Staël, sind den Signalen auf den Schweizerbergen zu vergleichen. Weithin erstreckt sich von da aus die Fernsicht, und der irrt nicht, welcher aus der Niederung den Blick hinauf zu ihnen richtet, wenn er den Weg nicht kennt, oder wenn er sich irre gegangen hat.

August Ludwig Baron von Staël-Holstein ward im Jahr 1789 in Paris geboren, brachte aber seine ganze Jugend in Coppet zu, wo sein Großvater, der Minister Necker, mit der ganzen Familie in Zurückgezogenheit lebte, seit ihn die Wechselfälle der Revolution von seinem hohen und gefährlichen Posten entfernt hatten. Von dieser Jugendzeit her schreibt sich die große Anhänglichkeit des Barons Staël an Coppet, dem er in seiner Reise durch England eine um so merkwürdigere Stelle widmet, als er — der es doch recht gut wissen konnte — die Berner Regierung, die damals Waadt besaß, eine väterliche und aufgeklärte nennt.

Wahr ists, nur wenige junge Leute haben sich so günstiger, zur geistigen Entwickelung zusammenwirkender Umstände zu erfreuen. Er wurde unter den Augen seiner Mutter und des Ministers Necker erzogen, und war gegenwärtig, wenn sie mit Geist und Kenntnissen über Politik, Wissenschaften, Literatur und schöne Künste sprachen. So lebte er denn auch in dieser Hinsicht in einer seltenen und hohen Atmosphäre. Von da ging zuerst die Mannichfaltigkeit seiner Kenntnisse und die bewundernswürdige Leichtigkeit aus, die seinem Umgang einen so großen Reiz gaben. Indessen beschränkte sich sein Unterricht nicht auf das, was er in seiner Familie und in dem Kreis ausgezeichneter Männer lernte, die sich oft in Coppet zusammen fanden. Der Baron Staël sprach mehrere lebende Sprachen — so viel Referent durch eigenen Umgang mit dem Verblichenen weiß, nur französisch und englisch — und ganz fremd war ihm keine der Wissenschaften, die in unserer Zeit große Fortschritte gemacht haben. Er war einige Zeit auf der polytechnischen Schule in Paris gewesen, und hatte sich da eine große Fertigkeit in der höheren Rechenkunst erworben, die ihm später bey seinen Studien über Regierungen und Völker, so wie bey seinen schriftstellerischen Arbeiten und menschenfreundlichen Unternehmungen besonders nützlich war.

Auch in das Gebiet der schönen Literatur ward er durch A. W. Schlegel eingeführt, der im Rang der ersten Literatoren Europas und der ausgezeichneten Dichter steht. „Dieser machte es sich zur Pflicht, seinem Zögling den Eintritt in die schönliterarische Sphäre zu erleichtern, wo der Genuß des Geistes der moralischen Vervollkommnung vorgesetzt wird, wie die Ehre des Menschengeschlechts seiner Regeneration.“ — Wir irren wohl nicht, wenn wir bemerken, daß diese Stelle etwas zu arg nach Momerie riecht, und auf Schlegel ein schiefes Licht wirft.

Das vielbewegte und erregte Leben in Coppet hätte dem jungen Staël gefährlich werden und auch seiner Ausbildung eine falsche Richtung geben können. Seinem Sinn für Gründlichkeit ist es zu verdanken, daß die glänzende Erziehung seiner Lehrer wenig auf ihn wirkte; bestimmter neigte er sich dagegen zu der Lehre des Jahrhunderts hin, dessen menschenfreundlicher Tendenz alle Wohldenkenden folgen. Das gleißende Glück, literarischen Ruf zu erwerben, leitete ihn von seinem innern Ruf nicht ab. Er beförderte die Industrie, that der leidenden Menschheit wohl, interessirte sich lebhaft für Volks- und Nationalerziehung, und ward auch ein guter staatswirthschaftlicher und politischer Schriftsteller. Auf diesem dreyfachen Weg war er so glücklich im Einklang mit dem Jahrhundert fei-

Digitized by Google

nen Weg zu verfolgen. — Seine Mutter dachte anders und hatte anderes mit ihm im Sinne. Sie wünschte, daß er sich ganz der Literatur hingebe. Ohne Unterlaß und mit allen Waffen, die ihr zu Gebot standen und die sie so meisterlich führte, suchte sie seine Neigung zu den sogenannten exacten und zu den Natur-Wissenschaften, zumal zu Chemie und Physik zu bekämpfen. Sie versuchte dazu alle Mittel, sogar ein Lustspiel: Amor als Goldmacher wurde geschrieben und auf Coppet aufgeführt. Umsonst. Er bildete oder erhob sich vielmehr zum Wohlthäter der Menschheit. Aber seine Menschenliebe hatte nichts Unbestimmtes und Vornehmes. Sie bezog sich gleich sehr auf das physische wie auf das moralische Leben. Jedermann weiß, mit welchem Eifer er dem Gewerbsfleiß ergeben war, denn einen bedeutenden Theil seiner Einkünfte verwandte er auf die Verbesserung der Landwirthschaft. Sein Reichthum erlaubte ihm Vieles zu unternehmen und zu versuchen, was wenlger Begüterten uumöglich war. Aber alle diese Opfer brachte er ohne alles persönliche Interesse, blos weil er die Landwirthschaft und Industrie liebte. Er ließ sich auch durch keinerley Art von Hinderuissen abschrecken, und als die Flammen ihm eine schöne Meyerey verzehrt hatten, fragte er nur, ob Jemand bey dem Feuer Schaden gelitten? und in Kurzem war sie wieder aufgebaut. Hätte er länger gelebt, so würde er Alles auf Coppet zum allgemeinen Nutzen angefangen, mit Eifer fortgesezt und vervollkommnet haben. In einigen Jahren hätte der Waadtländische Bauer und Gärtner eingesehen, daß die Natur, die Eigenschaften und die Behandlungsart der Bäume, Gesträuche und des Bodens studirt werden müssen, und dafür im Kanton Waadt selbst, in Coppet bey Herrn von Staël freundliche Belehrung gefunden. Denn Jedem stand diese Ackerbauschule offen, gegen jeden war der Besitzer wohlwollend, und allen Leuten im Haus war Freundlichkeit auch gegen den Geringsten zur unerläßlichen Pflicht gemacht. Dadurch zeigte es sich, daß Staël nicht sowohl durch die Idee glücklich war, weit umfassende Anstalten zu gründen und bedeutende Versuche zu machen, als durch die Hoffnung, das Volk werde dadurch gewinnen. Wer den Ackerbauvereinen in Coppet beygewohnt hat, wird nicht vergessen, daß sie ein wahrhaft rührendes vaterländisches Bild darboten. Hier sah man Staël mit herzlicher Höflichkeit den Wirth in seiner Meyerey machen und ohne Gezwungenheit seine große Vorliebe für die Landwirthschaft zeigen. Alles war da einfach, geschmackvoll, zartgedacht und ohne Schminke.

Diese gewinnende Einfalt war bey Staël nicht blos Sache des Geschmacks oder der Erziehung, sie war wirklich Tugend, Zug eines vom Christenthum gereinigten Charakters. Darum zeigte sie sich überall, auch in seiner Wohlthätigkeit, die dadurch wahre Mildthätigkeit wurde. Wenn er Thränen trocknete, so mußte es unbemerkt geschehen. Das erfährt man erst jezt recht nach seinem Tod, und gar Manches bleibt von Pfarrern und Vertrauten Staëls verschwiegen, weil sie eine Darlegung seiner Wohlthaten für ein Unrecht an dem Verstorbenen halten, der immer ungekannt und ungenannt bleiben wollte. Aber Staëls großes Wohlthun hatte nichts von der bequemen und oft verderblichen Freygebigkeit, wodurch sich die Reichen oft dem Anblick und den Bitten der Armen entziehen. Seine Gaben waren christlicher Klugheit unterworfen, und er spendete sie nie ohne dabey auch moralisch und religiös zu wirken.

Jedermann kennt seinen großen Eifer und seine bedeutenden Gaben für die Griechen. Er übersah kein Leiden. Aber von allen war eins vorzüglich, das sein edles Gemüth ergriff. Schmerz und Unwillen durchdrang es immer bey dem Gedanken an die Sklaverey der Neger. Bald erkannte er, wie unwirksam in Frankreich das dagegen ergangene Verbot sey, und daß dies scheußliche Gewerb in mehreren Häfen und Seestädten — besonders in Nantes — eifrig betrieben werde. Er sammelte darüber alle nur möglichen Nachweisungen, und sezte gegen diese Unmenschlichkeit, gegen diesen Menschenmord die Behörden und alle Gutdenkenden in Bewegung. Nichts versäumte er in dieser Beziehung, nichts war ihm zu theuer oder zu mühsam, um zu seinem Zweck zu kommen, eine sehr ausgebreitete Korrespondenz, Reisen, wiederholte Bekanntmachungen, Preise, Beredung mit den Ministern, Bittschriften an die Kammern u. s. w. So gelang es ihm auch aus einigen Häfen die heimlich geschmiedeten Ketten nach Paris kommen zu lassen und da öffentlich auszustellen, womit die gekauften oder an den afrikanischen Küsten geraubten Sklaven während der Ueberfahrt nach Amerika geschlossen und im Nothfall gepeinigt werden. In einer Sitzung der Société de la morale chrétienne zeigte Staël selbst den Gebrauch dieser abscheulichen Marterwerkzeuge. Seine Hände zitterten dabey wie seine Stimme, und die ganze Versammlung antwortete mit einem Schrey des Unwillens und des Schmerzes.

Aber im Sinn des Evangeliums unterstützte er nicht nur Nothleidende vielfach und ganz im Stillen, sondern er zeigte dieselbe Milde auch in der Verhütung des Unglücks und der Leiden. Darum wurde er einer der thätigsten Stifter und Verwalter der Sparkasse in Paris. Dies ist wohl eins der nützlichsten Institute, da es für die arbeitende Klasse wirkt, und zugleich ihren moralischen Zustand und ihre künftige Lage bessert. Auch andere wohlthätigere Gesellschaften hatten sich seines Beystandes und seiner wichtigen Mitwirkung zu erfreuen.

In der Erziehung erkannte er das beste Verwahrungsmittel gegen physische und moralische, heimliche und offene Leiden, das sicherste Mittel den Gemüthern Kraft

Digitized by Google

und Stärke zu geben. Er verwendete große Sorgfalt darauf, besonders auf die Volkserziehung. Kurz nach seiner Verheyrathung übersendete er der Waadtländischen Regierung 1000 Franken zur Verbesserung der Schule und zur Einführung des gegenseitigen Unterrichts in derselben. Aber auch andere Gemeinden bekamen von ihm Unterstützung zur Verbesserung ihrer Schulen. Schlecht besoldete Schullehrer hatten sich seiner thätigen Aufmunterung zu erfreuen. Da er die Kinder sehr liebte, so besuchte er oft die Schulen und ermunterte die Kleinen durch Geschenke. Er hatte sich vorgenommen, nach dem Muster in Genf eine Schule für kleine Kinder zu gründen, um sie dem bösen Beyspiel und dem Leben auf der Straße zu entziehen, während die Eltern an der Arbeit sind.

Er erkannte aber auch die hohe Wirksamkeit der Oeffentlichkeit auf die Erziehung der untern Klassen. Wer kennt nicht seine herrlichen Vorträge in der Bibelgesellschaft, in der Gesellschaft der religiösen Abhandlungen und der christlichen Moral, wo er vor Kurzem Präsident geworden war? Staël vermißte mit Recht in der ganzen französisch redenden Schweiz populäre Schriftsteller, und wünschte, daß sich Einer oder der Andere in dieser Sphäre versuche. Er selbst beschäftigte sich, nebst einigen Gliedern der Waadtländischen Gesellschaft für öffentlichen Nutzen, mit der Redaktion eines Volkskalenders, um der Unwissenheit, den Vorurtheilen und dem Aberglauben zu steuern, der durch die bisherigen Volkskalender verbreitet worden.

Bekannt sind Staëls Verdienste als Schriftsteller im Fach der politischen Geschichte und der Staatswissenschaften. Sein erstes Werk erschien im Jahr 1820 in Paris: Notice sur M. Neckor, und im Jahr 1825 folgten ebendaselbst seine Lettres sur l'Angleterre. In beyden zeigt sich ein großes Beobachtungstalent neben einem Reichthum von Ideen, die ihn immer den rechten Weg leiten, auf dem er sich nie in systematischem Sinn, sondern an Beobachtung hält. Sein gerades, richtig treffendes Urtheil bewegt sich in einer leichten, aber doch kräftigen und beredten Sprache, die klar und eigenthümlich ist, und der es auch nicht an glücklichen und immer neuen Ausdrücken fehlt. In beyden Büchern spricht sich die philantropische Richtung Staëls aus. So sagt er in der Abhandlung über Necker: Jeder Mensch hat in seinem Innern einen Mittelpunkt, von dem alle seine Gedanken ausgehen, und auf den alle seine Handlungen Bezug haben. Bey ihm war dies Centrum; wahrhaft religiöse Liebe für die Menschen, die in der Freyheit die Grundbedeutung aller christlichen Civilisation, so wie des individuellen und gesellschaftlichen Glücks sehen. So war er begeisterter Menschenfreund im Sinn des Evangeliums, das seine Seele immer mehr ausfüllte. Er hatte Achtung vor der Perfektibilität des Menschengeschlechts. In den politischen und finanziellen Institutionen, in den Gesetzen, den Verbindungen aller Art, in der Anwendung seiner Zeit und seines Vermögens suchte er nur das Mittel, die Menschen glücklicher und besser zu machen. In der Freyheit sah er die Grundbedingung all' unserer Kräfte, das höchste Gesetz des intellektuellen, moralischen und bürgerlichen Lebens. Schön war der Zweck und die Geschichte seines Daseyns: die Menschen zur unbeschränktesten Thätigkeit und dadurch auf den Höhenpunkt der Gesellschaft und ihres eigenen Werths zu führen.

Wie viel konnte man nicht von einem so edlen, jugendlich-kräftigen Geist erwarten!

Im Spätherbst 1826 verheyrathete er sich mit einer Nichte des in Genf wie im Ausland rühmlichst bekannten Professor Pictet. Von nun an nahm seine Kränklichkeit immer mehr zu, die er früher wohl beym Uebergewicht seines Geistes nicht genug geschont hatte.

Nach dem lezten landwirthschaftlichen Verein und Fest zu Coppet im September ward sein Gesundheitszustand immer bedenklicher. Seine Gattin war ihrer Entbindung nahe. Die Hoffnung, bald Vater zu werden, hatte für ihn etwas unendlich beseligendes, und selbst in seinen Fieberphantasien sprach er oft von seinem Kind. In den lichten Momenten nahm er wie sonst gewöhnlich mit all' seinen Leuten den Hausgottesdienst vor, wobey er sonst immer einige Seiten aus der Bibel vorlas und dann mit ihnen und für sie betete. Bald aber riß der Lebensfaden des Edeln, der nur sieben und dreyßig Jahre alt war, als er hinüberging. Der alte Minister Necker sagte oft von seinem Enkel, den er sehr lieb hatte: „August wird ein Menschenfreund werden, wird Alles seyn für andere." — Dies ist die Geschichte seines Lebens. Nun ruht er in dem schönen Hayn bey Coppet neben seiner Mutter und seinem Großvater. Wenige Tage nach seinem Tod wurde seine Wittwe von einem Knaben entbunden.

Diese wohlgeschriebene Notiz über Staël ist unstreitig des Verf. beste Arbeit. Etwas rhetorischen Schwulst abgerechnet, zeigt sich darin Wärme und Würde. Die hämischen, frömmelnden Seitenblicke auf A. W. Schlegel, sein großartiges Streben und Erkennen, stehen dem waadtländischen Verfasser schlecht an, und sind vielleicht verkappte Eitelkeit mit etwas Neid versezt.

Alterthumskunde.

Nachrichten über die früheren Einwohner von Nordamerika und ihre Denkmäler, gesammelt von Friedrich Wilhelm Assall, Berghauptmann des Staates Pensylvanien. Herausgegeben mit einem Vorberichte von Fr. Jos. Mone, ord. Prof. der Geschichte und Statistik zu Heidelberg. Mit

Digitized by Google

Einem Atlas von 12 Steintafeln. Heidelberg, August Oßwald's Universitäts-Buchhandlung, 1827.

Schon Al. v. Humboldt hat S. 505 u. ff. des fünften Theiles seiner Reisen in die Aequinoctialgegenden des neuen Continents eine umfassende Uebersicht der Resultate gegeben, welche die älteren und neueren Forschungen über die nordamerikanischen Urdenkmäler und Urvölker darbieten. Auch Herr Warden, welcher schon längst um die ältere Geschichte Nordamerikas große Verdienste sich erworben, hat am 21. Dec. 1827, indem er der französischen Akademie der Wissenschaften sein neuestes Werk über die nordamerikanischen Alterthümer vorlegte, derselben die Resultate seiner Forschungen mitgetheilt *). Denselben Gegenständen sind Herrn Assall's Nachrichten gewidmet, und wir finden darin eine genaue Beschreibung der alten Befestigungen und Werke, der Parallel- und Kreiswälle, welche besonders im Ohiostaat anzutreffen sind. Hieran schließt sich eine ähnliche Beschreibung der Erd- und Steinhügel, welche sich eben daselbst, aber auch in vielen andern nordamerikanischen Gebieten befinden und gewöhnlich Begräbnißplätze sind, in denen Mumien, Waffen, Geräthschaften und Götzenbilder aller Art entdeckt worden.

Die letztgenannten Gegenstände sind es vorzüglich, nicht minder jedoch auch jene Festungswerke und Parallelwälle, auf welche man die Annahme einer, von dem uns bekannten Indianerstamm gänzlich abweichenden, Urbevölkerung Nordamerikas gegründet hat. Die in den Grabhügeln gefundenen Gebeine und Schädel deuten auf mongolische oder hindochinesische Herkunft der untergegangenen Bevölkerung; schon hiedurch erscheint dieselbe verwandt mit der mexikanischen Bevölkerung in West- und Mittelamerika, und jene aufgefundenen Idole nebst hieroglyphischen Felseninschriften sind nur geeignet, alles dieses zu bestätigen. Eben so gewiß scheint es, daß dies untergegangene Volk in Nordamerika ein Kulturvolk gewesen sey, wessen sich keiner der jetzt noch vorhandenen nordamerikanischen Indianerstämme rühmen kann und mag. Al. v. Humboldt und Herr Warden halten dafür, daß jenes untergegangene Kulturvolk in Nordamerika aus Colonien der westamerikanischen Staaten hervorgegangen seyn möchte. Auch Herr Assall ist dieser Annahme nicht zuwider. Doch darin weicht derselbe von Warden ab, daß er nicht, wie dieser zu meynen scheint, jenes untergegangene Kulturvolk früher als die jetzigen Indianerstämme Nordamerika besehen läßt. Vielmehr sucht er mit großer Wahrscheinlichkeit das Gegentheil zu behaupten. Ihm sind die noch bis jetzt vorhandenen nordamerikanischen Indianerstämme tatarischen Ursprungs und früher als jenes hindochinesische Volk in Amerika eingewandert.

*) Siehe das „Ausland" Nr. 9.

Ein großer Vorzug seiner Nachrichten besteht in der ausführlichen Beschreibung aller auf den Gegenstand bezüglichen Alterthümer, die er großentheils durch Selbstanschauung kennt; und eine gewisse Schärfe und Genauigkeit der Beobachtung, die gern ins Tiefe und Dunkle dringt, ohne sich darin zu verlieren, erweckt ein desto günstigeres Vorurtheil und um so größeres Zutrauen, als diese, wie es scheint, bergmännische Tugend sich ja bereits in A. v. Humboldt's, für Geschichte wie für Naturwissenschaft und Geographie ewig denkwürdigen, Forschungen aufs glänzendste bewährt hat. Die nach William Sheldon gegebenen Notizen über die Karaiben verdienen beachtet zu werden. Sie stimmen darin mit Humboldt's Ansichten von diesem merkwürdigen Menschenstamm überein, daß sie denselben von dem unbedingten Vorwurf der Anthropophagie freysprechen und viele edle Züge seines Charakters mittheilen. Auch werden selbst diejenigen den Abschnitt, welcher von Religion, Sitte, Lebensweise der nordamerikanischen Indianer handelt, mit Vergnügen und Nutzen lesen, denen diese bisher aus Coopers Romanen bekannt geworden. Sehr zweckmäßig ist der beygegebene Atlas, welcher uns die Festungswerke ꝛc. im Grundriß zeigt, wie er die Abbildung der Waffen, Geräthe, Idole ꝛc. enthält. — Der Vorbericht des Herrn Prof. Mone bezeichnet in literarischen Nachweisungen den Standpunkt, auf welchem sich noch die nordamerikanischen Alterthumsforschungen befinden.

Römische Literatur.

Im Verlage von Karl Hoffmann in Stuttgart sind bis jetzt die ersten Bände eines durch seine elegante äußere und gediegene innere Ausstattung, wie durch seine große Wohlfeilheit (das Bändchen kostet im Subscriptionspreis 24 kr. oder 6 gGr.) ausgezeichneten Werkes, der Herausgabe sämmtlicher Auctores classici latini ad optimorum librorum fidem editi cum variorum lectionum delectu. Curante Carolo Zell, erschienen. Hr. Prof. Zell zu Freyburg im Breisgau hat eine langwierige Arbeit sich aufgeladen, und wir fürchten, auf seinen eigenen Schultern werde er sie nicht allein zu Ende tragen können. Er hat sich dem schwierigen Geschäfte der Auswahl und Sonderung der bisherigen Bearbeitungen, Erörterungen und Zusammenstellungen des Textes mit ehrenwerthem Fleiß und großer Gründlichkeit unterzogen, und befolgt gewissenhaft die Aufgabe, die er sich gesteckt, einen möglichst richtigen und reinen Urtext der römischen Originalien dem Publikum zu überreichen. Das erste Bändchen enthält die Vorrede zum ganzen Werke, worin der Herausgeber die bey seinem Werke ihn leitenden Grundsätze ausspricht, und Ciceros Schrift de re publica mit der Vorrede des Bibliothekars Mai in Rom. Im zweyten und dritten Bändchen folgen die Gedichte des Horaz.

Digitized by Google

No. 33.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 29. April 1828.

Lustspiel.

Albrecht Dürer, Lustspiel in einem Aufzuge von Eduard Schenk.

Des Meisters Asche ruht in unserm Bayern
Und sein Gedächtniß sollen wir nicht feiern?

So ruft der Dichter in dem Prolog aus, der am 7. April in München vor der Darstellung des Lustspiels, „Albrecht Dürer in Venedig," gesprochen wurde, und deutet uns durch diese Verse an, daß die Feyer, die nach drey Jahrhunderten das Gedächtniß des Meisters in seiner Vaterstadt verherrlichen, und durch die Errichtung seines Standbildes verewigen sollte, ihm Veranlassung zu einer Dichtung geworden ist, die wir eine wahre Bereicherung der dramatischen Literatur nennen dürfen.

Ehe wir nun aber über dies Gedicht ein freyes Wort der Kritik aussprechen, und das neueste Erzeugniß eines Talentes beleuchten, das sich uns bereits in mannichfacher Gestalt gezeigt, sey es uns vergönnt einen Blick auf das zu werfen, was wir ihm früher verdanken, um so den Dichter in Verhältniß mit sich selbst, im Einklang mit seinem ganzen poetischen Daseyn betrachten, und die Vorzüge und Schwächen seines neuesten Gedichtes als die nothwendige Blüthe eines Keimes, der sich folgerecht und zeitgemäß entwickelte, beurtheilen zu können.

Wir übergehen die ersten lorischen Gedichte Eduard Schenks, die theils in wenig gelesenen Zeitschriften zuerst erschienen, theils einzeln gedruckt, nicht eben viel weiter als in den Kreis der Freunde und Bekannten des Dichters kamen, und mit ihren zarten Blüthen kaum den Zauberzirkel berührten, um welche bald die grimmen Larven der Kritik, bald die zarten Seelchen der holden weiblichen Elfen, bald das Pygmäen-Geschlecht der Unverständigen einen Wechsel-Reigen tanzen, den wir Literatur nennen. Es wird die Zeit kommen, die diesen frühsten Arbeiten die gerechte Anerkennung sichern wird, daß sie die schönen Vorboten eines Talentes waren, das sich zunächst in einem Trauerspiel: Henriette von England, die, wenn auch später dargestellt, doch so viel uns bekannt früher gedichtet worden als Beisar, der literarischen Welt verkündigte. Wir dürfen es sagen, in diesem dramatischen Gedicht, das vielleicht nur darum den Namen einer Tragödie trägt, weil Henriette am Schluß zufällig einen Kräutertrank! trinkt, den ihr ein verschmähter Liebhaber mit Gift gewürzt hat, leuchtet unverkennbar die Morgenröthe eines Talentes, trotz allen Mängeln und ungeachtet vieler Schwächen, von welchen wohl die größte seyn möchte, daß es ihm an eigentlichem dramatischen Leben fehlt und die Gestalten zwar durchweg mit dem Anstand eines erkünstelten poetischen Daseyns, aber ohne innere Glut und Wahrheit bis zum Schluß hinkränkeln. Vergebens umkleidet alle diese Gestalten ein glänzendes oft blendendes Gewand. Dieser Mann im Purpur mit den strahlenden Phrasen scheint freylich ein König zu seyn, aber Ludwig der XIV. ist es nicht; nicht der König, der mit einem Wort den ganzen unermeßlichen Stolz seines legitimen Wesens ausgedrückt. Der Mann, der das für alle Zeiten denkwürdige und furchtbare l'état c'est moi ausgesprochen hatte, dürfte kaum als Nebenfigur in einem tragischen Gemälde zu brauchen seyn, und müßte auch als solche mit scharfen, porträtirenden Zügen gezeichnet werden; nicht mit den schönen Floskeln eines theatralischen Königthums bald den Großmüthigen spielen, bald Familienzwiste schlichten, bald von Frauen fabeln, die ihn unbewußt beherrschen, anziehen durch Geist und den Zauber der Sitte, und seiner Sinnlichkeit nichts weiter anhaben! Ludwig dem Vierzehnten! Das kalte Verhältniß der Heldin des Stückes zu diesem König, erklärt nun gleich den Mangel aller Gestalt der Prinzessin selbst, die ein entseßlicher Ritter durch seine Liebe verfolgt und tödtet, die bald wie Leonore von Este sich als Beschützerin der Dichtkunst kund gibt, bald wie Philipp des Zweyten Gattin ihre zarten Händchen zu dem Gewebe eines politischen Bündnisses leiht, aber nie das thut, was sie als Heldin der Tragödie thun sollte, fühlen, lieben, handeln. — Gleicher Tadel trifft fast durchweg die andern Gestalten dieses Dramas. Bald sind sie verzerrt wie der Ritter von Lothringen, der Henriette liebt, bald undeutlich und schwankend wie der Herzog von Orleans, Clotilde und

Digitized by Google

Turenne, der uns statt eines Helden-Angesichtes die Larve eines schwatzhaften Höflings zeigt. — So sehr nun dem Dichter die Hand bey der Zeichnung seiner Gestalten gebebt, so sicher war er, als es darauf ankam, sie mit äußerem reizenden Putz zu umkleiden. — Die Sprache dieses Jugendwerkes unseres Dichters ist, in Rücksicht auf die Form, durch Wohllaut und Eleganz ausgezeichnet und reich an anmuthigen Bildern. Alles in dieser Sprache ist voller Adel, und die Nettigkeit und Zierlichkeit des Verses dürfte nur im Jon von Schlegel und in den drey Goethe'schen Dramen übertroffen werden.

Unsere neuesten Dichter haben diese Regelmäßigkeit und Grazie des Verses längst nicht mehr für nöthig erachtet, um ihre Tragödie zu adeln, und wenn der arme Leser oder Zuschauer sich wund und müde über den Kieselweg der Verse des Grillparzer'schen Ottokars oder der Müllner'schen Albaneserin gegangen, so wird ihm in Henriette von England der ebne duftige Blumenweg wohlthun, den der Dichter sorgfältig von allem gesäubert hat, was rauh und störend erscheinen könnte. — So bekundet sich zuerst das Talent des Dichters in dem Glanz der Form, und so muß der Reichthum der Sprache, die lyrische Fülle des Dialogs für die Armuth der Gestalten und den Mangel an dramatischem Leben entschädigen. Indeß fühlt das wahre Talent mit bescheidnem Zweifel, mit sicherm Takt am leichtesten die Fehler seines Werkes; es bekämpft, wenn es eben ein ächtes Talent ist, die Schwächen der Eigenthümlichkeit standhaft, und wenn es auch in der nächsten Produktion nicht völlig die Schlange, die es umstrickt, überwindet, so sucht es doch sich, so viel als möglich, dem gefährlichen Ungethüm zu entringen, und ein solcher Kampf deutet uns schon an, daß es einst gewiß den Sieg davon tragen wird. — Gekämpft hat aber unser Held in seiner nächsten Tragödie, das fühlen wir. Belisar ist von seinem ersten Erscheinen an eine Gestalt, die lebt und wirklich da ist. Die Reden dieser Gestalt sind nicht Töne, die ein fremder Mund von den Lippen einer hohlen Puppe haucht, sie kommen aus der Brust des Helden und Vaters, der vor uns steht. Er athmet — er hat die Tochter, die ihn führt, gezeugt — auch sie lebt und ihr Jammer ist kein poetischer, ihr zugeflüstertes Gewimmer — er trifft das tiefste Herz. Die ganze Konception dieser Tragödie ist großartig. Der Dichter hat sie eine romantische genannt, und so rechten wir nicht mit ihm über das Kolorit, das er seinen historischen Gestalten geliehen. Die Art und Weise, wie er den Stoff erfaßt, bedingte diese und keine andere Form, und in ihrer Eigenthümlichkeit ist sie wiederum wie bey seinem ersten dramatischen Gedicht meisterhaft. Wir haben in unserer Bühnenliteratur kein Gedicht aufzuweisen, das so den Reiz der spanischen Rhythmen athmete, so konsequent in der Durchführung der metrischen Schwierigkeiten wäre, das so glücklich je nach den Charakteren mit dem Versmaaß wechselte, ohne daß nur einen Augenblick die Handlung dadurch litte, oder Gedanken und Bilder sich minder frey, in ihrer bunten und glänzenden Mannichfaltigkeit, zeigten. — Freylich ist der Meister der Form, in dieser Dichtung noch nicht völlig Herr seiner Gestalten geworden, und es ist ihm zur Genüge vorgeworfen worden, daß er Antonina völlig verzeichnet hat. Aber wir wiederholen es, Odem des Lebens weht in den Gestalten des Belisar's und der Irene, indeß in Henriette von England sich nur Marionetten bewegen, die der Lyriker an seinem mit Blumen umwundenen Draht hält und regiert.

Der Kampf, den unser Dichter in Belisar schon sehr zu seinem Vortheil mit sich selbst gekämpft, hat sich zum vollständigsten Sieg in Albrecht Dürer erklärt.

Aus dem blutigen Kreis der Tragödie ist er plötzlich in die heitere Region Thaliens geschritten, in welcher mit noch größerem Rechte die völlige Verläugnung subjektiver Gefühle und Ansichten gefordert werden muß. Der Schmuck der Rede würde hier vergeblich eine Anerkennung fordern dürfen. Die Gestalt ist alles, das Wort nur ein Behelf sie zu versinnlichen. Und wie wahr, heiter und edel treten uns die Künstler, denen wir im Albrecht Dürer begegnen, entgegen! Es sind liebenswürdige Menschen, mit denen es uns die höchste Freude gewähren würde, verkehren zu dürfen, und die Stunde, die wir inmitten ihrer Scherze und ihres Zwists auf der Bühne verleben, ist ein Gewinn in unserm Leben. — Italiens Himmel ist über die lebenathmenden Gestalten des Dichters ausgespannt. Eine Gruppe müßiger Kunst-Enthusiasten horcht einem Liede des Giorgione, das der jugendlich feurige Maler und Genosse Tizians singt. Wir hätten diesem Liede, das einer bekannten venetianischen Melodie übergelegt ist, bessere Verse und einen weniger matten Inhalt gewünscht. Wir dürfen das fordern, denn wir wissen, daß unser Dichter sie besser zu machen im Stande ist. Pisani indeß, ein venetianischer Nobile, der zugegen ist, ist entzückt von dem Schmelz und der Glut dieser Töne, nur bedauert er, daß Giorgione die Zeit, die er seinem Beruf zuwenden sollte, mit Laute und Gesang vertändelt. Er ist nicht ohne Besorgnisse, daß dem Ruhm der italienischen Kunst Gefahr drohe. Er hat so eben ein Bild Dürer's gesehen, das Fugger an Barbarigo gesandt. Voll Entzückens darüber ruft er aus:

> Bewundernd stand ich da und mir ward bang
> Um unsern Ruhm. Laß diese Deutschen noch
> Um einen Schritt nur weiter gehn, und Nürnberg
> Wetteifert mit Venedig um die Palme.

Marc Anton tritt, mit gleichem Enthusiasmus für das Bild, zu beyden Freunden, und der übermüthige zweifelnde Giorgione wird fortgesandt, es selbst zu schauen.

Digitized by Google

Indeß wird es erwähnt, daß Marc Antonio Raimondi dem Dürer seine besten Kupferstiche nachgestochen habe. Giorgioni kommt zurück, ohne Dürer's Bild gesehen zu haben, er beschreibt aber ein anderes Bild, das er eben erblickt — die Ankunft einer deutschen Familie in Venedig. Wer das Porträt des Nürnberger Meisters gesehen, erkennt ihn bey den ersten Worten Giorgiones, seine Nichte und Frau begleiten ihn; sie erscheinen bald darauf, da Pisani und Giorgione den Marc Anton allein lassen um Tizian einzuladen, Dürers neues Bild, das er noch nicht kennt, auf dem Marcusplatz zu beschauen, wohin sie es bringen lassen wollten um ihn durch den Anblick des Kunstwerks zu überraschen, wenn er Abends dort mit seinen Schülern lustwandelt.

Nun erscheint der deutsche Meister mit seiner stets keifenden Gattin und seinem schönen Nichtchen. Ein Blick auf diese lehrt den Marc Anton, daß er sie liebe. Dürers erstes Wort verkündet den Künstler. Nur auf ein künstlerisches Gemüth kann der Anblick Venedigs gerade diesen Eindruck machen. Anmuthig, herzlich und einfach gibt sich auch sogleich das Gemüth des Mädchens, und die ersten Reden der Frau lassen keinen Zweifel übrig, daß wir die bekannte Keiferin Agnes Frey vor uns sehen. Marc Anton nähert sich den Fremden, sein offnes freyes Wesen gefällt dem Dürer, und dieser vertraut dem Unbekannten schnell, daß ihn ein Prozeß nach Venedig führe, und daß er einen Schreiber suche um die Gründe des Rechtes auch in die Form des Rechtes zu kleiden. Marc Anton, der seinen Gegner nicht in dem Fremden ahndet, bringt ihm ein solches Mittelding von Schreiber und Advokaten, wie sie noch heut zu Tage in den Hallen des Dogen-Pallastes sitzen, und nun entdeckt Dürer, daß er gekommen sey, den Kupferstecher Marc Anton, wegen des Schadens, den ihm dieser durch die Nachstiche seiner Kupferstiche verursacht hat, zu verklagen. — So schürzt sich die heitere Intrigue, und die Verlegenheit Marc Antons bildet den ergötzlichsten Kontrast, zu dem Eifer des Schreibers, der dem Gegner Dürers durchaus einen Kriminal-Prozeß anhängig machen will, zu dem Geiz der Frau, die nur auf Schadenersatz dringt, und dem großartigen Wesen des deutschen Malers, der nur sein künstlerisches Recht ins Auge faßt, und auf die trefflichste Weise dem Marc Anton, der ohne seinen Namen zu nennen sich zu vertheidigen sucht und behauptet, daß die Stiche des Deutschen durch seine Nachbildungen nichts verloren hätten, dadurch antwortet, daß er ihm entgegnet:

Ich will nicht untersuchen, ob durch ihn
Die Blätter besser oder schlechter werden.
Allein sie sind verwälscht, sie sind nicht deutsch;
Nicht Dürer mehr, und wie ich den verklage,
Der mir mein Kind stiehlt, wenn er gleich
Ihm schönre Kleider anzieht, fremde Töne
Ihm statt des holden Lauts der Muttersprache lehrt,
So klag' ich den auch als Verfälscher an,
Der Dürers deutsche Arbeit undeutsch macht.

Die Kunst selbst möchten wir behaupten, und der Dichter läßt den Marc Anton ein ähnliches Wort sagen, zieht die zarten Fäden dieser Intrigue zu einem Knoten zusammen, den sie auch nur allein zu lösen vermag und löst. — Da indeß das Lustspiel noch nicht gedruckt ist und gewiß bald alle deutsche Bühnen sich beeifern werden es zu geben, so möchten wir den Zuschauern nicht gern die Freuden der Ueberraschung stören, und wir wollen es nicht erzählen, wie der Knoten sich entwirrt und in ein Liebesband auflöst. Aber den Wendepunkt des Stückes, der auf die meisterhafteste Weise herbeygeführt ist, Dürer's Begegnung mit Tizian dürfen wir nicht übergehen. Es ist ein schöner herzerhebender Moment, und der Streit über die Eigenthümlichkeit der deutschen und italienischen Kunst der beyden Meister, ein Lichtblick an unserem dramatischen Himmel, den kein hohles Feuer veranlaßt hat. Aus den heitern Flammen zweyer großen Gemüther, sprühen die Worte wie Funken, die, indem sie die Seelen der Gegner entzünden, auch den Brennspiegel aller Strahlen eines Dramas, das lauschende Herz des Zuschauers, erwärmen und durchglühen. Mit gleichen Waffen streiten beyde Künstler für gleiches Recht, — obgleich uns dünkt, daß bey genauer Prüfung die Wage der Poesie ihr Zünglein nach der Seite Dürers hinneigt, und nach unsrer Kunstansicht hätte, wenn von einer Begünstigung die Rede seyn soll, Tizian wohl eher als unser Landsmann den Anspruch auf die feinere Blüthe der Sprache; indeß wir wollen mit dem deutschen Dichter nicht darüber rechten. Es kommt hier nicht auf eine Kritik beyder Kunstschulen an, sondern es handelt sich darum, Dürers von der Göttlichkeit der Kunst erfülltes Gemüth würdig sprechen zu lassen. Und sein begeistertes Herz darf überströmen von erquickender Poesie; wenn Tizian auch ein wenig dadurch in dieser Scene verliert, so wird ihm doch sein volles Recht, wenn Dürer nach diesem Streit sich, durch einen Ausdruck des Venetianers verletzt, mit deutscher Empfindlichkeit entfernt, dann aber auch mit deutscher Innigkeit und Redlichkeit, nachdem er zurückkehrt, erzählt — doch hören wir seine eigenen Worte — denn wie er erzählt, das ist eine so seltne Gabe, daß wir unsern Leser nicht darum betrügen wollen. Die Idee dieser Erzählung in ihrer Stellung, nachdem Dürer kurz zuvor höchlich von Tizian gereizt worden war, ist so aus der tiefsten Brust eines Künstlers, und eines deutschen Künstlers; die Beschreibung des Bildes, das Dürer gesehen, ist so rührend und wahr, sein Entzücken darüber so hinreißend und glaubwürdig, daß wir diese Erzählung selbst zu den schönsten Edelsteinen im Schatze unserer vaterländischen Poesie zählen.

Tizian, der seine Hitze längst bereute, fragt den rückkehrenden Dürer:

Ihr seyd bewegt!
Was ist euch? was erfuhrt ihr? wo seyd ihr
Gewesen?

Und hierauf erwiedert Dürer:

Wo ich war? — Vernehmts, Urceli!
Im Unmuth ging ich von euch, wie ihr wißt,
Euch alle hier und meinen Aufenthalt
Verwünschend in Venedig. Ein'ge Straßen
Durchwandr' ich so und komm an eine Kirche,

Digitized by Google

Man nennt sie Sanct Johann und Paul,
Und geh' hinein, mein lief verwundet Herz
Vor Gott, dem Herzerforscher, anzuschatten.
Da fällt mein Blick auf ein Gemälde links,
Vom Strahl der Sonne wunderbar erhellt.
Ein Mönch in schwarzen Kleid und weißem Mantel.
Liegt sterbend zu den Füßen zweyer Mörder;
Ein andrer Mönch entflieht mit Angstgeschrey
Und weit im Sturme flattert sein Gewand,
Denn dieses Mordes Anblick regt im Sturm
Die ewige Natur auf.
Der Bäume Zweige rauschen Todeshymnen,
Und hoch auf ihren Wipfeln sitzt ein Chor
Von Engeltnaben, Engelpalmen schwingend,
Auf den verklärten Märtyrer sich nieder. —
Ich sah's und stand bewundernd da und dachte
Nur an die Gottlichkeit der Kunst und fragte:
Wer hat das Bild gemalt? — und neben mir
Stand Einer aus dem Volk, der sagte stolz:
Dies Bild hat unser Titian gemalt! —
Da riß es aus der Kirche mich heraus,
Zum Marcusplatze zurück, um euch zu finden.
Um eure Hand zu fassen und zu drücken,
Diese Hand, die jenes Wunder schuf!

Schnell löst sich nun die Verwickelung, aber auf ächt komische Weise, deren seine Spitzen wir durch ein vorschnelles Erzählen abstumpfen würden. Marc Anton erhält die Hand der Nichte Dürers, und dieser schließt würdig mit den Worten, indem er Tizians Hand faßt:

Versöhnen ist der Künstler Art, doch gleich
Ist unser Geist und Sinn und unsre Streben.
Und von dem Rheinstrom bis zum Tiberstrand,
Bey wälschen Pinien und bey deutschen Eichen
Gibt es nur eine Kunst.

So weit die Fabel des Stückes, das in der besten Bedeutung des Worts ein Lustspiel ist. Ohne Unwahrscheinlichkeit in den Motiven, leicht und anmuthig sich verschlungend lösen sich die Faden dieses zarten Gewebes ohne gewaltsame Mittel, — die Charaktere in scharfen Kontrasten einander gegenübergestellt, sind klar, bestimmt und deutlich, und jeder hat einen Zug eigenthümlicher Liebenswürdigkeit, der uns Alle werth macht, und eben durch die innere Harmonie, die in allen herrscht, und selbst in die heitre, versöhnende Stimmung versetzt, die wir nur in der reinen Nähe der Grazien empfinden, mit denen sich unsere neuesten Lustspieldichter (wir nennen keine Namen) auf ewig verfeindet zu haben scheinen. Außer den klaren und feinen Umrissen der Gestalten ihrem warmen lebendigen Kolorit ist kein geringer Vorzug dieses Gemäldes, sein schöner und wahrer Hintergrund. Der süße Duft des italienischen Himmels umhaucht die Künstlerwelt, die sich vor uns bewegt, und wenn wir auch durch Dürers Herz wie durch einen Krystall nach Deutschland dürfen schauen und hinter ihm und seinen Frauen immer die Thürme von Nürnberg zu erblicken glauben, so hat auch darin der Dichter seine Meisterschaft bewährt, daß er allmählig, auf eine Weise, die er aus den geheimsten Tiefen der Poesie geschöpft, den Athem des Südens an Dürers Herz hindurchen läßt, daß es ihm das tiefste Mark durchdringt, und uns zu Muthe wird, als ob uns selbst von den Lippen des Deutschen ein feurigeres Leben anwehe, und er hier in vollerem Geisteskabel vor uns stünde, als wir ihn je in seinem Nürnberg erblicken konnten. Unaetroffen von dieser klimatischen Insluenz steht die Keiserin Agnes an ihres Gatten Seite, und die Derbheit ihres Wesens, die kecken Formen und Reden, die alle von ächt komischer Wirkung sind, beweisen ein entschiedenes Talent für humoristische Zeichnungen, denn wir gewiß noch fernere Bereicherungen unseres verwaisten Lustspiels zu danken haben werden. Nur müssen wir dies Talent bey seinen fernern Bestrebungen fürs Lustspiel vor einer gewissen Mengstlichkeit der Sprache warnen. Nichts ist dem rhythmischen Dialog der Komödie schädlicher als ein ängstliches Haften des Verses, und, wenn der richtige treffende Ausdruck dem Dichter nicht gleich zu Gebot steht, ihn mühsam zu umschreiben, und für ein Wort einen Vers zu gebrauchen. Im Albrecht Dürer sind uns ein paar solcher Verse aufgefallen. So sagt z. B. Marc Anton zum Dürer, da er von den Hallen des Dogenpallastes reden will:

In den Hallen,
Auf denen der Pallast des Dogen ruht,

indeß in den Hallen dort" oder „in den Hallen des fürstlichen Pallasts" dieselbe Bezeichnung mit viel weniger Worten gegeben hätte.

Gleich schleppend und gesucht erscheint uns das Bild, das der bereuende Tizian gebraucht, nachdem sich Dürer entfernt hat, und jener nun zur Agnes sagt:

Im Eifer des Gespräches
Verfehlet uns're Zunge manchen Pfeil.
Den wir beren'n, wenn er getroffen hat.

Eine solche, sozusagen poetische Umschreibung für einen ganz einfachen Gedanken erscheint uns überall unstatthaft, aber gewiß am gefährlichsten im Lustspiel.

Nun mögen wir gern gestehen, daß es uns eine wahre Herzensfreude war auf diesem karg bebauten Felde unserer Literatur eine ächte farb- und duftreiche Blume aufblühen zu sehen, die auf dem vaterländischen Boden emporsprießt und nicht ein kaltes leblosses Reis ist, das wir von unsern Nachbarn erbeutet haben, um es mühsam auf unsre Theaterrerde zu verpflanzen, wo es kaum einen Abend lebt, und schnell und unerfreulich verdorrt. Wir sind so arm an ächten achten Blumen, daß wir sogar jeden blüh- und farbenlosen Strauch, der nur bey und gedeihen ist, für mehr als einen dürren Strauch halten, wie es noch jüngst durch manch deutsches Publikum und manchen Referenten in Tagesblättern mit dem Wiener Schuh- und Stiefel-Drama: Hans Sachs, geschehen ist. Der Schuhmacher-Enthusiasmus, der sich dafür kund gegeben, wird indeß keinem Verständigen für mehr als ein solcher gelten, und das Gemeine wird dadurch nicht weniger gemein, daß man es bald ein Seitenstück zu Goethes Tasso, bald ein Volksschauspiel wie Käthchen von Heilbronn nennt.

Die Darstellung des Albrecht Dürer auf der Münchner Bühne war erfreulich, wenn auch keineswegs in allen Theilen befriedigend. Der Eifer aber und die Liebe aller, die in dem anmuthigen Stücke beschäftigt waren, war unverkennbar. Selbst als Albrecht Dürer zeichnete ein erfreuliches, Kraft und Milde athmendes Bild. Kein Gedächtnißfehler störte ein freyes, wir dürfen sagen großartiges Spiel, das wir selten so frey von allem Haschen nach Wirkung, so absichtslos und darum so tiefergreifend gefunden haben. — Die gespannteste Aufmerksamkeit der zahlreichen Versammlung, die lebhafteste Theilnahme, ein freudiges, schnelles Auffassen jeder treflichen Einzelnheit bezeichnete die ganze Darstellung, und der allgemeine Ruf des Beyfalls am Schluß kam aus erheiterten und ergriffnen Herzen.

Ch.

Digitized by Google

N°. 36.

Literatur-Blatt.

Freytag, den 2. Mai 1828.

Die Leipziger Büchermesse von Ostern 1828.

So bequem der Deutsche ist, so ist er es doch eben zu sehr, um sich immer schnell genug die Bequemlichkeiten, die er braucht, zu verschaffen. Würden wir uns sonst wohl so lange auf den schlechtesten Wegen in den elendesten Postkutschen haben rädern lassen? Indeß werden am Ende die Wege besser und die Wagen, und nur die — Waaren und Passagiere bleiben die nämlichen. So geht es auch in der Büchermelt. Der Meßkatalog, die große literarische Reichspost, hat sich endlich einigen wichtigen Verbesserungen unterworfen, und es steht zu hoffen, daß deren noch mehrere folgen werden; die Bücher selber aber und ihre Verfasser sind im Durchschnitt und der Gattung nach immer die nämlichen. Bekommen die Modeartikel auch von Zeit zu Zeit eine neue Fassung, so bleibt das Material doch immer dasselbe.

Herr Reimer hat im vorliegenden Büchermeßkatalog angefangen, bey den einzelnen Werken auch deren Bogenzahl und Ladenpreis zu bemerken. Wenn es möglich wäre, neben dem Papier- und Silbergewicht auch noch das geistige anzuschlagen, so würde der Katalog auf die dankbarste Weise nicht nur sämmtliche im Reich zerstreute Buchhändleranzeigen, sondern auch alle rezensirende Journale repräsentiren. Da dies aber nicht angeht, wünschten wir zu obigen Verbesserungen wenigstens noch folgende. Erstens sollten unter den fertig gewordenen Schriften nicht so äußerst häufig Werke angeführt seyn, an welche der Autor noch nicht die Feder, geschweige der Drucker den Preßbengel angesetzt hat, und die zuweilen nur als Embrionten im Mutterleib des Meßkatalogs ausleben, um eben darin wieder zu verscheiden. Es gibt in der That Werke, von denen nur der Titel im Meßkatalog existirt. Zweytens wäre zu wünschen, daß man unter den Schriften in fremden Sprachen die wirklich in Deutschland verlegten von den blos ausländischen Kommissionsartikeln trennte, wäre es auch nur wegen der Integrität unseres wenigstens in der Büchermelt noch fortvegetirenden heiligen römischen Reichs. Drittens könnte man statt der alten oberflächlichen Eintheilung der fertig gewordnen Werke in deutsche und antike auf der einen, und neuere ausländische auf der andern Seite, wohl besser eine Eintheilung nach den Sprachen überhaupt wählen, also erst die deutschen, dann die lateinischen, griechischen, französischen, englischen ꝛc. zusammenstellen. Eine Eintheilung nach wissenschaftlichen Fächern wäre zur schnellen Uebersicht zwar sehr wünschenswerth, scheint aber bey der Eile, mit welcher der Katalog ausgefertigt werden muß, nicht ausführbar; so sollte man also wenigstens nach den Sprachen eintheilen.

Wir haben auch diesmal, wie bisher, den Meßkatalog so weit durchgesehn, um daraus allgemeine Resultate über den gegenwärtigen materiellen Stand der Literatur zu gewinnen. In unserm letzten Bericht über die vorige Herbstmesse (vergleiche Nr. 93. des Literaturblatts von 1827) rechneten wir aus, daß der deutsche Buchhandel im vergangenen Jahre zum ersten Mal über fünftausend Werke producirt habe, während er ein halbes Jahrzehend vorher zum ersten Mal über viertausend producirt hatte. Ein Blick in den vorliegenden Ostertatalog zeigt nun, daß wir in der steigenden Progression unaufhaltsam fortschreiten. Er enthält überhaupt 3883 Artikel. Ziehn wir von diesen die 582 erst als bevorstehend angezeigten Werke, die 257 ausländischen Kommissionsartikel und die 57 Landkarten, Musikbücher und Spiele ab, so bleiben noch 3187 fertig gewordene wissenschaftliche und belletristische Werke übrig, worunter wir 193 Romane, 37 Schauspiele und 78 in deutschem Verlag erschienene Werke in fremden neuern Sprachen auszeichnen. Der vorjährige Herbstkatalog enthielt 2610 fertig gewordene Werke; bringt der künftige nur eben so viel, so geben diese mit jenen 3187 zusammen schon nahe an 6000 Werke für ein Jahr, so daß also die im vorigen Jahre schon so auffallende Zunahme der Büchermasse im laufenden noch weit übertroffen wird. Herr Reimer hat auch bereits einen engern Druck für den Katalog wählen müssen, weil er sonst zu voluminös werden würde.

Was nun den Inhalt dieses großen Verzeichnisses

betrifft, so läßt er auf den ersten Blick nicht so viel Werth und Reichthum blicken, als man erwarten sollte. Man kann zwar niemals wissen, was für Genies unter den neuen unbekannten Namen versteckt sind, aber man kann doch nach den bekannten Namen einen ungefähren Ueberschlag des jedesmaligen Ertragwerths eines Halbjahrs machen. Und diesmal finden wir der großen Namen nicht viele. Was die gelehrten Fakultäten geliefert haben, davon dürfen wir in diesen Blättern wohl absehen. Unter den Fächern und Werken aber, die einem größeren Publikum interessant seyn können, zeichnen wir folgendes aus:

Von religiösen Schriften, so weit sie einer größern und allgemeinen Verbreitung sich erfreuen können, dürfte diesmal daß Leben Jesu von Paulus das wichtigste seyn, weil es ohne Zweifel die Resultate seines ganzen, wenn auch einseitigen, doch für die Geschichte der Theologie bedeutenden Forschens enthält. Außerdem finden wir im Katalogе die berühmten Namen Schleiermacher, de Wette, Tholuk, Tschirner ꝛc. Auch sind die sämmtlichen Werke von Melanchthon und Jakob Böhme angekündigt.

Unter den philosophischen Werken bemerken wir zwey Geschichten der Philosophie von Ritter und von Lautier, und einiges neu Aufgelegte von Kant und Fichte; unter den politischen Ancillons Vermittlung der Extreme in den historischen, philosophischen und politischen Meynungen, und Malchus Finanzwissenschaft; unter den naturwissenschaftlichen Alexander von Humboldts Reisen, sechster Band, und Herschels sämmtliche Werke. Unter den neuen Zeitschriften steht das Ausland oben an.

Die historische Literatur bietet mehrere interessante Erscheinungen dar, Thibaudeaus, Norvins, Buchholz Geschichte Napoleons, ungerechnet die verschiedenen Uebersetzungen der Geschichten Napoleons von Walter Scott, Segur, Gourgaud; zwey Geschichten der englischen Revolution von Guizot und von Kortum, Niebuhrs Sammlung der Byzantiner; Jos. von Hammers Geschichte der Osmanen, dritter Theil; Denkwürdigkeiten des Grafen von Görz; Spittlers sämmtliche Werke; Rotteck's historischer Bildersaal; ferner Uebersetzungen von Karamsin, Lingard, Botta, Salvandy ꝛc.

Ueber Kunst und Poesie erhalten wir mehrere schätzbare Werke, eine Ausgabe der Werke Albrecht Dürers, die dritte Lieferung des Boisserée'schen Werkes über den Kölner Dom, A. W. von Schlegels kritische Schriften, Shakespeares Vorschule von Tieck, zweyter Theil, einen zweyten Theil von Seidels Charinomos, eine neue Auflage von Thiersch Epochen der bildenden Künste unter den Griechen. Die Anzahl der poetischen Werke ist diesmal verhältnißmäßig nicht sehr groß. Der Gedichtsammlungen sind weit weniger, als es sonst gewöhnlich ist, und unter 3187 Werken nur 195 Romane und 57 Schauspiele will nicht viel sagen. Unter den Ausgaben älterer Werke zeichnen sich vorzüglich aus: Hagens Minnesänger, abgedruckt nach dem Pariser, weiland Heidelberger Codex; ferner eine arabische Ausgabe der Tausend und Einen Nacht, die altböhmischen Gedichte der Königinhofer Handschrift, nordische Heldenromane von Hagen, Fischarts Glückhaftes Schiff mit einem Vorwort von Uhland. Sämmtliche Werke sind angekündigt von Tieck (nicht zum ersten Mal), Lenz, Hippel, Hebel, Hegner, und die Fortsetzungen von Goethe; Uebersetzungen von Shakespeare, Scott, Cooper, Horaz Smith, Lady Morgan, Manzoni, Lope de Vega, Boccaccio, Voltaire, Sterne, Goldsmith, le Sage ꝛc. Unter den lyrischen Dichtungen finden wir einen Nachlaß von Wilhelm Müller, Gedichte des Grafen Platen, einen dritten Theil von Seidl's Gedichte, Mailaths magyarische Gedichte. Rückert kündigt die Uebersetzung einer indischen Geschichte, Nal und Damajanti, an; Steffens seinen neuen Novellencyclus, die vier Normeger, Tieck die Fortsetzung seines Eevenmenkriegs (auch nicht zum ersten Mal). Von den falschen Wanderjahren ist ein fünfter Theil erschienen. Unter den Romanschriftstellern finden wir außerdem die bekannten Namen Pronikowsky, Clauren, Hauff, Hildebrandt, Kruse, Laun, Loß, Schaden, Schilling, Schopenhauer, Schoppe, Spindler, Tarnow, Tromlitz ꝛc. Die dramatische Literatur erschint diesesmal am dürftigsten. Wir finden nichts erhebliches als die Fortsetzung der Shakespeare-übersetzung durch die Vossiden; Kohebues und Müllners dramatische Werke; Lustspiele von Raupach und Graf Benzel-Sternau; ein Lustspiel von Immermann, die Verkleidungen; Oehlenschlägers Bäringer; Fr. von Heydens Kampf der Hohenstauffen, Platen's Schauspiele und wieder verschiedene Bearbeitungen der kurzen Pariserwaare von Blum, Angely, Castellis dramatisches Sträußchen ꝛc.

Französische Literatur.

Unter den poetischen Werken hat keins den Eifer und den Muth der immer zahlreicher werdenden Romantiker mehr angefeuert als Victor Hugo's Cromwell, ein Drama in fünf Akten, von einer bisher in Frankreich ganz unbekannten Art, das keineswegs, wie ein deutsches Blatt behauptet hat, die Sprache Corneille's neben der von Molière zeigt, sondern seinen ganz eigenthümlichen Gang verfolgt, weder in der Sprache noch in dem Plane mit einem frühern französischen Stücke zu vergleichen ist, aber eine mit der Shakespeare'schen verwandte Lebens- und Leidenschafts-Schilderung, eine mit der Schiller'schen verwandte Diktion in das französische Drama zu bringen sucht, und zum ersten Mal zeigt, daß die fran-

Digitized by Google

zösische Sprache nicht blos in kraftvoller und witziger, sondern auch in tiefsinniger und bizarrer Dichtung zu gebrauchen sey. Dies Drama beruht auf einem gründlichen Studium der Cromwell'schen Zeit. — Ein Veterane der französischen Poesie, der Akademiker Nepomucène Lemercier, der zwar insofern Anhänger der Klassiker ist, als er den alten dramatischen Regeln treu bleibt, aber eine neue Methode mit diesen Regeln verbunden hat, gab zu Anfang dieses Jahrhunderts seine sogenannten historischen Komödien heraus, worin er die Quintessenz des Lebens berühmter Männer in die von den Alten vorgeschriebenen dramatischen Gränzen brachte. In einer so eben erschienenen neuen Ausgabe hat er seinen Pinto überarbeitet, und läßt auf den Richelieu ein neues Stück in Prosa und von hohem Interesse folgen, betitelt: l'Ostracisme ou la comédie grecque.

Das wichtigste neue Reisewerk ist Pacho's Reise in Marmarika und Cyrenaika, wovon die zweyte Lieferung des Textes so eben erschienen ist. Sie führt bis nach der Stadt Cyrene, beschreibt eine Anzahl zuvor unbekannter Reste des Alterthums und des Mittelalters, die Beschaffenheit des Bodens, die Sitten der Bewohner; läßt den Forschungen unserer deutschen Gelehrten, welche manchen zweifelhaften Punkt, den der Reisende als Augenzeuge aufklären konnte, durch Kritik richtig erklärt hatten, die schönste Anerkennung widerfahren, und ist in sehr anziehendem Style geschrieben. L. Simond, bekannt durch seine Reisen in England und in der Schweiz, hat so eben seine „Reise in Italien und Sizilien" herausgegeben, in welchen Ländern er vor zehn Jahren war. Einem Naturforscher und Künstler verdenkt es Niemand, wenn er seinen Bericht erst nach vieljähriger Ueberarbeitung herausgibt; wer aber hauptsächlich die merkwürdigen Vorfälle seiner Spazierreise beschreibt, und mit der Bekanntmachung seines Tagebuches zaudert, läuft Gefahr, mit manchen Nachrichten zu spät zu kommen. Immerhin wollen wir des Verfassers Entschuldigung mittheilen: „Ein Schriftsteller entschließt sich nicht so leicht, als der Leser sich einbilden könnte, geradezu die Früchte seiner langwierigen Arbeiten aufzupflücken."

Dem seligen Malte-Brun, der unter günstigeren Verhältnissen dem geographischen Studium in Frankreich eine noch kräftigere Anregung hätte geben können, als er durch sein vortreffliches, großes geographisches Werk gethan hat, verdanken wir außer seinen umfassenderen Schriften die so eben von J. A. Nachet herausgegebenen Mélanges scientifiques et littéraires. Sie geben Malte-Bruns Urtheil über die hauptsächlichen, während seiner Anwesenheit in Paris, in Frankreich und anderwärts erschienenen Reisewerke, viele historische und literarische Aufsätze und sprudeln von der, Malte-Brun auszeichnenden, Gedankenfülle, Einbildungskraft und Gelehrsamkeit.

Die neue Zeitschrift: Revue trimestrielle unterscheidet sich von den bisherigen pariser periodischen Schriften dadurch, daß sie sich hauptsächlich mit den allgemeinen, für die größere Anzahl zugänglichen und nützlichen Theilen der Wissenschaft beschäftigt. Vielleicht hat nie eine französische Zeitschrift so wichtige Mittheilungen von bedeutenden Personen erhalten, als diese. Die darin enthaltenen Briefe über die vereinigten Staaten Nordamerika's, sind „der Auszug eines inedirten Briefwechsels „zwischen einem neuen Bürger der vereinigten Staaten „mit einem seiner Freunde in Europa. Ohne die Namen „verrathen zu dürfen, ist es uns erlaubt zu sagen, daß „diese Briefe von einem auf den Stufen eines Throns „erzogenen jungen Manne sind, welcher noch mehr aus „Liebe zur Freyheit als aus Betrübniß über die verlorene „glänzende Zukunft Europa verlassen und sich um die Gast„lichkeit der Amerikaner beworben hat." Die in derselben Zeitschrift übersetzten und erläuterten griechischen Dichtungen machen in Frankreich das ausgezeichnete Talent Kalbo's, Stolz's u. a. bekannt, welche dem aufblühenden Griechenland die schöne Aussicht eröffnen, nunmehr, wie im Alterthum, seiner Trophäen würdige Sänger zu finden.

Unter den neuesten geschichtlichen Werken sind hervorzuheben: Souvenirs d'un militaire des armées françaises dites de Portugal von dem Verfasser des Essai sur l'état militaire; und des Ritters Chatelain Schrift sur les moyens à employer pour punir Alger et détruire la piraterie des puissances barbaresques, ein Werk, dessen fromme Wünsche zu erfüllen vielleicht bald Anstalten getroffen werden dürften. Es ist so eben beym Buchhändler Anselin erschienen, welcher die königlichen auf das Kriegswesen bezüglichen Ordonnanzen herausgibt. Abgesehen von den Tagsbegebenheiten, müssen wir es deswegen nennen, weil es einen mit Sachkenntniß geschriebenen, geschichtlichen Abriß über den Charakter, die Sitten und die Art zu kämpfen, der an der afrikanischen Küste wohnenden Muselmänner gibt. Der Verf. hat den ägyptischen Feldzug mitgemacht.

Unterhaltungsliteratur.

Die Weihnachtsfeyer. Ein Gespräch. Von Friedrich Schleiermacher. Zweyte Ausgabe. Berlin, 1826. Gedruckt und verlegt bey G. Reimer.

Zu den Eigenschaften des großen Geistes gehört vornämlich auch dieß, in dem Kleinen überall das Große, in dem Unbedeutendscheinenden das Höhere und Bedeut-

Digitized by Google

same wahrzunehmen und jeder Gestalt des Lebens, jedem Ereignisse des Schicksals, jeder Gewohnheit und Anordnung der Gesellschaft inneren Werth und tiefere Beziehungen für das Gemüth, vorzüglich für die religiösen und sittlichen Regungen des Gemüths abzugewinnen. Schleiermacher ist unstreitig der tiefste und gewandteste Denker unter den Theologen unserer Zeit: diesen Ruhm müssen auch die erklärtesten Gegner seines philosophischen Systems und seiner theologischen Ansichten ihm zuerkennen. Er ist aber auch zugleich der vielseitigsten einer, indem er Alles, was da lebt und webet, an die ewigen Wahrheiten des Geistes aufknüpft, und in jeglicher Erfahrung und Sitte den Strahl des Höheren erkennt. Seine Theorie vom Christenthum, so abstrakt sie auch in ihren Elementen und in ihrer Ausführung ist, hat gleichwohl eine durchgängig praktische Richtung und athmet nach allen Seiten ein kräftiges Leben und heroischen Gleichmuth der Seele. In diesem Geiste hat er das vorliegende Schriftchen vor mehr als zwanzig Jahren schon bearbeitet, in einer Zeit, wo der Friede des Aeußeren durch heftige Bewegungen der Völker zerstört und zugleich das Reich des Glaubens durch die verschiedenen, seit Kant mächtig gewordenen philosophischen Systeme mit dem Untergange wenigstens für den gebildeten Theil des menschlichen Geschlechtes bedroht worden war. Er läßt die verschiedenartigsten Ansichten, von welchen damals die Gemüther in Deutschland bewegt zu werden begonnen hatten, gegen einander Rede und Erwiederung geben und fordernd auftreten, und führt an dem lieblichen Faden eines häuslichen Kreises und des von demselben begangenen Weihnachtfestes zur Berichtigung der Vorurtheile über die wichtigsten Gegenstände des menschlichen Herzens und Lebens, indem Alles auf die höhere Weihe, auf das christliche Gemüth und Leben zurückgeleitet wird. Noch jetzt, da die verschiedenen Ansichten der Verstandesmenschen, und der Gefühlvollen im langen Kampfe gegen einander sich so ziemlich abgerieben und in ihrer Einseitigkeit anerkannt haben, ist das Büchlein von hohem Werthe, indem es vor jedem Rückfall warnt und die höheren Einheitspunkte andeutet, ohne welche dem Fragenden kein Friede wird. Anschlüsse über Leben, Religion und Kunst, über die verschiedenen Entwicklungen der Menschennatur, namentlich auch die trefflichsten pädagogischen Winke für Väter, Mütter, Erzieher und Lehrer liegen in dem Werke. Sein Inhalt paßt überhaupt mehr für Erwachsene; Jüngeren wird Manches, namentlich in den am Schlusse vorkommenden Reden der Freunde, unverstanden bleiben. Die Einkleidung der Ideen ist eben so sinnig und ansprechend, als ihr Inhalt tief und heilig ist. Der Dialog ist dem vertrauten Freunde Platos so vollkommen gelungen, daß dramatisches Leben sich vor dem Geiste des Lesers entfaltet, doch so, daß auch der unglaubig absprechende Leonhardt nie die Gränzen der Liebenswürdigkeit, die ihn allein zum würdigen Gliede eines solchen Familienkreises macht, überschreitet.

Das eine, was uns auffällt bey dem interessanten Buche, ist, daß es nach zwanzig Jahren erst einer zweyten Auflage bedurfte; ein trauriger Beweis, daß unter den Deutschen der Sinn für das Wahre und Edle noch nicht so stark, wie zu wünschen wäre, geworden ist, oder daß er wenigstens lieber in Form des Romans und der Novelle, als in dem lieblich ernsten Gewande, in welchem Schleiermacher seine Gaben hier unserm Geiste darbietet, Befriedigung findet. Jünglingen und Jungfrauen, die an Höheres und Besseres zu denken und das Ewige zu lieben sich gerne gewöhnen, ist wohl kein Buch in die Hand zu geben, das ihrem Gemüthe wohlthuendere Nahrung schenken wird, als dieses, welches am Schlusse unserer Anzeige wir ihnen allen empfehlen.

Mittelalterliche Dichtkunst.

Hugo's von Trimberg auserlesene Fabeln, Erzählungen, und Schwänke nebst Sprüchen aus dem Ende des dreyzehnten Jahrhunderts. In erneuter Schreibweise mit Worterklärungen herausgegeben. Tübingen, bey C. F. Osiander, 1827.

Die vorliegende Auswahl von Fabeln, Erzählungen u. s. w. ist aus dem Renner, einem didaktischen Gedichte des Hugo von Trimberg genommen. Der Herausgeber, der sich am Schlusse der Vorrede O. F. H. Schönhuth und seinen Wohnort Tübingen unterzeichnet, hatte dabey zwey Papierhandschriften des Renners vor sich, die eine auf der Stiftsbibliothek zu Tübingen, die andere zu Stuttgart in der öffentlichen königl. Bibliothek befindlich, jene vom Jahre 1483, diese vom Jahre 1520. Diese Dichtungen sind höchst einfach, gemüthlich, ansprechend und belehrend. Dabey athmen sie ganz und gar den Geist ihrer Zeit und die Stimmung des gebildeteren Theils unter dem Volke über geistliches und weltliches Amt und über den Jammer, der von beyden Seiten ausging. Die breiten Nutzanwendungen bey den Fabeln, so wie ausführlichere und minder anziehende Stellen in den Schwänken, sind vom Herausgeber hinweggelassen, wodurch er den poetischen Werth und den psychologischen Eindruck der einzelnen Gedichte für Leser unserer Zeit erhöht hat. So eignen sie sich namentlich auch zur Einführung der Jugend in das Gebiet älterer deutscher Poesie.

Digitized by Google

No. 37.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 6. Mai 1828.

Reiseliteratur.

Sketches of History, Politics and Manners in Dublin and the North of Ireland. By John Gamble, Esq. a new Edition. London. 1826. 8.

Bey der Menge von Reisebeschreibungen, mit welchen uns die Engländer überschwemmen, und die gewöhnlich eben so wenig von gründlicher Vorbereitung wie von ernster Erforschung dessen zeugen, was sich der Darstellung both, ist es erfreulich, auf einen Reisebeschreiber zu stoßen, der, ohne mit Anfprüchen aufzutreten, zeigt, daß er sich seines Gegenstandes bemeistert, und ein eben so gedrbtes Auge als eine geübte Feder hat. Wir haben schon viele Beschreibungen von Irland; von den Beauties of Ireland bis zu dem neuesten Büchlein „Three months in Ireland“ herab sind die Leute unendlich beredt über schöne Scenerie und wilde Romantik und Volksammuth und Pfaffenanmaßung und stete Gährung in Städten und Dörfern und Intoleranz u. s. w.; uns scheint jedoch, als hätte Hr. Gamble vor allen andern ein helles Auge, gerades unbefangenen Sinn, Menschenkenntniß und wissenschaftliche Bildung auf die Insel mitgebracht; seine Selbstverläugnung ist nicht das geringste, was wir in Anschlag bringen, da, wo Partheyungen so schroff einander gegenüber treten; und wenn hier und da eine Art Humor bey Besprechung wichtiger Gegenstände nicht ganz an seinem Orte scheint, so vergesse man nicht, daß es king ist, das mit hiterm Sinn anzusehen, was ohne diesen nur ein Uebermuß von Betrübniß erzeugen könnte. „Die Geschichte von Irland ist eine traurige Geschichte, und wer sie betrachtet, muß heiter seyn, wenn er nicht wahnsinnig werden will.“ Man hat den Werth, welchen wir dem oben genannten Werke zusprechen, stillschweigend in England anerkannt: dies beweist die neue Ausgabe nicht zu gedenken) der Umstand, daß spätere Reisebeschreibungen das Werk des Herrn Gamble ausschrieben, ohne seinen Namen zu nennen, daß die Kritik seine Ansichten öfter als entscheidend aufführte, ohne des Verf. weiter zu gedenken, und endlich, daß viele seiner Gedanken in öffentliche Reden übergegangen sind, ohne daß man seine Ausdrücke zu ändern oder ihn zu nennen der Mühe werth geachtet hätte.

Der Verf. scheint uns vorzüglich in der Zeichnung von Charakteren glücklich zu seyn, dies gilt von denen der Nation, wie des Individuums. Der alte irische Matrose auf der Landkutsche, mit dem wir im ersten Kapitel Bekanntschaft machen; die irischen Bettler (S. 48); der Herzog von Richmond (S. 57. 599); der Barbier (S. 215; das irische Bergvolk (S. 319); der Charakter der Nord-Irländer (S. 315 sq.); der Engländer und Irländer (S. 309 und anderwärts) liefern Beweise davon. Seine Landschaften haben zuweilen zuviel poetische Färbung; Volksscenen malt er wahr, etwas zu derb vielleicht. Die Anekdoten in Bezug auf die letzte Empörung (S. 67. sqq.) sind historisch merkwürdig, so wie denn die Bemerkungen über die Lage des Volkes, im nördlichen Irland vorzüglich, anerkannt das Beste sind, was je über diesen Gegenstand gesagt worden. Wir lassen nun einige Mittheilungen aus unserm Werke folgen. Ueber die Gesellschaft in Dublin lesen wir:

„Wer im August Dublin besucht, mag eben so gut im December auf das Land gehen; man findet jetzt eben so wenig Gesellschaft hier, als man dann Land auf den Bäumen und grüne Auen dort findet. Die Mode hat den größten Einfluß auf diese Hauptstadt; Adel, Kaufleute, Krämer halten es für nothwendig, außerhalb der Stadt zu seyn, weil die Londner Modewelt jetzt die Bäder und das Festland besucht. Bey allem dem heitern Leben, das in Dublin herrscht, wird der Fremde doch nicht viel Vergnügen finden, sobald der Reiz der Neuheit schwindet. Man findet wohl Gastfreundschaft hier und mag leicht Einladungen zu Mittagessen erhalten; aber es mischt sich bey diesen Einladungen Prunksucht in vollem Maße mit Herzensgüte, und die Gastfreundschaft ist eher ein Festkleid, denn ein Alltagsrock; man zieht ihn bey feyerlichen Gelegenheiten an, für alle Tage ist er aber zu kostbar. Man büßt in Dublin an den Werktagen ab, was man, genöthigt durch die Mode, an den genannten

Festtagen sündigt. Daher kommt es, daß der Mann, der uns einige Tage vorher mit Wildpret und Burgunder bewirthete, sich nicht gern bey dem einfachen Hammelsbraten und Malzbranntweintrank überraschen läßt, und der Fremde also dann vereinsamt ist, wenn es ihm angenehm wäre, eine Stunde in Gesellschaft ungezwungen hinzubringen. Auch findet man im öffentlichen Leben nicht, was man im Privatleben vermißt: man hat es hier im Savoir vivre nicht sehr weit gebracht: man findet in Dublin jene behaglichen Speisehäuser nicht, welche London im Ueberfluß hat, wo man oft vernünftige und angenehme Gesellschaft findet und ein gutes Mittagsmahl zu mäßigem Preise hat, ohne eine Quantität Schlehensaft, den man höflicherweise Wein nennt, verschlingen zu müssen. Die Tavernen in Dublin sind entweder so erbärmlich gemein, daß ein anständiger Mann sie nicht betreten darf, oder sie sind so theuer, wie die theuersten in London. Eben so ist es mit den Wohnungen. Ferner ist Dublin zu klein, um zurückgezogen da leben zu können: man kann nicht unbekannt bleiben; die Neugier will wissen, wer man ist, was man thut und wovon man lebt; man ist unter steter Aufsicht, was in Bezug auf Moralität ganz gut ist, übrigens aber sehr unbequem seyn kann.

Nur wenige adelige Familien leben in Dublin. Der irische Adel ist eine kränkliche und delikate Pflanze: wie die Myrthe kommt er nicht fort in diesem nördlichen Klima, er gedeiht blos in dem Sonnenschein der Hofgunst, er ist keine selbstständige Art von Größe, sondern stützt sich auf den Minister, der dieses Stützen der zarten Rede oft köstlich und sostbar findet. Leute von ausgebehntem Landeigenthum sind gleich selten: diese fliegen, wie Schwalben, jährlich nach England, wo sie von Londen bis Weymouth, von Bath bis Cheltenham umher hocken, bis ihre Börsen so leer sind wie ihre Köpfe; dann kehren sie zurück um neue Summen von ihren armen Pächtern zu holen, welche sie nur bey diesen Gelegenheiten sehen. Man kann daher sagen, daß die Gelehrten die Aristokratie von Dublin bilden, — Rechtswissenschaft — Medizin — Theologie haben die Zügel und geben den Ton an: diese drey Facultäten geben hier Hand in Hand, aber nicht passibus aequis, die Juristen sind immer vornen an. Ein Arzt kann nur Knight (Ritter), höchstens Leibarzt des Lord Statthalters werden; ein Jurist kann Lord Kanzler werden und dem Statthalter selbst befehlen; — der Wollsack ist ein sehr behaglicher Sitz, bey weitem sanfter als ein Bischofsstuhl, und muß daher auch höher geachtet werden.

Die irischen Gerichte haben manche glänzende Talente aufzuweisen: ihre besten Redner sind Curran, Buobe, Plunkett. Der irische Gerichtsstyl ist verschieden von dem englischen. Er ist weniger feverlich und förmlich, aber lebendiger, bewegter, glühender, figurenreicher, witziger, beißender; er ist nicht so gründlich, nicht so unterrichtend, nicht so überzeugend, aber er unterhält mehr, zeigt sich schmuckreicher, dramatischer, er erhebt sich zu dem Erhabenen, sinkt zu dem Humoristischen, wagt sich in das Pathetische — bey all dem ist aber zu viel von den Künsten des Taschenspielers. Ich will nicht sagen, daß ein irischer Advokat weniger auf seine Klienten hält, als ein englischer; er scheint aber am meisten auf sich selbst zu halten — auf seinen Ruf, auf die Stimme seiner Zunftgenossen, auf den Beyfall der Zuschauer und die Bewunderung des Gerichtshofs. Muster der Beredsamkeit würde ich recht gern in den irischen Gerichten aufsuchen; wenn es sich aber um mein Leben oder um mein Vermögen handelte, möchte ich mich doch lieber von den englischen vertheidigt wissen.

Der irische Rechtsgelehrte ist in Gesellschaft eben so unterhaltend; das Gemisch von Vornehmheit, feinen Satten, juristischer Schlauheit, Scharfsinn, heiterm Witz und klassischer Belesenheit macht ihn oft zu einem belehrenden und immer zu einem angenehmen Gesellschafter. Doch sind auch hier die oben gedachten Mängel hervorstechend: er hat eine Wuth zu glänzen und setzt die Leute gern in Erstaunen; sein Witz wiederholt sich und seine Belesenheit ist nicht immer am rechten Orte angebracht; er zeigt in dem Gespräch mehr Verstand als Gefühl und mehr glänzende Oberflächlichkeit als solide Gründlichkeit. Der Hang jedoch, aber witzig als weise zu erscheinen, beschränkt sich nicht auf die Juristen; er dehnt sich auf die Stadt im Allgemeinen aus. In allen Gesellschaften, die ich besuchte, fand ich viele, die sprachen, wenige, die zuhörten, und der Witz, aber was man dafür hielt, wurde mit der Flasche und den Karten umher gegeben. Da der Witz aber hier selten mit Aufprüchen verbunden ist, so lachten wir gern über das, was kein Witz war, und warcn fröhlich, wenn sich auch kein Grund dafür zeigte. Sie spielen gern mit Worten und sind oft glücklich in diesem leichten Spiele. Ueberhaupt finde ich dieses Streben nach heiterm Scherz für die Gesellschaft recht zuträglich: es belebt den Menschen, schärft seine innern Kräfte und hält den Geist, der sich des Beyfalls der Gesellschaft versichern will, in steter Thätigkeit: — der Dubliner ist daher ganz das Gegentheil von dem trägen, müßigschlürfigen londner Modemann, der glaubt, es gehöre wesentlich zum guten Tone, stolz, still, mürrisch, gleichgültig zu seyn: der, unähnlich dem Falstaff, nicht allein selbst nicht witzig ist, sondern den Witz anderer dämpft; der sich zu dem Geistreichen setzt, ohne den Wunsch, sich von ihm unterrichten zu lassen; der neben dem Alter Platz nimmt, ohne es erheitern zu wollen, und neben der Schönheit, die er mit dem durchdringenden Blick des Jokeys bey einem Pferdemarkt mustert, ohne die geringste Begierde zu hegen, sich liebenswürdig zu zeigen.

Die niedern Klassen der Bewohner von Dublin haben

Digitized by Google

den Reisebeschreibern und Dramatikern reichen Stoff gegeben. Man zeichnet sie als eine querköpfige, warmherzige, launische und exzentrische Art Menschen, die sich betrinken und Bulls machen und den Mund nicht aufthun können, ohne etwas possierliches und witziges von sich zu geben, wie von den Lippen der schönen Prinzessin Parizade in Tausend und Einer Nacht bey jedem Worte Perlen flossen. Ich läugne nicht, daß sich einiger Grund zu dieser Angabe finde; sie ist aber, wenn ich aus Erfahrung sprechen darf, sehr übertrieben. Ein dubliner Schuhputzer mag zuweilen, wie ein londner, einen wunderlichen und witzigen Einfall haben, den sein ungeschlachtes Aeußere und das Seltsame seines Accentes um so auffallender macht; aber ich halte die meisten Erzählungen für grundlos, die ihn als ein so absonderliches Wesen darstellen.

Der Luxus hat bey den Gewerbsleuten hier so große Fortschritte gemacht als an irgend einem Orte, den ich kenne. Ein Krämer gibt glänzende „Entertainments“ und seine Frau elegante „Routs“ in welchen ihr Benehmen, ihre Haltung, die der Frauen, welche sie einlädt, und die kostbaren und geschmackvollen Geräthe dem, was man bey höheren Ständen sieht, nicht nachstehen: der Krämer weiß sich an der Tafel und im Gesellschaftszimmer nicht weniger anständig zu benehmen, als seine Frau, und hat in dieser Hinsicht unendlich viel vor dem Londner voraus: in geistiger Hinsicht steht er ihm nicht nach und in geselliger ist er ihm ohne Frage überlegen: er ist heiter und ungezwungen, frey und gewandt, in der Unterhaltung lebendig, ansprechend; er hat nicht viel zu sagen, aber er sagt es gut; er hat nicht viele Ideen, wie das sein Gewerbe mit sich bringt, aber er besitzt die Kunst, sie, wie die Gegenstände in seinem Laden, vortheilhaft zu zeigen. Eine gute Erziehung unter den gesammten mittlern Ständen hier muß dem oberflächlichsten Beobachter auffallen; es ist aber nicht leicht, einen hörbaren Grund dafür anzugeben. Ich möchte diesen Vorzug einigermaßen der Eitelkeit anheim geben, der slavischen Nachahmung und Bewunderung der Mode, des Thuns höherer Stände, deren Vorurtheile sie sich aufopfern, deren Ansichten, deren Sitten sie auf sich übertragen und mit deren Bekanntschaft sie groß thun. Eitelkeit scheint in der That der Hauptzug des Charakters der Dubliner zu seyn: er ist eitel auf sich, auf seine Stadt, deren Schönheit; auf die Pracht ihrer öffentlichen Gebäude und deren Ueberlegenheit über London. Er verdient in dieser Beziehung Lob, das man um so lieber spenden würde, wenn er es weniger gebieterisch forderte. Der Unterschied zwischen einem Bürger von London und Dublin ist folgender: dieser ist eitel, jener stolz; jener hat eine hohe Meynung von seinem Lande und von sich; er träumt nicht, daß man dies in Abrede stellen könne, und bleibt gleichgültig, wenn es geschieht, da er vom Gegentheil überzeugt ist; dieser ist seiner Sache nicht so gewiß, er zweifelt, ob man seine Ansprüche in Bezug auf ihn und seine Stadt gelten lassen wolle, ob diese überhaupt gegründet seyen; Augen und Zungen anderer müssen ihn erst davon überzeugen. Ich spreche jedoch nur von den Protestanten; da ich zu wenig Katholiken gesehen habe, bin ich nicht im Stande, ein sicheres Urtheil über sie zu fällen. In ihrem Seyn und Thun, in ihrer thätigen Bereitwilligkeit und Zuvorkommenheit und lächelnden Artigkeit kann man Spuren der Unterwerfung finden, in welcher sie so lange gehalten wurden, während man in dem aufrechten und kecken Gang des Protestanten den freyen Mann erkennt. Man erkennt etwas mehr — wir sehen die stolze Haltung eines Individuums aus einer bevorrechteten Kaste, inmitten einer verachteten lebend.....

Wären jedoch die Fehler der Bewohner Dublins noch zehn Mal größer, als sie geschildert werden, die Mildthätigkeit der katholischen wie der protestantischen Einwohner würden sie alle bedecken. Schwächen haben sie mit andern gemein, ihre Mildthätigkeit aber kömmt nur ihnen zu. Ich kenne keinen Ort in der Welt, wo eine solche unbegränzte Wohlthätigkeit geübt wird, wie in Dublin. In London sind gewiß viele schätzbare Anstalten zur Unterstützung der Armuth; man muß aber nicht vergessen, daß dort vieles gezwungen, und nicht verdienstlich ist, daß vieles aus dem gränzenlosen Reichthum hervorgeht: wer sich auf Guineen wälzt, kann wohl dem Armen einen Pfenning geben. Die Mildthätigkeit von Dublin ist nicht erzwungen; sie gründet sich nicht auf Parlamentsbeschlüsse; das Gesetz wägt und mißt sie nicht ab; sie ist nicht das vergoldete Opfer, die angezapfte und blumenbekränzte Gabe des Ueberflusses. Die Wasser des Lissey tragen nicht, wie die Wellen der Themse, die Schätze zweyer Hemisphären; die Bewohner von Dublin haben keine Goldminen, sie haben aber etwas Besseres — sie haben menschliches Gefühl und wohlwollende Herzen.

Die große Anzahl von Bettlern in Dublin ist allen Reisenden aufgefallen und soll ein Beweis der Armuth der Stadt seyn. Wie einseitig! beweist sie nicht auch die Wohlthätigkeit der Dubliner? In London sind verhältnißmäßig wenige Bettler. Warum? Vielleicht weil wenig Armuth dort ist? wäre dem so? Ach, es ist dort viele, große Armuth, viele große Noth in jedem Viertel, in jeder Straße, in jeder Gasse — aber es sind wenig Bettler dort; wären deren viele, sie würden verhungern.

In Bezug auf das „wunderbare Alterthum“ der irischen Nation, von dem unser Verf. S. 101 u. f. ausführlicher spricht, ist die Forschung in den letzten zwey Jahren weiter geschritten. Sir W. Betham's Leistungen im Gebiet der ältern Geschichte Irlands beißen bereits manche Nebel zerstreuen; und wenn dieser gelehrte Mann fortfährt, uns mit seinen handschriftlichen Schätzen bekannt zu machen, die er aus allen Theilen von Irland

Digitized by Google

zusammentrug, so möchte der Streit sich endlich entscheiden lassen, ob Irland bald nach der Sündfluth durch einen Enkel Noah's von Asien, oder durch Phönizier von Spanien aus, durch Kolonisten vom caspischen Meer oder von Wales herüber, u. s. w. zuerst bevölkert worden. Die geistige Bildung, deren sich Irland einst rühmen konnte, datirt unser Vers. sicher zu früh; sie nahm ihren Anfang nicht vor der Mitte des fünften Jahrhunderts, zu welcher Zeit auch Colonien von Wales herüber flüchteten, z. B. die O'Byrns in der Grafschaft Wicklow, die in alten Schriften O'Bryn und Brenagh (Briten) heissen. Aehnliche Irrthümer finden sich jedoch wenig in dem Werke, dem wir viele Leser wünschen. A.

Geschichte.

Delle Storie di Chieri libri quattro cõn Documenti, opera del nobil'uomo Luigi Cibrario Dr. di Leggi, Intendente, Regnente una divisione nella Regia Segreteria di Stato per l'interno. Turino et Chambery. 1827.

Die Stadt Quiers liegt fünf Meilen östlich von Turin. Im Norden hat sie die Hügel von Montferrat, im Osten die reichen Gebäude von Astigiane, und gegen Mittag die Ebene. Seit den ältesten Zeiten ist sie in vier Quartiere mit sechs Thoren eingetheilt. Hier finden sich eine Menge prächtiger Kirchen und Klöster. Ehemals standen da eine Menge Thürme, die bezeugen, wie fest und tapfer die Stadt an ihrer Freyheit hing. Im Innern gewahrt man überall die Spuren von Alterthum.

Der Vers. glaubt die Stadt Quiers (Chieri) sey das Carrea Potentia des Plinius, das die Schriftsteller des Mittelalters Carium oder Kaira nennen. In einer Anmerkung am Ende des ersten Buchs bestreitet er die Behauptung, daß jene Namen auf die Stadt Cherasco oder auf die Flecken Carrù oder Cairo gingen. Bekanntlich sagt D'Anville, daß der Flecken Carrù das alte Carrea Potentia sey. (Abregé de Géographie ancienne. Tome III. p. 148)

Die Geschichte dieser Stadt hat nicht blos lokales Interesse, denn Quiers hatte einen ausgezeichneten Platz unter den italienischen Republiken des Mittelalters, und greift in die Geschichte ganz Italiens ein. Der Vers. hat seinen Gegenstand auf italienische Weise sehr breit und weitläufig behandelt, dabey aber auch eine Lücke in der Spezialgeschichte von Piemont und der Lombardey ausgefüllt. Quiers hat in der neuesten Zeit mit andern Städten Piemonts großen Eifer gezeigt das französische Joch abzuschütteln, und unter sein altes Regentenhaus zurückzukehren: mit den Einwohnern von Astigiane theilt es den Ruhm, seinen Handel mit Landesprodukten sehr weit verbreitet und vielleicht die Wechsel erfunden zu haben. Von hier stammen viele ausgezeichnete, selbst herzogliche Familien, Pärs von Frankreich und hohe Adeliche vom sardinischen Hof. Ungeachtet der Leiden und Unruhen dieser Stadt in den vergangenen Jahrhunderten hat Quiers jetzt doch noch 14,000 Einwohner und vielfache Spuren von alter Herrlichkeit.

Die Geschichtschreiber Italiens, auch Sismondi in seiner Geschichte der italienischen Republiken im Mittelalter schweigen über die Stadt. Manche andere sprechen auf unbestimmte Weise von ihr. Dies ist aber nicht zu verwundern, da ihnen all' die bedeutenden Urkunden fehlten, die unser Verfasser besonders aus dem Stadtarchiv benutzen konnte. Ueberdies unterstützten ihn viele Gelehrte und unterrichtete Männer des Landes.

Diese wichtige Stadtgeschichte zerfällt in vier Bücher. Das erste geht vom zehnten Jahrhundert bis zum Jahr 1233, wo Quiers zur vollständigen Unabhängigkeit gelangte.

Im zweyten Buch behandelt der Vers. die Geschichte der Vergrößerungen der Republik und ihrer Kriege vom Jahr 1238 bis zum Ende des vierzehnten Jahrhunderts. Er untersucht den Ursprung mehrerer Vereine und Gesellschaften, z. B. der Milites und der Männer von St. Georg, deren Zweck darin bestand die Macht und den Einfluß gewisser Bürgerklassen im Gleichgewicht zu halten. Er spricht auch von der Entstehung der berühmten Ospizii und Alberghi, eine Art von Vereine oder Brüderschaften, die sich zum Vortheil einiger mächtigen Familien bildeten, und sie im Fall der Noth schützten. Diese Zeit behandelt der Vers. mit besonderem Geist und Interesse.

Das dritte Buch enthält die Geschichte der verschiedenen Formen und Veränderungen in der Regierung der Republik, so wie des häufigen Zwiespalts der ihrer Anschließung an ein festsitzendes Fürstenhaus vorausging. Durch feverlichen Akt vom 19. Mai 1347 wurde die Hoheit über Quiers dem Grafen Amadeus VI. von Savoyen, und dem Grafen Jakob von Savoyen und Herzog von Achaja übertragen.

Im vierten Buche finden wir die Kriege, Kämpfe und Zwistigkeiten nach der Unterwerfung der Stadt an Savoyen. Hierauf spricht der Verfasser von der Staatswirthschaft und dem Handel des Landes und von den berühmten Männern, die da bis auf Emanuel Philibert gelebt haben.

Angehängt sind dem Werke die Urkunden im zweyten Theile. Ihrer sind 42. Am Ende folgt ein Glossarium von den Worten und Ausdrücken in barbarischem Latein, die in den Urkunden von Quiers vorkommen, und sich nicht in andern Glossarien finden.

Der Styl ist gut, nur bisweilen etwas breit und gesucht.

Digitized by Google

N°. 58.

Literatur-Blatt.

Freytag, den 9. Mai 1828.

Physik.

Wir haben in Nr. 69. des Literaturblatts von 1827 auf die ausgezeichneten neuesten Erscheinungen der physikalischen Literatur im engeren Sinne, aufmerksam gemacht. Die Hülfswissenschaften der Physik, namentlich die Chemie, welche sie als ihr analytisches Instrument benutzt, haben sich in der letzten Zeit keinen geringern Bereicherungen zu erfreuen gehabt; ganz besonders aber verdienen zwey Hauptwerke Erwähnung, deren Betrachtung zugleich Gelegenheit zu mehrfachen, für unsern Leserkreis interessanten Mittheilungen über die Fortschritte dieser nützlichen Wissenschaften geben wird. Wir meynen:

Thénards Lehrbuch der theoretischen und praktischen Chemie. Nach der vierten vermehrten und verbesserten Ausgabe in das Deutsche übersetzt und vervollständigt durch M. Fechner. Leipzig, Voß, gr. 8. m. K. davon uns so eben der vierten Bandes dritte Abtheilung zukommt; und

Berzelius Lehrbuch der Chemie. Nach des Verfassers schwedischer Bearbeitung der Blöde-Palmstedtschen Auflage ins Deutsche übersetzt durch F. Wöhler. Dresden, Arnold. Median 8. m. K. Seit 1825, 2 B. (Die, wie wir uns angekündigt gefunden zu haben erinnern, auch schon erschienene erste Abtheilung des dritten Bandes ist uns noch nicht zugesendet worden.)

Das Original des ersteren dieser beyden Werke enthält in seinen ersten vier Bänden Alles, was auf die Eigenschaften der Körper Bezug hat; im fünften und letzten Bande aber gibt dasselbe eine Darstellung der chemischen Analyse, und überdies die Beschreibung der, in einem chemischen Laboratorium erforderlichen Geräthschaften, sammt einer Anweisung, wie man sich derselben zu bedienen hat. Der wackere Uebersetzer, dem wir schon eine deutsche Bearbeitung von Biot's Experimentalphysik verdanken, hat sich indeß dabey nicht begnügt, sondern seiner Ausgabe zugleich alle diejenigen Bereicherungen hinzugefügt, wodurch der Erfahrungsschatz der Chemie seit dem letzten Erscheinen des französischen Originals vergrößert worden ist. Sein Werk besitzt also einen bedeutenden Vorzug vor dem Original selbst, obwohl es natürlich anderseits auch voluminöser werden wird.

Die Leser werden in den geschichtlichen Abschnitten dieses Werkes, unter andern, mit Vergnügen eine Notiz über die eigentliche Quelle finden, aus welcher Lavoisier die ersten Ideen zu seinem berühmten antiphlogistischen Systeme schöpfte. Die Versuche von Jean Rey, einem Arzte, geboren zu Bügün in Perigord, waren es, welche, (um 1630)), Licht in der damaligen dichten Nacht dieses Theiles der Naturwissenschaften anzündeten, und, wenn auch hernach wieder in Vergessenheit gerathend, von Lavoisier so viel später doch gekannt worden zu seyn scheinen. Da nämlich Brün, Apotheker zu Bergerac, gefunden hatte, daß das Zinn bey der Calcination an Gewicht zunehme, so fragte er Rey um die Ursache dieser Erscheinung; und Rey erwiederte ihm, nachdem er die Versuche wiederholt und mannichfach abgeändert hatte: „dies rühre von einer Verschluckung der Luft her;“ — eine um so kühnere Antwort, da man der Luft damals noch keine Schwere zuschrieb. Das Detail dieser Versuche findet sich in einem wenig bekannten Schriftchen: Essai de Jean Rey. Avec des notes par Gobet; und ich habe diese, für die Geschichte der Chemie, wichtige Anekdote hier nicht übergehen mögen, um neuerdings darauf aufmerksam zu machen, daß die Ehre der Entdeckung nicht allemal dem Verdienste derselben zu Theile werde.

Die großen Erweiterungen, welche die Lehre von der Elektricität in der letzten Zeit durch Oersted's merkwürdige Beobachtungen erhalten hat, und deren Gesammtheit man jetzt unter dem Namen des Elektromagnetismus zusammenbegreift, haben auch für die Chemie und Physiologie sehr wichtige Resultate herbey geführt, von welchen im ersten Bande unseres Werkes ausführlich die Rede ist. So war es z. B. zwar seit langer Zeit bekannt, daß sich der Muskel bey seiner Thätigkeit beträchtlich verkürzt. Die französischen Physiologen Prevost und Dumas aber haben jetzt jene Oersted'sche Theorie, und ein aus derselben hervorgegangenes, von Schweigger in Halle angegebenes und mit dem Namen Multiplikator

Digitized by Google

oder Galvanometer belegtes, zur Messung der schwächsten elektromotorischen Wirkungen dienendes Instrument benutzt, um zu zeigen, daß bey jener Muskelthätigkeit die Elektricität im Spiele ist. Der Erfolg rührt nämlich von Beugung der Muskelfaser her, die sich bey jeder Zusammenziehung in Zickzack faltet; die Nervenstämmchen vertheilen sich dabey senkrecht auf die Richtung der Muskelfaser und treten genau in die Spitzen der Beugungswinkel ein. Sie endigen sich aber nicht im Muskel, sondern kehren vielmehr in Gestalt einer Schlinge gegen sich selbst zurück, um wieder in den Nervenstamm zu treten, von welchem sie herkommen, und dienen demselben in dieser Gestalt zugleich zu auf- und absteigenden Leitern der Elektricität. Man übersieht nach diesen Erörterungen sogleich, daß sich im Augenblicke, wo die Elektricität durch die Nerven hindurchströmt, die parallelen Fibern, vermöge der galvanischen Ströme, deren Leiter sie abgeben, nähern, und dadurch die Beugung der Muskelfasern, an welche sie befestigt sind, und die daraus erfolgende Verkürzung des Muskels selbst veranlassen müssen. Diese Erklärung erscheint um so merkwürdiger, als sie das geheimste Nervenleben auf den galvanischen Prozeß zurückführt, eine Ansicht, für welche sich so viele Gründe aufstellen lassen. Ueberdaupt besteht einer der größten Gewinne, welche die Naturwissenschaften der Oersted'schen Entdeckung verdanken, in der immer engeren Verknüpfung ihres Wechselverkehrs; und es kann nichts Erfreulicheres für die Denker geben, als eine solche Verallgemeinung der Grundprincipien, in deren Folge sich endlich die Gränzen der Physik, Chemie und Physiologie zu innig in einander verlaufen, als daß ferner auch nur eine Trennung der Zweige vom Stamme möglich wäre.

Zu den bewunderungswürdigsten Erscheinungen, welche die Natur darbietet, gehört die Flamme, wenn wir gleich durch die Gewöhnlichkeit des Anblickes dagegen gleichgültig geworden sind. Es wird daher interessant seyn, hier noch etwas von den Beobachtungen zu finden, welche der große englische Chemiker Davy seit mehrerer Zeit über diesen merkwürdigen Naturprozeß angestellt hat, und welche in unserm Werke ebenfalls ausführlich dargestellt sind. Nach diesen Beobachtungen ist die Flamme ein gasförmiger Stoff, bis zu dem Grade erhitzt, daß er leuchtend wird, und dessen Temperatur die Weißglühhitze der festen Körper übersteigt, welches sich daher ergibt, daß die atmosphärische Luft den letzteren Wärmegrad mitzutheilen vermag, ohne selbst leuchtend zu seyn. Man nehme, um diese Angabe durch einen leicht anzustellenden Versuch zu unterstützen, einen feinen Platindraht und halte ihn ungefähr ein zwanzigstheil Zoll von der Flamme einer Weingeistlampe, indem man diese Flamme durch einen undurchsichtigen Körper verdeckt, so wird der Draht durch die bloße Hitze weißglühend werden, obwohl er sich an einem Orte befindet, wo kein sichtbares Licht vorhanden ist. Bey jener gewöhnlichen Temperatur nun kann die Flamme nicht durch ein enges Metallgewebe dringen. Ein solches Gewebe kühlt das Gas dergestalt ab, daß sein Hitzegrad unter den herabkommt, bey welchem es leuchtend ist. Wenn man, um sich hiervon wieder durch einen Versuch zu überzeugen, ein solches Metallgewebe horizontal und unmittelbar über die Spitze einer Lichtflamme bringt, so verkürzt sich der Lichtkegel augenscheinlich, zum deutlichen Beweise, wie sehr die Energie des Flammprozesses verringert worden ist. Die gleichzeitige Temperaturverminderung aber muß der Kleinheit der Oeffnungen des Gewebes und der Masse des Metalles proportionel seyn; und die Einwirkung des Gewebes auf die Flamme muß von der Hitze, welche erforderlich ist, die Verbrennung hervorzubringen, in Vergleich mit derjenigen abhangen, die das Gewebe selbst erlangt. Die Flammen verbrennlicherer Substanzen, oder solcher, welche bey der Verbrennung mehr Wärmestoff entwickeln, werden mithin durch ein Metallgewebe gehen, welches den Flammen minder verbrennlicherer oder weniger Wärmestoff entwickelnder Substanzen den Durchgang verwehrt. Ein Gewebe z. B. von hundert Oeffnungen auf den Quadratzoll, aus Messingdraht von ein sechszigstheil Zoll im Durchmesser, läßt bey der gewöhnlichen Temperatur die Flamme des Wasserstoffgases noch hindurch, nicht aber die einer Weingeistlampe u. s. w. Diese Betrachtungen nun, welche auf den ersten Anblick so theoretisch steril erschienen, haben Davy zur Entdeckung eines überaus nützlichen Instruments, seiner sogenannten Sicherheitslampe, die Veranlassung gegeben. Bekanntlich entwickelt sich nämlich in den Steinkohlengruben von Zeit zu Zeit eine gewisse Menge Kohlenwasserstoffgas, welches durch seine Vermischung mit der atmosphärischen Luft ein Gemenge bildet, das durch die Berührung entflammter Körper augenblicklich zum Detoniren gebracht wird. Es sind tausend von Beyspielen dadurch verursachter großer Unglücksfälle in frischem Andenken; und es handelte sich also darum, dem Grubenarbeiter eine Lampe in die Hände zu geben, mit welcher er in der Nacht in seinen unterirdischen Gängen arbeiten könnte, ohne der gräßlichen Gefahr jener Detonationen ausgesetzt zu seyn. Dieses aber hat man durch eine, nach den obigen Principien, eingerichtete Davy'sche Sicherheitslampe erreicht, bey welcher die Flamme mit einem Gewebe von Eisendraht, welches auf den Quadratzoll etwa achthundert Oeffnungen hat, umgeben ist, wodurch alle Gefahr völlig beseitigt wird. Mit dieser Erörterung, welche zugleich den praktischen Nutzen der hier abgehandelten Wissenschaft in ein helles Licht setzt, schließen wir die Betrachtung des ersten von den beyden vorliegenden, derselben gewidmeten Werken.

Den wissenschaftlichen Geist des nun folgenden, treff-

Digitized by Google

lichen Werkes von Berzelius charakterisirt die nachstehende Aufforderung, die der Verf., auf Veranlassung der Newton'schen Emanations- und Euler'schen Oscillations-Theorie in ihrem Widerspruche, an seine Leser richtet. „Man erlaube mir hier, sagt er, „die Aufmerksamkeit auf einen Umstand zu lenken, der sich bey den Studien der Naturkunde sehr oft darbietet, nämlich auf die, zuweilen sehr verschiedenen Erklärungen einer und derselben Erscheinung. Wir müssen uns gleich beym ersten Eintritt in das Gebiet dieser erhabenen Wissenschaft, in der Ueberzeugung befestigen, daß wir nicht alles erklären können, und daß alle unsere dießfallsige Bemühungen oft fruchtlos bleiben werden. Zwey ungewöhnlich große Geister, Newton und Euler, haben in dem vorliegenden Falle ein Phänomen von zwey ganz verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet. Beyde Ansichten aber können natürlich nicht zugleich richtig seyn. Minder tiefdenkende Naturforscher pflegen nicht selten von streitigen Meynungen die eine als absolut richtig anzuerkennen; Jünglinge sind dazu noch mehr geneigt, als Männer, denen bittere Erfahrung schon oft ihre liebsten Ideen vernichtet hat, und die dadurch mißtrauisch geworden sind. Allein es folgt nicht nothwendig, daß von zwey widersprechenden Erklärungen die eine auch wirklich allemal richtig seyn müsse; das wahre Verhalten der Sachen kann vielmehr noch verborgen seyn, und es sogar für immer bleiben. Man muß zwar alle Wahrscheinlichkeiten sorgfältig prüfen, ohne jedoch eine derselben als Wahrheit zu betrachten, d. h. ohne einer davon völligen Glauben zu schenken;" und zwar, fahren wir fort, ist dies der einzige Weg, um uns vor einem dogmatischen Absolutismus zu verwahren, der vielleicht in keiner Wissenschaft übler angebracht ist, als gerade in der Naturlehre.

Auch das vorliegende Werk theilt eine Menge neuer, und zum Theile höchst interessanter Entdeckungen in dem weiten Gebiete der Chemie mit, von denen wir namentlich diejenigen ausheben, die einiges Aufsehen gemacht haben, und zugleich in das bürgerliche Leben übergegangen sind. So erinnern sich die Leser unseres Blattes, daß in demselben kürzlich von einer in England gemachten Erfindung die Rede gewesen ist, sich bey einer jeden Temperatur Eis in beliebigen Quantitäten, und zugleich auf eine leichte und bequeme Weise zu verschaffen. Diese Erfindung gehört dem bekannten Chemiker Leslie, welcher ein neues Verfahren erfunden hat, um durch Verdunstung im leeren Raume sehr schnell eine heftige Kälte hervorzubringen. Zu dem Ende stellte man unter die Glocke einer Luftpumpe eine Schaale mit Wasser und eine zweyte Schaale mit concentrirter Schwefelsäure, und pumpt hiernächst die Luft aus der Glocke. Da die Verdunstung bekanntlich im luftleeren Raume sehr schnell erfolgt, so verdunstet also auch sogleich ein Theil des Wassers aus der Schaale, worauf, eben so bekanntlich, eine bedeutende Erkältung eintritt. Indeß würde diese, zugleich mit der Verdunstung, ihre Gränze finden, wenn die Glocke einmal mit Wasserdunst ganz angefüllt wäre; allein da die Schwefelsäure zu lezterem eine sehr große Verwandtschaft besizt, so saugt sie denselben im nämlichen Maße ein, als er entsteht, und unterhält auf diese Weise den Verdunstungs- und Erkältungsproceß in solcher Energie, daß der, in liquidem Zustande zurückbleibende Wasserrest in kurzer Zeit in Eis verwandelt wird. Ist die Luftpumpe gut, so erfolgt dies Gefrieren, wie man sich bey Ausführung des so leicht anzustellenden Versuches gleich selbst überzeugen kann, bereits in vier bis fünf Minuten. Das Wasser wird dabey bis mehrere Grade unter dem Nullpunkt erkältet, ehe die Eiserzeugung anhebt, erstarrt dann aber auch in einem Augenblicke. Die dabey angewendete Schwefelsäure wird zugleich von dem eingesogenen Wasserdunste nicht nur verdünnt, sondern auch erwarmt, so daß es, welches merkwürdig genug ist, gerade aussieht, als wenn sich der Wärmestoff vom Wasser zur Säure flüchte. Leslie hat übrigens später auch noch gefunden, daß es der Schwefelsäure nicht unumgänglich bedarf, um den entstehenden Wasserdunst aufzusaugen, und daß dazu getrocknete und pulverförmige Substanzen, namentlich stark gedörrtes Hafermehl, vollkommen hinreichen.

Die Lehre von der Elektricität hat eine große praktische Bedeutsamkeit durch die Aufstellung der Blitzableiter gewonnen, welche man gewiß einen der kühnsten Gedanken nennen kann, die jemals im Menschenhaupte entsprungen sind. In der That gehörte Muth dazu, sich zur Idee zu erheben, dem Gott des Donners, wenn wir so sagen dürfen, seine Waffen aus der Hand zu ringen. Die Ansichten, welche unser Werk über diesen Kampf mit der zürnenden Natur, und die Art, wie er von den Physikern geführt wird, aufstellt, sind zum Theile ebenfalls neu. „Man hat," heißt es Band 1. S. 131 darüber, „versucht, Häuser und andere Gebäude durch sogenannte Blitzableiter vor dem Einschlagen zu sichern." Sie sind von zweyerley Art: spitzige und stumpfe. Beyde Arten bestehen aus einer Metallmasse, die in einer zusammenhängenden Strecke von den obersten Theilen der Gebäude bis einige Fuß tief unter die Erde fortläuft; die spitzigen Ableiter gehen aber in eine Spitze, die stumpfen in eine Kugel aus *). Beyde Arten haben ihre

*) Ich habe mich theoretisch und praktisch viel mit dieser Lehre beschäftiget, und mache bey dieser Veranlassung auf meine Abhandlung darüber: „Zur Theorie und Praxis der Blitzableiter" in den „Deutschen Blüthen" für 1823, Nr. 22 fg. aufmerksam.

Nürnberger.

Vortheile. Spitzige Ableiter sind dazu bestimmt, einer nahe über dem Gebäude weggehenden Gewitterwolke, von der Erde aus allmählig entgegengesetzte Elektricität zuzuströmen, die freye Elektricität derselben dadurch zu sättigen, und ihrer Entladung solchergestalt zuvorzukommen. Diese Voraussetzung gründet sich auf die Meynung, daß eine Donnerwolke eine lange Weile stark geladen seyn könne, ohne sich zu entladen; wir haben aber Gründe anzunehmen, daß die, aus einer Gewitterwolke hervorblitzende Elektricität fast in demselben Augenblicke frey wird, in dem sie als Funke hervorbricht; und in diesem Falle kann ihr der spitzige Ableiter nicht zeitig genug entgegen wirken, sondern wird vielmehr nur den Schlag, der sonst vielleicht vorübergegangen wäre, auf sich herablocken *). Dafür haben aber spitze Ableiter allerdings den Vorzug, daß sie die Heftigkeit des Schlages vermindern, und eine langsamere Entladung bewirken. — Stumpfe Blitzableiter hingegen haben die Bestimmung, den elektrischen Schlag in seiner ganzen Stärke aufzufangen, und müssen daher nach einem großen Maßstabe angelegt seyn, wenn sie nicht schmelzen, oder die Veranlassung zu Seitenschlägen geben sollen, wofür sie aber andererseits den Vortheil gewähren, daß sie den Blitzschlag in der Regel ganz auffuehmen, und also das Gebäude vollständig schützen **).

Schließlich will ich aus diesem, an dergleichen interessanten, neuen, besonders aber für das bürgerliche Leben wichtigen Mittheilungen, so reichen Werke noch eine, ebenfalls praktisch-brauchbare Bemerkung über die Diamanten ausheben. Man hat nämlich bis jetzt immer geglaubt, daß die äußere Rinde des Diamants härter als sein Inneres sey, weil ungeschliffene Diamanten zum Glasschneiden angewendet werden können, geschliffene aber nicht dazu taugen, indem sie das Glas nicht so scharf ritzen, daß es gebrochen werden könnte; allein Wollaston hat neuerlich gezeigt, daß die Ecken des rohen Diamants durch krumme Flächen gebildet werden, und daß der Unterschied lediglich daher rührt. Ein Rubin, der so geschliffen ward, daß seine Flächen von krummen Linien eingeschlossen waren, schnitt ebenfalls Glas, wiewohl er seine Schärfe nicht lange behielt.

Dr. Nürnberger.

*) Diese Meynung wird durch meine eigenen, an andern Orten nunmehr gemachten Erfahrungen außer allen Zweifel gesetzt. N.

**) Es wird erlaubt seyn, über einen so hochwichtigen, für Leben und Eigenthum entscheidenden Gegenstand noch einige Worte hinzuzufügen. Eigentlich scheint es der sogenannten Auffangestangen an Blitzableitern gar nicht zu bedürfen; ich nenne sie den offensiven Theil der Blitzleitung, der die Elektricität gleichsam herausfordert oder ergreift, im Gegentheile der blos Erdwärts führenden, defensiven Leitungsscheinen, — und lasse sie bey den von mir angeführten Construktionen ganz weg. Fällt der Blitz doch auf ein Gebäude, so ist es genug, wenn er eine ununterbrochene, möglichst kurze, metallische Leitung bis zur Erde findet; dieser folgt er dann gewiß. Mein oben angeführtes Schriftchen enthält die Ausführung dieser Andeutungen. N.

Geschichte.

Ein Jesuit für jeden Tag. Aus dem Franzöſiſchen. Leipzig 1828. Rein'ſche Buchhandlung.

Die kirchlichen Bewegungen der neuesten Zeit in Frankreich haben vorliegende Schrift ins Leben gerufen, deren Verf. aus vier und sechzig historischen Werken mühsam die Data zusammengesucht hat, um für jeden Tag im Jahre eine jesuitische Merkwürdigkeit dem Leser mitzutheilen. Der Zweck des Büchleins ist, wie sich aus dem Titel schon errathen läßt, den furchtbar strengen Ordensgeist der Schüler des Loyola, ihr dogmatisches und moralisches Accommodationssystem und ihren verderblichen Einfluß auf alle Verhältnisse der Kirche und des Staates in einzelnen Thatsachen nachzuweisen.

Wir heben zur Empfehlung des Ganzen folgende kurze Abschnitte aus: P. Aubigny wurde vom ersten Präsidenten über die Erklärung Ravaillac's, daß er diesem Jesuiten seinen Plan gebeichtet hätte, verhört, und antwortete: er wäre von Gott mit der Eigenschaft begabt, die Aussagen seiner Beichtkinder zu vergessen. — P. Daubarton, Beichtvater des Königs von Spanien, schließt 1721 Frieden mit Frankreich, unter der ausdrücklichen Bedingung, daß der König von Frankreich einen Jesuiten zum Beichtvater nähme. — P. Charli, Professer der Theologie zu Rhodez, trägt 1722 seinen Schülern die bekannten jesuitischen Lehrsätze über den Diebstahl, Mord, Wucher u. s. w. vor. Wider zwanzig derselben erläßt der Bischof einen Befehl, der ihre ganze Schändlichkeit aufdeckt. Hier ist einer davon: „Es ist erlaubt, zu tödten, um auf eine anständige und rechtliche Weise zu leben.“

Solche Schriften sind in hohem Grade geeignet, unter den verschiedensten Volksklassen Einsicht in das Wesen und die Absichten der Jesuiten, dieser Feinde aller religiösen Freyheit, alles geistigen Lebens und bürgerlichen Friedens, zu verbreiten. Der Verf. hat unter jedem Abschnitt die Angabe der historischen Quelle, aus welcher derselbe geschöpft worden ist, gesetzt. Freylich ist bey seinen Mittheilungen manches Unbedeutende mit untergelaufen, was die gefährlichen Grundsätze, den religiösen Libertinismus, die immoralischen Lehren und den hierarchischen Zweck des Jesuitenordens weniger erkennen läßt. — Die Uebersetzung ist fließend und leicht; das Aeußere des Buches gefällig.

Digitized by Google

Nº. 39.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 13. Mai 1828.

Volkerkunde.

1) **Rom, wie es ist: oder Sitten, Gebräuche, Ceremonien, Religion und Regierung in Rom. Aus dem Franzosischen des Santo Domingo von °r.** Leipzig 1825, bey Leopold Voß.

(Recht feiste Pfaffen treten hier mit Füßen
Des Cato Grab, die Asche des Emil.
Der Altar ward zum Thron, und unbedingtes Mässen
Läßt Weihrauchfaß und Scepter Einer Hand zum Spiel!
Voltaire.)

2) **Neapel, wie es ist. Aus dem Franzosischen des Santo Domingo von °r.** (Dem Aberglauben reiß' ich seine Binde ab. Voltaire.) Aecht von Santo Domingo, nicht nachgeahmt. Leipzig 1828, in der A. Fest'schen Verlagsbuchhandlung.

Die beyden Hauptstädte des südlichen Italiens, Rom und Neapel, werden immer einen hohen, unvergleichlichen Werth für den nördlichen Europäer behalten. Die kirchliche Bedeutsamkeit der ersteren sinkt zwar von Jahrhundert zu Jahrhundert mit dem Wachsthum der Kultur und mit der Ausbildung und Anwendung der staatsrechtlichen Grundsätze; und Neapels politische Wichtigkeit ist nur selten, in den Annalen längst entschwundener Zeiten, zu finden, der Zaubergarten Europas war meist nur fremder Politik, der spanischen, römischen oder französischen dienstbar. Auch ist — die Bibliotheken abgerechnet — die Wissenschaft in jenen Gegenden fast ebenlich ausgestorben, und selbst die Kunst lebt größtentheils nur durch Ausländer in dem Vaterlande Raphaels und Tizians fort. Und dennoch wird das Gemüth dahin so mächtig gezogen, und wer Italien gesehen, sehnt sich immer aufs Neue dahin zurück. Dies kommt einestheils von dem Neuen, Fremdartigen her, das in Boden und Himmel, Menschenform und Lebensstyle liegt, von der andern Welt, welche wir jenseits der Alpen finden und welche sich in ihrer Eigenthümlichkeit um so reiner ausbildet, um so kräftiger abrundet, je weiter die Füße des Wanderers dem Süden sich zuwenden. Was aber vorzüglich und fortwährend das empfängliche Gemüth dahin lockt, und, wenn wir dort angekommen sind und uns nach Herzenslust umsehen, begeistert, ist die heilige Erinnerung einer großen Zeit des vorchristlichen Geschichtes und christlicher Geschichte und Kunst. Wir leben, wenn wir das Forum Roms besuchen oder auf den Ruinen des Tempels zu Cuma ausruhen, mit fünf und zwanzig verflossenen Jahrhunderten, und blicken sehnsüchtig von einer umnachteten Gegenwart zu den lichten und heitern Bildern einer heroischen Vergangenheit zurück.

Auch den bekannten Verfasser der tableaux parisiens, die in Nr. 21. des Literaturblattes vom Jahr 1826 beurtheilt worden sind, trieb es zum alten Rom und an den reizenden Golf der Parthenope. Ihn begleitete dahin ein ehrfurchtvolles Andenken an die entschwundene Größe der Quiritenstadt und des alten römischen Lebens. Dies finden wir namentlich in der Beschreibung des Campo Vaccino und in der Darstellung der zu Pompeji bis zu seinem Besuche geschehenen Ausgrabungen ausgesprochen. Aber vorzüglich war doch sein Augenmerk auf den gegenwärtigen Zustand beyder Städte und der sie umgebenden Länder, auf das bestehende Leben, den Charakter und Ton, die Lebensart und allerley Gewohnheiten, intellektuelle, religiöse und moralische Bildung des Volkes, auf Regiment, Verfassung, Kirche und Polizey gerichtet. Auf ähnliche Weise, wie er in seiner Schrift über Paris das Leben und die Sitten dieser Stadt beschreibt und besonders das Thörichte, Gemeine, Lächerliche und Verwerfliche mit bald mehr bald minder treffendem Tadel rügt, so auch in den beyden vorliegenden Büchern über Rom und Neapel. Er besitzt eine glückliche Auffassungsgabe, und eine gewandte Combination zwischen dem Einfachsten und Wichtigsten, zwischen dem Auffallendsten und dem Gewöhnlichsten würzt seine Darstellungen. Aber seine Auffassung der italienischen Gegenstände ist oft zu flüchtig, nicht mit der gehörigen Besonnenheit, Sammlung und Ruhe erfolgt, und daher sind wir auf mehrere

Digitized by Google

Unrichtigkeiten gestoßen, die bey einer ruhigeren und unbefangeneren Beobachtung sich nicht würden eingeschlichen haben. Seine Combinationen sind nicht selten oberflächlich oder um des Witzes willen zu gewagt, und seinem Humor gebricht es darum an wahrer Kraft, seinem Urtheil an überzeugender Schärfe, weil er selbst in mehreren Beziehungen keine festen und ehrenwerthen Grundsätze, z. B. über Religion und Kunst, worauf wir später zurückkommen werden, ausspricht. Gleichwohl enthalten die beyden Schriften ein lebendiges, klares Bild und verdienen immer, namentlich von denen gelesen zu werden, welche den italienischen Boden besucht haben und im Stande sind, das Wahre in den Darstellungen von Santo Domingo von Unrichtigkeiten und Uebertreibungen zu scheiden. Eine Menge interessanter Bemerkungen sind von ihm dargeboten. Möge es einem ernsteren und ausgebildeteren Geiste gefallen, in Santo Domingos Weise ein noch treueres Gemälde Roms und Neapels zu entwerfen. Wir hegen solche Hoffnung von einem genialen deutschen Satiriker, der seit geraumer Zeit an der Quelle sizt und wohl nicht um der Muße willen sich länger dort aufhält.

In Rom ist die Aufmerksamkeit des Verfassers vorzüglich der Geistlichkeit, der Religion und dem kirchlichen Leben gewidmet, und über diese Punkte ertheilt er einen treffenden Bericht. Die Schilderung der Bacchanalien während des Carnavals, die Beschreibung des Festes am Tage des heiligen Antonius, des Schutzpatrons der Thiere, die Erzählung von den bey der Lotterie vorkommenden geistlichen Ceremonien, ferner, was über die Tortur in Rom gesagt wird, ist eben so wahr als schauderhaft. Ein glücklicher Gedanke ist es, daß sich der Verfasser in der päpstlichen Kapelle am Aschermittwoch neben einen Japaneser stellt, der, in seinem Vaterlande von Jesuiten bekehrt, den Stuhl des heiligen Petrus aufgesucht hatte, um sich hier im Glauben festzugründen und einiger Zweifel loszuwerden, die sich in ihm gegen das von den Jesuiten empfangene Dogma aufgeworfen hatten. Der Fremde drückt sein Staunen aus über die Pracht der Kardinalskleider und über die vielen Abwechselungen in den Gewändern und Kopfbedeckungen, überhaupt über die vielen Aeußerlichkeiten, und frägt — er spricht das Französische geläufig — seinen französischen Nachbar, ob dies Gottesdienst sey? Als man nun dem Papste die Hand und die Kniee, selbst den Pantoffel küßt, und derselbe eingeräuchert, und von zwey Kardinälen ihm die Toilette gemacht wird, da ruft der Japaneser: Ah! nun versteh ich! sie beten nicht Gott, sondern den Papst an! In dieser Meynung bestätigt ihn auch der Gesang der grausam verstümmelten Sopranisten, „darum könne Gott kein Gefallen finden, das werde Alles dem Papste gelten!“ Aber zulezt, nachdem, wie den Uebrigen, so auch dem heiligen Vater Asche auf die Stirne gestreut worden war als Zeichen menschlicher Hinfälligkeit, sagt jener: „Also beten sie doch auch diesen nicht an.“

Unrichtig ist, was Santo Domingo über das Langweilige römischer Gesellschaften und über die Geistlosigkeit der römischen Männer sagt. Ref. kennt römische Cirkel, in welchen eben so viel Geist und nicht mehr Langweiliges sich findet, als in den Salons irgend einer andern großen europäischen Stadt. Gesunden Verstand und feinen Witz hat den Römern bisher kein Fremder abgesprochen, ein Witz, der um so ansprechender ist, da er mit dem Stolz auf römische Abkunft sogar bey dem gemeinsten Lastträger Hand in Hand geht, und sich auf alle Erscheinungen des geistlichen Regiments und des römischen Lebens mit der heitersten Unbefangenheit erstreckt.

Zu den Unrichtigkeiten gehört ferner, was wir in der Schrift über Rom von der Beredtsamkeit und den bildenden Künsten lesen. Von den Predigern heißt es: „Sie sind gleich den anderen Schauspielern Roms immer unnatürlich. Sie kennen das Geheimniß, immer edel, bald sauft, bald kräftig zu sprechen und so den Zuhörer zu ergötzen, zu rühren, zu erschüttern, zu erheben, durchaus nicht.“ (S. 45.) Uns ist es in dieser Hinsicht besser ergangen. Namentlich erinnern wir uns des Vortrags eines Missionärs zur Zeit der Vorbereitungen auf die Eröffnung des heiligen Jahres in der Jesuitkirche, der mit hinreissender Beredtsamkeit unter Anderem über einen unsern deutschen Lesern ohne Zweifel sonderbar klingenden Gegenstand „die Schönheit der Mutter Gottes“ predigte, und die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer über eine Stunde lang in der angestrengtesten Spannung erhielt. — Von den römischen Künstlern wird dem Camuccini und dem Canova ein Capitel gewidmet. Am Schlusse des ersteren heißt es, daß die ersten römischen Künstler unserer Zeit auf gleicher Stufe mit den französischen dritten Ranges stehen. Wir erlauben uns keine Bemerkung über diese, wie über die folgende Erklärung. Beyde legen zu deutlich die Unkenntniß und den Mangel an ästhetischer Bildung bey dem Verfasser an den Tag. Er sagt, es gebe Leute in Rom, die dem Canova einen dänischen Bildhauer gleichzustellen wagen, „dessen Werke kälter sind, als das Eis seines Vaterlandes, der bey seinen Arbeiten den Meisel in der einen, und den Meduſenkopf in der andern Hand gehabt zu haben scheint. Indessen kann man nicht läugnen, daß dieser Künstler aus Norden für Basreliefs Talent habe; nur wird man mit Talent in der Bildhauerkunst ein bloßer Arbeiter; um in der Kunst des Phidias zu glänzen, muß man Genie haben.“ Dies über Thorwaldsen, den zweyten Phidias, in einem dem Canova, dem wir seine [illegible] Verdienste keineswegs streitig machen wollen, gewidmeten Artikel. Von den deutschen Malern, Riepenhausen, Overbeck, Schnorr, Koch u. A. scheint Santo Domingo, welcher ja in Gemäldesammlun-

Digitized by Google

gen eine unüberwindliche Scheu und Bangigkeit empfindet, gar keine Notiz genommen zu haben.

Noch verdient auch die Beschuldigung, die sich Santo Domingo gegen den Cardinal Fesch erlaubt hat, eine laute Rüge. Dieser ehrwürdige Fürst hat die schönste Privatgallerie in Europa. Mit der größten Bereitwilligkeit öffnet er sie den kunstliebenden Fremden, und da seine Lieblingsbilder in seinem Schlafzimmer aufgehängt sind, fährt er gewöhnlich in der Stunde aus, in welcher er Fremden den Besuch seines Pallastes gestattet hat, damit sie einen vollständigen und ungestörten Genuß haben. In den tablettes romaines wird nun behauptet, daß der Prälat mit dem Custode seiner Gallerie eine Uebereinkunft getroffen habe, nach welcher die Hälfte der Trinkgelder ihm, dem Cardinal, zufallen, und daß er deshalb, um recht viele Fremde herbeyzulocken, ihnen durch seine jedesmalige Abwesenheit den Besuch seiner Gemäldesammlung bequem mache. Diese Behauptung hat Personen entrüstet, denen bey einem vieljährigen Aufenthalt in Rom von jener Fabel oder Lüge nie etwas zu Ohren gekommen ist. Herr Domingo hat ohne Zweifel, wie den mehreren andern Dingen, etwas von unsichern Berichterstattern halb gehört und ein falsches Ganzes daraus gemacht mit seiner allseitfertigen Combination. Die Sache verhält sich, wie größtentheils in den italienischen Palästen, wahrscheinlich so, daß der Custode auf die reichlichen Trinkgelder als Belohnung für seine Dienste angewiesen ist. Und wenn der Verfasser den Versicherungen des Custode, er müsse seinem Herrn davon einen großen Theil abtragen, geglaubt hat, so beweist er dadurch zur Genüge, wie wenig er in Italien zu reisen und der Bedienten Worte zu wägen versteht. Hätte er lieber genauere Nachfrage über das Verhältniß römischer Bedienten zu ihren Herrschaften in einigen großen Häusern angestellt; dann würde er mit mehr Recht einen dortigen Fürsten beschuldigt haben, daß er bey seinen Bällen die Herschaffung von Thee und Gefrornem seinen Bedienten auferlege, welche dafür bey den besuchenden Fremden Tags darauf ihr Compliment machen, d. h. eine Bezahlung holen.

Doch, gehen wir zu Neapel über. Auch hier ist die eine Seite der Schilderung lobenswerth. Hatte Santo Domingo bey Rom den Unfug der Clerisei hervorgehoben, so gelten hier seine Angriffe dem Aberglauben im Fuße des Vesuv. Die Römer, heißt es, fordern mehr Brod und Schauspiele, die Neapolitaner Wunder und Makkaroni. Es gebe keinen Artikel des Aberglaubens, und wenn er auch noch so ekelhaft wäre, der nicht in Neapel gastreiche Abnahme finde, und in dieser Hinsicht scheint der Römer, verglichen mit dem Neapolitaner, ein Freygeist zu seyn. Hieher rechnet der Verfasser besonders die Verpachtung des Fegefeuers, die Feste des heiligen Januarius, des Schutzpatrons der Stadt Neapel u. s.

„Ich ließ mir eines Tags einfallen, bey dem Marquis Gar— über die Seelen im Fegefeuer zu scherzen. Sie (die Leute, die zur Erlösung der Seelen aus dem Fegefeuer auf den Straßen betteln) verfolgen einen auf Neapels Straßen, sagte ich; wie macht man sich denn von dieser Besteurung los? Da kam keine Antwort. Die ganze Gesellschaft wurde blaß. Ich gab mir nun die Mühe, den Ertrag dieser geistlichen Steuer zu berechnen. Er belief sich auf mehr als eine Million jährlich. Mit so einer Summe, bemerkte ich, könnte man mehrere Spitäler erhalten, denn an Einrichtungen der Art fehlt es gerade in Neapel. „Die Kranken und Schwachen sind minder zu beklagen, als die Seelen im Fegefeuer!“ erwiederte jetzt trocken eine alte Baronin. „Solche Bemerkungen bringen übrigens nur Unglück.“ Die alte Baronin hatte wahrgesprochen. Denn an demselben Abend noch bekam der gottlose Sprecher ein Fieber, das mehrere Tage anhielt.

Zu den trefflichsten Schilderungen gehört die der neapolitanischen Räuber, und ihre Vergleichung mit den römischen; beyde sind nicht wenig verschieden von einander in ihren Gewohnheiten, ihren religiösen Ansichten, ihrem Aberglauben und ihrer Heiligenandetung. Wir verweisen unsere Leser hier auf das Einzelne, und glauben, daß sie ein noch treueres und kräftigeres Bild von diesem papistisch frommen Auswurf der Menschheit, mit denen der Papst und die neapolitanische Regierung nicht selten in freundschaftliche Berührung treten, finden werden, als in dem, was neuerlich Washington Irving über sie geschrieben hat.

Die Erfindung und Bereitung der aqua tofana am Fuße des Vesuv ist nicht vergessen, und hier kommt wieder eine der scharfen und bitteren Behauptungen des Buches vor: „Man denke sich eine Statue, die in einer Hand das wunderbare Fläschchen mit dem Blute des heiligen Januarius und in der andern eine Flasche mit dem schrecklichen Gifte, aqua tofana genannt, hält, so hat man eine allegorische Abbildung des neapolitanischen Volks.“ Mag immer das sinnliche Element am stärksten bey dem Neapolitaner hervorspringen, mag von einer sittlichen Rohheit die grausame Sitte, hier die Individuen für die päpstliche Capelle zuzubereiten, die unmenschliche Weise, wie die Neapolitaner ihre Todten beerdigen (was Santo Domingo auch in Rom hätte bemerken können), und das Bettelsystem, das sich sogar auf wachhabende Soldaten erstreckt, zeugen; dennoch halten wir den Vorwurf der Ungastlichkeit und blos äußerlicher ceremonieller Freundlichkeit für unbillig; ja, wir erklären, daß wir bey den Neapolitanern, besonders des mittleren Standes, die höchste Gutmüthigkeit und eine Zuvorkommenheit, eine Gefälligkeit gegen Fremde, die ihnen kaum von entfernten Bekannten empfohlen oder vorgestellt worden waren, bemerkt haben,

Digitized by Google

wie sie nirgendwo sonst uns vorgekommen ist. Auch hier hat der Verfasser nach individuellen Verhältnissen, die durch seine Subjectivität bedingt gewesen zu seyn scheinen, über den Charakter eines Volkes abgesprochen, welches unter dem Scepter des Priesterthums und verfassungsloser Willkür zu sehr gedrückt ist, als daß wir nicht die meisten seiner Fehler größtentheils aus jenen traurigen Quellen herleiten müßten, und bey welchem man jede Spur des Besseren eher freudig anerkennen, als mit Bitterkeit vermissen sollte.

Die Schilderung der Natur Neapels und die Beschreibung von Pompeji, so wie von dem Ausbruche des Vesuv, ist wohlgelungen. Auch noch außer dem Kapitel, vor dessen Lesung Sankt Domingo die keuschen Damen warnt, hätte manche frivole Anspielung wegbleiben, manche Rüge der Unsittlichkeiten mit mehr sittlichem Ernste ausgesprochen werden dürfen. Die Vergleichung zwischen Rom und Neapel ist im Ganzen richtig, wenn beyde sich wie Ursache und Wirkung im religiösen, bürgerlichen und geselligen Leben verhalten sollen.

Die Uebersetzung beyder Werke läßt nichts zu wünschen übrig. Der Uebersetzer hat manches Schätzenswerthe angemerkt, wofür ihm das lesende Publikum danken wird.

3) Handbuch für Reisende in Italien von D. Neigebaur, königl. preuß. Ober-Landesgerichts-Rath. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1826.

Man findet zwar von keinem anderen Lande der Erde so viele und so brauchbare Wegweiser und Reisebeschreibungen, wie von Italien, dem Garten Europas. Doch sind die einen mehr, die anderen weniger einseitig, unvollständig, und enthalten wiederum Manches, was für die Mehrzahl der Reisenden ohne Werth, oder gar für Alle überflüssig und zu breit ist. Der Reisende bedarf, wie auch Herr Neigebaur in der Vorrede der vorliegenden Schrift sagt, eines Handbuchs, worin er für jeden Zweck seiner Reise und für jeden einzuschlagenden Weg die erforderliche Auskunft findet, und welches zugleich nicht weitläufiger seyn darf, als daß es selbst der Fußreisende bey sich tragen kann. Der Verf. hat bey seinem Werke Ebels Anleitung, die Schweiz zu bereisen, zum Muster genommen, und wir empfehlen seine gehaltreiche und überaus zweckmäßige Arbeit jedem Landsmann, welcher bey seiner Reise nach Italien einen treuen und unbefangenen Führer und gedrängte Belehrung über das Wichtigste in historischer, artistischer, naturwissenschaftlicher, religiöser und politischer Hinsicht zu haben wünscht. Man hat bisher, und nicht mit Unrecht das Handbuch von Reichardt für eines der trefflichsten, wo nicht für das trefflichste über Italien ausgegeben. Die Schrift des Herrn Neigebaur hat vor dem Reichardt'schen Werke den großen Vorzug, daß sie dem Reisenden keine bestimmten Wege und Pläne vorschreibt, sondern ihm selbst überläßt, nach den allgemeineren und einzelnen Zusammenstellungen des Buches sich einen Weg nach seiner Neigung oder seinen Bedürfnissen zu wählen.

Wir schließen die Anzeige dieses Buches der Beurtheilung von Sankt Domingos Rom und Neapel vornämlich deshalb an, weil es mit einem besonnenen, klaren, ruhigen Geiste abgefaßt, in kurzen Zügen das Leben und den Charakter des italienischen Volks in den einzelnen Gegenden schildert, das Fehlerhafte bestimmt hervorhebt, aber auch dem Guten und Lobenswerthen in der Gesinnungs- und Lebensweise jener Nation Gerechtigkeit widerfahren läßt.

„Gutmüthigkeit und Leichtsinnigkeit haben die Neapolitaner selbst zum stehenden Charakter als Pulcinell auf dem komischen Theater Italiens gemacht.“ (S. 377.)

Das Ganze ist in zwey große Abschnitte, einen allgemeineren und einen besondern, getheilt. In jenem werden die erforderlichen Vorkenntnisse über Italien ertheilt; er handelt namentlich von den verschiedenen Zwecken und Arten, in Italien zu reisen, gibt allgemeine geographische Bemerkungen über die einzelnen italienischen Staaten, unter welchen insbesondere das über die Verfassung des päpstlichen Gebietes Mitgetheilte höchst schätzbar ist; ferner enthält er allgemeine historische, artistische und anderweitige Zusammenstellungen, ein Verzeichniß aller Kaiser und Könige von Rom und Italien, aller Päpste, der ausgezeichnetsten Künstler und Gelehrten, eine römische Uhrentafel, Reiseliteratur u. s. w. Hier wird in einer neuen Auflage, die wir dem Werke wünschen, das seit zwey Jahren veränderte und verbesserte Postwesen bemerkt werden müssen. Auch vermißten wir unter den Literatoren Italiens die Namen des Geschichtschreibers Botta, dessen neuestes Werk schon 1825 in Rom verboten war, des Antiquars Jorio in Neapel, und des Naturforschers Carpi und des Mathematikers Ciccolini in Rom. Herr von Zach scheint uns mit keinerley Recht unter die italienischen Gelehrten gerechnet werden zu dürfen.

Die Ordnung des zweyten Hauptabschnitts ist die alphabetische. Alles findet sich hier zu bequemlichem Gebrauch zusammengedrängt, was sonst in weitläufigen Werken nachgeschlagen werden muß. Wir haben uns fast durchgängig durch Vollständigkeit und Maaß im Ganzen wie im Einzelnen befriedigt gefunden.

Digitized by Google

№. 40.

Literatur-Blatt.

Freytag, den 16. Mai 1828.

Staatswissenschaft.

Statistik und Staatenkunde. Ein Beytrag zur Staatenkunde von Europa. Von C. A. Freyherrn von Malchus, königl. würt. Finanzpräsidenten, Commandeur des königl. würt. Civilverdienstordens. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1826.

Es ist keineswegs zufällig, daß die Statistik erst seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts angefangen hat, sich zu der Würde einer Wissenschaft zu erheben, und daß Schlözer vor vier und zwanzig Jahren erst mit einer eigentlichen Theorie derselben hervorgetreten ist. So lange das Streben der Staaten darauf gerichtet blieb, sich durch Gewalt und Eroberungen, durch List und Verträge, in beyden Fällen aber auf Unkosten anderer Länder, Völker und Staaten zu vergrößern, zu bereichern oder auch nur zu erhalten, so lange konnten auch nicht die innern, eignen Kräfte der Länder, Völker und Staaten und, wie von ihnen deren Wohl und Macht bedingt sey, Gegenstand näherer Aufmerksamkeit und Beachtung, noch weniger wissenschaftlicher Betrachtung und Darstellung werden. Schwer möchte es freylich seyn, die Zeit genau zu bestimmen, wo zuerst jene nähere, bewußte Aufmerksamkeit eingetreten wäre, da sie unbewußt und vom augenblicklichen Bedürfniß geboten schon früh genug statt gefunden haben mag. Aber die ersten Regungen einer bewußten Beachtung der innern Bedingungen des Staatswohles fallen gewiß in das Zeitalter, welches überhaupt ein bewußtes Leben der Völker und Staaten heraufgeführt hat, in das der Reformation; welches aber in der Mitte des Mittelalters wurzelt und fortwächst, bis es in das der Revolution, die es abgelöst hat, übergeht. Erst mit der Absonderung der einzelnen Staaten von einander zu einem selbstständigen Daseyn in sich selbst kann sich ein statistischer Sinn geregt haben; erst mit Vollendung einer solchen Selbstständigkeit und ihrer bewußten Behauptung, also im Zeitalter des europäischen Gleichgewichts, kann dieser Sinn zur Reife gekommen seyn. Dem Kundigen wird das Wahre in diesen flüchtigen und somit mangelhaften Andeutungen nicht entgehen. Aus diesen Andeutungen folgt und erklärt sich aber auch, daß es wohl der gegenwärtigen Zeit vorbehalten seyn möchte, die Statistik als Wissenschaft zu vollenden. Wenigstens ist nie in höherem Maße, als eben jezt, die bewußte Aufmerksamkeit auf die inneren Bedingungen des Wohls und der Macht, des Bestandes, der Dauer und Vervollkommnung der Staaten gerichtet worden. Man kann behaupten, daß, seitdem die Revolution überwunden und das System, weniger der blos politischen, als vielmehr der rechtsgrundsätzlichen Gewährleistung von der europäischen Staatengesellschaft beliebt worden ist, sich alle politische Fragen in eine statistische umgewandelt haben. Die Statistik hat aber eben dadurch selbst an Bedeutung gewonnen, und wenn sie sonst vornämlich die materiellen Bedingungen des wohlständigen Verhalts der Staaten ins Auge faßte, so wird jezt den intellektuellen und moralischen Bedingungen, als welche den materiellen erst den rechten, zuversichtlichen Werth geben, ein eben so bedeutendes Interesse zugewendet. Einen großen Fortschritt in dieser geistigeren und somit wissenschaftlicheren Art, die Statistik zu behandeln, bezeichnet vorliegendes Werk, welches uns zu den eben mitgetheilten Betrachtungen veranlaßt hat. Wir begnügen uns, die wesentlichsten Momente hervorzuheben, wodurch dasselbe von allen bisherigen Statistiken abweicht. Es wird sich hieraus von selbst ergeben, ob und in wie weit es diese überflügelt hat. Zuerst fällt sogleich in die Augen, wie der staatswirthschaftliche Gesichtspunkt ganz besondere Erwägung erfahren hat. Dies ist in der That von größter Wichtigkeit, da das staatswirthschaftliche Interesse ja eben den lebenvollen Mittelpunkt aller Erhaltung, Pflege, Beförderung und Anwendung der in Kultur, Handel, Industrie ꝛc. begründeten Bedingungen der Wohlständigkeit und der Macht der Staaten bildet. Die Staatswirthschaft ist eigentlich die statistische Kunst und somit, obwohl von der eigentlichen Statistik, als solcher, zu unterscheiden, dennoch deren Ziel und Gipfel, so wie, historisch betrachtet, deren Ursprung und Wurzel. Durch dieselbe steht die Statistik

Digitized by Google

zugleich mit allen übrigen Staatswissenschaften, mit Finanz, Politik ꝛc. in Verbindung. Denn welches andere, als das staatswirthschaftliche Interesse möchte die Beantwortung der Frage nach der religiösen und wissenschaftlichen Kultur der Völker, nach ihren politischen Institutionen in die Statistik gebracht haben? Nur in demselben Interesse liegt es, die Wirkungen, welche der Grad intellektueller, moralischer, religiöser, politischer Entwickelung auf Kultur, Handel, Industrie, Wohlstand äußert, in Betracht zu ziehen. Es folgt schon aus dem Gesagten, daß durch diese vorzügliche Berücksichtigung des staatswirthschaftlichen Interesses die ganze Darstellung eine praktische Richtung und ein höheres Leben gewonnen haben muß, als sonst statistischen Werken eigen ist. Und es ist dies hier auch wirklich der Fall. Nicht blos werden allerley staatswirthschaftliche Erörterungen und Winke eingewoben, wir erhalten auch sehr reiche, über alle Hauptstaaten Europas sich verbreitende, Uebersichten der Elemente ihrer Grundkräfte und ihres Staatsreichthums. Es wird hiemit im Großen und Ganzen geleistet, was schon verschiedentlich mit tabellarischen Zahlenstatistiken auf beschränktere Weise beabsichtigt worden ist. Der Nutzen, den man daraus für die Einsicht und Beurtheilung der statistischen Verhältnisse der europäischen Staaten zieht, ist dem zu vergleichen, den Anatomie nnd Physiologie gewonnen haben, seitdem sie vergleichende geworden sind. Nichts ist wohl so geeignet, aufzuklären, ja zu ächter Staatsweisheit Anleitung zu geben, als die Vergleichung der analogen Wirkungen analoger Verhältnisse in den verschiedensten Staaten. Die gediegenste Spekulation ist an und für sich nicht im Stande, so schlagende Beweise z. B. von der unausbleiblichen Wechselwirkung zu geben, in welcher die materiellen und intellektuellen Bedingungen des Daseyns stehen, als die comparativen Parthieen gegenwärtiger Statistik es thun. Niemand wird, wenn er diese mit Aufmerksamkeit und Unbefangenheit durchgeht, der Ueberzeugung den Eingang bey sich versagen, daß z. B. von religiöser und bürgerlicher Freyheit und politischer Selbstständigkeit jegliche Kultur und aller reelle Wohlstand durchaus abhängig sind, so daß, wo jene fehlen, diese auch nicht über eine gewisse Kümmerlichkeit hinauskommen. Aber nicht minder wird jedem einleuchten, daß alle religiöse und bürgerliche Gebundenheit und politische Unselbstständigkeit zulezt von selbst sich löset, wenn allen industriellen und sonstigen Kulturinteressen der nöthige Vorschub geleistet wird, und daß dieser mindestens nicht mehr verweigert werden kann, wenn nicht die Existenz sogar aufs Spiel gesezt werden soll. — Wir müssen noch einiger scharfsinniger Unterscheidungen Erwähnung thun, welche der Verfasser gemacht, und durch welche die wissenschaftliche Anordnung des fast unermeßlichen statistischen Stoffs ausnehmend an Klarheit gewonnen hat, wenn wir gleich dagegen einwenden könnten, daß jene Unterscheidungen schon der Natur der Sache nach keine so wesentliche sind, daß dadurch eine reine, vollständige Absonderung des Verschiedenartigen möglich würde. Zuerst unterscheidet nämlich der Verfasser zwischen Statistik und Staatenkunde, und begreift unter jener die Theorie seiner Wissenschaft, unter dieser die Anwendung derselben auf einen oder mehrere gegebene Staaten. Es leuchtet ein, daß in der Staatenkunde deren Theorie mit enthalten seyn, und die Statistik als Theorie wiederum nur die Abstraktion aus der allgemeinen Staatenkunde enthalten würde. Ferner unterscheidet der Verfasser zwischen den „Quellen der Grundkräfte“ eines Staates und zwischen den „Elementen des Staatsreichthums.“ Unter jenen befaßt derselbe die Lehren vom Areal, wiefern dasselbe zur Produktion fähig ist, eben so die von der wirklichen Produktion und von dem Menschenkapital der Staaten; unter diesen alles das, was sich als Produkt der Combination intellektueller und physischer Kräfte darstellt. Endlich betrachtet derselbe auch noch den Erfolg und das Ergebniß der Benutzung jener Quellen und dieser Elemente abgesondert. Wir brauchen wohl kaum zu bemerken, wie hier die nach diesen Unterscheidungen gemachten Eintheilungen in einander eingreifen, in einander enthalten sind. Selbstständig können im Grunde nur die Parthieen der ersten Abtheilung genannt werden, welche sich mit dem bloßen Areal und dessen Produktions-Fähigkeit zusammt der reinen Natur-Produktion beschäftigen. Alles andere und selbst das Menschenkapital fällt schon unter Bedingungen, die eben so gut den Elementen des Staatsreichthums angehören. Jede nicht bloße Naturproduktion, ja selbst die roheste Benutzung dieser sogar, hängt von der intellektuell modificirten Thätigkeit der Bewohner ab, und das Menschenkapital richtet sich nicht minder nach Art, Umfang, Grad der wirklichen Kultur. Doch, wie gesagt, diese Einwendungen sind um so weniger Ausstellungen, als sie vom Verfasser selbst schon anerkannt worden sind, und im Grunde nur Zeugniß geben, wie alle statistischen Bedingungen des bürgerlich gesellschaftlichen Zustandes zusammen einen vollendeten Organismus bilden, darin alle einzelnen Parthieen zu einem innigst verschlungenen Wechselleben verbunden sind. Nach den Eintheilungsgründen des Verfassers hat derselbe nun den ganzen Stoff nach folgenden Rubriken geordnet und dargestellt.

I. Quellen der Grundkräfte.

a. 1) Areal, Grund und Boden, überhaupt das Land; alle klimatischen, physischen und politischen Verhältnisse, welche auf dessen Kultur und Produktion von Einfluß sind.

2) Produktion; Produktionsverhältnisse aus dem Pflanzen-, Thier- und Mineralreiche.

Digitized by Google

b. Einwohner; alle Verhältniſſe, welche in Abſicht auf die Population ſtatt finden; Volksmenge, Bevölkerung, Vertheilung in die Wohnplätze.

II. Elemente von Staatsreichthum.

Gewerblicher Zuſtand, induſtrielle Produktion; Handel.

III. Erfolg der Benutzung dieſer Quellen und Elemente.

Nationalreichthum, (Kapital und Einkommen) Zuſtand des Volks in dieſer Beziehung; Urſachen, welche auf denſelben einwirken, deſſen günſtige Entwickelung befördern oder hemmen.

IV. Staatsverfaſſung.

Alles, was auf die ſtaatsrechtliche, ſtaatsbürgerliche, kirchliche Verfaſſung Bezug hat.

V. Regierung und Verwaltung.

Alle öffentliche Anſtalten für die Realiſirung aller Staatszwecke; für die wiſſenſchaftliche Ausbildung; ſodann Organiſation der Adminiſtration und hierarchiſche Ordnung der Behörden.

VI. Politiſche Stellung des Staates und deſſen Verhältniſſe als Macht.

Wir bedauern, nicht Raum für ſpeciellere Anführungen zu haben, aus welchen die durchweg geiſtvolle und aufklärende Behandlung der einzelnen Gegenſtände ſich ſelbſt ankündigen würde. Schließlich bemerken wir nur noch, daß es im Plane des Verfaſſers gelegen, in den, der „Staatsverfaſſung," der „Regierung und Verwaltung," endlich der „Politiſchen Stellung" der Staaten gewidmeten Abſchnitten nur die großen Mächte Europas und den deutſchen Bund als ſolchen mit beſonderer Ausführlichkeit zu behandeln. Dagegen haben in den Partheien, worin von den ſo wichtigen finanziellen Verhältniſſen, von Staatsſchulden und Staatseinkommen ꝛc. die Rede iſt, alle eine gleich ſorgfältige Berückſichtigung erfahren, obſchon auch dies, in politiſcher Hinſicht wenigſtens, nur bey den größeren Staaten von entſcheidender Wichtigkeit iſt. Wohl möchte ſich auch bey der bevorſtehenden Kriſis dieſe Wichtigkeit des finanziellen Zuſtandes in ihrer ganzen Größe offenbaren und unter andern das, ungeduldigen Enthuſiaſten, peinliche Zögern als eine unausweichliche Nothwendigkeit rechtfertigen. —nn—.

Rechtswiſſenſchaft.

Du Système pénal et du Système répressif en général et de la peine de mort en particulier par M. Charles Lucas; ouvrage couronné à Genève et à Paris. 1 Vol. Genève 1827.

Schon im vorigen Jahrhundert ward die große Frage über die Abſchaffung der Todesſtrafe im Norden und Süden von Europa verhandelt. Sie iſt ſeitdem wohl reifer geworden. Der Friede, der den größten Theil unſeres Welttheils beglückt, erlaubt jezt dem Denker an die Vervollkommnung unſerer Geſetzgebung zu gehen, und auch das Volk kann Theil daran nehmen.

Allerdings iſt das Bemühen der Menſchenfreunde edel und ſchön, denn ſie wollen nichts weniger als die Umſtürzung der Blutgerüſte, dieſer Trauerbühnen, wo das Menſchenblut in Strömen fließt, und dem Volk ein ſchreckliches Schauſpiel gibt: ſie wollen erklären, daß das Menſchenleben als eine Gabe Gottes angeſehen und geſchüzt ſeyn muß, worüber er allein verfügen kann, weil es außerhalb unſerer menſchlichen Rechtsgränzen liegt; ſie wollen dem Schuldigen Zeit laſſen, ſich mit ſeinem Gott zu verſöhnen, und nicht ſeine vom Verbrechen unreine Seele vor den hohen Richterſtuhl führen. Gewiß, wenn die Abſchaffung der Todesſtrafe ein Irrthum iſt, ſo iſt es der ehrwürdigſte, guter Menſchen und Chriſten ganz würdig.

Aber auch umgekehrt! iſt das Menſchenleben nicht von ſo hohem Werth, wird es uns nicht zur Pflicht, daſſelbe bey dem ruhigen Bürger durch alle nur möglichen Mittel zu ſchützen? Wirkt die Hinrichtung des Mörders nicht ſicherer als jede andere Strafe? Und wenn dem ſo iſt, darf man ſich ein Bedenken daraus machen, die Todesſtrafe als mächtigen Zaum des Böſen beyzubehalten? So fragen Andere nicht weniger aufgeklärte Freunde der Menſchheit, und darauf muß ihnen geantwortet werden.

Dies iſt aber lange nicht die einzige Schwierigkeit bey der Sache. Ihr ſteht auch noch das mächtige Vorurtheil ſo vieler Menſchen entgegen, nach dem etwas immer bleiben muß, weil es ſeit undenklichen Zeiten geweſen. Damit verwerfen ſie gleich von vorn herein alle Unterſuchung und Forſchung, ohne die Gründe des Gegentheils zu hören, und deshalb verſchmähen ſie auch die in Frankreich ſo mächtige Waffe des Lächerlichen nicht, um alle Unterſuchung über die Frage zu verhindern.

Dieſe Schwierigkeit hat aber Herrn Lucas nicht zurückgeſchreckt. Sehr richtig ſagt er: „Wenn es ſich um Verbeſſerungen handelt, die das öffentliche Wohl angehen, muß das Herz des Staatsbürgers über die Eigenliebe des Schriftſtellers die Oberhand haben." Dies Wort muß Alle die tröſten, die ihre Ideen von denen verkannt und verdreht ſehen, deren Augen das Licht nicht vertragen. Zu ihnen gehörten aber die Richter über Lucas Werk nicht. Er ſuchte ihren Beyfall nicht, und doch hat er ihn erhalten. Kaum vier und zwanzig Jahre alt, gewann der Verf. den doppelten Preis in der ſchwierigen Frage, der vieles Nachdenken vorausgehen mußte, denn ſeine Schrift ward in Paris von der Société de la Morale Chretienne und in Genf von einem Verein der aufgeklärteſten Männer gekrönt.

Der Ideengang des Verf. iſt einfach und ſo zu ſagen vom Gegenſtand ſelbſt vorgeſchrieben. In der erſten Ab-

Digitized by Google

theilung seiner Schrift behandelt er die Frage: hat der Bürgerverein das Recht mit dem Tode zu bestrafen? In der zweyten untersucht er, ob es für diesen Bürgerverein nützlich ist, die Todesstrafe beyzubehalten. Und die dritte stellt ein neues Strafsystem auf, worin die Todesstrafe passend ersetzt seyn soll.

Voraus geht eine sehr anziehende Einleitung, worin der Verf. im Kurzen die Hauptgesichtspunkte seines Buchs aufstellt. Interessante Thatsachen und Beobachtungen, lichtvolle Ideen über die Gesetzgebung im Allgemeinen wechseln da mit geistreichen Bemerkungen über die Criminal-Gesetzgebung überhaupt.

Gehen wir nun zu den einzelnen Abtheilungen des Buchs über. Hat die Gesellschaft das Recht die Todesstrafe zu erkennen? Wir können hier dem Verf. nicht ins Einzelne folgen, ohne in die Kette seiner Abstraktionen und Schlüsse einzugehen. Das Resultat von Allem ist die Meynung, daß der Bürgerverband kein Strafrecht hat, d. h. das Recht nach dem Verhältniß der inneren Verkehrtheit einer Handlung zu erkennen (*de rétribuer proportionnellement à la perversité intrinsèque des actes*), sondern daß er nur die Befugniß besitz, dem verletzten Individuum seine Kraft zu leihen, ohne darum ausgedehntere Rechte als das Individuum selbst zu haben: hiernach hat der Bürgerverein kein Recht auf Menschenleben, als in dem Fall, wo der Einzelne es auch hat. Diese Abtheilung ist auf eine in Frankreich ganz neue und eigenthümliche Weise behandelt.

1) In der zweyten sucht der Verf. zu beweisen, daß die Todesstrafe wenig accidant ist, Verbrechen zu verhüten. Aus einer Darstellung des französischen Justizwesens scheint hervorzugehen, daß die auf den Tod Angeklagten leichter dieser Strafe entgehen, als die, welche andere Strafen erwarten. Der Verf. meint, dieser Umstand komme von der Scheu der Geschwornen und Richter, Todesstrafe zu erkennen. Auf diese Art verliert sich die Wirkung der Drohung in der Wahrscheinlichkeit straflos zu bleiben. Sollte die Leichtigkeit der Todesstrafe zu entgehen blos von dem zarten Gewissen und der Menschlichkeit der Geschwornen und Richter kommen? sollte sie sich nicht vielmehr darauf gründen, daß es schwerer ist, einen Dieb als einen Mörder zu überweisen? Der verletzte Theil kann den Richter immer am leichtesten auf die Spur führen. Ist aber eine Mordthat verübt, so schweigt das Opfer, und wenn beym Todschlag nicht auch Diebstahl war, so sind die Richter oft ohne materielle Beweise, blos auf moralische Induktionen gewiesen; diese aber sind für den gewissenhaften Richter nicht hinreichend. Dieser Grund ist vielleicht auch einer der stärksten für die Todesstrafe. Denn wenn ein Verbrecher so sehr wünschen muß, daß der verschwinde, welcher es bezeugen könnte, muß nicht eine stärkere und gefürchtetere Strafe dem Mörder angedroht werden, um ihn von aller Versuchung abzuhalten?

Dies führt uns auf den Punkt, wo der Verf. ganz läugnet, daß die Todesstrafe streng und allgemein gefürchtet sey, und behauptet, daß die Mehrsten strenge Gefangenschaft mehr fürchteten. Dies ist wohl der Hauptpunkt, der die ganze Aufmerksamkeit der Moralisten und Psychologen verdient. Wir aber sind nicht dieser Meynung.

Da die Schrift des Verf. vorzüglich auch auf Genf berechnet ist, so sagt er: „das Hauptargument gegen die Abschaffung der Todesstrafe in Genf wird dort, so viel ich weiß, von der geographischen Lage der Stadt hergenommen, und man fürchtet, daß sich hier alle Verbrecher aus den benachbarten Ländern versammeln würden, so wie die Todesstrafe abgeschafft wäre, um nun ihre Räubereyen und Gräueltha-ten in einem Lande zu verüben, wo mildere Gesetze herrschen... Das Verbrechen ist das Kind der Gelegenheit, und die Gelegenheit hängt von der Lokalität ab. Gewiß wird Niemanden der Einfall beykommen, irgend eine Reise zu machen, um da unzuhringen, weil da die Mörder nicht mit dem Tod bestraft werden, wie man nach Rom pilgert, um Ablaß zu erhalten. So wie man diesen Genfer Grund ein wenig näher beleuchtet und aus der Sphäre höherer Diskussion herabzieht, kann man sich kaum des Lachens darüber enthalten." — Der Verf. würde nicht so leicht über diesen Grund abgesprochen und seine Nichtigkeit behauptet haben, wenn er Genfs Lage und Verhältnisse näher gewürdigt hätte. Denn da würde ihm nicht entgangen seyn, daß ein Drittheil der Bevölkerung Genfs aus Fremden besteht, daß sein kleines Gebiet fast ganz Gränze ist, und daß Waadtländer, Franzosen und Savoyarden Stadt und Land, Märkte und Straßen anfüllen, oder als Dienstboten oder Handwerker arbeiten. Dann würde er vielleicht einsehen, daß nicht blos durch indirekte und Prohibitiv-Mittel auf diesen gleichsam immer fluthenden Theil der Bevölkerung gewirkt werden muß, da sich gerade in ihm die mehrsten und größten Verbrechen finden, der Verf. würde sich überzeugen, daß auf diesen Einwurf Genfs anders geantwortet werden muß, als durch ein — französisches Lächeln.

In der dritten Abtheilung des Buchs spricht der Verf. von den Strafen, die passend an die Stelle der Todesstrafe gesetzt werden können. Hier nimmt temporäres Gefängniß im Strafarbeitshaus seine bedeutende Stelle ein, wo der Verbrecher von einem Grade des Gefängnisses zum andern nach Maaßgabe seiner Besserung geführt, und am Ende moralisch geheilt der bürgerlichen Gesellschaft zurückgegeben wird. Dies führt den Verf. auf den Wunsch, Frankreich möge ein so treffliches Strafarbeitshaus bekommen wie Genf, das er das moderne Athen nennt.

Digitized by Google

No. 41.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 20. Mai 1828.

Ueber den Einfluß der Literatur auf Nationalität.

In Briefen von einem italienischen Gelehrten.

Es ist bey uns Deutschen zum Vorurtheile geworden, auf die italienische Nation mit Verachtung herabzublicken, besonders seit dem Zeitpunkt, wo in den Abbruzzen die Kämpfer für Freyheit so schmählicher Weise die Flucht ergriffen, statt sich als wahre Abkömmlinge der alten Römer zu bewähren. So wenig Rühmliches nun von einer Nation im Allgemeinen zu sagen ist, die durch verjährte Sklaverey sich an die Ketten gewöhnt hat, so sehr ist es erfreulich mitten in dieser bedauerungswürdigen Niedrigkeit und Erschlaffung erhabene Gestalten anzutreffen, die in voller Kraft sich aus dem Schlamme herausarbeiten, der die ganze Nation zu ersticken droht.

Man glaube ja nicht, daß in allen Italienern der feurige Geist, der dieser Nation angeboren ist, eingeschlummert sey, oder sich über unwürdigen Gegenständen verzehrt. Unter der gegenwärtigen Generation sind Männer aufgestanden, die sich und das Unglück des Vaterlandes fühlen, die mit Stolz auf den Ruhm ihrer Ahnen zurückblicken, und mit ächtem Römersinne bereit sind, durch Auffrischung der moralischen Kraft ihrer Mitbürger, die Nation aus dem Scheintode zu erwecken, der ihr das Selbstbewußtseyn raubt. Ich rede hier nicht von Jakobinern oder Karbonaris, nicht von Leuten, die Nichts zu verlieren und Alles zu gewinnen haben, und aus niedrigem Egoismus sich in Verbindungen einlassen, die allein das Beste des Vaterlandes zum Zweck haben sollen, ich rede von Männern, die nicht nur den politischen Verfall der Nation, sondern die Erschlaffung der moralischen Kraft ihrer Mitbürger beweinen, und mit Freuden ihr Leben hingeben würden, um durch Aufklärung und bessere Erziehung der Jugend in gemäßigten Grundsätzen die Vorurtheile zu verbannen, den Patriotismus zu erwecken, und so mit der Zeit ihrem Vaterlande eine neue politische Existenz zu verschaffen, die sich auf die moralische Kraft der Nation begründet.

Mit Stolz zähle ich einen dieser Jünglinge unter meine Freunde. Der vorliegende Aufsatz wurde mir von ihm mitgetheilt, und ich möchte seine Gedanken ins Deutsche übertragen, damit wir erkennen lernten, daß es jenseits der Alpen noch Männer gibt, die sich als solche fühlen, und das Bedürfniß ihrer Zeit kennen.

Ich gebe zu, daß der Patriotismus und Nationalstolz den jungen Italiener die und da zu weit geführt haben; doch das nehme ich ihm gar nicht übel, eben so wenig, als, daß unsere Gegenden ihm nicht so gut gefielen als seine heimathlichen Arnothäler; auch könnte es seyn, daß einige orthodoxe Schulmonarchen die Nase rümpften, wegen gewisser Aeußerungen über das Studium der Alten, sie mögen das immer thun.

Die vorliegenden Briefe sind an den wohlbekannten italienischen Gelehrten Antonio Benzi gerichtet, der sich nicht weniger durch seine Reisen als durch seine Uebersetzung von Schillers dreyßigjährigem Krieg ausgezeichnet hat. Der Druck des genannten Werkes, mit seinen kühnen Aeußerungen über den römischen Hof, wie der des vorliegenden Aufsatzes, (der in die Antologia di Firenze eingerückt ist) geben einen neuen Beweis für die Liberalität der toscanischen Censur.

* * *

Die Literatur kann sich von der moralischen Existenz einer Nation durchaus nicht trennen; sie blos als für sich bestehend zu betrachten, wäre ein Irrthum. Jeder, der also darnach strebt sie zu bereichern, muß bedenken, daß er sich die Verpflichtung auferlegt, für das Heil, für die Wohlfarth, für die Nationalität seines Vaterlandes zu sorgen. — Sey es nun, daß er zu der Vernunft seiner Mitbürger spreche, durch wissenschaftliche Werke; oder zum Gefühl, zum Gemüth, durch die Dichtkunst, oder daß er sich ihres Willens, ihrer Meynungen durch Eloquenz bemeistern will, so muß er in jedem dieser Fälle den hohen Gedanken festhalten, daß seine Worte ein Saamen sind, der früher oder später Früchte tragen, und nicht in dem Meere der Vergessenheit untergehen soll.

Faßt man den edlen Zweck der Wissenschaften auf

Digitized by Google

solche Art auf, so fühle ich um so mehr, wie entfernt ich von der Meynung derer bin, welche bey dem bloßen Namen Literatur an eine Sammlung bestaubter Klassiker denken. Mit Freuden würde ich einstimmen, wenn man unter klassischen Schriftstellern nur solche verstünde, die vortreffliche Werke ans Licht führten; aber eine Menge von Büchern, die man klassische nennt, entsprechen in der italienischen Literatur nicht dem ursprünglichen Sinne des Wortes, und wir sind zu zwey Aeußerungen genöthigt, die beyde gleich den literarischen Ruhm unserer Nation schmälern:

I. daß, wenn man den Zeitpunkt betrachtet, wo die Reihe der italienischen Klassiker sich beendigt, zwey Jahrhunderte verfließen, ohne einen tüchtigen Prosaiker hervorzubringen;

II. daß, wenn man auf die Individualität der Schriftsteller selbst zurückblickt, Italien solche Männer mit dem Namen Klassiker beehrt, die sich mehr mit Subtilitäten hinsichtlich der Schönheit der Diktion, als mit dem gediegenen Inhalte der Werke selbst, beschäftigten.

Unser Zeitalter erfordert, daß man als wirklich klassisch den gediegenen Redner und nicht den Schönsprecher, den Philosophen und nicht den Sophisten, den Dichter und nicht den Versmacher, den Historiker und nicht den Chronikenschreiber, und endlich den originellen Schriftsteller und nicht den Abschreiber betrachtet.

Bey allen Völkern, bey allen Nationen, hat das Sinken von politischer Höhe den Fall der Literatur nach sich gezogen. Es fragt sich nun:

Wie aus der Mitte eines zerrütteten Staates eine solche Literatur auferstehen kann, durch welche die Nation in glücklichere politische Verhältnisse versezt werden kann. Besonders muß die Lösung dieser Aufgabe alle Italiener begeistern.

Wir haben gesehen, wie die Wissenschaften, wie die freyen Künste, unsere politische Existenz, unsere Freyheit überlebten, aber man sage darum nicht, daß sie uns blieben, um uns zu trösten, oder um unser Unglück mit Geduld ertragen zu können. Man sage nicht, daß das Licht, das erst mit dem Ende des sechszehnten Jahrhunderts erlosch, ein Beweis sey, daß Gesänge mit dem Geklirre der Sklavenkette zusammenstimmen können, und daß mit der usurpirten Krone der Tyranney sich der Lorbeerkranz der Kunst vereinen lasse. — Es wäre besser die herrlichen Denkmäler eines Raphael, eines Michelangelo giengen unter. Lieber verstumme der kräftige Gesang des Tasso, als daß solche Grundsätze Wurzel faßten. — Man muß also, wie schon gesagt, die Literatur, als von dem höchsten Einfluß auf die Volksthümlichkeit eines Staates betrachten, und folgendermaßen stelle ich mir die Art ihres Wirkungskreises vor.

Den meisten Einfluß haben allerdings moralische und philosophische Schriften, welche die Ansichten des Menschen in Beziehung auf sich selbst und sein Verhältniß zur Gottheit läutern; dann die philanthropischen Schriften, welche, durch Darlegung der Zeitbedürfnisse, zur Aushülfe bey Mängeln aufmuntern und die politischen Schriften, welche uns über das Verhältniß der einzelnen zum Ganzen aufklären, und das Loos der Unterthanen zu verbessern streben.

Als erste Gehülfin bey diesem Streben erscheint die öffentliche Beredtsamkeit, denn das lebendige Wort dringt mehr zu Verstand und Herz als der todte Buchstabe. — So unzweifelhaft der Einfluß solcher Mittel ist, so sehr ist zu bedauern, daß man den Gebrauch dieser kräftigen Arzney nicht überall gestattet. — Ueberdies sind die Verfasser politischer Schriften meistens so erhaben über den Rest der Nation, daß dieser nicht im Stande ist, sie zu verstehen; denn da die Philosophen in der Regel um ein Jahrhundert zu früh geboren sind, so arbeiten sie mehr für die Zukunft, als für die Gegenwart, und man bedarf eines Dolmetschers um sie zu verstehen; dieses ist der Geschichtschreiber, er verbindet die Praxis mit der Theorie, die Philosophie mit dem gewöhnlichen Leben, und sucht in der kräftigen Geschichte einer besseren Vergangenheit den Maaßstab zu den gerechten Hoffnungen der Nation. Bis dahin gehört die Literatur, in Beziehung auf Religion, Politik, Erziehung und Geschichte betrachtet, ganz in das Bereich der Philosophie. Sie ist der Ausdruck der moralischen Wissenschaften, und ihr Einfluß bedarf keines anderen Beweises.

Wenn aber die Literatur zur Dolmetscherin der Einbildungskraft wird, kann sie auch dann zu einem Nationalzwecke beytragen? Welcher Italiener darf wohl nicht der Antwort zaudern. Bey uns ist die Einbildungskraft so verschwistert, so innig verbunden mit dem Gefühle, daß der, welcher dazu kommt, die ersteren festzuhalten, bald dazu gelangen wird, alle geheimen Triebfedern des Geistes bewegen zu können. Er kann dann jenem Enthusiasmus, der sich nie bey einem Volke, das großer Thaten fähig ist, verläugnen wird, Nahrung geben, jenem Enthusiasmus, der zum Grundelement wird, und ein neues Leben in das Volk bringt. Die schönen Künste, und besonders die Poesie, haben sogar in den traurigsten Zeiten bey uns diese Begeisterung rege erhalten, und wir dürfen sie nicht geringer achten, als es unsere Ahnen thaten. — Nie hat sich die philosophische Betrachtung der schönen Künste zu der Höhe erhoben, wie in unserem Jahrhundert, und das zwar durch die Aesthetik, deren Grundzüge den Herzen der Italiener schon eingegraben waren, ehe die Gelehrten des Nordens sie zur Wissenschaft stempelten.

Was unsere Dichtkunst betrifft, wer fühlt nicht, daß

Digitized by Google

uns der Zweig, dem bis jezt am wenigsten Pflege geschenkt wurde, am meisten abgeht, ich meine die lyrische und dramatische Poesie.

Durch das Studium unserer alten Geschichte lernen wir mit Staunen das Daseyn einer Menge großer Männer kennen, von denen man mit Horaz sagen kann:

Hor. Od. Lib. IV., Od. 9.

Vixere fortes
Multi: sed illacrimabiles
Urgentur, ignotique longa
Nocte, carent quia vate sacro.

Nachdem wir die Wissenschaften als bestimmt angesehen haben, uns einen Weg zu glücklicheren Verhältnissen zu bahnen, soll ich mich noch bey der Frage aufhalten:

Warum wir unsere Literatur erweitern wollen?

Wir wollen es nicht, um mit unserem schmelchlerischen Jahrhundert, am Fuße des Thrones, den Augusten, Ludwigen und Medicis unseres Zeitalters, erdichtetes Lob zu verkünden, nicht um mit Bücherreihen Parade zu machen, die dann jedem Zweige des Wissens entsprechen sollen. Wahrlich nicht um uns zum Werkzeuge der Schmeicheley und Eitelkeit herabzuwürdigen, wollen wir die Geister unserer großen Schriftsteller anrufen. Weder kriechend noch hochtrabend, voll Würde, frey, und national, jede Tugend, jeden wahren Ruhm erregend, so wollen wir die Wissenschaften.

Welche Männer werden nun würdig seyn, denselben zu huldigen? Solche, die den Namen ihres Vaterlandes nur mit Begeisterung nennen, die so sehr von der Liebe zu ihren Mitbürgern erfüllt sind, daß sie nirgends Ruhe finden, als in dem Bewußtseyn, denselben nützlich gewesen zu seyn. Solche, die damit beginnen, in sich selbst die Fehler zu suchen und zu unterdrücken, an denen die ganze Nation leidet. Solche, die sich bestreben im eigenen Herzen den Keim zu den Tugenden zu entwickeln, die sie bey andern erregen möchten. Solche, über deren Lippen nie ein Wort geht, das gegen ihre innerste Ueberzeugung spricht; solche, die sich weder durch den Beyfall des Volkes verführen, noch durch den Zorn des Mächtigen zurückschrecken lassen. Laßt uns von der Gottheit das Erscheinen dieser selbstständigen unabhängigen Geister erflehen; und wenn sie erscheinen, wenn sich in Italiens Jugend bereits solche Geister erheben, dann laßt uns für ihre Entwickelung sorgen, und darüber wachen, daß sie keinen falschen Weg einschlagen.

Was die intellektuelle Erziehung betrifft, und dieses ist die einzige, die durch äußere Mittel geleitet werden kann, so haben Sie *) vorzügliche Grundsätze aufgestellt. Die Tugend soll das Kind mit der Muttermilch einsaugen. Das Beyspiel der häuslichen Umgebung, und die Religion, sollen sie vervollkommnen. Zur Ausübung bietet die Liebe gegen den Nächsten ein weites Feld. Um die Vaterlandsliebe in italienischen Herzen zu entflammen, bedarf es Nichts, als den der Vergangenheit zugewandten Blick auf die Gegenwart zurückzuführen.

Ich wiederhole es, ich kann hier nicht eine so große Menge wichtiger Gegenstände umfassen, und ich werde mich darauf beschränken, den Geist der nationalen Unabhänglgkeit, dessen Bedürfniß wir so sehr fühlen, in seinem Verhältnisse zu den Wissenschaften zu betrachten.

„Unsere Literatur, sagen Sie, besteht bereits seit fünf „Jahrhunderten, und niemals waren Italiens große „Schriftsteller die sklavischen Nachahmer der Lateiner, „nicht einmal der Griechen, ob sie gleich sich nach ihrer „Schule bildeten; denn sie hielten den Grundsatz fest, daß „man nur das Gute und das, was sich mit unserer Eigenthümlichkeit verträgt, nachahmen solle.“ Unsere Literatur besteht zwar seit fünf Jahrhunderten; aber von diesen sind nur drey, wo wir sie im hellen Lichte glänzen sehen; nämlich das vierzehnte, sechszehnte und das achtzehnte Jahrhundert.

Woher nun die Leere während zwey voller Jahrhunderte. Im fünfzehnten Jahrhundert entstand sie durch sklavische Nachahmung der alten, und unserer eigenen Klassiker des vorhergehenden Jahrhunderts. Im siebzehnten Jahrhundert muß sie dem Mißbrauche der mythologischen Formen, den man in den falschen Schimmer des orientalischen Styles einhüllte, zugeschrieben werden. — Der Chev. Marino *), ein sonst kühner Geist, entlehnte diesen Flitterglanz von den Spaniern, und fand bald eine Menge blinder Nachahmer. — Sollten wir nun deswegen das Studium der Alten oder den Gebrauch der Mythologie verdammen? Gewiß nicht.

Ich bin ganz Ihrer Meynung, daß man das erstere empfehlen, das zweyte billigen muß, denn das gründliche Studium der Alten soll uns verhindern sie sklavisch nachzuahmen, und eben so soll uns eine wahre Kenntniß ihrer Mythologie vor dem Mißbrauch derselben schützen. Aber unter dem wahren Studium der Alten verstehe ich nicht die Art, wie es in unseren Schulen, durch Uebersetzen, Auswendig lernen, oder schwülstige Wortzergliederung geschieht, und eben so wenig die Art, wie man im reifern Alter den Jüngling mit den Schönheiten ihrer Poesie und mit der Vollkommenheit ihrer Prosa bekannt macht. In unserem Jahrhundert besteht das wahre Studium der Alten, besonders darin, daß man sie nicht nur

*) Antonio Benzi, an den der Brief gerichtet war.

*) Chevalier Marino. Verfasser eines Gedichtes voller Schönheiten und Mängel.

Digitized by Google

als Schriftsteller, sondern als Menschen, als Mitbürger eines freyen oder eines unterdrückten Vaterlandes, das entweder kräftig emporstrebt, oder im Verfall begriffen ist, betrachtet. Durch genaue Beobachtung ihrer Handlungsweise werden wir ihre Art zu schreiben verstehen, denn aus Schriften lernt man den Menschen nur theilweise kennen, und man kann aus solchen geistigen Producten wohl auf einzelne Zähigkeiten des Herzens und des Geistes schließen, nicht aber auf alles, was sie sonst edles verbergen.

Der Mensch als Schriftsteller ist nichts als ein Fragment seiner selbst; wenn wir also die Alten als Schriftsteller allein studiren, so werden wir nichts als einzelne zerstreute Fragmente vereinigen, aus denen sich ohne Beyhülfe der Geschichte, der Kritik, und der Philosophie nie ein Ganzes bilden läßt; nur unterstützt von diesen Wissenschaften, werden wir das Alterthum durch seine Schriftsteller kennen lernen, und auf der andern Seite wird uns die genaue Kenntniß des Alterthums dazu führen, das individuelle Verdienst eines jeden Schriftstellers gehörig zu würdigen, und dann wird sich eine große Wahrheit uns offenbaren, nämlich: daß die größten Schriftsteller immer diejenigen waren, deren Schriften aus der Begeisterung, oder für eine große patriotische Idee hervorgingen, oder solche, die, bevor sie den Ruhm ihres Vaterlandes in ihren Schriften verkündeten, denselben durch Rath und That im Krieg oder Frieden gedient hatten, oder selbstthätig auf der Schaubühne der Ereignisse, die sie beschrieben, aufgetreten waren.

Höchst wünschenswerth wäre es, daß wir nur unter der Egide dieser Wahrheit die Alten studirt hätten, und ihrem Beyspiele gefolgt wären. Kein lebendigeres Beyspiel läßt sich wohl vor Augen führen, als das der Griechen.

(Beschluß folgt.)

Biographie.

Lebensbeschreibung des k. k. Kapellmeisters Wolfg. Amadeus Mozart. Nebst einer Sammlung interessanter Anekdoten und Erzählungen, größtentheils aus dem Leben berühmter Tonkünstler und ihrer Kunstverwandten. Herausgegeben von J. E. Großer. Breslau, in Kommission bey J. D. Grüson und Comp.

Die vorliegende, mit dem Porträt des musikalischen Heros geschmückte, Biographie enthält die wichtigsten Notizen aus Mozart Leben. Neues haben wir darin nicht gefunden, wohl aber ist das über Mozarts Leben und Leiden Allbekannte auf gefällige Weise zusammengestellt, und die kurze Erscheinung dieses ausserordentlichen Künstlers in einem klaren und lebendigen Bilde dem Leser vergegenwärtigt. Ganz an ihrer Stelle ist die Uebersetzung des Briefes von Neukomm aus Paris, welcher über das Verhältniß zwischen Mozart und Salieri Licht verbreitet, und dadurch die schreckliche Sage für ungegründet erklärt, nach welcher Salieri sich auf dem Todbette als Mörder Mozarts bekannt haben soll, ein Geständniß, das, wenn es auch stattgefunden hätte, als Werke eines unglücklichen, vierundsiebzigjährigen, durch unerträgliche Schmerzen gemarterten Greises, dessen natürliche Verstandeskräfte sich mehrere Monate vor seinem Ende zerrüttet hatten, zu nehmen seyen. Schätzbar ist in dieser Schrift die Schilderung des Künstlers und des Menschen Mozart. Obwohl der Verfasser in der Erzählung der Jugendgeschichte seines Helden sagt, daß derselbe schon frühe alle gewöhnliche Schranken des Geistes durchbrochen habe und allem Unterricht vorangeeilt sey, so daß Alles, was man ihn in der Musik lehren wollte, seinem Geiste schon wie bekannt war, und er sich nur daran zu besinnen schien; so ist er doch weit entfernt, Mozart so unmäßig hoch zu stellen und eine solche Originalität bey ihm anzuerkennen, wie es Andere thun, die ihn als einen Messias der Musik betrachten, vor welchem nichts Großes getönt habe, an dem sein Ohr Wohlgefallen habe finden und an welchem seine musikalische Talente sich daben heranbilden können. Herr Großer führt nachdrücklich auf Mozarts Verhältniß zu älteren Meistern, namentlich zu den beyden Haydn, und unter diesen namentlich zu Joseph, welchen Mozart Vater nannte, hin, und behauptet, wozu die deutlichsten Belege in den musikalischen Werken Mozarts liegen, daß ihm der Umgang mit dem berühmten Schöpfer der Alceste und der beyden Iphigenien, Ritter Gluck, und das unablässige Studium seiner erhabenen Werke viele Nahrung gegeben und auf seine Opernkompositionen Einfluß gewonnen haben. Das schöne, wahrhaft griechische Ebenmaß dieses musikalischen Prateletes, die theoretische Vollendung und zugleich unendliche Lieblichkeit, Kraft und Fülle für das Ohr, die unübertreffliche charakteristische Behandlung namentlich der Ensembles in seinen Opern und im Requiem, wie in den Quartetten, die früher unbekannte Benützung der Blasinstrumente, diese und andere Vorzüge und wohl unerreichbare Eigenthümlichkeiten der Mozart'schen Musik sind genügend hervorgehoben. Der Anhang mit Erzählungen und Anekdoten aus dem Leben von alten und anderen Tonkünstlern ist zum Theil interessant.

Digitized by Google

N°. 42.

Literatur-Blatt.

Freytag, den 23. Mai 1828.

Ueber den Einfluß der Literatur auf Nationalität.

In Briefen von einem Italienischen Gelehrten.

(Beschluß.)

Schon Homer, der in seinen Gesängen die furchtbaren Wirkungen des Zornes eines Achilles beschrieb, sezte dadurch den Haß und dem Neide, der die Griechenstämme trennte, ein Ziel. Mehrere Jahrhunderte darauf, sehen wir die Griechen in Olympia versammelt; aufs Neue haben sie über Asien triumphirt, noch sind ihre Schwerter vom Perserblut geröthet, und während ihrem Ruhme nichts fehlt als ein anderer Homer, um ihre Thaten zu besingen, ertönt die Stimme Herodots; so wie die Zeiten der Heroen, in Verbindung mit der Fabelwelt, der epischen Poesie das Leben gegeben hatten, so entstand in den Tagen geschichtlicher Wahrheit eine neue Art von Epopée, und der Parnaß nahm mit Freuden die Muse der Geschichte auf. Herodot, der gleich dem Homer von Land zu Lande reiste, umfing mit seinem Geist die ganze damals bekannte Welt, und indem er den Griechen von andern Gegenden, von andern Völkern erzählte, führte er ihnen als Hauptsache ihren eigenen Ruhm vor Augen.

Während seine Erzählungen Alles auf das lebhafteste begeistern, erscheint ein Jüngling mit weinendem Auge, es ist Thucydides. Entbrannt von edlem Wetteifer, weiht er sein Leben dem Dienste des Vaterlandes, sowohl im Frieden, als auf dem Felde der Ehre, und er benuzt sogar seine Verbannung, um die Heldenthaten seiner Nation, die geschichtlichen Begebenheiten, in denen er handelnd aufgetreten war, der Nachwelt aufzubewahren. Xenophon war selbst an der Spitze jener denkwürdigen Unternehmung, die er uns erzählt, jenes Rückzuges, in dem die Griechen sich einen Ruhm erwarben, der fast dem, ihrer früher erworbenen Siege gleich zu stellen ist. Aeschylus hatte mit auf den Feldern von Marathon gekämpft, und dort jene Begeisterung eingeathmet, mit welcher er die Götter und Heroen auf der Scene wieder auferleben ließ. Und während der Name Sophocles in dem Triumphirat der griechischen Tragiker glänzt, bewahrt die Geschichte seinen Namen als Archonten, zugleich mit dem des Pericles und Thucydides.

Ich könnte noch viele Beyspiele von griechischen Philosophen anführen; von den Römern nenne ich blos den Salust, Cäsar, Tacitus.

Philosophie, Geschichte, Dichtkunst, Alles sog bey den Alten seine Nahrung aus dem Leben, und hatte auf der anderen Seite, auf dasselbe den größten Einfluß. Alles war das Resultat der Erfahrung, Alles war national. Die Liebe zum Vaterlande beseelte diese großen Männer, und alle geistige Produkte derselben bezweckten das Beste des Vaterlandes.

So waren die Alten. Sollten wir nun bey ihrem Studium uns auf elende Wortklauberey beschränken, statt in ihre Gedanken einzudringen, sollten wir uns nur auf das Studium der todten Sprache einlassen? Wir würden wähnen sie nachzuahmen, indem wir etwas begingen, woran sie selbst nicht gedacht hätten. Die Schriftsteller, nicht aber die todte Schrift soll man nachahmen. Nicht blinde Nachahmung, sondern ein edler Wetteifer soll zwischen den Alten und den Neueren statt finden, jener Wetteifer, der, wenn er schon bey einem Volke und bey Zeitgenossen lobenswerth erscheint, um so mehr zwischen verschiedenen Jahrhunderten und verschiedenen Nationen zu bewundern ist.

Liegt es nun aber in unserer Macht, so wie die Alten, die Wissenschaften mit der öffentlichen Wohlfahrt in Verbindung zu bringen?

Ich beantworte die höchst wichtige Frage bejahend. Können wir gleich nicht, so wie die Alten auf den Ruhm Anspruch machen, unserem Vaterlande mit Rath und That beyzustehen, und müssen wir gleich hie und da unsere Klagen unterdrücken, so haben wir doch Mittel, unserm Vaterlande, unsern Mitbürgern beyzustehen, die den Alten nicht zu Gebote standen.

Wir besitzen diese Mittel in einer Religion, der jeder Gedanke an physische oder moralische Sklaverey widerstreitet, und die uns die heilige Pflicht auferlegt, unsern

Digitized by Google

Mitbürgern einen Theil unsrer Existenz aufzuopfern; wir besitzen sie in unsrer Civilisation, die uns nöthigt, die öffentliche Wohlfahrt unter viel verschiedenartigern Gesichtspunkten zu betrachten, als es bey den Alten der Fall war.

Die politischen und ökonomischen Wissenschaften haben uns ein weites Feld eröffnet, das durch die bloße Theorie nicht erschöpft werden kann, das aber viele Erfahrungen bedarf, die sich auf alle Bedürfnisse unseres Vaterlandes begründen, dessen moralischen und physischen Zustand wir deshalb von Grund aus kennen lernen müssen.

Wenn wir uns mit Eifer der Belehrung und sittlichen Verbesserung des Volkes unterziehen, ist dieses nicht eine Wohlthat, die dem Wirken eines Tribunen oder eines Volksredners an die Seite zu stellen ist? Es wäre unnöthig noch mehrere Beyspiele anzuführen, auf welche Art wir im Patriotismus mit den Alten wetteifern könnten; nur dann kann die Literatur national seyn, wenn sie mit diesem Patriotismus aufs innigste verbunden ist.

Das Studium unserer eigenen alten Schriftsteller sehe ich durchaus von keiner andern Seite an. Laßt uns daher unsere alten Historiker und einige von den Poeten und Novellenschreibern lesen, theils wegen des Stoffes, theils wegen der Sprache; aber man verdamme unsere Jugend nicht, wegen der leztern, ihre kostbare Zeit zu vergeuden, indem man sie Bücher lesen läßt, die keinen andern Werth, als den des Styles haben.

Eine große Menge unserer alten Schriftsteller läßt sich mit unsern älteren Malern vergleichen. Die Werke der einen werden in den Bibliotheken, wie die Gemälde der andern in Gallerien aufbewahrt, die ersteren müssen von denen gekannt seyn, die sich mit der Geschichte der Sprache beschäftigen, so wie die alten Gemälde von denen aufgesucht werden, welche die Fortschritte der Kunst studiren; aber weder die einen noch die andern werden die Blicke der Nation auf sich ziehen. Die Zahl derer, welche die Legenden der Schriftsteller des vierzehnten Jahrhunderts lesen, ist nicht größer, als die Zahl derer, die sich vor den alten Gemälden aufhalten, welche die Heiligen vorstellen, die eine Rolle in den genannten Legenden spielen. Dagegen wird jedes Auge mit Vergnügen auf einer Statue Michelangelo's ruhen, mit Erstaunen wird jedes Ohr den Versen des Dante lauschen. Jede gefühlvolle Seele wird bey den Gesängen des Tasso dahinschmelzen. Mit verdoppelter Liebe, mit verdoppelter Inbrunst wird die Mutter ihr Kind ans Herz drücken, beym Anblick der Raphael'schen Madonna.

Wenn wir auf diese Art, von der griechischen, römischen und italienischen Literatur Nutzen ziehen können, so kann dieses auch durch das Studium der Literatur fremder Sprachen geschehen, jedoch immer mit der Voraussetzung, daß ich von einem wahren Studium, nicht aber von einer falschen Nachahmung spreche. Bey den Spaniern kann man weder den schlechten dramatischen Geschmack, noch die lächerliche Mischung von Mythologie und Christenthum benutzen; dagegen laßt uns mit jener patriotischen Begeisterung wetteifern, durch welche ihre Dichter zu dem Nationalruhm, den sie besingen, beytrugen. Wir wollen uns nicht in dem Nebel von Scandinavien oder Schottland verlieren, um daselbst neue Mythen zu suchen, die für unsern glücklichen Himmel zu fremdartig sind. Wir wollen nicht die Schatten der Heroen besingen, noch die Liebeleyen und Streitigkeiten der schottischen Bergbewohner; laßt uns von dieser wilden Natur, die nur durch die Magie des Gesanges verschönert werden kann, die Augen auf unser lachendes Italien wenden, das noch auf die begeisterte Stimme wartet, die seine himmlischen Reize würdig feyern wird. Auch die Deutschen wollen wir nicht blindlings nachahmen; wenn aber Klopstock im Arminius Germaniens Befreyer besingt, wenn Schiller seinen Wallenstein auf die Scene führt, dann laßt unsern Geist zu den Jahrhunderten unseres Ruhms zurückkehren, unsere Gesänge sollen dann die Asche unserer Helden wieder beleben, und sie auf der Bühne der Täuschungen wieder erscheinen lassen, damit unsere Mitbürger doch wenigstens in diesen einige Größe finden mögen, so lange die Wirklichkeit einen so traurigen Anblick gewährt.

Genug davon.

Sie haben mir einen andern Brief versprochen, über dramatische Literatur, ich werde Ihnen dann meine Gedanken über diesen Gegenstand mittheilen. Indessen vereinige ich meine Wünsche mit den Ihrigen, daß doch endlich die vergeblichen literarischen Streitigkeiten in Italien aufhören möchten. Ein Tribunal um sie zu entscheiden gibt es nicht, und es besteht kein Beyspiel, daß dergleichen Zwistigkeiten zu einem glücklichen Resultat geführt hätten, sie dienen zu nichts als die Kräfte, die zum Besten des Vaterlandes hätten angewendet werden können, nutzlos zu verschwenden.

Unsere Literatur sey italienisch, nicht klassisch, wenn dieser Ausdruck den Begriff sklavischer Nachahmung und mythologischer Kinderey in sich verschließt; nicht romantisch, wenn zu befürchten steht, daß jener Mysticismus mit im Spiele sey, der uns in barbarische Jahrhunderte und zu lächerlichem, wo nicht irreligiösem Aberglauben zurückführt.

Die Zeit des Ritterthums hatte ihre Dichter, und mußte sie haben; so lange Geschichte und Philosophie sie nicht aufgeklärt hatten; nun aber finden wir in eben dieser Zeit so viele Einrichtungen, die gegen die Freyheit sprechen, und nicht im Sinne der wahren Religion sind, daß es uns nicht erlaubt ist, sie zu besingen. Dagegen sind noch viele andere Jahrhunderte voll von unserem Ruhme. Während ganz Europa noch im Argen liegt, ha-

Digitized by Google

den wir uns schon erhoben, wir haben Städte, politische Constitutionen, Freyheit, Gewalt und Wissenschaft. Unsere Krieger bedecken sich mit Ruhm, und unsere Mitbürger geniessen schon zum Voraus die Früchte der neueren politischen Theorie. Unsere Bauren ernten für sich selbst den Ertrag ihrer Ländereyen, während sie in andern Ländern noch unter das Sklavenjoch gebeugt und mit Ketten belastet, im Schweiße ihres Angesichtes das kümmerliche Brod verdienen.

Auf diese Jahrhunderte, die uns ganz allein angehören, müssen wir unsere Blicke richten, aber immer indem wir voll Liebe zum Vaterlande und mit philosophischem Geist die Vergangenheit mit der Gegenwart verbinden, damit diese grossen Erinnerungen das Pfand werden mögen, das uns die baldige Wiederkehr unseres frühern Glanzes verbirgt.

Erbauungsschriften.

1) Taschenbibliothek für Freunde christlicher Erbauung. Zur Beförderung der häuslichen Andacht. Sechs Bändchen. Stuttgart, in der C. A. Sonnewald'schen Buchhandlung, 1827.

Auch unter dem Titel:

Predigten von Friedrich Karl Timotheus Emmerich, Doctor und Professor der Theologie. Vier Bändchen.

Cölestinens Morgen- und Abend-Andachten. Von Caroline B.... geborne F.....r. Zwey Bändchen.

2) Bibliothek deutscher Canzel-Beredtsamkeit. Erster Band. Gotha und New-York, Verlag bibliographisches Institut, 1827.

Der deutsche Bücherstrom führt eine große Anzahl von Anthologieen, Sammlungen, Auszügen aus größeren Werken, Bibliotheken für Erwachsene und für die Jugend aus allen Fächern der Wissenschaft, der Kunst und des Lebens mit sich, so daß es wahrlich nicht zu verwundern ist, wenn der speculative Sinn der Verleger zur Bibliothek der Romane, der Reisebeschreibungen, der alten und neuen Geschichte, der alten und neuen Klassiker auch eine Bibliothek für religiöse Erbauung anreiht. Dem ist nun auch wirklich so. Wir führen unsern Lesern zwey solche Sammlungen, welche das gegenwärtige Jahr uns gebracht hat, vor. Die eine derselben hat sich sogar in die kleine, niedliche Form der allüberall verbreiteten Scotte, Irving und Cooper gehüllt, während die andere in würdevollem Groß-Octav, überhaupt in edlerem Gewande, als wohl irgend eine Predigtsammlung auf deutschem Boden mag erschienen seyn, sich darstellt.

Wenn es dem Freunde allgemeiner Volksbildung durchaus nicht gleichgültig bleiben kann, welcherley Schriften in solchen Taschen-Ausgaben und Bibliothelen der neuesten Zeit, die sich einander an Wohlfeilheit des Preises zu überbieten suchen, und dadurch leicht in die Hände aller Klassen des Volks, nicht nur in grösseren Städten, sondern in Städtchen und Dörfern, nicht nur unter die Bedienten und Zofen, sondern unter Handwerker, Soldaten, Bauern u. s. w. kommen; wenn wir unter den Romanschriftstellern lieber W. Scott, als den frivolen Clauren, den oberflächlichen Van der Velde von dem Volke gelesen wünschen: so drängt sich uns vornämlich auch bey der Anbietung von solchen Sammlungen religiösen Inhalts die Frage nach diesem Inhalt, nach dem Geiste und Plane derselben auf, ob sie den Zwecken einer vernunftgemäßen Religiosität, einer praktischen Erbauung des Gemüthes huldigen, oder ob in ihnen die unklare Stimme des Mysticismus, ein eitles Spiel mit sinnlichen Rührungen oder ein trockener, kaltes, lebloses starrer Dogmatismus herrscht? ob es ihnen um wirklich tiefe Anregung, um klaren Unterricht oder blos um flüchtige Unterhaltung, um einen Traum religiösen Lebens zu thun ist? ob sie für eine Schule, für eine bestimmte Kirche, für einen abgeschlossenen Verein oder ob sie für das Leben, für die Christenheit und Menschheit wirken sollen? ob sie mit offenen oder versteckten Waffen der Polemik gerüstet erscheinen und einen feindseligen Charakter gegen redliche Andersdenkende beurkunden, oder ob ihnen freye Ueberzeugung heilig und ihre Absicht vor Allem darauf gerichtet ist, freye Ueberzeugung in religiösen Dingen zu wecken und zu fördern durch Anregung eines frommen Sinnes und einer selbstständigen Richtung auf das Unendliche in der Natur, in des Menschen Vernunft und im Evangelium?

Beyde Sammlungen verdienen in diesen Beziehungen Anerkennung und Lob. Die erstere, in sechs Bändchen bestehende, gibt zuerst Predigten des frühverstorbenen Emmerich in Straßburg, dessen vortrefflicher Charakteristik von seinem Freunde, Prof. Dr. Redslab, vorausgeschickt ist, und dem Leser zu dem, was er zu diesen Reden nach Form und Inhalt erwarten darf, den Schlüssel in die Hand gibt. Was diesen Vorträgen einen so großen Reiz verleiht und sie zu wahren Kunstwerken stempelt, ist die Absicht des Verfassers, allen künstlichen Apparat bey Seite zu lassen und nur um der Wahrheit willen, als ihre unvollkommene Hülle im einfachen, unmittelbaren Erguß der Ueberzeugungen, Gefühle und Entschließungen das Wort der Rede auszusprechen. Ueberall tritt die wärmste Empfindung und lebendigste Bewußtseyn der großen Wahrheiten der Religion und des

Digitized by Google

Christenthums hervor. Weniger tief und geistreich sind die zwey lezten Bänden dieser Taschen-Bibliothek, welche Cöestinens Morgen- und Abend-Andachten enthalten. Doch ist die Sprache edel und rein, der Inhalt klar und faßlich. Sie umfassen alle Beziehungen des Lebens, besonders alle Theile des weiblichen Berufs, stellen die wichtigsten Erfahrungen, die Wahrheiten und Forderungen der Religion in passender Verbindung dar, sprechen ihrer Bestimmung gemäß immer auch da, wo sie belehren, Gefühl und Willen an, und verfallen niemals in den widerlichen Lehr- und Predigt-Ton, der andere Schriften dieser Art so ungenießbar macht.

Das zweyte der vorliegenden Werke, von welchem erst Ein Band erschienen ist, hat außer dem Zwecke der religiösen Erbauung noch einen literarisch-historischen. „Wie viel Herrliches und Großes seit Luther im Fache der homiletischen Literatur nach den mannichfachen Richtungen des kirchlich-religiösen Sinnes hin, nach den verschiedenartigen Ansichten von den Lehren und von dem Verhältnisse des Evangeliums zur forschenden Vernunft, nach Verschiedenheit von Form und Sprache geleistet worden ist, — davon soll gegenwärtige Predigt-Bibliothek eine anschauliche, interessante und bildende Gemäldesammlung darbieten.“ Vorrede VIII. Eine solche Gallerie deutscher Prediger ist gewiß von nicht geringem Werthe, da sie die Fortschritte der geistlichen Beredtsamkeit seit den Zeiten der Reformation bis auf unsere Tage zur deutlichen Anerkennung bringt, da sie die Stellung der deutschen Kanzelberedtsamkeit zu jener anderer Völker, namentlich der Franzosen und Engländer, wie sie in Flechier, Bourdalour, Massillon, Sterne u. A. sich ausgebildet hatte, veranschaulichen hilft, da sie zur Vergleichung der geistlichen und bürgerlichen Beredtsamkeit in alten und neuen Tagen Anregung gibt, da sie endlich die Eigenthümlichkeiten der trefflichsten deutschen Prediger, die verschiedenen Vorzüge der Einzelnen nach Anlage und Bildung, nach Inhalt und Form ihrer rhetorischen Leistungen der Beurtheilung und Anerkennung vorlegt. In lezterer Hinsicht wäre freylich sehr zu wünschen gewesen, daß zur Vervollständigung dieser homiletischen Gallerie auch Einzelnes aus der mystischen Schule, der es an ausgezeichneten Talenten zu keiner Zeit gefehlt hat, mitgetheilt würde. Da aber diese Auswahl von Predigten auch den Zweck christlicher Erbauung hat, und wegen ihrer Wohlfeilheit wohl in vieler Hände gelangen wird; so ist es allerdings zu rühmen, daß die Redaktion, die überall eigenthümliche Ueberzeugung ehrend, die mehr zur rationalistischen Ansicht sich hinneigenden Redner mit den supranaturalistischen brüderlich zusammenstellte, und nur alles Frömmelnde und Dunkle abweist. Eben so ist es zu rühmen, daß auch katholische Reden, in denen ein evangelischer Geist athmet, in diese Sammlung aufgenommen werden, die somit in ihrem universellen Plan ohne Vorurtheil gegen die Confession der einzelnen Urheber das für religiöse Bildung und Erbauung Ausgezeichnete umfaßt.

Im ersten Bande finden wir Reinhard und Löffler, Dräsecke und Tzschirner, Harms und Hanstein neben einander. Die Bildnisse von Löffler, Schmidt und Stolz zieren das Titelblatt. Möge die Redaktion in ihrem schönen Plane fortfahren, und namentlich die ächtchristlichen und geistvollen Predigten Schleyermachers berücksichtigen, dessen Predigten, so wie die vor Kurzem erst erschienenen Festpredigten über den christlichen Hausstand, ihr empfohlen seyen. G.

Biographie.

Reliquien von Albrecht Dürer, seinen Verehrern geweiht. Nürnberg 1828. In der Campe'schen Handlung.

Dieses kleine Taschenbuch wird den Freunden Albrecht Dürers, zumal in einer Zeit willkommen seyn, in der sein Andenken auf seltne und ausgezeichnete Weise gefeyert worden ist. Es enthält: I. Einige Familiennachrichten von A. Dürer. II. Vertraute Briefe Dürers an Pirkheimer. III. Geschäftsbriefe von Dürer an Jakob Heller in Frankfurt. IV. Vermischte Briefe von Dürer an Verschiedene. V. Dichterische Versuche von Dürer, 1509. VI. Dürers Tagebuch auf seiner Reise in die Niederlande 1520—1521. VII. Eigenhändige Bruchstücke von Dürer. VIII. Aus Dürers gedruckten Schriften. IX. Dürers Tod. X. Ein merkwürdiges Schreiben Pirkheimers. XI. Dürers Grab. XII. Dürer als Künstler und Mensch. Die Briefe, der Reisebericht und die fragmentarische Nachlässe von des großen Künstlers eigner Hand sind ohne Zweifel das Wichtigste und Anziehendste in dieser wohlgewählten und anspruchslos dargebotenen Sammlung; und diese erscheint vor vielen andern ähnlichen Schriften, die dem erneuerten Andenken großer Männer gewidmet sind, vorzüglich dadurch ausgezeichnet, daß sie uns nur den Künstler selber hören läßt, statt sich wie gewöhnlich in trivialen Herzensergießungen und Lobgedichten über ihn zu erschöpfen. Beygegeben ist ein von Fleischmann schön gestochenes Porträt Dürers, nebst Abbildungen von Dürers Haus und von Dürers und Pirkheimers Grab, so wie ein Facsimile von ihren Handschriften.

Berichtigung.

In der vorigen Nummer des Literaturblatts S. 163. Sp. 1. L. 7. statt Hor. Od. Lib. IV., Od. 9. lies: (Hor. Od. Lib. IV. Od. 9, 25 sqq.)

Digitized by Google

Nº. 43.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 27. Mai 1828.

Lyrische Dichtkunst.

Gedichte von August Grafen von Platen. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1828. 303 S. 8.

Der Dichter der verhängnißvollen Gabel, der in diesem aristophanischen Lustspiele mit so unverhohlener Sehnsucht nach Ruhme geizt, und ihn verdienter Maßen auch eingeärntet hat, tritt hier mit einer Sammlung lyrischer Dichtungen auf, die, zum Theile vereinzelt früher erschienen, zum Theile neu, hier zum ersten Mal vereinigt dem Ueberblicke des Lesers und des Beurtheilers sich darstellen. Herr Graf von Platen hat durch die Parabasen seines Drama's sein Meisterstück als zunftgerechter lyrischer Dichter bereits geliefert, und es handelt sich bey einer Beurtheilung seiner übrigen, hier gesammelten lyrischen Poesien nicht mehr darum, ob seinem Streben die Palme zuzuerkennen sey, sondern nur darum, wie seine dichterische Eigenthümlichkeit zu bezeichnen, und welcher Gattung von Lyrikern er zuzuzählen sey. Wenn das Ohr des Referenten im deutschen Dichterwalde richtig gelauscht hat, so lassen sich in demselben hauptsächlich viererley Sängerstimmen vernehmen, die würdig sind, gehört zu werden: das eine sind die reinen Vogelstimmen des unmittelbarsten und ungetrübtesten Gefühls, darunter der ganze Chor der alten Minnesänger, und die Lieder eines Goethe, Tieck, Justin Kerners; das zweyte sind die tieferen etwas unbeweglicheren, gehaltnereu Töne der Sänger, die Gefühl mit Reflexion ausströmen, eines Novalis, eines Fr. Hölderlin, eines Uhland, und solcher, die mit glücklicher Anlage in ihrer Schule singen gelernt; das dritte die verschlungneren, prunkenderen Gesänge derer, die Reflexion mit Gefühl in stolzen, Triller schlagenden Arien, mit Kraft und Begeisterung ausathmen, einer Gattung, der die Deutschen lange am liebsten gehorcht haben, und an deren Spitze Klopstock, die meisten Liederdichter des vorigen Jahrhunderts, vor allen aber Schiller, der Lieblingsschwan seiner Nation, einherfliegen; als viertes endlich geben sich die wechselnden Töne jener geschmeidigen Kehlen zu erkennen, die bald in diesen, bald in jenen Ton einstimmen, und in einem jeden mit einer gewissen Virtuosität sich hören lassen, weil ihre Hauptzugend eine nicht gemeine Nachahmungsgabe ist. Wenn wir nun unsern Dichter aufmerksamer ins Auge fassen, so werden wir etwas irre an unsrer Klassification; denn er will in keines jener vier Fächer recht passen; in das erste und zweyte nicht, weil das Gefühl keineswegs das vorherrschende bey ihm scheint, in das dritte nicht, weil die gedrungenen Gestalten seiner Lieder und selbst seiner Oden nicht die mindeste Aehnlichkeit mit jenen sich in die Länge ziehenden Ergüssen einer bald didaktischen Begeisterung haben; für das vierte endlich ist er offenbar zu original, zu sehr sich selbst und keinem fremden Dichter in allen seinen Richtungen und allen Aeußerungen seiner Poesie gleich. Am Ende aber finden wir uns bestimmt, ihn als eine Spielart der ersten und der dritten Gattung anzusehen, so sehr er auf den ersten Anblick von beyden entfernt erscheint. Denn es ist wahr; jene Quelle des überströmenden Gefühls, die die unmittelbarsten und in ihrer ganzen Kunstlosigkeit so herrlichen Lieder eingibt, scheint nicht in seiner Seele zu wohnen; aber dennoch schmiegen sich seine Gedichte in die reine, kurze, runde Form der vollendetsten Lyrik; es ist wahr, diese Form ist die Gegnerin aller Reflexionspoesie, und doch ist der Kern seiner meisten Gedichte — der Gedanke oder das durch Reflexion erzeugte, geistige Bild. Platens Poesie ist Reflexionspoesie in der reinsten Liederform; das Denken wird bey ihm zum wahren Gesange, zum leichtesten Liede, und wir sind überzeugt, daß hierin gerade seine Eigenthümlichkeit als Dichter, ja, das hierin der ganze, wunderbare Zauber seiner Poesie wohne. Die äußerst vollendete Form, die Königsherrschaft, die er über die Sprache ausübt, hat er mit andern Meistern gemein; ja er verdankt sie vielleicht theilweise dem Studium Goethes und Fr. Rückerts; aber jene Geistigkeit des verkörperten Gedankens, jener lyrische Hauch, der bey ihm über tiefsinnige Ideen, über Sinnsprüche, über Spiele des Witzes, die in jedem andern Munde schwerfällig werden würden, mit idealer Anmuth sich verbreitet — das

Digitized by Google

ist sein Eigenthum, das bildet seine dichterische Persönlichkeit.

Seine Gedichte sind von ihm in vier Bücher getheilt, deren erstes Romanzen, Lieder und vermischte Gedichte umfaßt. Die bey den ersten beyden Gattungen vorangestellten Jahrzahlen beweisen uns, was auch manche dieser Gedichte durch ihren Gehalt bestätigen, daß wir hier noch auf manche Jugendprobe treffen werden, in welchen der vollendete und eigenthümliche Geist des Dichters noch nicht erscheint. Mehrere derselben sind noch bloße Sprachkunststücke, und es herrscht noch hier und da in ihnen jene Versekräuseley, die sich an Reimen ergötzt, die mit den Haaren herbeygezogen wurden, und vergißt, daß so etwas durch seine Künstlichkeit wohl eine Weile, aber nie in die Länge gefallen kann, und daß auch die zierlichste Verrücktenlocke doch der Mode unterworfen ist. Am unangenehmsten fallen diese Künsteleyen in den Romanzen auf, wo nur die größte Unschuld der Sprache von Wirkung seyn kann. Wenn der „Pilgrim von St. Just" (Kaiser Karl V.) S. 24 zu den spanischen Mönchen sagt:

Bereitet mir, was euer Haus vermag,
Ein Ordensstleid und einen Sarkophag!

und gleich darauf:

Das Haupt, das nun der Scheere sich bequemt,
Mit mancher Krone wars bedlademt —

so läßt uns der Sprachkünstler ganz kalt. Die Romanze gehört überhaupt nicht ins Gebiet von Platens Talent; sie erfordert, wenn wir so sagen dürfen, mehr Fleisch und weniger Vergeistigung des Stoffes; alles muß in ihr fühlbar werden, selbst die Anschauung und der Gedanke, der nie nackt zum Vorscheine kommen darf. — Von den ersten Liedern sind auch noch einige witzelnd, kalt und geziert (z. B. XIX. XXIV.), in neuigen herrscht noch fremde Manier (XXXI. XXI. XXV.), wenn auch die elegante Manier Goethe'scher Kunstnatürlichkeit; aber bey weitem die meisten sind vortrefflich, und haben jene von und oben gepriesene geisterhafte Haltung. In ihnen sieht man des Dichters eigenen Wunsch erfüllt: „er ist der irdischen Schwere entzogen, und vom reinen Elemente geschaukelt." In dieser Empfindung wiegen sich die meisten dieser Geisterlaute. Man höre z. B. Nummer IX. S. 16.

Willst du lauen Aether trinken
Auf dem hohen Götterrosse?
Wie Bellerophon zur Erde
Bebst du nicht zurückesinken?

Daß sich nicht dein Herz verblute,
Wisse deinem Trieb zu steuern:
Sey, wie Flaccus, auf dem ihnernen
Einzigen Sabinergute!

Bist du nicht gewohnt, vor Allen,
Als der Einsamkeit Gewohner,
Ohne Fußpfad und Begleitre
Durch den stillen Forst zu wallen?

Dir genüge, wenn die Föhren,
Die den Schutz der Wolken suchen,
Wenn die distelzackten Buchen
Deine sanften Lieder ehren!

Wiesenblumen pflück' und schweige,
Pflück' und blicke nicht nach oben,
Denn für dich sind nicht gewoben
Jene dunkeln Lorbeerzweige!

Eben so in sich vollendet sind I. II. IV. XIII. XVIII. XXIX.; weniger natürlich, aber künstlich-schön VI. VIII. XXX. Besonders ernst, tief und wahr ist der Gesang der Todten (XXIII.), ein rechtes Ideal von Platens Dichterweise:

Dich Wandersmann hört oben
Beneiden wir so sehr.
Du gehst von Lust umwoben,
Du dauchst im Aethermeer.

Wir sind zu Stand verwandelt,
In dumpfer Gruft're Schoos;
O selig, wer noch wandelt,
Wie preisen wir sein Loos!

Vom Sonnenstrahl umschwärmet,
Ergetzt du dich im Licht,
Dem was die Flächen wärmet,
Es wärmt die Tiefen nicht.

Dir stimmert gleich Gestirnen
Der Blumen bunter Glanz,
An unsern nackten Stirnen
Klebt ein verstaubter Kranz.

Wir horchen, ach! wir lauschen,
Wo nie ein Schall sich regt,
Dir singt der Quell, es rauschen
Die Blätter sturmbewegt.

Vom Hügel aus die Lande
Vergnügt beschauest du dir,
Doch unter seinem Sande.
Du Guter, schlafen wir!

Unter den vermischten Gedichten sind einige unbedeutende, die füglich hätten wegbleiben können. Die Christnacht und die Legende sind sogar in Tönen gedichtet, in welchen der Verfasser aus sich herausgetreten ist. Dagegen steht in dem Prolog an Goethe S. 66 der ganze Dichter in seiner glänzenden lyrisch-didaktischen Detaverrüstung voll Kraft und Tiefsinn vor uns.

Das zweyte Buch, das die Gaselen, den Spiegel des Hafis und die neuen Gaselen enthält, ist dem Publikum schon durch zwey abgesondert veranstaltete Sammlungen bekannt. Der Sinnspruch, der dieses Buch begleitet, gehört zu den schönsten Poesien der ganzen Sammlung; er heißt so:

Im Wasser wogt die Lilie, die blanke, hin und her.
Doch irrst du, Freund, sobald du sagst, sie schwänke hin
und her!
Es wurzelt ja so fest ihr Fuß im tiefen Meeresgrund,
Ihr Haupt nur wiegt ein lieblicher Gedanke hin und her.

Eine solche Sammlung reiner, lieblicher Gedanken sind allerdings diese orientalischen Anacreontica. Auch

Digitized by Google

ist diesen Gedanken die Form zuweilen wie angegossen, und man hätte keine passendere für sie wählen können. Man höre nur folgendes Gasel (S. 136.)

O Thor! wer nicht des Glücks geheimern Winke folgt,
Und nicht dem Fridrichen, dem Ton der Zute folgt!
Wer ohne Tanz und Scherz, der ältesten Vernunft,
Wohin auch leichte sie, wohin sie winke, folgt!
Kurz ist der Lenz, es ging das Veilchen keusch voran,
Die Rose, die sich matt mit eitler Schminke, folgt:
Kurz ist das Glück, da stets der Freude die Gefahr,
So wie dem rechten Fuß sogleich der linke, folgt;
Doch naht auch selbst ein Tag, der wahre Gunst verleiht.
Der Träge bleibt zurück und nur der Flinke folgt.

Inzwischen sind auch manche dieser Spruchgedichte gar zu kühl, gar zu sinnreich, und lassen daher kalt; manche zarte Idee wird durch die fremde Form verkümmert, und bald dauert und der tiefsinnige Gedanke, der der Knecht eines launischen Reimes werden muß, bald der schöne, tönende Reim, der gesperrt werden muß; einen Gedanken erst aufzufinden. So lesen wir z. B. S. 134 ein Gedicht, das durch lauter Endreimen erzwungen zu seyn scheint:

O Zeit, in der ich rastete,
In der mich nichts belastete,
In der ich noch so wohlgemuth,
Am Tische der Ruhe gastete!
In der ich nicht nach falscher Gunst,
Mit eitlen Schritten hastete!
Du flohst, es rette mich das Glück,
Das weiß, wie lang ich fastete,
Wie lang ich keine schöne Hand
Mit meiner Hand berastete!

Im letzten Worte hat der Dichter seine ganze ätherische Natur aufgeopfert, und sein feiner Takt ist zum bloßen Tastsinne des Reims geworden.

Ungetrübteren Genuß gewähren die grossentheils vortrefflichen Sonette, eine Dichtart, die dem poetischen Charakter des Verfassers, wie er oben geschildert worden ist, ganz vorzüglich zusagt. Hier ist die feine Plastik, der durchsichtige Gedanke, so recht an seinem Platze; nur wenige leiden an der Kälte vorherrschender Form (wie I. II. III. XIII. XVII. XXXV.), oder an einer gewissen Erstarrung des Inhalts (L. und die malenden Sonette); eines auch an einem Constructionsfehler (XV.). Die meisten dagegen sind von Einer Lichtidee beseelt, die in harmonischen Strahlen ihre Radien durch alle Theile des Klanggedichtes aussendet. Den Preis tragen die Sonette über Venedig und die metaphysischen Inhaltes davon. Eins dieser letzteren heben wir aus, (S. 174) es ist an Schelling in ein Exemplar der Gaseln geschrieben:

An Schelling.

Gebeut nicht auch im Königreich des Schönen,
Wer immer König ist im Reich des Wahren?
Du siehst sie beyde sich im Höchsten paaren,
Stets in einander wie verlornen Tönen.

Du wirst die kleine Gabe nicht verhöhnen,
Wirst diese morgenländisch bunten Schaaren
In ihrer Bilderfülle gern gewahren,
Und gerne dich an ihren Klang gewöhnen.

Zwar auf den Blüthen eines fernen Landes
Schwebt' ich nur flüchtig, gleich dem Sommerfalter.
Vielleicht genießend eines eitlen Tandels.

Du aber lauschst die heil'ge Bienenschwinge
Herab vom Saum des Weltenblumenrandes
In das geheimnißvolle Wie der Dinge!

Die Sonette, die von einer glühenden Freundschaft eingegeben sind, scheinen den Versuch zu machen, die Accente einer platonischen Männerliebe in die moderne Poesie einzuführen. Nur der Vorheit könnte es einfallen, sich derselben in der Kritik als einer Waffe gegen den Dichter zu bedienen, denn sie tragen alle den Stempel der sittlichen Reinheit; ob sie aber werden begriffen werden, ist eine andere Frage.

Im vierten Buche sind die Versmaaße Horazens und andre denselben nach Klopstocks Beyspiel nachgebildete, mit einer Gewalt über die Sprache und einem Schönheitsfinne gehandhabt, die in Erstaunen setzen müssen, und gegen welche die Vossische Uebersetzungsmanier zum hohlen Gepolter wird. Voß setzte seine Spondeen zwar auch gewissenhaft hin, wo sie das Metrum verlangte; ob sie aber zu dem Gedanken paßten, darum war er unbekümmert. Bey Platen lastet immer die Schwere seiner Silben auf einem schweren Gedanken. Zugleich entsprechen seine Oden vollkommen dem Begriffe dieser Dichtart, sie besingen durchaus die höchsten Ideen des Menschenlebens mit einer edeln, kühnen Gesinnung, die eines freyen Dichters würdig ist, und adeligen wie nichtadeligen Poeten zum Muster dienen kann. Die Ode, die des Königs von Baiern Besuch bey Goethe feyert, und die Ode Acqua Paolina sind voll jenes Freysinnes. Man lese die Schilderung Napoleons und Roms in der letztern:

Bis jüngst, der Schicksalslaune gewaltig Spiel,
Ein zweyter Cäsar lenkte den Gang der Welt,
Der pflanzte sein drohfarbig Banner
Neben den fahlen Goloß des Phidias;

Ein Sohn der Freyheit; aber unreingeknet
Des edeln Ursprungs, einem Geschlechte sich
Aufopfernd, das ihn wankelmüthig
Heute vergötterte, morgen preisgab.

O hätte dein weltschallendes Kaiserwort
Dem Volk Europa's, was es erfleht, geschenkt,
Wohl wärst du seines Lieds Harmonius,
Seines Gesanges Aristeiton.

Nun ist verpönt dein Name, Musst erhört
Ihn nicht auf Wohllauts Fittigen; nur sobald
Dein Grab ein Schiff umsegelt, singen
Mähr Matrosen von dir ein Chorlied.

Und Rom? Es fiel nochmaliger Nacht anheim,
Doch schwingt's und lautlos neben der herrschenden,
Geschroffig aufgezäumten Hoffart
Schleicht der Beherrschten unsäglich Elend.

Digitized by Google

Im Flammenblick nur, oder im edlen Bau
Des schönen Freyheitliegenden Angesichts
Zeigt Rom sich noch, am Scheideweg noch.
Aber es folgte dem Mint der Wollust!

Die Eklogen dürfen sich mit Goethe's Produktionen ähnlicher Art messen. — Ueberschauen wir noch einmal die ganze reiche Sammlung dieses wahren Dichters, so müssen wir uns sagen, daß sie, Weniges ausgenommen, aus Einem Gusse ist: vielleicht erscheint Manchem dasjenige in diesen Gedichten, was oft für andere Dichter erst zur begeisternden Muse wird, zu kalt, zu künstlich, eben deswegen oft zu übertrieben ausgesprochen: das Naturleben, das Völkerleben, die Liebe, die Freundschaft, so glühend er sie auch schildert: — sie beherrschen unsern Dichter doch weniger, als sie das von ihm mit Bewußtseyn beherrschte Objekt sind; aber Eine Leidenschaft ist es, von der er beherrscht, von der er verzehrt wird: die Liebe zur Kunst und zur Poesie selbst; und dieses Gefühl allein ersetzt wohl bey einem Dichter alle andern!

G. S.

Sprachwissenschaften.

Lettre sur la découverte des Hiéroglyphes acrologiques, adressée à M. le Chevalier de Goulianoff. Par M. J. Klaproth. Paris 1827. 8.

Obgleich Ref. überzeugt ist, daß bey dem Studium der ägyptischen Schrift nicht viel herauskömmt, und daß man, wenn denn endlich jemand im Stande ist, die Charaktere, welche Statuen, Tempelwände u. s. w. bedecken, zu entziffern, wenig oder gar nicht klüger seyn wird als vorher; so ist es doch interessant, dem eifrigen Treiben zuzusehen, mit welchem die Aegyptomanen sich Licht in dem Dunkel zu schaffen bemüht sind, und Zeuge ihrer seligen Gefühle zu seyn, wenn sie, ein Irrlicht in der Ferne erblickend, dem Sonnenglanz der Weisheit sich zu nähern glauben. Indessen ist schon viel gewonnen, wenn man sich einst überzeugt hat, daß es mit der Weisheit und der Wissenschaft der Aegypter nicht so viel zu bedeuten habe, als man seit Jahrhunderten wähnte, und daß die vielen Schriftzeichen auf Särgen, Säulen u. A. so wenig für die wissenschaftliche Kultur Aegyptens zeugen, als die Menge unserer schriftstellerischen Produktionen etwas Achnliches in Bezug auf Deutschland beweisen können. Nunc, quod instat.

Der Ritter von Goulianoff, Mitglied der russischen Akademie, hat sich seit mehreren Jahren mit Untersuchungen über die symbolischen Charaktere beschäftigt, da Champollion deren Kenntniß für unerläßlich hielt, wenn man zu dem vollständigen Verständniß der hieroglyphischen Texte gelangen wollte. Einen Theil der Resultate seiner Untersuchungen theilte er im verwichenen Jahre Hrn. Klaproth mit, und die obige Schrift bezweckt, dem Publikum anzudeuten, was Hr. v. G. gefunden habe.

Akrologische Hieroglyphen sind Zeichen, welche die Anfangsbuchstaben von Wörtern darstellen, oder Figuren eines Gegenstandes, dessen Name den Anfangsbuchstaben mit dem Anfangsbuchstaben dessen gemein hatte, den man auf eine geheimnißvolle Weise bezeichnen wollte: ungefähr als wenn man eine Ratte malte, um einen Recensenten, einen Pfau um einen Prahler, einen Judenzopf um einen Jesuiten, einen Nemitödter um einen Nachdrucker zu bezeichnen. — Es wird unsern Lesern ergehen, wie Hrn. Klaproth, der es kaum für möglich hielt, daß ein Volk, das man seit so langer Zeit als Erfinder der Buchstaben, der Künste und Wissenschaften anfah, so beschränkten Geistes seyn und auf eine so kindische Weise, seine Gedanken schriftlich auszudrücken, verfallen konnte. Hr. Klaproth überzeugte sich aber bald, daß Hr. v. G. Recht hatte. Er hielt die hieroglyphischen Erklärungen des Horapollon mit koptischen Wörtern (diese Sprache enthält die Reste der Sprache der Pharaonen) zusammen und fand die Ansicht seines gelehrten Freundes vollkommen gerechtfertigt. Wäre der Text des Horapollon weniger dunkel, und mangelten nicht in der koptischen Sprache eine Menge Wörter, die man durch griechische Ausdrücke ersetzte, so ließen sich alle Anfangsbuchstaben der Wörter finden, welche die von dem ägyptischen Commentator angeführten Hieroglyphen bezeichnen. Hr. Klaproth hat ungefähr fünfzig Beyspiele gegeben, welche der Ansicht des Hr. v. G. zu Hülfe kommen; er versteht aber auch nicht, darauf hinzudeuten, daß man bey der Anwendung dieses Systems auf die Erklärung der Inschriften jeden Augenblick in Ungewißheit kommen müsse, da man aus dem Anfange buchstaben nicht immer wissen kann, was der Schreiber bezeichnen wollte. Wahrscheinlich hatten die Priester Tabellen, aus denen sie die verschiedenen Bedeutungen eines Zeichens ersahen; diese herzustellen, wäre die erste Aufgabe — aber wie? Horapollon's Werk reicht nicht aus, und andere Hülfsmittel fehlen, wenn man vielleicht das Werkchen des Ebn Wahchiyyeh über die alten Alphabete und Hieroglyphen (v. Hr. v. Hammer ins Englische übersetzt. London 1806. 4.) ausnimmt, in welchem Hr. Klaproth mit Goulianoff's Ansicht ganz übereinstimmende Notizen findet.

Es scheint uns nicht unpassend, mit der Anzeige zweyer Werke zu schließen, welche mit dem oben besprochenen Gegenstand in der engsten Verbindung stehen. Von Champollion d. j. großem Werke: *Précis du système hieroglyphique des anciens Egyptiens* ist eben die zweyte Ausg. (Paris, 1828, 2 Vol. 8. mit Kupferpl.) erschienen, der eine Reihe Erörterungen von Letronne u. A. angehängt sind, welche die Resultate der Forschungen des Hrn. Champollion prüfen und erläutern. Das zweyte Werk sind die „*Monumens Egyptiens du Musée Britannique et quelques autres qui se trouvent en Angleterre, expliqués d' après le système phonétique, par Yorke et Col. Leake. Londres 1827. 8.*“ Ueber das letztere Werk wird Ref. vielleicht in diesem Blatte Bericht erstatten.

A.

Digitized by Google

Nº. 44.

Literatur-Blatt.

Freytag, den 30. Mai 1828.

Geschichte.

1) Histoire des expeditions maritimes des Normands et de leur établissement en France au dixième siècle par Depping. Paris, Ponthieu et Sautelet, 1826. 2 Vol.

So erfreulich es für den deutschen Nationalstolz seyn mag, wenn bey den Völkern, die vordem gänzlich über uns hinweg sahen, nun unsere Literatur zu blühen und zu gedeihen anfängt, so ist es doch für den Freund ächter Wissenschaft und Kunst ein noch größeres Vergnügen, von einer Nation, der eben ihr Mangel an eigentlich tiefer Forschung zum beständigen Vorwurf gereichte, ein Werk zu erhalten, wie das, welches wir eben vorlegen. Den Zusammenhang des Nordens mit unserem Vaterlande, besonders aber seiner Literatur, seiner poetischen Traditionen mit den unsrigen, wird wohl jetzt kein Kundiger läugnen, und eben daher ist auch zu erklären, wie die gegenwärtige Geschichte der Normannen ein so ganz deutsches Gepräge trägt, wenn gleich die Sprache Frankreichs in ziemlicher Reinheit und Anmuth darin auftritt. Das farbenreiche Spiel der romantischen und poetischen Elemente aber, die kräftige Bewegung in der Erzählung, die strenge Ordnung und das gründliche Urtheil hat, wie der Name des Verf. etwas deutsches. Daß er wenigstens deutsch gebildet ist, zeigt auch die Benutzung vieler deutschen Schriften, die, nächst den dänischen und schwedischen, die einzigen der neueren Zeit waren, die zu Behandlung der normannischen Geschichte bedeutendere Beyträge liefern konnten.

Der Verf. stellt in den normannischen See- und Raubfahrten den ganzen Reichthum eines poetischen Heidenlebens, wie es nur nördliche Völker aufzuweisen haben, er verbirgt nicht die phantasiereichen Züge in dem Charakter der scandinavischen Völker, sondern braucht sie, wie der Geschichtschreiber soll, ohne Anekdoten zu erzählen, als die Punkte, von denen aus ein helles, heiteres Licht auf die ganze Geschichte des Volkes fällt und belebt damit seine Erzählung. Nicht minder ist seine Quellenkenntniß reich und genau, wenn auch seine Kritik derselben nicht überall ganz streng richtig zu nennen, sondern oft etwas leicht und oberflächlich ist.

Gleich mit dem Beginne des Buchs gibt der Verf. Rechenschaft über die Quellen, die seiner Erzählung zu Grunde liegen. Er theilt dieselben richtig in die geschriebnen und ungeschriebnen, das heißt im Norden, die sogenannten Saga's und die Runen ein. Diesen letzteren aber will er wenig historisches Gewicht einräumen, so wie er von den Saga's die, welche er die romanhaften nennt, an geschichtlicher Glaubwürdigkeit hinter die mythischen stellt, weil da die Einbildungskraft entweder ganz eigne Gestalten bildet, oder die historischen Züge wenigstens bis zur Unkenntlichkeit verändert. Hier aber müssen wir unserm Verfasser denn doch den Vorwurf machen, daß der Grund, den er für die mehr historische Haltung nordischer Poesien und für die imaginäre Gestaltung südlicher Gedichte in den Verhältnissen findet, zu äußerlich ist. Er glaubt nämlich, daß die gänzliche Besitznahme von der Gelehrsamkeit durch die Klöster in südlichen Landen, den Laven nur die Poesie übrig gelassen habe, die scandinavischen Scalden aber, als Familiendichter, ihre Poesie nur an die Geschichte lehnen mußten. Vielmehr scheint der Grund dieser Erscheinung tiefer als in den geschichtlichen Verhältnissen zu liegen, die doch selbst nur das Aeußere eines Innern sind, und durch klimatische und andere Ursachen bestimmt werden. Nicht minder leicht beurtheilt er eine Behauptung des Snorro Sturleson S. 19 seiner Einleitung.

Er führt sofort die wichtigsten Geschichtschreiber des scandinavischen Norden, die historischen Sammlungen, die neueren Werke mit kurzer Kritik der Reihe nach auf, und geht dann zur Geschichte selbst über.

Hier werden nun die Ursachen der vielfachen Auswanderungen des Norden, wie sie verschieden angegeben werden, theils bestätigt und weiter begründet, theils modificirt und widerlegt, die Gesetze und Einrichtungen des Seeräuberstaats, die Bauart ihrer Schiffe, die Art und der Schauplatz ihrer Unternehmungen deutlich und meist mit großer Sicherheit nach den Quellen vor Augen

Digitized by Google

gestellt. Dann werden ihre Raubzüge erzählt, die immer weiter sich ausdehnen, und allmählich in den Annalen der deutschen, fränkischen und englischen Geschichte Raum gewinnen; der Einfall der Sachsen in England, der Scandinavier in Deutschland und Frankreich. Dies sind die Grundzüge ihrer Geschichte. Von Karl dem Großen zurückgeschlagen, kehrten sie unter seinen Nachfolgern zurück, zwangen diese durch ihren hartnäckigen Heidenmuth unter dem großen Krieger Hasting den Frieden zu erkaufen, belagerten am Ende gar Paris und eroberten das Herzogthum, das nach ihnen die Normandie genannt ward. Rollo, der romantische Held, war der Eroberer und erste Herzog. Island war durch neue Auswanderungen der erste Mittelpunkt ihrer Züge gewesen, als Seeräuberrepublik, Normandie wurde der zweyte, einen dritten bildeten der tapfere Robert Guiscard und Tancred in Unteritalien, und endlich wurde selbst England von Wilhelm von der Normandie erobert. So war denn der Seeräuberstaat auf Island eines der bedeutendsten Glieder in der Geschichte Europas geworden.

Und diese Bedeutung, dieses schnelle und kräftige Fortschreiten in seiner natürlichen Entwickelung vor uns entstehen und sich bilden zu lassen, war die Aufgabe unseres Geschichtschreibers, die er aufs wünschenswertheste gelöst hat. Gerade das, was an der Geschichte einzelner, weit sich ausdehnender und fast geheimnißvoll wirkender historischer Erscheinungen das Schwerste ist, bildet den gelungensten Theil von dem Werke unseres Verfassers. Die kleinen und doch so kräftigen und lebensreichen Triebfedern, die das laut und mächtig rollende Rad umtrieben, und die in dem Innersten jedes Scandinaviers aufs festeste mit der poetischen Anhänglichkeit an die durch Tradition überkommenen Sagen, Sitten, Begebenheiten und Gesetze seiner Könige und Helden zusammenhängen, treten vor unser Auge in ihrem organischen Zusammenhang, und es entsteht vor uns mit dramatischer Nothwendigkeit das, was unser blos empirischer Blick in die Geschichte als Resultat unbekannter oder im höchsten Falle blos äußerlicher Ursachen uns darstellt. Von dieser Seite aus hätte auch der Verfasser die romanhaften Sagas der Normanen gebrauchen können, da das romantische Leben, das in ihnen weht, nicht minder auch jeden einzelnen jener kühnen Helden und Krieger entweder in den Sammlungen vaterländischer Erinnerungen aus den Tönen der Scalden ansprach, ergriff und nach sich bildete, oder, was natürlicher und wahrscheinlicher ist, schon vorher seinem Gemüthe ganz eigenthümlich war. In diesem Volke, in dieser historischen Erscheinung tritt die Poesie zusammen mit der Geschichte, und beyde machten erst das Ganze aus, wie es vor uns steht. Darum ist der Forscher, der mit unpoetischer Seele, mit blos empirischer Kritik dieselbe betrachtet, so einseitig als der rein idealische Dichter, dem das geschichtliche Element gleichgültig und nur das Geistige von Bedeutung ist. Unser Verfasser wußte diese Elemente nicht nur zu sondern und einzeln heraus zu heben, sondern auch wieder in seiner Darstellung so zusammen zu flechten, daß diese ein concretes Nachbild der vergangnen Thaten und ihrer Motive wird. — Wir können den Wunsch nicht bergen, daß ein Werk wie dieses unserm Vaterlande zu eigen gemacht werde, und daß die Akademie zu Paris noch öfter Anlaß habe, Werke dieser Art mit ihrem Preise zu krönen.

2) Histoire de Bretagne; par M. Daru. Paris. Firmin Didot 1826. 3 Vol.

Man hat schon viel darüber hin und her gesprochen, was denn eigentlich die Geschichtschreibung in unsern Zeiten sey, ob eine Kunst oder eine Wissenschaft; und da sie offenbar keines von beyden einzeln ist, so hat man geglaubt, sie zu beyden rechnen zu dürfen. Auf den Grund dieser Ueberzeugung hin wurden sofort unsern Nachbarn, den Franzosen, über die Unwissenschaftlichkeit ihrer Geschichtschreiber hart zugesetzt, und noch in neuester Zeit das, worauf sie am stolzesten waren, von uns kurz weg in das Gebiet anmuthiger und geschmackvoller Geschichtserzählung verwiesen; dies muß den ehrgeizigen Franzosen wehe gethan haben, denn sie arbeiten sich zu einer Art von Historiographie heran, die freylich Gründlichkeit und Richtigkeit wünschenswerth unterstützt, der geschriebnen Geschichte aber bald alles nehmen wird, was ihr etwa noch auf den Namen der Kunst einigen Anspruch geben könnte. Eine Geschichte dieser Art liefert hier der berühmte Daru, und zwar die Geschichte eines Volkes, das von unbedeutenden Kleinigkeiten, wie sie kaum noch aufgezeichnet sind, oft in eine andere Lage gebracht wurde, die Geschichte eines Landes, an dem so vieles durch die Zahl von Einwanderungen von außen der umgestaltet und unsicher gemacht worden, eines Landes, das schwerlich schon früher, als durch Karl den Großen von fränkischen Königen erobert, dennoch nachher rechtlich von den Herrschern Frankreichs in Anspruch genommen wurde. In dieser Geschichte also, wenn in irgend einer, war Genauigkeit und scharfe Bestimmung bis ins Einzelne nöthig. Gleich von diesem Punkte aus aber müssen wir dem Verfasser den Vorwurf machen, daß er sich weniger, als billig, angelegen seyn ließ, den Charakter und die Sitten des Volkes, das er behandelte, seine Religion und seine alten Traditionen etwas weitläufiger und nicht blos mit einigen Worten darzulegen. Denn hieraus wird wohl der Geschichtsforscher die meisten wissenschaftlichen Resultate ziehen können, und es wird das reiche, farbige Gemüths- und Geistesleben eines so thätigen, beweglichen Volkes, wie das von Bretagne, gewiß von größerer Wichtigkeit seyn, als weitläufige Erörterungen über den Namen eines

Digitized by Google

Königs oder eines seiner Verwandten. Die Romantik, die uns die alten Geschichtsurkunden des Landes geben, wird von dem Verfasser zu nichts brauchbar gefunden, als etwa einer historisch unsichern Thatsache eine schlechte Stütze zu geben, statt daß durch das Licht, das sie auf den Volkscharakter wirft, uns mancher Zug der Geschichte lebendiger und begreiflicher wird.

Schön und richtig gibt er den Standpunkt für die Beurtheilung des Rechte eines großen Staates an, der einen kleineren verschlingt, wenn er (Seite 5) sagt:

„.... il ne faut pas se tenir immobile au point, qui est devenu le centre de la monarchie .... il faut se transporter par la pensée dans les provinces envahies, se faire concitoyen des peuples vaincus, pour voir ce que la résistance leur a coûté d'efforts et la réunion de sacrifices.“

Von da an folgt er ziemlich kritisch den Nachrichten der Quellen, durch die Zeit der römischen Occupation, der Einwanderungen aus Britannien, der Kriege mit den Barbaren bis auf die Befreyung des Landes von römischer Herrschaft. Ueber die Art, wie das Christenthum schon im dritten Jahrhundert im Lande verbreitet wurde, schweigt er. Von nun an beginnt mit einem gewissen Conan Meriadec, dessen historisches Daseyn der Verf. trotz aller Mühe nur wahrscheinlich zu machen weiß, die Reihe von Königen, die er, ohne Unterbrechung fortzuführen sich alle Mühe gibt. Er läßt sich sodann weitläufig in den ziemlich unfruchtbaren Streit über das Recht der französischen Krone auf die Bretagne ein, und thut deutlich dar, daß die Eroberung Chlodwigs eben nicht so viel zu bedeuten hatte. Nur sind seine Beweggründe zum Theil sehr unhaltbar, denn wenn er z. B. dem Gregoire von Tours es als Widerspruch anrechnet, daß er Bretagne ein Königreich, die, welche es beherrschten, aber fränkische Grafen genannt hatte, so scheint er zu übersehen, daß die Grafenwürde im fünften Jahrhundert nichts weiter war, als das Wort für den Beherrscher eines größern Landstrichs unter Oberherrschaft des Königs, und es konnte Bretagne demungeachtet die Größe und die Rechte eines mediatisirten Königreichs haben. Dies Beyspiel mag genügen, obgleich es der Verf. uns nicht schwer machen würde, mehrere allein im Anhang seines ersten Buches auszuheben. Es folgt von jetzt an die Theilung des Landes in Grafschaften nach Karl des Großen Eroberung, die Empörungen unter seinen Nachfolgern, neue Unabhängigkeit, endlich aber eine zweyte Unterwerfung und Theilung. So ist diese Geschichte mit einem bis zum Ueberdruß einförmigen Wechsel im Grunde nichts, als eine Reihe von Namen. Bald begannen die Krieger-Ansiedelungen der Normannen und die Bretagne wurde zum abhängigen Herzogthum erhoben, die Streitigkeiten mit England entstanden über das Land, aber es blieb vor der Hand noch bey Frankreich bis in die Mitte des zwölften Jahrhunderts. Hier zeigt unser Verf. einen großen Fleiß in der Benützung der Quellen, wird aber bald zu weitläufig, bald zu wenig ausführlich. Eben so führt der Verfasser die Geschichte der Bretagne durch die Periode der französischen Herzoge, mit ihren Streitigkeiten, Kriegen, Ermordungen und Intrigiren hindurch, worauf die Kriege der Armagnac's, der Engländer in Frankreich und des burgundischen Hauses mit der Krone folgen. Von da reicht die Geschichte durch die stürmischen Regierungen mehrerer Ludwige, Franz I. und andrer herab bis gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts, bis zum Anfang der Revolution, von wo an, wenn auch der Charakter des Landes noch gegen den der südlichen Franzosen absticht, doch die Verschmelzung so groß ist, daß noch weit weniger als in den früheren Epochen von einer getrennten Geschichte der Bretagne die Rede seyn kann. Aber auch von der ersten Zeit an ist das vorliegende Werk mehr eine Geschichte Frankreichs, dessen Uebergewalt das Volk am Ende mit sich verbindet, seiner Kriege mit England, wo die Bretagne zum Theil der Zankapfel war, seiner Streitigkeiten mit Burgund, in denen die bretagnischen Herzoge ein bedeutendes Gewicht bald auf dieser, bald auf jener Seite gaben, oder auch eine Geschichte der Feudalherrschaft im Ganzen, die sich in den wichtigsten Resultaten in allen Ländern gleicht, als die des besondern Landes, das sie zum Gegenstand hat. Lehrreich und reichhaltig sind noch die als Anhang gegebnen Aufsätze des Verf., über die Streitigkeiten der Herzoge der Bretagne mit der Geistlichkeit im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert, über den Streit über Frankreichs Recht an das Land, unter Heinrich IV., über das Abgabensystem und die Stände der Bretagne. Der Schluß des dritten Bandes, der unter anderem auch die Literatur der Bretagne behandelt, ist ein armseliges Namenregister.

So wenig wir nun auch mit der sogenannten Wissenschaft der Geschichtschreibung, wie sie in diesem Werke sich äußert, sehr zufrieden seyn können, so unstreitig darin eine hypertrritische Mikrologie nicht selten gleich neben der leichtsinnigsten Unkritik zu finden ist, so gewiß wir den geschwind und flüchtig lesenden, combinirenden und urtheilenden Franzosen vor uns haben, müßten wir doch unbillig seyn, wenn wir nicht den Fleiß und die Geduld eines Geschichtforschers rühmten, der seiner Nation nicht wenig Ehre macht. Viele Fehler im Einzelnen verzeiht auch der Leser der schönen, leichten, fern von allem Bombast und aller mageren Dürre gehaltenen Sprache, die einen so trocknen Gegenstand, wie die verwickelte Geschichte eines kleinen Landes, immer noch sehr angenehm macht.

Digitized by Google

Reiseliteratur.

Bilder aus dem Schwarzwald. Von Friedrich Ludwig Bährlen. Stuttgart. Löfflund und Sohn. 1828. 342 S. 8.

„Das Warum dieses Buchs ist mancherley;
Es wollt' geschrieben seyn — ein tüchtger Grund:
Nennt es methodische Rückerinnerung;
Zweymal gelebt ist doppelter Genuß.
Dem Pilgrima soll es Reiselust erwecken.
Den Leichtbeweglichen in diese Berge,
Ins Tannendunkel dieser Wälder rufen.
Geselligkeit und modisch flüchtig Wesen,
Des Anstands Schuldbelegen hat man näher:
Hier mag der Pilger wieder einmal schaun
Des Menschen Ringen mit der Mutter Erde."

Mit diesen aus dem Prologe des Büchleins entlehnten einfach-triftigen Gründen empfiehlt sich dasselbe zu einer Jahrszeit, die aufs Land und in die Berge lockt. Wer es mit seinen schlichten, streng lokalen Schilderungen, die den eingestreuten Begebenheiten und Betrachtungen einen eigenen Reiz verleihen, gelesen hat, fühlt gewiß eine Sehnsucht nach dem großartigen Urgebirge, dessen hohe Tannenberge, enge Thäler und grüne Wiesengründe mit hellen Bächen, dessen Dörfer, Klöster und Ruinen, dessen stämmige und flinge Bewohner er ohne Uebertreiben, wie sie sind, aus diesen mit Leichtigkeit, Witz und Wärme zugleich geschriebenen Blättern kennen lernt. Und wer den Schwarzwald nicht in der Nähe hat, und das Buch nur wie eine Reisebeschreibung oder ein topographisches Gemälde liest, greift doch vielleicht nach seiner Beendigung aufgeregt zum Stabe und die Wanderluft trägt ihm ähnlichen Scenen und Menschen entgegen in seinen Harz, seine sächsische Schweiz, seinen Thüringer- oder Odenwald.

Das Buch ist ein unentbehrliches Complement von Schreibers Reisehandbuch des Schwarzwalds, denn wie dieses sich vorzugsweise mit dem badischen Antheile des Gebirges beschäftigt, so zieht Herr Bährlen, schon durch die Richtung seiner Wanderungen veranlaßt, den dort auf der Seite gebliebenen würtembergischen Theil der Waldkette zunächst in seine Beschreibung, und in dieser Hinsicht schließt sich für sein Vaterland das Buch an die Reisehandbücher an, die sein Landsmann und Mitdichter über die schwäbische Alp und den Bodensee herausgegeben hat. Inzwischen ist auch der badische Theil vollständig mit in das Buch aufgenommen.

Der Reisende führt uns in drey 1822, 1824 und 1825 unternommene Lustreisen, zuerst von Stuttgart über Calw, Teinach, Zavelstein und auf dem Rückweg über Hirschau, Weil, Leonberg und das Lustschloß Solitude (S. 1—86); das andere Mal über Böblingen, Herrenberg, Nagold, Dornstetten, Freudenstadt ins Murgthal nach Baden, und über Karlsruhe zurück (S. 87—201); ein drittes Mal endlich über Sindelfingen, Wildberg den Katzenkopf (eine der höchsten Kuppeln des Gebirgs), den sagenreichen Mummelsee, Renchen nach Straßburg, zurück über Gengenbach, das idyllische Schappacherthal, das Bad Rippoldsau und Freudenstadt.

Der Raum erlaubt uns nicht, ins Einzelne des Buches einzugehen, doch machen wir die Leser im Voraus aufmerksam auf die erste Schilderung beym Eintritt in den Schwarzwald (S. 27 f.), und auf das durch eine treffliche Staffage belebte Gemälde vom Teinacher Bade (S. 35—61); bey den Ruinen von Hirschau hätten wir auch etwas Geschichte gewünscht, die jedoch nicht des Verf. starke Seite zu seyn scheint; doch weilt sein Auge zu Weil der Stadt mit Rührung auf Keppler und Brentius, und er vergißt auch den Schedelschen Gall nicht; denn dieses Kleeblatt berühmter Männer ist hier geboren. Das Murgthal wird Stromabwärts gezeichnet (S. 108 ff.), was für die landschaftliche Schilderung viel günstiger ist, als die sonst treffliche Beschreibung Schreibers, der von Baden aus genöthigt war, dasselbe bergan durchzugehen, und daher zuletzt an die öderen Partieen des unten so himmlischen Thales gelangt, wo dann seine Feder demselben Reize zu verleihen bemüht ist, die der Wanderer in der Wirklichkeit vergebens sucht. Die Schilderungen von Schwarzenberg (S. 118 ff.), dem Wasserfalle der Rauhmünzach (S. 131—153), vom Dorfe Forbach und der Ruine Ebersteinburg zeichnen sich in Bührlens Thalbeschreibung aus. Baden-Baden wird nur flüchtig betrachtet; mit Recht wollte der Verf. nach Schreibers erschöpfenden Notizen nicht durch Wiederholungen ermüden. Die dritte Reise belebt eine, jedoch nicht vom Verfasser erlebte Räubergeschichte (S. 226 ff.); vom Mummelsee und wilden See erwartete Ref. mehreres, als der Verfasser wahrscheinlich geben konnte. Aber geistvoll ist die Bemerkung über das Wunderbare der Volksmythen. S. 275 f. Sehr natürlich und schön sind die Betrachtungen bey der Fernsicht vom Katzenkopf. S. 253 f. Die Beschreibung des Straßburger Münster und der Stadt ist eine Zugabe, die der Leser, mit dem Verfasser in die Ebne herabgestiegen, sich gerne gefallen läßt.

Digitized by Google

No. 45.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 3. Juni 1828.

Dramatische Dichtkunst.

Der heimliche Maluff, Drama von Ludw. Bauer. Stuttgart bey Franch 1828.

Wie wir beym Rückblick in die älteste Geschichte der dramatischen Poesie das Drama sich herausbilden sehen aus der fabelhaften Sagenwelt der Völker, so finden wir hier mit Ueberraschung in einer Zeit, welcher mythische Thätigkeit durchaus fremd ist, ein Drama auf einen Factum gebaut oder vielmehr geschöpft aus einer Fabelwelt, die, trotz dem, daß sie recht ähnlich die Gestalt der alten Sage trägt, doch nur der freyen Jünglingsphantasie ihr Daseyn verdankt. Und wie wir jene dramatischen Gebilde alter Zeit im Heraustreten aus der Mythenwelt freyer von ihr und in sich selbstständig werden sehen, so hat sich auch die sagenhafte Dichtung in dem vorliegenden Drama in dem Maß verkörpert und die Gestalt der Wirklichkeit angezogen, daß es nur noch in seiner Umgebung jenen Bildercreis voraussetzt, womit uns das anspruchslose Vorwort bekannt macht, und nur in seinen äußersten Zügen und Regungen einen Hauch des Wunderbaren an sich trägt, der seinen fabelhaften Ursprung verräth. Die einzige Wunderbegebenheit, die eigentlich dem Stücke selbst noch angehört, ist im Beginn desselben nicht vorgestellt, sondern in ihren letzten Bewegungen und Wirkungen blos fühlbar gemacht, und auch als das letzte leise Band zu betrachten, woran das sich lösende Kunstgebilde noch mit dem Sagenschoße zusammenhängt. Denn die Handlungen, die das Drama selbst vergegenwärtigt, sind unter sich bedingt; die Personen, wenn auch von ungewöhnlicher Gestalt, haben innere Wahrheit. Der Held des Stücks, der heimliche Maluff, König eines Bergvolks auf der Insel, welche die große Scene des Ganzen ist, bestrebt sich, weil er eine geringe Meynung von seinem Sohne hegt, um dessen einstiger Sicherheit willen alle Macht auf der Insel zu brechen, besonders die der Felsenstadt Orplid, die an Glanz, Bildung und Gebiet alle übrigen Inselbewohner übertrifft. Mit der wunderbaren Vereitelung eines seiner hinterlistigen Angriffe beginnt der erste Aufzug, zeigt ihn aber zugleich unabgeschreckt, wie er zu neuen Ränken sich bereitet. Er beredet einen alten, ihm äußerlich ähnlichen Freund, eine Zeit lang, ohne Wissen des Volks, seine Stelle als König zu vertreten, was darum ausführbar ist, weil Maluff sich selten, und immer in der Rüstung, zu zeigen gewohnt war, und worein der Freund deshalb willigt, weil der Heimliche ihm vorspiegelt, er wolle durch des Freundes Beyspiel in der Regierung sich belehren lassen, während er in Wahrheit entschlossen ist, in Verkleidung umherziehend Orplids Feinde aufzuhetzen. Dies letztere thut Maluff zum Theil vor unsern Augen im Verlauf des zweyten Aktes, in welchem wir zugleich seinen, von ihm verkannten Sohn Quiddro kennen lernen. Wir sehen den Jüngling, der, auf dem Heimwege von jenem unausgeführten Angriff auf Orplid verirrt, von einem Fischermädchen gefunden, in den Hütten des Fischervolkes weilt, schnell aus dem tiefsinnigen Traum der Liebe heraus treten, um von den Fischern, welche Ulmon, der König von Orplid, jenes Angriffes zeiht und hart bedroht, wie auch von seinem Vater und Vaterlande die Gefahr dadurch abzuwenden, daß er sich freywillig an Orplid ausliefert und für den einzig Schuldigen ausgibt, der in jener Nacht den König von Orplid und sein Geschlecht habe ermorden wollen. Im dritten Akt, der als erster Anstoß zur Katastrophe des Ganzen betrachtet werden kann, ist Maluff, in seiner Verkleidung als Spielmann, bey dem König von Orplid selbst mit dem letzten Zuge zur Schürzung des Knotens beschäftigt, worein er denselben verstricken will, als die Hand des Schicksals dazwischen greift und durch die Art der Erscheinung seines Sohnes Quiddro vor Ulmon, den Vater (Maluff) doppelt überrascht, einmal, so fern Quiddro, der freywillige Gefangene, ihm die Furcht erregt, er werde seine Plane verrathen, mehr aber noch, sofern derselbe durch den Heldenmuth, womit er auf sich allein, mit ausdrücklicher Freysprechung des Vaters, allen Grimm des Königs zu lenken sucht, jene Furcht Maluffs löst, und in unerwarteter Größe vor ihm steht. Zugleich wird Maluff hiedurch genöthigt, seiner schlauen Rolle eine neue Wendung zu geben, wobey wir ihn in seiner

Digitized by Google

ganzen Kühnheit und Besonnenheit und auf dem Gipfel seiner Verstellungskunst erblicken. Seine Sicherheit hierin geht so weit, daß er dem väterlichen Entzücken über die plötzlich erschienene Heldenkraft Quiddro's den freysten Lauf läßt, mit lautem Preise ihn seinen Sohn nennt, und dennoch gleich darauf mit künstlicher Benützung eben dieses Ergusses, wie seiner eigenen gegenwärtigen Empfindung überhaupt, mit Gewinnung des Gefühles der Königin, und mit Ueberraschung des Königs, diesem durch die feinste Darstellung glaublich macht, weder sey er Maluff, noch jener Jüngling Quiddro, sondern sein (des Spielmanns, für den er sich ausgibt) von den Fischern zu einer listigen Maske und zu wahnsinniger Selbstaufopferung verführter Sohn; wodurch er bewirkt, daß Quiddro vom Tode befreyt, nur für einige Zeit, gemeinschaftlich mit ihm, in gefängliche Verfahrung gethan wird, während zugleich die nun geschärfte Erbitterung des Königs gegen das Fischervolk feindselige Ausbrüche noch unvermeidlicher macht. Zum neuen Beweis der Verstellungskunst Maluff's erkennt der Sohn selbst im Gefängniß den Vater nicht. Aus lezterem werden aber beyde durch die Feile Maluff's und durch das liebende Fischermädchen Harmilla gerettet. — Im vierten Aufzug wird das eiserne Kriegsnetz, das Maluff für Orplid gesponnen hat, in der Nacht enger gezogen, um mit dem Tage zusammenzuschlagen. Der Spielmann erscheint wieder, zuerst im nächtlichen Hinterhalt der Hynnus, eines wilden Nomadenvolks, das er aufgestiftet hat, Orplid anzufallen; dann im Lager seines eigenen Volks, um seinen Stellvertreter unerkannt und — vergeblich zu warnen, daß er morgen nicht persönlich kämpfe; dann im Lager der Fischer, um ihren Anführer, seinen Sohn Quiddro, von der Seite seiner, als Knappe, verkleideten Harmilla zu rufen, und ihm die Heere zu nennen, die hier, ohne von einander zu wissen, gegen Orplid in Waffen liegen, welches selbst auch ausgerückt ist, doch in der Meynung, blos die Fischer zu bekriegen. Endlich, als der verhängnißvolle Tag gekommen, die Schlacht losgebrochen und in ihren Hauptschlägen uns kräftig vergegenwärtigt worden, hören wir, daß jenerselbe Spielmann mit einem unscheinbaren Häuflein einfallend ihr den Ausschlag gegeben hat. Dieser lebhafte Akt ist die Katastrophe des Dramas. Das Schicksal hat Maluffs Thätigkeit gekrönt; aber indem es ihn durch die Niederlage Orplids auf den erwünschten Höhenpunkt gestellt hat, stürzt es ihn zu gleicher Zeit hinunter durch den allzutheuren Preis dieses Sieges. Delfzany, der Freund und Stellvertreter Maluff's, von Orplid's König für diesen selbst gehalten, in der Schlacht gefordert und niedergekämpft, wird von Quiddro und von seinem eigenen Sohn Delfzany gefunden, und entdeckt ihnen sterbend Maluff's Betrug. Der feurige Delfzany stürzt vor das Heer, verklagt Maluff, um seines Vaters Tod, und wegen der Erniedrigung, daß er als verkleideter Meuter umher gezogen, und bringt so das Schmetten-Volk gegen seinen König in Aufruhr. Mit diesem beginnt der fünfte Aufzug, da die Schmetten zuerst Brand in die Burg Maluff's legen wollen, dann von Delfzany geordnet den König darin suchen; wobey aber die eingewurzelte Scheu vor dem Heimlichen sie lächerlich durch einander sprengt, bis ein Bote, der den drohenden Aumarsch der Orplider meldet, den Feldherrn Delfzany nöthigt, sich den Feinden entgegenzuwenden. In diesem lezten Akt kommt nun auch das tragische Element des Drama's zu seinem höchsten Leben, und erscheint uns in der Person und Stimmung des Helden. Er hat sich hoch auf ein schauerliches Wetterhorn seines Gebirges zurück gezogen, um hier in einer finstern Felsenhöhle sich mit seiner Qual zu begraben. Daß er da, wo alle Berechnungen seiner Schlauheit zugetroffen sind, sich um das Gut verrechnet haben muß, welchem der edlere Theil seines Wesens angehört, daß der heimliche Maluff, Maluff den Freund um seinen Freund betrogen hat, das macht, daß er, der mit Mißtrauen gegen Andere angefangen, mit Mißtrauen gegen sich endigt, daß er sich gesteht, die ganze Rolle seines Lebens sey mißrathen, und daß ihm sein besseres Bewußtseyn mit erschütternder Selbstbestrafung in diese einsame Wildniß bannt. Aber sein Sohn, welcher, vom Zuge des Innern geleitet, ihm über die Felsen nachgeklettert ist, ruft ihn aus seiner Höhle heraus. Was er dem König sagt von Delfzany's Empörung, von Orplid's feindlichem Andrang, nennt dieser unbewegt die gerechte Vergeltung seines Trugs; doch als ihm jezt die Vorwürfe des Sohnes über diese Ruhe beym Untergang des Staates, den er herbeygeführt, und über die Vernichtung seiner Hoffnung, nicht des Vaters harte Thaten durch ein gutes Ende versöhnt, seinen Namen gereinigt und gesegnet zu sehn — als ihm diese Vorwürfe zugleich die Liebe und den Adel des Sohnes zu fühlen geben, da drängt sich auch aus seinem Herzen der Adel hervor, der bisher, zurückgedrückt von Unruhe, unter seiner harten Art und seinem krummen Sinn verborgen gelegen, es tritt auch aus seinem Herzen die Liebe, die durch den verschuldeten Verlust des Freundes in Qual verwandelt war, als Wehmuth hervor, indem er den jezt erst ganz erkannten Sohn umarmt und an der warmen Brust des Sohnes sein Schmerz sich milder löst. Mit dieser Scene hat schon die innere Versöhnung unseres Dramas begonnen, und sie steht insofern jener Scene in Orplid, wo Maluff seinen Sohn zum ersten Mal unerwartet in seinen Spielkreis treten sah, sehr schön gegenüber. Der Held hat jezt seine eigene Haltung wieder gefunden, und wie er sich zum Handeln wendet, den Sohn entfernend, ist er wieder, sich selbst getreu, der alte heimliche Maluff. Als solcher erscheint er denn auch

Digitized by Google

im letzten tragischen Schlage der Handlung. Es ist dies die Schlacht zwischen Orplid's Heer und den Schmetten, die nach kurzer, edler Versöhnung Quiddro's und Delfzann's unter Anführung dieser Beyden beginnt. Delfzann wird von Orplid's König Ulmon erschlagen; als Quiddro diesen Tod des Freundes rächen will, tritt ein Gewappneter dazwischen, fordert Ulmon auf sich, als den Rächer des alten Delfzann, und gibt auch dieser Schlacht durch Tödtung des Königs Ulmon und Ueberraschung und Fesselung des Orplid'schen Waffenmeisters Görth, den Ausschlag. Dann öffnet sich die großartige Schlußscene. Unten an Maluff's Burg zieht das siegreiche Schmettenheer herauf, voran die Leiche Delfzann's, hinter ihr Görth in Fesseln, Quiddro führt Harmilla, die er den Feinden entrissen, an seiner Hand; oben aber erscheint der Gewappnete, dem das Volk den Sieg verdankt, und wird, als er sein Haupt entblößt, für den König erkannt, dem sie nach dem Leben getrachtet, und der ihnen geholfen. Sie rufen ihm Heil zu mit Bitten, daß er verzeihe. Maluff nimmt dies, als sein Urtheil vom Volk an, eh' er von ihm scheide. Sein letzter Wille ist, daß man nie seine argen Thaten beschönige, nur dies ihrem Andenken beyfüge, daß er zuletzt sein Vaterland errettet, seine Fehler bekannt, und die Krone niedergelegt. So versöhnt er sich mit dem Volk, ernennt seinen Sohn zum König, stiftet Frieden mit Orplid, verbindet Harmilla mit Quiddro und läßt zuletzt vom Volke sich beschwören, daß keiner die Einsamkeit, in die er jetzt sich zurückziehe, stören wolle (von Zeit zu Zeit werde sein Sohn melden, ob er lebe); dann daß bey der Kunde von seinem Tode nirgends Trauer veranstaltet werde; sondern, wer wolle, im Stillen um ihn weinen, und endlich Niemand nach seiner Grabstätte frage. Nun spricht er den Abschiedsgruß und verschwindet hinter den Felsen, während ihm die Seinen ein wiederholtes lang nachhallendes Lebewohl nachrufen.

Dies ist die Gestalt des Dramas, dessen reiches Leben hier freylich unter dem Messer des Epitomators leiden mußte. Ich hätte gewünscht, in diesem Auszuge den Rhythmus der Handlung bemerklicher machen zu können. Das Wunder zu Anfang, wo sich die Uferfelsen Orplid's dem Maluff entgegenstellen ist ein schweigendes Sombol, welches die Ueberdietung seiner Heimlichkeit durch die noch heimlichere Macht des Schicksals bezeichnet, und selbst schon verwirklicht; und der so angedeutete und begonnene Kampf steigert sich allmählig, bis er, nach lebhaftem Ausbruch, im letzten Akt dadurch tragisch wird, daß er auf die Seele des Helden jetzt diejenige Gewalt ausübt, von welcher er gleichsam aus sich selbst herausgeworfen wird, um tiefer und inniger in sich zurückzukehren. Eine Wendung, die sich uns doppelt schön veranschaulicht durch die Vermittlung des Sohnes und zweyten Helden, der hier, wie er beym Anheben der Handlung den Vater aus seiner Thätigkeit heraus in die Empfindung gerissen hat, jetzt ihn von der Empfindung zur Thätigkeit zurückführt. So gewinnt die Handlung, die noch durch ein komisches Element, welches in einzelnen Theilen eintritt, angenehm temperirt ist, immer mehr Leben und Ernst, und löst sich am Schluß befriedigend. Aber auch an dem mehr stehenden Theile des Dramas zeigt sich eine gewisse Mäßigung und Vollendung. Schon bey Vergleichung der vier Volksstämme der Insel, die ins Spiel kommen, fällt dies in die Augen.

(Beschluß folgt.)

Volksbildung.

Pestalozzische Blätter für Menschen- und Volksbildung, oder Beyträge zur Kenntniß Pestalozzis als Menschenbildners und zur Beförderung seiner Entwickelungs- und Unterrichtsweise. Von D. Johannes Niederer. Ersten Bandes erstes Heft. Aachen 1828. 96 S. 8.

Ein langjähriger Freund und der vertraute Gehülfe von Pestalozzi, bis zur Zeit wo Joseph Schmid die Freunde trennte und feindselig einander gegenüber stellte, hat Hr. Doctor Niederer die Biographie von Pestalozzi angekündigt, und es sind Materialien für dieselbe, welche er einstweilen in der mit den „Pestalozzischen Blättern“ eröffneten Zeitschrift niederlegt, die jedoch auch weiterhin bestimmt ist, ein Organ öffentlicher Besprechung über alles dasjenige zu werden, was der außerordentliche Mann im Erziehungs- und Unterrichtsfache geleistet hat, und was durch ihn, d. h. vom Standpunkt aus, auf den er die Menschenbildung gehoben, ferner geleistet werden muß.“ Es wird eine getreue Herstellung von Pestalozzi's Unternehmung beabsichtigt, denn, sagt Hr. Niederer: „Das Wesen von seiner Erziehungsunternehmung, seine Bildungsmethode, ist in unsern Augen nicht untergegangen, ja nicht im Geringsten erschüttert worden. Es steht dasselbe so fest wie vor 20 Jahren, obgleich es, wie damals, von Wenigen erkannt, und, weil Pestalozzi selbst es verkannte, von Vielen aufs Neue verworfen wird.

Erst noch angedeutet ist in dem vorliegenden Hefte eine Reihe von Artikeln oder Bruchstücken zur Charakteristik von Pestalozzi, woraus eine Stelle hier als Probe stehen mag:

„Pestalozzi's äußerer Lebenskreis ist auf einen sehr engen Raum beschränkt. Seine weiteste Bewegung war eine Reise von Zürich nach Leipzig, und selbst beym klei-

Digitized by Google

nen Umfange ſeines Vaterlandes beklagte er ſich oft, daß nicht einmal eine Reiſe in die Schweizeralpen zu machen in ſeinem Vermögen geweſen. Dafür mußte er durch eine faſt beyſpiellose Energie ſeine geiſtige Wirkſamkeit ins Unermeßliche auszudehnen, und die Schranken des Raums und der Zeit zu überwinden. Vulkanen ähnlich leuchtete er in die Ferne und erregte die Aufmerkſamkeit der Neugierigen, das Staunen der Bewunderer, den Forſchungsgeiſt der Beobachter und die Theilnahme der Menſchenfreunde mehrerer Erdtheile. Die Welt, zu der er nicht gelangen konnte, zog er an ſich. Sie kam zu ihm, und bevuade in allen Ländern, wo die Kultur Zugang fand, hat er, wenn nicht die Strahlen ſeines Geiſtes, doch den Ruhm ſeines Namens verbreitet. Der Charakter dieſes außerordentlichen Menſchen, den ich ſo nenne, weil er mehr noch Menſch als Mann war, und den Typus beyder Geſchlechter in unverkennbaren Zügen in ſich vereinigte, iſt ſchon aus dieſer Urſache nicht ſo einfach und ſchwerer zu faſſen, als man gewöhnlich glaubt, es ſey denn, man begreife das Einfache als jene Tiefe, die der Grund und Inbegriff des Mannichfaltigen zugleich iſt. Seine Handlungsweiſe war, weil er, obgleich mit ſtets Ideen, immer Neues und Anderes auf die mannichfaltigſte Weiſe, in einem weiten Umkreiſe und nach den entgegengeſetzteſten Richtungen verſuchte, ebenfalls höchſt ungleichförmig, und mußte im Allgemeinen als völlige Regelloſigkeit ins Auge fallen... Die Menge des an ihm Auffallenden allein ſchon kündigte ein Individuum an, in dem alle Saiten der menſchlichen Natur tönten oder geröhrt hatten. Harmlos und bingebend wie ein Kind; mild und gefällig, zartſinnig und gefühlvoll wie ein Weib; feſt und entſchloſſen wollend, wagend und durchſetzend wie ein Mann; immer wieder aufkürſend, ſich aufopfernd und hindernisse durchſchreitend wie ein Held; und das alles von den leiſeſten Regungen und Anklängen an, in den verſchiedenen Situationen des Lebens, alle Stufen bindurch bis zur erhabenſten Begeiſterung und Wonne des Entzückens; in ſeiner Schattenſeite aber auch die Schwächen und Fehler einer jeden derſelben in gleichem Grad zeigend, bis zum zerreiſſendſten Schmerz, zum tobendſten Ausbruch der heftigſten Leidenſchaft, das war Peſtalozzi verſinnlicht... Hiemit verband ſich Unguſt des Schickſals in ſeiner äußern Stellung und Lage. Was die Natur in reiner abgeſchloſſener Fülle in jedes menſchliche Lebensalter legt, was ſie jedem eigenthümlich zutheilt, genoß er vom Anfang bis zum Ende ſeines Lebens nur ſtückweiſe und zerriſſen. Als Kind ſchon fand er keinen feſten äußern Haltpunkt gemüthlicher Beruhigung, als Jüngling keine innere, geiſtige Befriedigung. Sein Treiben war deßwegen Ueberſpannung und ein immerwährendes Vertauſchen und Abwerfen eines Gegenſtandes an den andern, indem er keinem das Unendliche, wozu ihn ſeine Natur trieb, abzugewinnen vermochte. So gereth er dahin, die Befriedigung ſeiner ſelbſt in der Menge des Endlichen, die Genügheit ſeines Ziels im Unbeſtimmten und blos Geahneten zu ſuchen. Seine Lage als Mann war unnatürlich und ſein Streben daher gewaltſam. Die Befriedigung des ihn in dieſem Alter unwiderſtehlich beherrſchenden Triebs, mit ſeinen Anſichten und Kräften in das Volksleben, in die Geſellſchaft und die Regierung ſeines Kantons einzugreifen, zu welchem allem er ſowohl Geburts-, als bürgerliche und perſönliche Rechtstitel hatte, wurde ihm verſagt. Der zurückgedrängte und angeſchwollene Strom wühlte in ſeinem innern Grunde und ſuchte Ausflüſſe, wo er konnte und mochte. Allein innerlich weder geiſtig noch ſittlich, äußerlich weder bürgerlich noch geſellſchaftlich und in Beziehung auf beyde weder wiſſenſchaftlich noch künſtleriſch durchgebildet, vermochte er nicht, ſich ſelbſt zu faſſen, noch ſeinem Lauf nach Außen ein ſicheres Bett zu graben. So Ausgezeichnetes er überall hervorbrachte, es hatte keinen Stützpunkt, keinen Zuſammenhang in der Wirkſichkeit. Er verlor ſich in ſeiner eigenen Zerſtreuung, und in der ſeiner Zeit. Dieſes Mißgeſchick ging auf ſein Greifenalter über, und machte es unruhig und unnatürlich geſpannt. So hoch er ſich auch erhob und ſo jugendlich er ſich in ſich ſelbſt wiederherſtellte, die Mängel ſeiner frühern Altersſtufen konnten nicht mehr ergänzt werden, und es blieb ihm unmöglich, ihren Druck von ſich zu wälzen."

Weiterhin lieſert nun dies erſte Heft noch: aus der Zeit von Peſtalozzis Rückkunft von Stanz nach Burgdorf (1799) eine Denkſchrift „die Methode," als merkwürdige Entwickelung und Rechtfertigung ſeiner damaligen Erziehungsbemühungen, und vom Jahr 1801, aus einer unvollendet gebliebenen Schrift an mein Zeitalter (die ſich den „Nachforſchungen über den Gang der Natur in der Entwickelung des Menſchengeſchlechts" anreihen ſollte), ein Fragment über religiöſe Menſchenbildung, über Blicke auf Chriſtus und ſeine Lehre. Aus der ſpätern Zeit von 1807 iſt ein gemeinſam von Peſtalozzi und Niederer verfaßter und vermuthlich mehr dem letzteren angehöriger Aufſatz, im Drucke hier zum erſten Mal aber nur zur Hälfte noch gegeben; er führt die Aufſchrift: „Theorie der Menſchenbildung, ein Blick auf meine Erziehungswerke und Erziehungsverſuche." Ein Brief Peſtalozzi's an Wieland, worin er verdeutlichen will, was er unter Erziehung verſtehe, und ſein Brief an die helvetiſche Regierung über ſeine Lage in Burgdorf, beyde vom Jahr 1801, machen den Beſchluß.

Digitized by Google

N°. 46.

Literatur-Blatt.

Freytag, den 6. Juni 1828.

Aesthetik.

Wie viele Theorien und Geschichten der Kunst es auch schon gibt, und wie viel Treffliches sie enthalten, so haben sie dem Bedürfniß doch immer noch nicht vollkommen genügt, und noch immer gehört eine gute Aesthetik unter die frommen Wünsche. Der Grund, warum wir mit denen, die wir schon besitzen, niemals ganz zufrieden sind, scheint mir vorzüglich darin zu liegen, daß sie sämmtlich zu abstrakt und viel zu wenig auf die Einbildungskraft berechnet sind. Sie nähren allerdings den Verstand mit Regeln und Principien und füllen das Gedächtniß mit technischen und historischen Namen, aber sie geben kein Bild, keine Anschauung des Schönen, sie reden nicht zur Phantasie, und man kann ganze Bände von Kunstlehren und Kunstgeschichten durchlesen, ohne daß man von dem Schönen, wovon immer die Rede ist, irgend eine lebhafte Vorstellung erhielte. Und doch ist es gerade die Einbildungskraft, auf welche die Aesthetik wie die ausübende Kunst selbst wirken muß, wenn sie ihres Zweckes nicht verfehlen will. Was hilft uns das lange und breite, philosophische und technologische Gerede, wenn es nicht am Ende darauf hinausläuft, uns eine recht klare Vorstellung vom Schönen zu geben?

Die Geschichte der Aesthetik, wie sie in Deutschland ausgebildet worden, kann uns am deutlichsten beweisen, wo ihre Fehler und Mängel liegen.

Unsere Literatur der wissenschaftlichen Aesthetik begann mit artistischen Handbüchern, worin der Meister dem Schüler die mechanischen Kunstmittel lehrte. An der Spitze dieser Meister aber stand der ehrwürdige Albrecht Dürer, dessen „Unterweisung der Messung“ sich würdig an Vitruvs und Leonardo da Vincis Werke anreihen darf. Seitdem sind über jede Art von Kunst zahlreiche und mehr oder weniger treffliche Lehrbücher erschienen; aber so nothwendig dieselben sind, so kann man doch nicht sagen, daß sie allein eine Aesthetik begründen; und wenn beydes, das Artistische und rein Aesthetische so oft verwechselt wird, wenn Prahlerey mit technischer Kennerschaft so oft den mangelnden Geschmack hat ersetzen sollen, wenn man so oft von der Schönheit zu reden wähnte, indem man nur von Leinwand, Pinsel und Pigmenten sprach, so muß dies schlechterdings als ein Abweg der Aesthetik bezeichnet werden. Aus dem Meißel wird die Venus, aus dem Pinsel die Madonna, aus dem Gradus ad parnassum oder aus Hermanns Metrik werden Virgil und Pindar, aus Türks Generalbaß wird Mozart nicht erklärt. Nie muß man sich einbilden, die Kunstwerke seyen nur dazu da, damit der Kenner wieder rückwärts jeden Pinselstrich analysiren und zeigen könne, wie das Ding gemacht sey? Und doch gibt es noch jezt Aesthetiker genug, die nicht mehr verlangen, weil sie nicht mehr leisten können.

An die technischen Lehrbücher reihte sich eine zweyte Gattung von Kunstbüchern an, sobald das Studium der Alten überhand nahm. Dies waren die archäologischen Untersuchungen über die versteckte Bedeutung und Absicht der Kunstwerke, über das Kostüm, über Leben, Charakter und Verhältnisse der Künstler ꝛc. Auch solche Untersuchungen waren nothwendig und von großem historischen Werth, den Mangel der Aesthetik selbst aber haben auch sie nicht ersetzen können, und wenn sie so oft mit der wahren Aesthetik verwechselt worden sind, wenn die sogenannten Kenner so oft allen guten Geschmack unter prahlerischen Citaten begraben haben, so muß auch dies wieder als ein Abweg der Aesthetik bezeichnet werden. Man hat noch niemals das Schöne gezeigt, wenn man nur nachwies, wo der Künstler geboren war, wie er hieß, was für Tugenden und Laster er besaß, welcher Cardinal oder Herzog ihn besoldete, zu welcher Gelegenheit er sein Kunstwerk anfertigte, wie theuer es von diesem oder jenem Juden gekauft wurde, und was dergleichen mehr. Wenn aber die Archäologie nothwendig zu Hülfe gerufen werden muß, um uns dunkle und räthselhafte Darstellungen der Kunst zu erklären, so sieht doch jeder ein, daß in diesem Falle die Archäologie so wenig Aesthetik ist, als die Schönheit in jenem Räthselhaften besteht.

Eine dritte Gattung ästhetischer Lehrbücher begann mit dem Aufschwung der Philosophie im vorigen Jahrhundert. Man fing an die Künste zu klassificiren und in ein System zu bringen, und da in der ganzen vorkanti-

Digitized by Google

schen Periode die sogenannte Erfahrungsseelenlehre das Steckenpferd der deutschen Philosophie wurde, wozu unter andern auch vorzüglich das Beyspiel der Engländer mitwirkte, so sahen wir jene beliebten psychologischen Eintheilungen entstehen, die noch jezt im ästhetischen Gebiet allgemeine Geltung haben. Man unterschied in den Seelenkräften, wodurch wir das Schöne schaffen, Genie, Talent, Witz ꝛc., und in denen, durch welche wir das Schöne empfinden, Reizung, Erhebung, Rührung, Lachen, Schrecken ꝛc., und trug diese innern Wirkungen wieder als äußere Eigenschaften auf das Schöne über, und unterschied demzufolge das Reizende, Erhabne, Rührende, Lächerliche, Schreckliche, Sentimentale, Naive, die Grazie und Würde ꝛc. Es ist wahr, diese Unterscheidungen sind richtig und nothwendig, aber sie erschöpfen die Aesthetik noch nicht, sie beantworten noch bey weitem nicht alle ästhetischen Fragen. Es sind Begriffe des Verstandes, Abstraktionen, bey denen uns gerade das, was in der Aesthetik das wichtigste ist, die bestimmte Vorstellung einer besondern Schönheit verschwindet. Man denkt, aber man sieht und fühlt nicht, weil die Phantasie mit solchen Abstraktionen nichts anzufangen weiß. Man erhält nur leere Namen und Schaalen, in welche das Schöne gefaßt werden soll, aber dieses selber fehlt. Wenige ärmliche Beyspiele fahren wie Gespenster durch das dürre logische Gebäude, und erinnern unsre Phantasie mehr an das, was ihr fehlt, als was sie gewinnt.

Auf diese psychologischen Lehrbücher folgten sodann seit etwa vierzig Jahren die rein metaphysischen. Mit der Physik, Logik und Ethik wurde auch die Aesthetik, mit dem Wahren und Guten auch das Schöne in die großen philosophischen Systeme einregistrirt, und so wurde die Aesthetik aus einer selbstständigen Wissenschaft ein Filial der großen philosophischen Kirche, ein Seitenflügel des philosophischen Gebäudes. Wer möchte zweifeln, daß der Philosophie unbedingt und nothwendig das Recht zusteht, wie alles, so auch das Schöne in den Kreis ihrer universellen Betrachtungsweise zu ziehen. Wenn man aber bedenkt, daß die Philosophie auch bey der Betrachtung des Schönen lediglich auf Wahrheit ausgeht, so muß man eingestehn, daß dieser Zweck nicht der ist, den die Aesthetik für sich verfolgen kann; und so wie es neben der Naturphilosophie und philosophischen Ethik noch immer eine selbstständige Erfahrungswissenschaft der Natur und des historischen Lebens geben muß, so muß es auch neben der philosophischen Aesthetik noch eine empirische und praktische Aesthetik geben, die mit jener nie verwechselt werden darf. Man hat sie indeß oft genug verwechselt, man hat das Schöne zu zeigen geglaubt, indem man es in der allerleersten Abstraktion indifferenzirte und differenzirte, polarisirte und potenzirte, subjektivisirte und objektivisirte, realisirte und idealisirte, ꝛc. Was soll doch uns Himmelswillen der Künstler, was der Liebhaber mit diesen barbarischen Terminologien anfangen, die für die Aesthetik ewig barbarisch bleiben werden, wie richtig und nothwendig sie auch in der Philosophie sind? Wie soll unsere Phantasie durch solchen leeren Wortschall befruchtet werden, damit sie fähig werde, die Regel auf die Erfahrung anzuwenden, und den aus dem Lehrbuch geschöpften Geschmack thatsächlich auszubilden?

Dennoch herrscht namentlich in unsrer neuesten Zeit dieses philosophische Verfahren dergestalt vor, daß es sich selbst in die Tagblätter eingedrängt hat, und geradezu darauf auszugehen scheint, die Erfahrung in ihrem eignen Gebiete anzugreifen, zu vernichten und künftig alles von vorn herein philosophisch anzuschauen. Die Philosophie bleibt nicht auf ihre Schule beschränkt, sie will das Leben selbst tyranniſiren, und indem sie sich gleichsam vom Himmel zur Erde herabläßt, entstehen aus dieser Verbindung Ungeheuer und Wechselbälge der Literatur, die mit ihrem unmenschlichen Galimathias wenigstens die Sprache verwirren, wenn sie auch sonst nicht viel schaden können.

Ein solches Mittelding von philosophischer und empirischer Aesthetik, das die ganze Wirklichkeit des Schönen auf dem Zwangsbett des philosophischen Schematismus auszurecken unternimmt, ist auch folgendes Werk:

Aesthetik oder Lehre von der Weltanschauung und Kunst von K. F. E. Trahndorf. Zwey Theile. Berlin 1827, in der Maurer'schen Buchhandlung.

Dieses merkwürdige Produkt des philosophischen Fleißes soll für die Aesthetik das seyn, was das Kappsche Werk, das concrete Allgemeine der Weltgeschichte (vergleiche Nr. 79. des Literaturblatts von 1826) für die Geschichte seyn sollte, nämlich eine commissarische Besitzergreifung und Administration der als erobertes Land behandelten Erfahrungswissenschaft von Seiten der Philosophie. Herr Kapp nöthigte die ganze Weltgeschichte, Herr Trahndorf nöthigt die ganze Aesthetik, die Glaubensartikel ihres philosophischen Alkorans anzunehmen und im Abwasser des Hegelianismus gleichsam die Taufe der philosophischen Wiedergeburt zu empfangen. Aber die Philosophie wird auf diese Weise nur ihre eigne Verrätherin. Wäre sie zu Hause geblieben in ihrer Spinnstube, so würden wir vielleicht nicht aufhören, ihre zierlichen Gespinnste zu bewundern; sobald aber der fliegende Altweibersommer sich auf die Blumen des Schönen niederläßt, und dieselben überspinnen will, so überfällt uns unwillkührlich eine Empfindung des Eckels. Jeder fühlt, daß in den Lineamenten dieser philosophischen Spinnweben die ideale Schönheitslinie nicht zu finden ist, und daß das nackte Netz von Begriffen nimmer zu der lebendigen Fülle des Schönen paßt.

Digitized by Google

Heben wir die ersten Hauptzüge der Trahndorffschen Aesthetik heraus, um uns einen Begriff von seinem Begriff der Aesthetik zu machen. Er sagt:

„Der Grundbegriff alles dessen, was unter den bekannten Namen der Aesthetik gehört, ist das Erfassen der Welt, aber blos für das Erfassen, also rein für sich.“

„Bey dem Erfassen der Welt für das Erfassen kann nur die Rede seyn davon, daß die Form der Welt erfaßt werde, nicht das Daseyn.“

„Die Weltform soll erfaßt werden für das Erfassen als Universum, als Einheit.“

„Die Form der Welt kann zunächst nur erfaßt werden im Daseyn oder im Werden vermittelst der Verstandesthätigkeit.“

„In der Weltform kann die Einheit, das eigentliche Seyn des Universums für sich nur erfaßt werden mittelst der Ahnung.“

„Das Erfassen der Form des Universums für das Erfassen kann vollendet werden durch den Willen in der Kunst.“

„Die Liebe, d. h. die innigste Beziehung der Freyheit auf die Form des Universums, will sich selbst erfassen, dies ist der Zweck alles Erfassens der Form für das Erfassen.“

Wir dürften uns nicht wundern, wenn den meisten Lesern diese Sprache so unverständlich und langweilig vorkäme, wie die Parallellinien und Winkelzüge der chinesischen Schrift.

Ich muß indeß gestehn, daß ich diese Aesthetik, das Erzeugniß eines äußerst mühsamen, fleißigen und folgerechten Nachdenkens, nur insofern zu tadeln wage, als sie die Philosophie über die Sphäre der reinen Abstraktion hinaus ins empirische Gebiet des Geschmacks einführen will. An und für sich bietet sich ein System dar, dessen Konstruktion kunstreich ist, und das wir neben so vielen andern Systemen im Gebiet der reinen Philosophie müssen gelten lassen; sofern sie aber auch praktisch seyn will und den Anspruch macht, die Empirie zu reformiren, müssen wir sie schlechterdings von uns weisen, und die bloße Sprache schon müßte jeden Layen am praktischen Gebrauch dieses Lehrbuchs hindern. Man kann die angeführten Sätze als den Typus betrachten, nach welchem der Styl des ganzen Buchs zugeschnitten ist, und der einzige Ausdruck „das Erfassen der Welt für das Erfassen“ kehrt so oft wieder, daß dadurch allein das ganze Buch unter Wasser gesetzt wird.

(Beschluß folgt.)

Dramatische Dichtkunst.

Der heimliche Maluff, Drama von Ludw. Bauer. Stuttgart bey Francth 1828.

(Beschluß.)

Das gebildete Oxyld erhebt sich an Glanz, Ordnung und Festigkeit über alle und erscheint am eigentlichsten, als Volk; die Schmetten, Maluff's Unterthanen, geben da, wo sie in Aufruhr sind, sein Gegenbild ab; die räuberischen Hynnu's, die am Hyänenberg schweifen, zeigen sich recht, als wilde borstige Zwillingsbrüder dieser Thiere, und die schöne Eigenthümlichkeit, mit welcher die biederherzigen Fischer gezeichnet sind, spiegelt sich auch schon in den wenigen Worten, die der alte Harmil aus seinem Schiffe dem König von Oxyld aus Ufer hinüberruft, als diesem der gefangene Quiddro ausgeliefert wird: „Nimm ihn auf — den Habicht in dein Raubnest sammt der Beute! — Wir theilen nicht mit dir: tief, wie ins Wasser, — kann man in uns're treuen Herzen sehn: der Bund mit dir sey ein zerrissnes Netz, wir schließen Gastfreundschaft mit Wind und Wellen, und trotzen dir, wie sie — ꝛc.“ Nicht minder mannichfaltig, bestimmt an sich, und geeignet einander gegenseitig zu heben, sind die einzelnen Charakter. — So muß der wackere, doch minder starke Delfyan die edle Jünglingsgestalt Quiddro's erhöhen, und dieser hinwiederum auf der einen, der alte Delfyan auf der andern Seite verstärken die Bestimmtheit des Eindrucks, welchen Maluff auf uns machen soll. Liebe und Edelmuth ist es, was den jungen Quiddro, vielleicht nach langer Verschlossenheit, zur ersten Heldenthat auftregt, Haß und Mißtrauen dagegen, was seinen Vater zur Uebung seiner seltenen Kraft und Kunst bewog. Die List Maluff's verleitet den weisen Delfyan, seine Ruhe mit ungewohnter Thätigkeit zu vertauschen; aber wie der Kluge den Guten, zu dessen Verderben, aus seiner natürlichen Bahn gerissen hat: so wirft nun auch dieser, indem der Siegespreis jener Klugheit mit ihm verdirbt, den Klugen aus seiner gewohnten Bahn und wirft ihn aus seiner viel gewandten Thätigkeit in eine büßende Ruhe zurück. Wir messen beydes, Maluffs scharfen Geist und sein edleres Wesen an seinem Verhältniß zu Delfyan. Denn, daß er diesen wirklich geliebt hat und derselbe an ihn sich anzuschließen gedrungen fühlte, das beweist uns, daß Maluff's Größe nicht erst mit seinem Unglück begonnen hat. Vergleichen wir aber die Eigenthümlichkeit der beyden Freunde, so sehen wir den wirklichen König seinem philosophirenden Stellvertreter weit überlegen an Stärke und Gewandtheit im Handeln. Allein es war Maluff's besseres

Digitized by Google

Innere, das er allen Andern verbarg, (weil er doch über ihnen ſtand,) was ihn an den einzigen Delfzan band. Sein Sohn Quiddro dagegen, gleichſam das verkörperte Motiv für Maluff's Thätigkeit, erſcheint als die glücklichere, reinere Verjüngung des Vaters, nach deſſen Läuterung und Vollendung er ſelbſt, wie ein Bild des in ſich verſöhnten und vollendeten Maluff an ſeine leergelaſſene Stelle tritt. Ich ſehe in ihm das lebende Motiv für die Thätigkeit des Helden, nicht nur weil dieſer in dem verkannten Sohne den Grund zu ſeinem Umtreiben findet, auch weil der Sohn, zum erſten Mal von ihm erkannt, ſeine volle Thatkraft aufregt, und wieder zum zweyten Mal und ganz erkannt, Kraft und Luſt zum Handeln ihm noch einmal zurückgibt. So lange der unentwickelte mißkannte Sohn die Veranlaſſung blieb für Maluff's einſeitige Richtung, da war es Delfzan, der Freund, woran der andere Theil ſeines Weſens hieng; aber dieſer mehr ſinnige, als thatkräftige Freund war zu ſchwach, um über Maluff's gewaltigen Geiſt ein wirkſames Uebergewicht zu gewinnen, und erſt nach ſeinem Tode und durch dieſen äußert die Liebe zu ihm ihre volle Kraft auf Maluff's Inneres und gibt dem verborgenen beſſern Leben ſeines Gemüthes ſolche Stärke, daß es mit der bisher vorherrſchendest zweydeutigen Energie in einen erſchütternden Zwieſpalt tritt. Aber unterdeſſen iſt ihm der Sohn ans Herz herauf gewachſen, gibt ihm gerade in dieſem großen Moment ſeines Lebens den Beweiß, daß er den Vater beſſer verſteht, als dieſer ihn zu würdigen wußte, und indem er dadurch die Bedeutung von Maluff's vergangenem Leben und die Frucht ſeines bisherigen Strebens, die er ſelbſt verloren wähnte, ihm unverhofft gerettet und geſichert zeigt, verſöhnt er auch den innern Zwieſpalt ſeines Lebens, gibt ihm das Vermögen zurück, ſein langes, hartes Tagwerk zu vollenden, und ſo mit äußerer Würde und innerer Selbſtberuhigung vom Schauplatz abzutreten. Gegenüber den Andern erſcheint Maluff, als ein romantiſcher Odyſſeus, in einer allen ſeinen Umgebungen unerforſchten, allen ſeinen Gegnern unbezwungenen Größe. Ihm iſt diejenige Liſt eigen, welche gleichen Anſpruch auf das Heldenthum hat, wie die Tapferkeit, weil die mit ihr verbundene Beſonnenheit und Kühnheit in ſo gefährlichem Spiel, eine ungewöhnliche Schärfe des Geiſtes und eine gegründete Stärke des Selbſtgefühls vorausſetzt. Dieſe innere Größe des Helden wird durch die Art der Handlung doppelt ſchön verſinnlicht, da ſie zuerſt unter ſeiner trüglichen Außenſeite ſich verbirgt und doch ſo ſchon, als letzter Grund ſeiner heimlichen Gewalt, in den Wirkungen dieſer ſelbſt eine Ahnung von ſich erregt, bis ſie endlich in ihrem ganzen Abſtich von jener äußern, doppelfärbigen Erſcheinung überraſchend hervortritt. Gerade dieſe wohlbegründete Ueberraſchung, mit welcher wir den Helden eine unerwartete Höhe betreten und ein unvorhergeſehenes Ende nehmen ſehen, gibt der Geſtalt Maluff's, ohne ihrer Wahrheit zu nahe zu treten, einen Anſtrich des Wunderbaren, der ſich am Schluß über das ganze Drama verbreitet, und wenn wir uns in der letzten Scene gleichſam unter das Volk an den Fuß des Bergſchloſſes hinſtellen, auf deſſen Gipfel der ſcheidende König zum letzten Mal ſteht, ſo können wir den ſeinem Anblick und beym Anhören ſeiner Abſchiedsrede den Gedanken der Seinigen mitempfinden: „dies haben wir erfahren und wirklich erlebt, aber ſchon unſern Kindern wird es wie ein ſeltſames Mährchen klingen;“ und ſo ſcheint dieſes Drama, hervorgegangen aus wunderſamer Phantaſienwelt, und zu eigenem Leben gelangt, wiedernm jener Welt ſeines Urſprungs den Dank zu bezahlen, indem es bey ſeinem Schluß in ſeinem Bilde die Ahnung zurück läßt, es könne dieſes Bild in den bewegten Gemüthern ſich als Sage fortpflanzen und in immer neuen Mährchengeſtalten ſich ausbreiten. — Die Sprachgewalt unſers Dichters gibt ſich nicht ſowohl in der Wortfülle einzelner Reden, als vielmehr in der Geſundheit des Ausdrucks und in der Leichtigkeit zu erkennen, mit welcher er ſeine Sprache, je nach dem Sinne der Scenen und Perſonen mannichfaltig zu ſtimmen verſteht. Wie leicht und los iſt die Schalkszunge des Witzlings Pymmel, wie einfach edel die Sprache des alten Delfzan, wie fein die des täuſchenden Maluff! — Am phantaſievollſten iſt wohl das Lob Orplid's, worein ſich Quiddro in göttlichem Wahnſinn ergießt, die meiſte Anmuth der Empfindung lebt in Harmilla's Reden, und eine wahrhaft tragiſche Kraft trägt den Monolog Maluff's im letzten Akt. Zwar weiß ich darum noch nicht, ob Hr. Bauer, wenn er ſich ſeiner glücklichen Phantaſie zu weiteren Ausnahmen, ſeines Sprachtalents zu mehr ſentenziöſer Weisheit hätte bedienen wollen, nicht einen größern Theil ſeiner Zeitgenoſſen damit hätte fördern und für ſein Werk gewinnen können. Iſt dies aber ein Verluſt, ſo hat er ihn ſelbſt verſchuldet, und ich wüßte ihn hierüber nicht anders zu tröſten, als mit den Worten ſeines Delfzan's:

„— Zwiefach iſt
Des Ruhmes Art: der Eine wächſt heran
Faſt vor der Zeit, und weilt auch bald hinweg
Als hoffnungsvoller Jüngling: doch der andere,
Der nachgeborne, iſt unſcheinbar erſt,
Und langſam wird er reif, bis ihn zuletzt
Die Götter mit dem Lorbeer ſelbſt bekränzen.

A. E.

№. 47.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 10. Juni 1828.

Aesthetik.

(Beschluß.)

Man kann es den Philosophen nicht oft genug wiederholen, daß diese widerwärtig verzwickte Sprache, mit der sie vornehm thun, nichts und gar nichts anders ist als Schülerhaftigkeit. Auch erlaubt sich selten ein alter Philosoph diesen Galimathias, die meisten kommen in reifern Jahren von dieser Jugendcapriee zurück. Nur im ersten philosophischen Rausch erlauben sich selbst die großen Philosophen diese Geringschätzung der populären Deutlichkeit, und nur ihre Schüler und Nachäffer übertreiben die prahlerische Unverständlichkeit bis zu dem Grade, der völlig unausstehlich wird. Wie nun dieser Galimathias ein Jugendfehler ist, so ist er auch immer der Fehler der Unklarheit überhaupt, und in der Sprache spiegelt sich nur dieselbe Undeutlichkeit ab, die in den Begriffen herrscht. Ich will damit nicht sagen, daß diese Undeutlichkeit Inconsequenz sey, vielmehr findet sie sich gerade bey der entschiedensten Consequenz, und eben die Consequenz des Irrthums ist es, welche die jungen Philosophen verblendet. Diesen begegnet das Octaven- und Quintenmachen, vor dem der Generalbaß warnt, nicht seltner, als den jungen Componisten.

Wenn nun überhaupt die philosophische Sprachdunkelheit zu verwerfen ist, so gilt dies in noch weit höherem Grade, wenn der Gegenstand, den der Philosoph bespricht, ein ästhetischer ist. Fühlt er denn nicht den ungeheuren Widerspruch, wenn er den Geschmack in der allerabgeschmacktesten Sprache von der Welt lehren will? Wie kann man ihm nur den geringsten Sinn für das Schöne zutrauen, wenn er in der eignen Rede die häßlichsten Formen affectirt? Und welchen Einfluß darf eine solche Aesthetik auf die Künstler sich versprechen? Der bildende Künstler und Tonkünstler hat höchst selten oder nie so viel philosophische Bildung, um nur die ersten drey Seiten eines solchen Werkes zu verstehn, und der Dichter, der eine zarte Empfindlichkeit für die Sprache mitbringt, kann, wenn er auch das Buch verstände, doch sicher nicht mehr als jene drey Seiten aushalten, weil der Styl ihm unerträglich werden muß. Also ist das Werk nur für die Laven geschrieben und selbst diese werden dabey nicht aushalten, und allein die wenigen Philosophen, ja auch unter diesen fast nur die Parteygänger derselben Schule werden sich daran erbauen und es benutzen können.

Ich reihe an diese Betrachtung noch eine andere über nachfolgendes Werk:

Lehrbuch der Aesthetik von D. F. K. Griepenkerl. In zwey Theilen. Braunschweig bey Vieweg, 1827.

Dieses Werk ist mehr empirisch in der Weise gehalten, wie die bekannte Aesthetik von Bouterweck, doch merkt man ihm an vielen nichtssagenden Stellen doch auch einige von den breiten Spuren der modernen Philosophie an. Gleich im Anfang sucht der Verfasser eine philosophische Definition des Schönen zu geben, und da muß denn wieder der beliebte Nothnagel „die Idee“ herhalten, das kleine System zu tragen. Gleichsam, als schäme sich der Verfasser im Angesicht der Philosophen gleich von vorn herein den empirischen Weg zu betreten, auf welchem wir ihn nachher manchen recht glücklichen Fund machen sehn, zwingt er sich der furchtbaren philosophischen Sphynx ein theures Entree geld abzutragen. Er geht von den Ideen aus, die er als das Absolute und Ursprüngliche setzt, und wovon, nach altplatonischer Ansicht, die Dinge in Natur und Kunst nur Nachbilder sind. Er läßt nun auch das Schöne nicht als eine Erscheinung für sich gelten, sondern hält es nur in so fern für schön, als es der Idee entspricht, als es dem idealen Vorbild gleicht. Jetzt entsteht aber die Schwierigkeit, zu entscheiden, wiefern denn die Idee selber schön seyn oder im Nachbild schön werden soll, und da hilft sich der Verfasser, vielleicht um diese delikate Sache rasch abzuthun, mit dem komischen Satz: „Schön ist das Nachbild, das seinem Vorbild gleicht, sofern dieses Vorbild nicht eine Idee überhaupt, sondern die Sammlung aller Ideen ist.“ Es wäre unbescheiden, wenn ich die Erklärung die-

Digitized by Google

ses Satzes hier abschreiben wollte. Seine Räthselhaftigkeit ist vielleicht für den Leser eine Lockung mehr, sich das Buch selber anzuschaffen.

Der Verfasser verräth, daß er nur in einigen, vielleicht nur in einem einzigen Kunstgebiet einheimisch ist, und er hätte gewiß besser gethan, sich an dieses eine zu halten, anstatt eine oberflächliche Universalität erkünsteln zu wollen. Die Musik scheint sein Lieblingsfach, und das, worüber er in diesem Buch am ausführlichsten und einsichtsvollsten sich ausspricht. Indeß hat er sich auch hier verleiten lassen, einen kleinen Ritt auf dem philosophischen Steckenpferd zu machen. Er versucht nämlich die Formen und Klänge auf ein Gesetz zurückzuführen, und thut sich besonders viel darauf zu Gute, die verschiedenen Säulenordnungen mit den musikalischen Intervallen zu parallelisiren. Abgesehen davon, daß schon die Chinesen, schon Pythagoras, Platon und unter den Neuern vorzüglich der große Keppler in seiner harmonia mundi die allgemein übereinstimmende Harmonie in Zahlen, Formen, Bewegungen, Farben und Tönen anerkannt haben, ist das Verdienst dieser Entdeckung überhaupt wenigstens für die Aesthetik nicht sehr wichtig. Es genügt, das Princip zu kennen, wer aber würde sich nicht im höchsten Grade langweilen, wenn er es in allen Fällen der Anwendbarkeit untersuchen und sich in unermeßliche Rechnungen verirren sollte? Die Aesthetik würde in lauter Ziffern und Wurzelzeichen untergehn.

Wir wenden uns zu einem mehr empirischen Werke:

Geschichte der Baukunst vom frühesten Alterthum bis in die neuern Zeiten von C. L. Stieglitz. Nürnberg 1827, bey Fr. Campe.

Auch von der Geschichte der Kunst gilt, was ich oben von den Theorien sagte. Die meisten Kunstgeschichten geben dem Verstande Begriffe und dem Gedächtnisse Namen, aber der Phantasie kein lebendiges Bild. Sie beschäftigen zu wenig die Einbildungskraft und befruchten sie zu wenig mit Vorstellungen. Sie reden über das Schöne, aber darüber hinweg, ohne es uns zu zeigen. Die Sprache ist freylich nicht vollkommen im Stande, das Schöne der bildenden Künste abzuspiegeln, aber so weit sie es im Stande ist, sollten sowohl die historischen als theoretischen Lehrbücher der Kunst ihre Mittel benutzen, um jenem Anspruch der Einbildungskraft zu genügen.

Mit wahrer Freude haben wir daher gefunden, daß Herr Stieglitz in seiner Geschichte der Baukunst diesen Anspruch anerkannt und ihn so viel als möglich befriedigt hat. Während seine technischen Erörterungen der architektonischen Formen, und seine historischen, politischen und ethnographischen Erklärungen der verschiedenen Perioden und Manieren in der Kunst unsern Verstand belehren, sprechen zugleich seine Schilderungen zur Phantasie, und stellen uns von jeder charakteristischen Bauweise der alten und neuen Völker ein lebendiges Gemälde vor die Augen. Sehr glücklich wählt er bey seinen Beschreibungen solche Hauptzüge, die unsre Phantasie unwillkührlich nöthigen, sich das Ganze selbst auszumalen. Auf diese Weise hat er nicht blos ein trockenes Lehrbuch zum Nachschlagen, sondern ein Buch geschrieben, das jeder mit Vergnügen lesen wird.

Der Verfasser stellt eine Untersuchung über die Bildung der Gestalten, eine Art von ästhetischer Geometrie, nach Röbers Ideen voran. Das pythagoreische Dreyeck erscheint darin als Grundgestalt, von der alle Gestaltenbildung abgeleitet wird. So scharfsinnig indeß diese Ableitungen sind, so muß ich doch gestehen, daß mir die philosophischen Consequenzen auch in diesem Felde verdächtig sind. Eine Consequenz, die vielleicht für die architektonische Gestaltenbildung paßt, würde auf die chemische nicht anwendbar seyn. Vielleicht hat jede besondere Gestaltenwelt ihre besondere Consequenz, ihre besondere Grundgestalt, und die Philosophie würde nicht darin bestehen, Eine zur allgemeinsten zu machen, sondern alle zu vergleichen und erst aus der Vergleichung das Resultat zu ziehen. Der Architekt müsse den Chemiker, dieser jenen nicht außer Acht lassen.

Dieser theoretischen Einleitung folgt die Geschichte der Baukunst selbst in drey Abtheilungen. Die erste umfaßt die Bauwerke der ältesten und rohesten Völker, oder die Anfänge der Kunst in Ost-Asien, Indien, China, Mexiko, am Kaukasus, bey den Medern, Babyloniern, Persern, Phöniciern und Juden; die zweyte umfaßt die erste vollendete Entwicklung der Kunst bey Egyptern, Griechen, Römern, Byzantinern und Arabern; die dritte endlich die zweyte große Entwicklung der Kunst im Mittelalter, den Versall derselben und die moderne gemischte Baukunst. Der Verfasser ist darauf bedacht, theils das Aufsteigen der Kunst überhaupt, abgesehen von den besondern Zeiten und Völkern, durch diese Besonderheiten hindurch ununterbrochen zu verfolgen, theils wieder jede charakteristische Eigenthümlichkeit eines Zeitalters und eines Volkes in ihren Hauptzügen zu bezeichnen, und wie in der Anordnung seines Werks eine recht architektonische, schöne Einfachheit und Klarheit herrscht, so ist auch die Ausführung überall wohl gehalten, und wir bemerken darin durchgängig ein erfreuliches Gleichmaß der technischen und historischen Erklärung mit der malerischen Schilderung. Nie schweift die erstere in einen trocknen Regeln- und Citatenschwulst, nie die letztere in buntscheckige Verwirrung aus. Jeder wird aus diesem Werk klare Gedanken in den Kopf und klare Bilder in die Phantasie bekommen, und somit empfehlen wir dies Lehrbuch als ein Beyspiel, dem auch die Geschichtschreiber andrer Kunstgattungen folgen sollten.

Digitized by Google

Zulezt betrachten wir noch ein Werk, das in gewisser Hinsicht den Vorzug vor allen bisher besprochenen verdient. Dies ist der so eben erschienene zweyte Theil von:

Charinomos, Beyträge zur allgemeinen Theorie und Geschichte der schönen Künste, von Karl Seidel. Magdeburg 1828, bey Rubach.

Wir müssen dieses Werk vorzüglich schätzen wegen seiner Vielseitigkeit und wegen der durchgängig gesunden Ansichten, die es im Gegensatz gegen so manche Verkehrtheit der herrschenden Moden in Bezug auf Musik, Poesie, Baukunst, Plastik, Malerey und Schauspielkunst geltend zu machen sucht. Der Styl, in dem das Buch geschrieben ist, hat zwar wenig Annehmlichkeit, eine allzu selbstgefällige Breite und bis zur Geschmacklosigkeit wiederkehrende Verbindungsformeln, namentlich ein ewiges „Nunmehr;“ auch wird er zuweilen zu pathetisch z. B. S. 361: „Wer das Seelenauge nicht selig versenken kann in des Abendscheines Purpurwellen; wen der klare Silbermond nicht erfüllt mit süßen dichterischen Träumen; ach für Den reden wir freylich umsonst ꝛc.“ Das sind indeß Kleinigkeiten, bey denen wir nicht verweilen wollen. Tadelnswerth erscheint auch die allzugesuchte Gelehrsamkeit des Werkes, die selbst bey sehr geringfügigen Dingen mit zahlreichen Citaten prangt; indeß ist es immer zu schätzen, wenn der Aesthetiker nicht, wie die Philosophen thun, frischweg sich alles aus den Fingern saugen will, sondern sich aufmerksam umsieht, was schon andere gesehen, erfahren und erfunden haben.

Die sehr gesunde und vernünftige Grundansicht des Verfassers ist, daß alle blos artistische Schönheit in Bewegung, Form, Farbe, Ton zurückgeführt werden müsse auf eine Schönheit des Ausdrucks, des Charakteristischen, des Poetischen, mit einem Wort — der Seele. Mit dieser Ansicht stellt er sich dem jezt in allen Künsten so sehr herrschend gewordnen Jagen nach blos technischer Virtuosität würdig und siegreich entgegen. In dem ewigen Streit zwischen Form und Ausdruck, zwischen dem Darstellungsmittel und der dargestellten Sache selbst, schlägt er sich zur Partey der leztern, und will eine Schönheit der Form und Darstellung nur insofern gelten lassen, als sie nur der reine Ausdruck einer höhern charakteristischen Schönheit ist. Daher verwirft er in der Musik allen leeren Schall, und will, daß sie immer nur die Seele offenbaren soll; daher verwirft er auch in der Poesie das liebliche Versgeklingel, wenn es nicht dem Grundton der lyrischen Seelenstimmung angemessen ist; daher verwirft er endlich auch in den bildenden Künsten die bloße kunstreiche Form, wenn sie nicht zugleich einer schönen Seele zum Ausdruck dient. Und wer sollte nicht mit ihm übereinstimmen? Was anders ist der ewige Verderb der Kunst, als die Künstlichkeit, die in der Handhabung der Kunstmittel eine staunenerregende Virtuosität übt, aber darüber den Zweck der Kunst verfehlt? Was ist namentlich in unsrer Zeit häufiger, als Fertigkeit der Finger, und was seltner, als Adel der Seele?

In der Durchführung seiner Grundansicht zeigt der Verf. sowohl eine untrügliche, gewissermaßen zum Instinkt gewordne Sicherheit, als seltne Universalität und eine so vielseitige Gelehrsamkeit, daß ich ihm unter den neuern Aesthetikern desfalls keinen an die Seite zu setzen wüßte. Winkelmann und Lessing zeichneten sich durch solche Gelehrsamkeit aus, die ohne besondere Vorliebe und ohne Vornehmigkeit auch auf geringe Worte geringer Schriftsteller achtsam war. Seitdem ist A. W. von Schlegel unser gelehrtester Aesthetiker gewesen, aber der edle Stolz und die Vornehmigkeit, mit der er sich waffnen mußte, um alle Ansprüche der Gemeinheit zu beseitigen und überall nur das Schönste, wie die Blüthe aus den tauben Blättern herauszupflücken, haben ihn gehindert, den mühsamen und ängstlichen Bestrebungen der ästhetisirenden Zunft alle die Aufmerksamkeit zu schenken, die nöthig war, um unter vielem Spreu doch auch die wenigen Körner zu finden. Er hat gegen die schulgerechten, pedantischen Aesthetiker mehr polemisirt, als sich die Mühe gegeben, ihre Ausbeute zu sammeln. Herr Seidel dagegen polemisirt gegen seine ältern Collegen fast nirgends, so wenig, daß wir es sogar vermissen; er citirt das Gute, das er aus ihnen geschöpft, und übergeht stillschweigend das viele Verkehrte, das er doch auch gewiß bey ihnen gefunden hat. Seine Verträglichkeit ist bemerkenswerth und selten, da bekanntlich nichts so verschieden ist als der Geschmack, und nichts so eifersüchtig, als ein Kunstkenner.

Der Raum gestattet mir nicht, Einzelnes aus dem vorliegenden trefflichen Werke hervorzuheben. Wer indeß die Grundansicht gefaßt hat, wird auch von der Ausführung sich nur günstiges versprechen können. Ich erlaube mir nur noch auf eine Andeutung aufmerksam zu machen, die man auf Seite 376 — 392 finden wird. Hier spricht sich der Verfasser über einen Plan aus, nach welchem künftige Aesthetiker verfahren sollten, um endlich einmal ein gültiges System der Aesthetik zu begründen. Er stellt es als einen Erfahrungssatz hin, daß die ästhetische Bildung immer durch den Geist der Zeit bedingt worden sey, und daß jede Kunst nur einmal in einer bestimmten welthistorischen Periode ihr Blüthenalter erlebt habe. Er zeigt, daß, was einmal verschwunden ist, so nie wiederkehrt, wie es war, und daß die Bestrebungen, den Geist der alten Kunst aufs neue zu beschwören, sey es im antiken plastischen Sinn, oder im romantischen in Bezug auf Baukunst und Malerey, nothwendig vergeblich bleiben oder doch nur zu krankhaften Resultaten führen müßten. Darum meint er aber auch, daß alle Kunst historisch auf-

Digitized by Google

zufassen sey, und daß die ästhetische Wissenschaft nichts dringenderes zu thun habe, als das Schöne nach seinen verschiedenen auf einander folgenden Erscheinungen oder Entfaltungen zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Ländern darzustellen. Diese historische Eintheilung scheint ihm viel zweckmäßiger und natürlicher, als irgend eine technische oder philosophische. Und er hat gewiß Recht. Wer sieht nicht ein, daß z. B. die antike Baukunst mit der antiken Plastik näher zusammenhängt, als mit der sogenannten gothischen Baukunst, und wieder die großen symbolischen Rittergedichte des Mittelalters mit den gothischen Domen näher, als mit dem Virgil oder Homer? Die Aehnlichkeit des Stoffs, in welchem der Geist zweyer ganz verschiedener Zeiten sich darstellt, ist gewiß nicht so bedeutend, als die Aehnlichkeit des Geistes, der in ein und derselben Zeit in verschiedenen Stoffen, in allen Künsten zugleich sich offenbart. Wo also von Kunst die Rede ist, da wird Seibels Theorie ohne Zweifel angewendet werden müssen.

Indeß scheint der verdiente Aestheriker es zu wenig beachtet zu haben, daß sich ja das Schöne mit nichten auf die Kunst beschränkt, daß es vor aller Kunst schon in der Natur vorhanden war, und daß wir auch bey der vollendetsten Kunst nie diese Mutter alles Schönen vernachlässigen sollen. Wenn sich nun die Aesthetik z. B. über die Schönheit der Landschaft nur unter den so sehr beschränkten Bedingungen der Landschaftsmalerey äußern sollte, so wäre dies mehr als ärmlich, es wäre verkehrt; denn man kann nur umgekehrt von der Schönheit der Landschaftmalerey reden, indem man das Urbild der Natur zuerst ins Auge faßt. Und wie die Landschaft, so ist ja so vieles, ist alles in der Natur, sofern es nicht Werk unserer Kultur ist, von den historischen Bedingungen unabhängig. Der Aesthetiker wird also den historischen Maaßstab bey der Kunstschönheit anlegen dürfen, aber auch nur bey dieser, und die Naturschönheit wird er immer als frey von aller Wandelbarkeit für sich betrachten müssen. Er muß aber noch mehr thun, er muß auch in der Kunst neben dem, was darin vergängliche Geburt einer nie wiederkehrenden Zeit ist, die ewige und unerschöpfliche Quelle neuer Entfaltungen nachweisen. Er muß also dreyfach unterscheiden, die Schönheit der Natur, die keine höhere Entfaltung mehr zuläßt, die Schönheit der Kunst, sofern sie in verschiedenen Zeiten auf bestimmten Stufen einseitig vollendet worden ist, und wieder die Schönheit der Kunst, sofern sie noch einer unendlichen Entwicklung in der Zukunft fähig ist, sofern in ihr das Leben nie erstorben kann, vielmehr in ewig junger Verwandlung sich neu entfalten muß. W. M.

Biographie.

Georg Kastriotto. Eine biographische Skizze der Vorwelt, Vergleichung mit der Gegenwart dargebracht. Fama supra sidera notus. Mit Kastriotto's Bildniß. Meissen, bey C. E. Klinklicht. Leipzig, bey J. G. Mittler, 1828.

Ein Mann, welcher im fünfzehnten Jahrhundert zur Zeit der höchsten Kraft und Eroberungslust des osmanischen Reiches das Erbe seiner Väter, Albanien, den ungerechten Händen Amurath's entriß und gegen alle Anstrengungen seiner Feinde, obgleich beynahe immer von europäischer Hülfe entblößt, bis zu seinem Tode behauptete, verdient alle Beachtung derjenigen, die am gegenwärtigen Schicksal Griechenlands Antheil nehmen, um daraus Trost und Hoffnung zu schöpfen.

Kastriotto ist mit kräftigen Zügen geschildert. Er war mit allen Eigenschaften, die zu einem großen Feldherrn gehören, ausgestattet. Wenn man bedenkt, daß die tapfersten Sultane gegen ihn kämpften und zwar mit einer Macht, welche kaum zuvor die Mauern Konstantinopels gebrochen hatte, ihn angriffen, wenn man gegen diese ungeheuren feindlichen Streitkräfte die, obgleich durch fabelhafte Berichte allzuklein angegebene, doch gewiß verhältnißmäßig unbedeutende Anzahl des Heeres Kastriotto's betrachtet, wenn man dazu seine unerschütterliche Redlichkeit und Treue, seine, wenn auch im Geiste seines Jahrhunderts gebildete, doch gewiß ungeheuchelte Religiosität und Begeisterung für die christliche Sache rechnet; so darf man nicht ansiehen, ihn den ersten und theuersten Helden der Menschheit beyzuzählen.

Doch können wir nicht umhin, an der Aechtheit der von Kastriotto auf seinem Todtenbette an seinen Sohn gerichteten Rede, welche der Vers. am Schlusse des Büchleins vollständig mittheilt, zu zweifeln. Es sind darin religiöse Principien, welche mit den Reisen des Helden nach Italien und namentlich mit seinem letzten Pilgerzuge zum heiligen Vater in Rom sich nicht reimen lassen, politische und staatsrechtliche Ansichten, die in einem in so unruhiger und finsterer Zeit unter Kampf und Sturm aufgewachsenen Degen nicht wohl erwachen konnten, ausgesprochen. Vornämlich aber ist es uns unbegreiflich, wie Kastriotto einen Befehl dem Nachfolger ertheilt haben kann, in seinem Reiche ein öffentliches Blatt ohne Censur zu errichten, worin die Unterthanen über die Handlungen seiner Beamten sich ungehindert äußern, ihre Bedrückungen und Ungerechtigkeiten öffentkundig machen sollen. Wie sollte die Buchdruckerkunst im Jahre 1480 im europäischen Südosten solchen Fuß gefaßt haben, da doch nach allen seitherigen historischen Angaben die erste Zeitung erst 1536 in Venedig erschien.

Digitized by Google

N°. 48.

Literatur-Blatt.

Freytag, den 13. Juni 1828.

Französische Theater-Literatur.

Es ist bekanntlich ein großer Vorzug der dramatischen Poesie der Franzosen, daß in derselben die politischen, nationalen und gesellig-bürgerlichen Interessen stets zeitgemäße Berücksichtigung erfahren. Die Tragödie hat vornämlich die höheren Ideen von Staat, Religion, Vaterland, Freyheit zu vertreten, während es dem Lustspiel überlassen bleibt, ein poetisches Spiegelbild des bürgerlichen und geselligen Zustandes zu geben. Zwar kann weder dieser Zustand gänzlich ohne Beziehung auf Politisches, Vaterländisches, Religiöses, noch dieses ohne jenes geschildert werden; aber, worauf es eben ankommt, der Standpunkt, von welchem Alles betrachtet wird, ist ein durchaus verschiedener. Wenn wir im Thale wandeln, haben wir freylich keine bloße Ansicht des Thales, sondern auch der Berge, die es einschließen; und stehen wir auf Bergeshöhen, so können wir den weiten Umkreis der Gebirge auch nicht betrachten, ohne auf die dazwischen und zu deren Füßen liegenden Thäler zu blicken. Aber wie grundverschieden ist die Ansicht von Berg und Thal dort und hier! Im Lustspiel ist das nächste der enge Kreis bürgerlicher, geselliger Verhältnisse, das Interesse für das Daseyn der Familie, der Persönlichkeit ꝛc., was uns in Anspruch nimmt. Staat, Religion, Vaterland gelten nicht in der Fülle ihrer Idee, sondern nur nebenbey, und so fern sie der Bewegung, dem Leben in jenem engeren Kreise förderlich oder hinderlich sind. Gerade die entgegengesezte Stellung nehmen alle diese Verhältnisse, Interessen, Ideen in der Tragödie ein. Wir wenden uns zunächst zu den Lustspielen, welche wir anzuzeigen im Begriffe stehen.

Dieselben entsprechen in der That zusammengenommen dem eben angedeuteten, allgemeinen Inhalte des französischen Lustspieles vollkommen und sind einander in dieser Beziehung alle verwandt. Die Verschiedenheit der einzelnen bezieht sich nur auf die Hervorhebung dieser oder jener Seite des bürgerlich-geselligen, wie des persönlich-gemüthlichen Lebens. Bald werden uns die Verhältnisse der verschiedenen Stände in ihrem eigenthümlichen Lebenskreise oder in Conflict mit einander geschildert, bald das Privatleben überhaupt im Gegensatze zum öffentlichen; Adel und Bürger, Reiche und Arme, Staatsbeamte und Privatleute, Herren und Diener, Gemeinde, Gutsherr und Maire, werden zu Motiven der dramatischen Handlung. Es treten als äußere Bezüge auch höhere Interessen hinzu, Ministerwechsel, Deputirtenwahlen ꝛc., in wie fern damit des Einzelnen Ehrsucht und Jagen nach Glück in Verbindung stehen. Auf diese Weise gewährt die Lektüre einer jeden, auch der vorliegenden Reihe französischer Lustspiele eine höchst lebendige Vorstellung des gesellig-bürgerlichen Zustandes in Frankreich. Wir zweifeln, daß Reiseberichte und allgemeine Schilderungen davon befriedigendere Aufschlüsse zu geben im Stande sind. Die zweckmäßige Anordnung des Scenischen, die rasche Entwicklung der Handlung, der lebhafte, gewandte Dialog, der leichte Scherz, diese unbestrittenen Vorzüge des französischen Lustspieles, welche auch hier wieder anzuerkennen sind, erhöhen natürlich den Genuß ungemein. Wir eröffnen unsern Bericht mit den:

1—8) Proverbes dramatiques, par M. Théodore Leclercq. Tome quatrième. Paris, A. Sautelet et Comp., libraires, Place de la Bourse. MDCCCXXVI.

Diese dramatischen Sprüchwörter sind einaktige, lustspielartige Stücke, die alle mit einem Sprüchwort schließen, welches in Beziehung auf das vorhergehende Stück immer die Bedeutung der Moral einer Fabel hat. Der schon in diesen äußeren Merkmalen sich bestimmt ankündigende Charakter weiset ihnen die engeren, in sich selbst fast abgeschlossenen Kreise des bürgerlichen Privatlebens als entsprechendes Gebiet an. So verschieden dem Stoff und Gegenstande nach die einzelnen auch von einander seyn mögen, darin stimmen alle überein, daß die Hauptmotive aller Handlung entweder nur seltsame Vorurtheile, eigenthümliche Wünsche und Neigungen sind oder doch mit diesen genau zusammenhangen. Eine fleißige Uebersicht der einzelnen Stücke wird diese Bemerkung rechtfertigen.

Digitized by Google

1) La flèche du clocher, ou ce que femme veut, dieu le veut. (Die Glockenthurmspitze oder: Weibeswille ist Gotteswille.)

Dieses Stück hat ganz das Ansehen der bekannten Schöppenstedter, Schildaer, Polkwitzer Späße und Krähwinkliaden. Besonders wurden wir durch dasselbe an die „Schulmeisterwahl in Blindheim“ und die Fortsetzungen dieses Schwabenbauernspiegels erinnert. Es handelt sich darin um nichts Geringeres, als um die Errichtung einer Thurmspitze auf dem Glockenhaus der Dorfkirche, welche einst von den Stürmen der Revolution herabgeweht worden. Der Maire hat die Errichtung in Vorschlag gebracht; das fromme Gemüth der Weiber ist dafür gewonnen; aber die Bauern sind zähe, weil es — Geld kostet. Es wird Versammlung der bäuerlichen Rathsmänner gehalten. Einer von ihnen ist der Dorfdemagog, der, ehe noch der Maire oder dessen Adjunct erscheint, seine Kollegen zu bewegen sucht, ihre Stimme nicht zur Annahme des vom Maire ausgegangenen Vorschlags zu geben. Die Bauern erhitzen sich in der That sehr, und jeder weiß etwas gegen die Nothwendigkeit der Glockenthurmspitze zu sagen; alle stimmen aber darin überein, daß man schon darum die dazu nöthigen Gelder nicht bewilligen dürfe, weil dies nur Anlaß zu neuen Geldforderungen unter diesem oder jenem Vorwande geben könne. Die finanzielle Spitze, welche hiemit der Diskussion gegeben wird, läßt zugleich die letztere als komisches Gegenbild der Budgetverhandlungen erscheinen. Als aber der Maire erscheint und weder Freundlichkeit noch Ernst noch Versprechungen spart, den Haupträdelsführer aber dadurch irre macht, daß er ihm von ferne die Aussicht auf ein Gemeindamtlein zeigt, so stimmen alle für die Errichtung der Kirchthurmspitze, und dies um so lieber, als der Maire nicht unterlassen hat, ihr für das Wohl der Gemeindkasse besorgt gewesenes, finanzielles Gewissen durch das Versprechen zu beruhigen, seine Frau werde auf eigne Kosten für die Krone des Ganzen, für den Wetterhahn, sorgen. Nur ein einziger Bauer ist obstinat geblieben, theils aus Eigensinn und aus Widerspruchsgeist gegen den bekehrten Rädelsführer, dem er immer zuwider zu handeln sucht, theils aber auch aus gekränkter Eigenliebe, weil der Maire es vergessen hat, auch ihn durch irgend eine Schmeicheley oder Freundlichkeit zu gewinnen. Da dringt seine Frau, welche schon vorher von ihrem Mann die Zustimmung zur Thurmspitze verlangt hatte, ins Rathszimmer — schimpft ihn tüchtig aus, und er — unterzeichnet seinen Namen dafür. Die natürliche, ungezwungene Allegorie, welche der Verf. in das Ganze gelegt hat und die demselben eine eigenthümliche Pikanz verleiht, erstreckt sich auch auf die einzelnen Charaktere der Repräsentanten der Bauerschaft. Da ist einer, welcher nur in den glorreichen Erinnerungen seines ehemaligen Soldatenstandes lebt, ein andrer, der von der Sucht nach Ehrenämtern geplagt ist, ein dritter, dem noch allerley moralische Sentenzen aus der Revolutionszeit im Kopfe spucken ꝛc.

2) Le mendiant, ou l'appetit vient en mangeant (der Bettler, oder: die Begierde wächst mit dem Genusse) hat eine vornämlich psychologische Tendenz. Bruder und Schwester, welche gemeinschaftlich ein Landgut bewohnen, streiten über die Genügsamkeit und Ungenügsamkeit der Menschen. Der Bruder, ein Mann von Erfahrung und praktischem Sinn, behauptet, daß jeder Mensch in einem gewissen Grade ungenügsam sey, daß ein jeder unzufrieden mit seiner Lage, und, wäre sie eine glänzende, immer weiter und höher hinaus strebe, so wie sich ihm Gelegenheit dazu darböte. Die Schwester, sich mit günstigeren Vorstellungen von der menschlichen Natur und Tugend schmeichelnd, will dies nicht zugeben und behauptet, zwar möchten ausgeartete und vom Glück unnachläßlich begünstigte Menschen jene Unersättlichkeit besitzen, aber unverdorbene und besonders solche, die schon vielfach den Unbestand der irdischen Dinge erfahren, würden immer zur Genügsamkeit geneigt seyn. Das will der Bruder am wenigsten gelten lassen. Beyde gehen eine Wette ein. Die Gelegenheit findet sich und — die Schwester verliert. Ein fast verdungerter Bettler kommt, wird kaum im Hause als Bedienter aufgenommen, als er auch schon alle alten, verdienten Dienstboten zu überflügeln, endlich eine so unumschränkte Hausmeisterstelle einzunehmen sucht, daß selbst die Herrschaft unter seine Botmäßigkeit gekommen wäre.

3) L'esprit de servitude ou chacun a sa marotte. Geist der Dienstbarkeit oder: jeder hat seine Kappe. Ein Mann, der früher Kammerdiener beyGrafen und Herzogen gewesen, hat eine reiche Wittwe, die er und die ihn liebt, geheirathet. Sie hat ihn aber nur unter der Bedingung genommen, daß er sein Dienerleben aufgebe. Diese Bedingung war ihm sehr annehmlich vorgekommen. Kaum ist er jedoch sein eigner Herr, so ist es ihm nirgends recht. Wenn er sich Morgens zum Frühstück setzt, so will es ihm nicht schmecken, weil er noch keinem gräflichen oder fürstlichen Herrn das seinige gebracht hat. Ist ein großes Fest in der Residenz, ein Mahl, ein Ball, so vergeht er fast vor Verlangen, als dienender Geist irgend einen Herren dahin zu begleiten. Nur die lebhafte Erinnerung an seine ehemaligen, zur großen Zufriedenheit seiner Herrschaften geleisteten Dienste tröstet ihn einigermaßen über seine gegenwärtige, durch Selbstständigkeit ihm äußerst unangenehme Lage, die er doch auch wieder nicht verlassen mag, weil er seine Frau liebt und ihr sein einmal gegebnes Wort halten will. Höchst drollige Scenen hat der Verf. zur Entwicklung dieses sonderbaren Charakters erfunden. Besonders ergötzlich ist, wie der arme Exkammerdiener, als er von einem jungen Ver-

Digitized by Google

wandten aus der Provinz besucht wird, sogleich die Gelegenheit ergreift, um sich wieder einmal als ein Diener comme il faut benehmen zu können. Er schlägt dem Ankömmling vor, sich doch ja bey einem großen Herren in Dienst zu begeben, das sey die beste Carrière, die er in Paris machen könne. Er selbst würde ihm dazu behülflich seyn und ihm sogleich einigen Unterricht ertheilen, wie man einen großen Herren bedienen müsse. Im Moment gilt vor seiner erhitzten Phantasie sein junger Freund für irgend einen Grafen, und er bestrebt sich, denselben bey dem Frühstück, welches er ihm durch seine Frau auftragen läßt, auf das Pünktlichste, in aller Form, Manier und Grazie zu bedienen. Er gibt seinem Freund den Unterricht mit solchem Eifer und Ernst, daß dieser dadurch in die äußerste Verlegenheit kommt, der Ertappierdiener aber selbst oft nicht mehr weiß, ob er wirklich einen Marquis, Duc, Comte vor sich hat, oder nicht. Diese Scene ist von dem höchsten, komischen Effekt.

4) Le baptême d'une cloche, ou: plus l'oiseau est vieux, moins il veut se défaire de sa plume. Die Glockentaufe oder: Je älter der Vogel, desto unlieber läßt er sich seine Federn ausziehen. Hier wird das Adelsvorurtheil belächelt, das in einer alten Dame und Großmutter seine lebhafte Vertheidigerin hat. Die Ruinen der alten, guten Zeit verbinden sich mit den neu- oder wiedererrungenen Grundsteinen der Restauration gegen die gleichmächtigen, ja mächtigeren Ansprüche der jüngstvergangenen und gegenwärtigen Zeit. Es gibt fast kein französisches Lustspiel, in welchem nicht entfernere oder nähere Bezüge auf diesen Conflict vorkämen. Wir werden bald Gelegenheit haben, bey einem größeren Lustspiel dieses Inhalts näher darauf einzugehen.

5) Les entrepreneurs de Morale ou chacun son métier. Die Sittlichkeitsunternehmer oder: Jeder treibe sein Gewerbe. — Die Spitze dieses Sprüchwortes ist ziemlich scharf und doppelt und dreyfach verwundend. Ein Mann, der von dem Schnitt- und Putzwaarenhandel seiner Frau in einer Provinzialstadt lebt, hat weiter nichts zu thun und tritt in eine Gesellschaft, welche sich zu dem moralischen Zweck vereinigt hat, dem Theaterwesen der Stadt auf doppelte Weise beyzuspringen, insbesondere darauf zu achten, daß keine frivole Stücke gegeben, und keine liederliche Subjekte unter den Schauspielern geduldet werden. Unser nichtsthuender Ehemann soll und will Direktor dieses neuen moralischen Theaterwesens werden. Die Schauspieler selbst competiren aber dagegen und verdrängen ihn aus ihrem Gebiet. Es ist hauptsächlich auf Persiflage einer moralisirenden und frömmelnden Parthie Leute abgesehen, die heut zu Tage in Frankreich, wie in Deutschland, ihr Wesen treiben, ihre Hände in Alles mengen, Alles verbessern, selbst Theater und Schauspieler moralisiren wollen, und doch in eigner Person nicht frey von Eitelkeit, Gewinnsucht und somit Heuchler sind.

6) Le conseiller d'une Femme, ou quand Dieu donne le mal, il donne aussi le remède. Der Rathgeber einer Frau oder: gibt Gott das Uebel, so gibt er auch das Heilmittel. Der Rathgeber der Frau, welche hier die Hauptrolle hat, ist der Spiegel. Da der Mittelpunkt des Moralsystems dieser, wie wohl jeder, Frau in der Beobachtung des äußersten Anstandes, in dem Bestreben besteht, ihr ganzes Betragen so einzurichten, daß sie nicht nur mit sich selbst zufrieden seyn, sondern auch das mißbilligende Urtheil der Welt vermeiden möge, so leuchtet schon einigermaßen von selbst ein, daß ein Spiegel hiezu nicht übele Dienste leisten könne. Vor demselben übt sich die Dame unsers Stückes immer laut Rechenschaft über das, was sie unternehmen, oder unterlassen will. Ihr Spiegelbild steht sie dann immer, wie sie sich leicht imaginirt, mit den Augen eines fremden, scharfen Beurtheilers an, und so versteht sie, auf des Spiegelbildes Blicke achtend, selten das Rechte. Besonders gute Dienste leistet ihr dieser Spiegel, als sie zweifelhaft ist, ob sie ihre junge Tochter schon verheirathen solle, da sie doch selbst erst 34 Jahre alt und noch immer von einiger Figur sey. Das Spiegelbild macht sie darauf aufmerksam, wie lächerlich es im Grunde sey, sich noch mit einer verheirathsfähigen Tochter auf gleiche Linie stellen zu wollen, und sie entschließt sich, dem Wunsch ihrer Tochter zu entsprechen.

7) Le pouvoir en Quenouille ou: qui trop embrasse, mal étreint. Spinnrockenherrschaft oder: Wer zu viel unternimmt, führt nichts durch. — Eine herrschsüchtige Frau hat endlich die Freude, da ihr Mann verreist ist, zu schalten und zu walten, wies ihr beliebt. Indem sie allerley längst unterdrückte Wünsche auf einmal zu befriedigen trachtet, und vor allen Dingen Jedermann es augenblicklich fühlen lassen möchte, daß sie jetzt Alleinherrin sey, fällt sie unbewußt in die völlige Abhängigkeit von ihrer Kammerzofe. Nur was diese will, geschieht, da sie ihrer Frau stets einzubilden weiß, sie, die Frau, wolle das Alles selbst. Bald geht Alles darunter und darüber, und die herrschsüchtige Frau muß endlich noch froh seyn, daß zu gelegener Zeit ihr ältester Stiefsohn eintrifft, und in ihrem Namen die nöthigen Befehle zur Herstellung der Ordnung ertheilt. Mit vortrefflich guter Laune ist dieses Extrem ihrer Verkgenheit und die Selbsttäuschung geschildert, in welcher sie immer im vollsten Genuß unumschränkter Gewalt zu seyn wähnt, ohne es auch nur einen Augenblick seyn zu können.

8) Le chateau de Cartes, ou ne batissons pas de chateaux en Espagne. Das Chartenschloß oder: Laßt uns nicht Schlösser in Spanien (Luftschlösser) bauen. Schon der Titel enthält in dem Sprüchwort selbst eine Anspielung auf die französische Expedition nach Spanien,

Digitized by Google

die um so deutlicher wird, als die Bestrebungen eines Picomte de Gaury, eine politische Carriere zu machen, alle zu Wasser werden. Alles Geld, was er zu seinem Zweck verwandt, die Anleihen, die er dazu gemacht, sind umsonst. Er wird von der Parthey, der er sich anschliessen möchte, betrogen, in Stich gelassen, und diese kann sich am Ende selbst nicht mehr halten. Abgesehen von dieser Anspielung, bezweckt das Stück die Glanzsucht zu tadeln, und dagegen die Zurückgezogenheit zu preisen.

Das Bestreben des Verfassers dieser dramatischen Sprüchwörter, ganz aus dem Leben selbst ergriffene Schilderungen zu geben, erstreckt sich bis auf die Sprache, und er läßt Bauern, Gärtner und niedere Bedienke in einer sehr von der gebildeten Sprache abweichenden Mundart reden. — Man scheint diese Art von Dramen gegenwärtig in Frankreich sehr zu lieben. Zu dieser Gattung, obwohl von einem andern Verfasser, gehört auch:

9) L'homme habile, ou tout pour parvenir, comédie en cinq actes et en vers, par M. D'Epagny; Paris, Peytieux, libraire-editeur, Galerie Delorme. 1827.

Dieselbe treffende Charakteristik des gegenwärtigen, geselligen Zustandes in Frankreich wie der handelnden Personen ist es auch hier, was unser ganzes Interesse in Anspruch nimmt, aber wir erblicken die verschiedenen Seiten der Sitten und Charaktere nicht vereinzelt, sondern in ziemlicher Vollständigkeit beysammen und zu einer Welt im Kleinen vereinigt. Den Mittelpunkt dieser Welt, von welchem sie zum Theil regiert, jedenfalls aber bewegt wird, ist Derneville, das Ideal eines intriguirenden Glücksritters, welchem gar manches Abbild in der Wirklichkeit des französischen, insbesondere des Pariser Lebens zu entsprechen scheint. Wenigstens wird uns am Schluß des Stückes zugerufen:

Prenez-y garde au moins! car notre immense ville
Offre plus d'un portrait de monsieur Derneville!

und gerade dieser Schluß hat bey der Aufführung des Stückes in Paris selbst sehr gefallen. Derneville ist von dem Dichter vortrefflich gezeichnet, so daß wir ihn und sein Treiben zwar verabscheuen, uns aber dennoch für ihn interessiren müssen. Er ist gewissenlos, jedes Betruges, jedes Verbrechens fähig, wenn es ihn zu seinem Ziele, zu Reichthum, Amt, Ansehen, Ehre zu führen vermag. Schon die große Virtuosität, welche er in Handhabung seines schlechten Gewerbes entwickelt, kann uns nicht ganz gleichgültig gegen ihn lassen. Besonders uns Deutsche muß die Gewandtheit, die nie ruhende Thätigkeit, die Gegenwart und Ueberlegenheit des Geistes, mit welcher derselbe jeden Vorfall, jede Person, auf welche er stößt, gleich richtig zu fassen und zu nutzen, alle seine Umgebungen zu gewinnen, zu beherrschen weiß, mit einem gewissen Staunen erfüllen. Aber dieses entwickelte Talent, in allen Sätteln gerecht zu seyn, wird noch durch andere Geistesgaben und durch deren nicht ganz gemeine Bildung unterstützt, gehoben, ja es gesellt sich sogar eine Art moralischer Energie dazu: die leidenschaftliche Erbitterung nämlich darüber, daß die ausgezeichnetsten Gaben, die größte Brauchbarkeit für alle Geschäfte an und für sich keine Anerkennung finden, zu keinem einigermaßen erträglichen Zustande führen, wenn sie nicht durch Geburt oder Reichthum und schon erlangtes Familienansehen unterstützt, empfohlen werden. So führt unser Intrigant im Grunde einen Rachekrieg im Kleinen gegen alle, die auch ohne Verdienst zu immer größerem Reichthum und Ansehen gelangen, eine durch den Zufall der Geburt verliehene Berechtigung haben. Dies gibt ihm die verzweifelte Entschlossenheit, jene unbeugsame Hartnäckigkeit, jene unermüdliche Ausdauer in Verfolgung seiner Zwecke, welche wir, wie jede Kraft, auch im geringsten Räuber respectiren. Diese poetische Gerechtigkeit läßt ihm auch unser Dichter vollkommen angedeihen, und obgleich er das vor unsern Augen geführte Spiel verliert, obgleich seine verrätherische Handlungsweise entdeckt wird, so tritt er, freylich ohne Ehre, aber doch mit Anstand, ja selbst in so drohender Stellung ab, daß seine Sieger ihn anzutasten nicht wagen dürfen. So meisterhaft und kühn dieser Charakter gehalten ist, so hat dessen Dichter doch auch nicht minder gewußt, ihm andere gegenüber zu stellen, die ihm das Gleichgewicht zu halten vermögen, und würdig sind den Sieg davon zu tragen. Keine quietistische Moralprediger und Tugendidcologen, sondern Personen, welche mit dem Adel der Gesinnung Energie des Handelns verbinden. Ueberhaupt ist in dem ganzen Stücke eine, deutschen Lustspieldichtern nicht genug anzuempfehlende Lebendigkeit des Handelns. Diese hat aber wieder ein durchaus natürliches, nothwendiges Motiv, ohne welches sie freylich eine alberne Spiegelfechterey, jene nur allzuhäufige, sinnlose Lebhaftigkeit — der Beine werden würde. Unser Dichter hat vielmehr dafür Sorge getragen, daß eine jede Person, vom Grafen bis zum Gärtner hinab ein eigenes, besonderes Interesse im Laufe des Stückes zu verfolgen hat, und daß dieses Interesse in freundliche oder friedliche Berührung mit Derneville's Intriguen tritt. Liebe, Eitelkeit, Ehrsucht, Gewinnsucht, Charakterfestigkeit, Pflichterfüllung, Enthusiasmus für edles Handeln, — all' diese Leidenschaften, Schwächen, Tugenden finden ihre Personificationen im Stück und treten gegen oder für die Pläne des Glücksritters in die Schranken.

(Beschluß folgt.)

№. 49.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 17. Juni 1828.

Franzöfische Theater-Literatur.

(Beſchluß.)

10) Les trois Quartiers, Comédie en trois actes et en prose, par MM. Picard et Mazères. A Paris, chez les éditeurs: Ladvocat, libraire, Quai Voltaire et au palais-royal; Barba, cour des Fontaines, Nr. 7. 1827.

Ein reinpoetiſches Kunſtwerk, wie groß oder klein es ſey, kann, unſerer Anſicht nach, immer nur ein geiſtiges Individuum zum Urheber haben, und ſo konnten die auf dem Titel genannten zwey Verfaſſer der „trois quartiers“ in uns nicht wohl ein günſtiges Vorurtheil für den poetiſchen Werth dieſes Luſtſpieles erwecken. Auch iſt dieſer ziemlich gering, und kommt dem des eben erwähnten Homme habile bey weitem nicht gleich. Es fehlt jeder ausgezeichnete, unſer ganzes Intereſſe in Anſpruch nehmende Charakter, jede wahre, von dieſem ausgehende, auf ihn ſich beziehende Handlung. Begebenheiten und Vorfälle ſind das Vorherrſchende und das momentane Benehmen der darin erſcheinenden Perſonen erregt eine vorübergehende, günſtige oder mißgünſtige Theilnahme für dieſe. Dennoch hat das Ganze einen ausgezeichneten, wenn gleich nicht poetiſchen Werth, und gewährt in hohem Grade die angenehme Unterhaltung einer treuen, lebendigen Sittenſchilderung. Denn eine ſolche iſt es in dramatiſcher Form. Die Hauptabſicht der Verfaſſer geht dahin, die Lebensart und Anſicht der drey ausgezeichnetſten Klaſſen, aus welchen die Pariſer Geſellſchaft ſich zuſammenſetzt, und ihr wechſelſeitiges Verhältniß zu einander nach ihrer lobens- und tadelnswürdigen Seite zu ſchildern. Der wohlhabende Waarenkaufmann, der in der rue Saint-Denis ſein Gewölbe hat, und ſich auf ſeine zwanzig Commis etwas zu Gute thut; der reiche Banquier von der Chaussée d'Antin, dem ſeine, eine Million erreichende und überſteigende Hunderttauſende Anſpruch auf politiſche Wichtigkeit und auf geſellſchaftliche Gleichſtellung mit dem hohen und höchſten Adel, beſonders wenn dieſer arm iſt, geben; endlich dieſer hohe und höchſte, aber arme, Adel ſelbſt im Faubourg St. Germain, der zwar trotz ſeiner Armuth Stolz genug beſitzt, ſobald er ſich gewöhnlicher Wohlhabenheit gegenüberſieht, aber, wo ſich ihm halbe oder gar ganze Millionen zeigen, beſonders dann zu liberaleren Geſinnungen geneigt wird, wann dieſe Millionen ſich willfährig zeigen, den trübgewordnen Glanz des alten Geſchlechts durch eine reelle Verbindung mit dieſem wieder zu erneuen: das Leben dieſer drey Klaſſen und Stadtviertel von Paris iſt es, welches uns hier aufs anſchaulichſte entgegentritt. Eine Intrigue hat im Grunde das Stück nicht, nur eine Fabel. Desrosiers, ein franzöſiſcher Kaufmann, iſt in Columbia reich geworden, kommt nach Paris und glaubt zunächſt durch ſein Vermögen auf die Hand der Tochter eines wohlhabenden Kaufmanns der rue Saint-Denis Anſpruch zu haben. Ihm ſoll ſchon eine ſolche zu Theil werden, als er von der glücklichen Ankunft einer ſchon mit Gewißheit verloren geachteten Schiffsladung Nachricht erhält. Er ſieht ſich biedurch noch einmal ſo reich als zuvor, macht ſich alſo gleich und auf gute Manier von der rue Saint-Denis los, und wendet ſich nach der Chaussée d'Antin. Als er ſich hier über ſein Vermögen ausgewieſen, ſoll ihm eben die Hand der Schweſter eines Millionärbanquiers zugeſprochen werden, als der vom Glück verfolgte ſich durch eine unerwartete Erbſchaft ſelbſt zum Millionär avancirt ſieht, und biedurch das Recht auf die Hand einer Gräfin oder Marquiſin erhalten zu haben meint. Es fehlt ihm nicht, alsbald Zutritt in einem gräflichen Hauſe zu erlangen; aber hier reüſſirt er nicht, wie er früher ſeine Verlobte im Stich gelaſſen; jedoch nur, weil ihm ein gleich reicher Bewerber gegenüberſteht, der von edlerer Natur und ſo glücklich iſt, die Neigung der jungen Gräfin zu gewinnen. An dieſem Faden immer geſteigerter Heirathsanſprüche des Herren Desroſiers läuft die ganze Handlung ab. An ihm werden wir in alle drey Stadtviertel und zu ihren Bewohnern geführt. Den Verfaſſern gebührt das Lob, nicht allein die tadelnswürdigen Seiten jener drey Klaſſen hervorgehoben und verlacht, ſondern auch gezeigt zu haben,

Digitized by Google

wie in allen dreyen neben allen Eitelkeiten, wirklich Ehrenhaftigkeit, Adel der Gesinnung und ächte Humanität hier wie dort zu finden sey. Diese Lichtseite der drey Klassen wird sodann als das Element dargestellt, in welchem deren Ansprüchen Versöhnung und wechselseitige Anerkennung zu Theil werden muß. Als reinste Personificationen dieser Lichtseite erscheinen drey junge Mädchen, die einst in einem Pensionat zusammengetroffen und Freundinnen geworden waren und deren dort empfangene, harmonische Ausbildung des Geistes und Gemüthes sie auch ferner verbunden hält, als sie durch die verschiedenen Lebensverhältnisse, in welche sie zurückgekehrt, getrennt werden zu seyn scheinen. Ihnen entsprechen dann deren drey Bräutigame, davon der eine junger Kaufmann, der andre Banquier, der dritte Graf und Militär, alle drey aber ehrenwerthe Männer sind, der Graf endlich die Schwester des Banquiers und dieser die Cousine des Grafen berathet. — Wie hier, so läßt sich überhaupt in allen neueren Lustspielen der Franzosen das edle Bestreben wahrnehmen, die Ironie nicht zur Persiflage, die gerechte, poetische Indignation über jedes Schlechte nicht zur wegwerfenden Verdammung ausarten, vielmehr überall das Edle, Heilige unangetastet zu lassen, ja anzuerkennen, und darin die höhere, vermittelnde Einheit zu bezeichnen, in welcher alle besondern Ansprüche und Interessen zum Frieden und zur Versöhnung gelangen sollten.

Die Trauerspiele, deren Anzeige uns noch obliegt, verdienen, streng genommen, diesen Namen nicht. Zwar sterben die Hauptpersonen, nach welchen sie selbst titulirt sind, alle im fünften Akte, aber einen Tod, der nicht tragisch, sondern nur betrübend, rührend und selbst nicht ohne Begleitung einiger tröstender Umstände ist. So parador dies vorausgeschickte Urtheil scheinen mag, so wird dasselbe doch sogar von dem Dichter eines unsrer Stücke, der das seinige selbst nur ein: „Historisches Drama“ genannt hat, bestätiget. Den Grund wird sogleich die nähere Ansicht dieses Stückes offenbaren.

11) Le Tasse, drame historique en cinq actes et en prose, par M. Alexandre Duval, membre de l'Institut. A Paris, chez Barba, éditeur, cour des Fontaines, Nr. 7. 1827.

In gegenwärtiger Darstellung des uns durch Goethe längst befreundeten Gegenstandes wird die Handlung mit Tasso's Tode geschlossen. Aber dieser Tod ereilt den Helden nicht in moralischer Folge seiner Handlungen, er macht nicht einem mit freyem Bewußtseyn gewollten und jeder Gefahr Trotz bietenden Kampfe für höhere Interessen, welchen andre gleichwichtige Interessen gegenüberträten, ein Ende. Tasso wagt und wirft sein Leben nicht hin, weil er den Tod einem ihm schmachvoll dünkenden Leben vorzieht. Er unterliegt durchaus der Gewalt der Umstände, der Natur, gegen welche in die Schranken zu treten, ihm sogar die Wahl versagt ist. Durch die unglückliche Liebe zu Eleonoren, verbunden mit dem Zorn, sich seiner Freyheit beraubt zu sehen, wird sein Gemüth so erschüttert, daß er in Wahnsinn versinkt, aus dem er nur auf kurze Augenblicke erwacht, um sich von dem Dichterkranz, den ihm der Papst und Rom zuerkannt, die Schläfe fühlen zu lassen und dann im letzten, seligen Anschauen der Geliebten entrückt zu werden. In diesem ganz poetisch-rührenden, vielleicht selbst wünschenswerthen Tode liegt aber wegen der völligen Abweisenheit eines menschlichen Willens, der ihn gewählt, vorgezogen, verschuldet oder decretirt hätte, so wenig etwas tragisches, als wenn einer auf einem Spaziergange sich in Wald und Flur verliert, von einem Gewitter plötzlich, unausweichlich ereilt und vom Blitz erschlagen wird. — Was außerdem die französische Bearbeitung des Stoffes angeht, so verdient dieselbe in mancher Beziehung ausgezeichnet zu werden. Zwar hält sie rücksichtlich der vollendeten, poetischen Form in Gestaltung des Ganzen wie des Einzelnen, durchaus keine Vergleichung mit dem Goethe'schen Schauspiel aus; aber Einiges scheint uns poetischer gedacht zu seyn, als in diesem, der Göthe'sche Tasso ist uns immer gar zu kindisch-eitel und knabenhaft anmaßend erschienen, als daß wir ihn auch nur der ernsten, männlichen Züchtigung und noch weniger der schonenden Beachtung werth gehalten hätten, die ihm wirklich zu Theil wird. Einem Antonio gegenüber, so fern derselbe ein an Charakter und Geistesbildung vollendeter Mann seyn soll, wird der wahre, natürliche und selbst gerechte Stolz eines Dichters, wie Tasso, sich mit sicherem Takt zusammennehmen, sich in sich selbst zu behaupten suchen, sich nicht im Rausch der Eitelkeit gehen lassen und an fremdes, noch so großes Verdienst wegwerfen wollen. Der Stolz des Dichters, der Genius ist Stolz der Freyheit, nicht die Eitelkeit, in die Freundschaft und gnadenreiche Abhängigkeit andrer, durch Talente und Verdienste ausgezeichneter Personen aufgenommen zu werden. Selbst der dichterische Ruhm, nach welchem seine Seele dürstet, hat ja nur einen von Persönlichkeiten unabhängigen Reiz für ihn, und er will ihn nur als eine gleichsam vom Himmel kommende, göttliche Weihe empfangen. Herr Duval hat diesen Stolz der Freyheit als Charakter seines Tasso fest gehalten, den derselbe sogar dem Herzog von Ferrara, ja Eleonoren gegenüber behauptet. Er verehrt den Herzog nicht als Herzog, sondern als erleuchteten Freund der Musen, er betet Eleonoren an, nicht als Princessin von Este, sondern als die Krone der Frauen, die mit allen Juwelen leiblicher und geistiger Schönheit

Digitized by Google

geschmückt ist. Er geht so weit, die Liebe der Prinzessin zu verschmähen, nicht eher ihrer Liebe sich zu freuen, als bis Eleonore ihm ihr Herz, ihr edles Selbst verheißen. Weder gegen den Herzog, den er achtet, noch gegen einen Antonio, den er achten würde, vergißt er sich, wohl aber zieht er gegen Belmonte, den Prinzen von Neapel, der eben nur dieses und sein ihn aufs höchste und selbst Eleonoren beleidigender Feind ist, den Degen. Daß übrigens Herrn Duval die Ausführung seines recht schön gedachten Tasso im Einzelnen vielfach mißglückt ist, liegt wohl in der Schwierigkeit der Aufgabe, die nur ein andrer Shakespeare befriedigend lösen möchte.

12) Charles VI., tragédie en cinq actes, par M. de la Ville de Mirmont. A Paris, chez Barba, éditeur, cour des Fontaines. Nr. 7. 1826.

Dieses Stück ist schon darum merkwürdig, weil es eines der letzten ist, in welchem Talma sein vollendetes Talent entwickelt hat. Die Scenen, in welchen die Hauptfigur, Karl VI., auftritt, sind in der That alle von tief ergreifender Wirkung, und auch dichterisch gelungen zu nennen. Dennoch ist Karl's bekannter, durch wiederholtes, heftiges Erschrecken, und weder durch eigne, noch durch fremde Schuld erzeugter Wahnsinn nicht der tragische eines Lear, und auch sein Tod ist nicht ein solcher. Dieser erfolgt hier gleichfalls durch eine heftige Gemüthsbewegung, welcher sein vielfach geschwächter Geist nicht mehr gewachsen ist, als sie in einem letzten, lichten Augenblick über ihn kommt. Der Geist erliegt keiner sittlichen, nur einer blinden Naturgewalt, gegen welche kein Sieg, ja nicht einmal ein Kampf möglich ist. Das Stück ist somit ein historisches Nationaldrama, und als solches besonders für die Franzosen von hohem Interesse. Die Königin Isabella steht mit England und Burgund gegen ihren Sohn, die englische Partey der vaterländischen feindlich gegenüber. Es ist die Zeit der blühendsten Hoffnungen Englands und der äußersten Noth Frankreichs, welche uns hier vorgestellt wird; und so darf das ganze Drama als Einleitung zur Jeanne d'Arc betrachtet werden, über welche wir vor zwey Jahren Bericht erstattet haben *). Sollte es vielleicht auch ein Zeichen von dem Streben in Frankreich seyn, einen Nationaldramencyclus zu gestalten, wie ihn Shakespeare den Engländern gegeben hat? Dann müßte aber auch ein französischer Shakespeare erstehen, dessen Geburt uns wenigstens noch nicht kund geworden ist.

*) S. Literaturblatt v. 1826. Nr. 30.

13) Virginie, tragédie en cinq actes et en vers, par Alexandre Guiraud de l'Académie française. Paris, Ponthieu et Comp., libraires; Leipsig, même Maison. 1827.

Was man auch daran auszusetzen gefunden haben mag, daß Lessing dieses Sujet aus der römischen Geschichte nicht selbst zur Tragödie ausgebildet, sondern in seine Emilia Galotti umgestaltet hat, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß die ganze Handlung in der Emilia wesentlich eine tragischere geworden sey, als es die Begebenheit der Virginia ist. Lassen wir uns doch von dem großartigern, patriotisch-politischen Hintergrund, von den historisch-glänzenderen Decorationen, welche den Tod der Virginia umgeben, nicht irre führen, denselben für wahrhaft tragisch zu halten. Virginia wird von ihrem Vater geopfert, wie ein unschuldiges Lamm. Virginia stirbt, ohne zu wissen, wie. Emilia willigt nicht allein in den Tod, den ihr der Vater gibt, sie verlangt ihn, sieht darum. Mag diese freye Wahl des Todes auch nicht durchaus motivirt seyn, so wird derselbe durch sie doch erst tragisch und steht in so fern wenigstens mit Emilia's ganzem Charakter in Uebereinstimmung, als sie ja auch früher schon den ehrenrührigen Anträgen des Prinzen, denen sie jetzt nicht mehr ausweichen zu können meint, nichts als die Flucht entgegensetzten hat. Dieses tragische Moment des innern und äußeren Widerstrebens gegen den schlechten Willen des Tyrannen, das in Livius Erzählung allerdings angedeutet und von Lessing für seine Emilia sehr hervorgehoben worden ist, hat Herr Guiraud nicht gehörig für seine Virginia benutzt und ausgebildet. Eben deshalb ist sein Trauerspiel aber keines, sondern nur ein historisches Drama, wie die beyden vorigen Stücke. Es herrscht die Begebenheit, die Gewalt der Umstände vor, und der Charakter des Helden als solcher entfaltet sich gar nicht *). Denn daß Appius von Virginia's Vater ermordet wird, macht das Ganze um so weniger zur Tragödie, da Appius selbst als ein durchaus unedler Mensch, als ein blos frecher, übermüthiger Wüterich erscheint, dessen Ermordung nicht tragischer ist, als die Hinrichtung eines andern Verbrechers, oder die Erdolchung eines Räubers, gegen den man sich seines Leibes und Lebens wehrt. Uebrigens fehlt es dem Stück nicht an einzelnen schönen Stellen, und mitunter glänzenden

*) Ein Fehler, der, beyläufig bemerkt, bey den meisten, heutigen Tragödien, nicht etwa blos bey den französischen vorkömmt. Man lerne doch von den Alten, von Shakespeare und Schiller den unter außerordentlichen Umständen erfolgten Untergang ausgezeichneter Menschen von der Gewalt eigener Umstände befreyen und zu einer tragisch-dramatischen Begebenheit erheben.

Digitized by Google

Sentenzen über Volk, Freyheit und Vaterland. Ein edler Charakter ist Plancus, ein alter Patricier, der, indignirt über des Appius Unwürdigkeit, die Partey der verfolgten Plebejerfamilie ergreift.

W. B. M.

Pädagogik.

Rapport sur l'école des petits enfans à Saint-Gervais. Genève 1827.

Es ist in der Korrespondenz des Morgenblatts schon die Rede von der Schule kleiner Kinder in Genf gewesen, die allerdings eine Anstalt von höchstem Interesse ist, die, soviel wir wissen, sich nirgend anderswo findet. Aus diesem Grund kommen wir auch hier darauf zurück.

Das Comité der Anstalt stattet nun nach Verlauf eines Jahrs über den Gang und das Gedeihen derselben Rechenschaft ab. Der Zweck des Instituts war, den Eltern die Erziehung zu erleichtern, wenn sie von ihren Geschäften oder von ihrer Tagesarbeit gehindert werden, Kinder von 3 bis 6 Jahren in Aufsicht zu halten; zugleich wollte man die Kleinen selbst vor Unglücksfällen, vor dem Herumlaufen auf der Straße und vor dem Umgang mit rohen unsittlichen Kindern hüten, dabey auf die erste Entwickelung ihrer intellektuellen und Gemüthskräfte wirken, und so ihrem Charakter eine sichere Richtung nach dem Guten und Reinen geben.

Man kann darüber streiten, ob in einem so zarten Alter der Unterricht schon zweckmäßig sey, einverstanden aber sind Alle, daß Erziehung Aller und in jedem nützlich ist. Alles gewinnt die Gesellschaft und das Familienglück dabey, wenn in dem ersten zarten Kindesalter Frömmigkeit, Wohlwollen, Offenheit und Gehorsam bey dem Kinde entwickelt werden.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die Anstalt schon in dem ersten Jahre wesentlich dazu beygetragen hat, wiewohl sie manche Schwierigkeiten und Hindernisse beseitigen mußte. Die erste lag in der Wahl passender Leitung. Endlich war man so glücklich einen gebildeten Mann und eine wackere Frau zu finden, die Sanftmuth, Eifer, Liebe für die Kleinen, Talent sich mit ihnen zu beschäftigen, aber auch milde Festigkeit und Consequenz besitzen.

Eine zweyte große Schwierigkeit lag in der Art für Hundert und mehr Kinder von 3 bis 6 Jahren eine nützliche Beschäftigung zu finden, und bey dieser Beziehung günstig auf die moralische und intellektuelle Entwickelung der Kinder zu wirken, die der Schule vorangehen soll. Gleich schwierig war es in diesen Haufen Kinder eine Art von Ordnung zu bringen, ohne doch die Freyheit zu beeinträchtigen, die den Kleinen nothwendiges Lebenselement, ja ihr Recht und Privilegium ist: schwierig, ihre Belustigungen und Erholungen mit Abwechslung zu ordnen, ihre Arbeiten dem zarten Kindesalter und ihren Kräften anzupassen und doch so einzurichten, daß sie ihnen weder Arbeit noch Mühe kosten. Der gleichzeitige Unterricht, allen Kindern zusammen ertheilt, ist bey manchen Gegenständen unmöglich, da sich zwischen 3 und 6 Jahren die größte Verschiedenheit in der Fassungskraft der Kinder zeigt. Der gegenseitige Unterricht hat auch große Schwierigkeiten, denn wie in diesem Alter fähige Monitoren bilden, die andere lehren können? wie bey diesen Kindergruppen Aufmerksamkeit und Gehorsam erhalten?

Man hat die Unterrichtsmethoden verbunden, und dabey Alles vermieden, was an System oder Schule erinnern kann: denn das Lernen ist hier Nebensache. Kupferstiche, Zeichnungen von Gegenständen des täglichen Lebens, Lehren aus der Naturgeschichte, und Aehnliches zeigt und gibt der Lehrer allen zu gleicher Zeit, eben so den ersten Unterricht im Gesang. Dagegen wird das Schreiben mehreren Abtheilungen, einer nach der andern ertheilt: zum Lesen benutzt man die Tabellen der Primär-Schulen und den gegenseitigen Unterricht. Nur sind dabey mehr Monitoren, und die Gruppen sind nicht so zahlreich als in den eigentlichen Lancaster-Schulen. Die kleinen Mädchen über 4 Jahre erhalten übrigens noch von der Lehrerin den ersten Unterricht im Nähen und Stricken.

Nicht ohne Schwierigkeiten war auch die Ordnung der Erholung, Unterhaltung und Spiele der Kinder, damit sie nicht einförmig und eine Quelle böser Gewohnheiten werden. Deshalb ist ein Hof und ein Garten gemiethet worden, worin sie sich frey und weidlich, aber immer unter guter Aufsicht herumtummeln. Diese Schule beginnt früh um 8 Uhr und schließt sich Abends um 7. Die Kinder können ihr Essen mitbringen, oder zwischen 11 und 1 Uhr abgeholt und zurückgebracht werden. Die Zahl der Kinder war bey der Eröffnung der Anstalt im November 1826 nur — 12. Am 25. September dieses Jahres, also nach 10 Monaten — 167. Sie besteht blos durch Beyträge. Voriges Jahr betrugen diese 14,552 Genfer Gulden (8200 Franken), sie gingen nicht nur von den besten Familien Genfs, sondern auch von wohlthätigen Freunden aus, unter denen der Prinz von Dännemark, der Herzog von Guiche, Pair von Frankreich, der Herzog von Broglio, der Baron Staël, Lady Byron, der Graf Rianeourt und mehrere Andere genannt werden müssen. Die Ausgaben waren bisher sehr bedeutend: 17,196 weil damit die erste Anlage, die Bauten und innere Einrichtung bestritten werden mußte.

Digitized by Google

N°. 50.

Literatur-Blatt.

Freytag, den 20. Juni 1828.

Sprachkunde.

1) Bayerisches Wörterbuch. Sammlung von Wörtern und Ausdrücken, die in den lebenden Mundarten sowohl, als in der ältern und ältesten Provinzial-Literatur des Königreichs Bayern, besonders seiner älteren Lande vorkommen, und in der heutigen allgemein-deutschen Schriftsprache entweder gar nicht, oder nicht in derselben Bedeutung üblich sind, mit urkundlichen Belegen nach den Stammsylben etymologisch-alphabetisch geordnet von J. Andreas Schmeller. Erster Theil. A. E. J. O. U. B. P. D. T. F. V. München, Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1827.

Der ausführliche Titel dieses Werkes beweist schon, daß wir kein gewöhnliches Idiotikon, sondern ein vollkommenes gelehrtes Glossarium vor uns haben. Der erste Blick, den wir hineinwerfen, überrascht uns, denn wir finden eine fast unerschöpfliche Fülle von veralteten und ausgestorbenen Wörtern, welche, da sie zumal nur einem Stamme deutscher Nation angehörten und angehören, uns einen Begriff von dem Reichthum der deutschen Sprache gibt, der auch diejenigen in Erstaunen setzen muß, die schon mit der ältern deutschen Literatur einigermaßen vertraut sind. Bayern besaß früher noch kein so vollständiges Herbarium der auf seinem fruchtbaren Boden so reich gediehenen Vegetation der Laute und Begriffe; ja wir dürfen fragen, besitzt irgend ein anderes deutsches Stammland dergleichen? und konnte ein so herrlicher Sprachschatz unter andern Auspicien gesammelt werden, als unter denen eines Fürsten, dessen ausgezeichnete und nie genug zu schätzende Vaterlandsliebe wohlthätig wie Sonnenlicht auf alle versteckte Knöspen und Blüthen seines Landes wirkt?

Während wir an diesem Werke die patriotische Idee an sich, die außerordentliche Vollständigkeit, die klare und wissenschaftliche Anordnung und die genaue historische Kritik als musterhaft anerkennen und rühmen müssen, scheint uns nur etwas zu mangeln, dessen Ergänzung wir indeß vom zweyten Theil erwarten. Der gelehrte Verfasser hat es nämlich versäumt, uns in einem allgemeinen Ueberblick gleichsam die Hauptresultate seiner umständlichen Forschungen vorzulegen, und namentlich eine Vergleichung der bayerischen Mundart, theils mit den übrigen süddeutschen, theils mit den norddeutschen Mundarten anzustellen. Bey den einzelnen Wörtern bezeichnet der Verfasser zwar immer die Analogie der bayerischen Wörter mit fremden, selbst nicht deutschen; wie schwer ist es aber, sich aus diesen unzähligen einzelnen Notizen ein allgemeines Resultat zusammenzusetzen, und wie sehr müssen wir wünschen, daß es dem Verf. gefallen möchte, noch etwa am Schluß des Ganzen, neben dem reichen Detail seiner Forschung, auch eine kurze übersichtliche Charakteristik der bayerischen Mundart in Vergleichung und im Gegensatz mit den übrigen unseres gemeinsamen Vaterlandes zu geben. M.

2) Dizionario del dialetto veneziano di G. Boerio. Venezia, 1826—7. 8.

Vocabolario mantovano-italiano di F. Cherubini, Milano, 1827. 8.

Italien hat mit Deutschland den Vorzug vor Frankreich gemein, daß seine Schriftsprache — welche Ansprüche auch hier die Meissener, dort die Toscaner erhoben haben mögen — nicht das Produkt der einseitigen Ausbildung und Uebermacht eines einzelnen Provinzialdialekts, sondern vielmehr die Blüthe aller der verschiedenen Mundarten ist, die in dem ganzen Lande gesprochen werden, dem

bel paese ch' Appennin parte,
il mar circonda e l'Alpi.

Aber ein Vorzug, den Italien selbst vor Deutschland voraus hat, ist, daß durch die Schriftsprache die Aus-

Digitized by Google

bildung der Provinzialdialekte nicht zurückgedrängt, sondern vielmehr gefördert worden ist. Die Uebersetzungen der Gierusalemma liberata in dieselben sind allgemein bekannt.

Sehr vernachlässigt war indessen bis in die neueste Zeit das grammatische und lexikalische Studium der italienischen Dialecte; und es ist daher ein neues erfreuliches Zeichen des Fortschreitens, welches wir gegenwärtig auch in Italien in allen Zweigen der Wissenschaft wahrnehmen, daß man allmählig auch diese Lücke auszufüllen anfängt. — Von den drey Hauptsprachgebieten, in welche das Land zwischen den Alpen, dem Po und dem Meere zerfällt, dem Venetianischen, Lombardischen und Piemontesischen war das erste dasjenige, für welches — obgleich in jeder anderen Beziehung das reichste — in dieser Hinsicht bisher das wenigste geleistet war. Das Wörterbuch des Patriarchi, auf welches man verwiesen wurde, war nicht nur äußerst dürftig, sondern überdies auch eigentlich nur auf einen untergeordneten Zweig des Venetianischen beschränkt, auf das Paduanische. Wichtig ist daher das Geschenk, das uns Boerio mit seinem Dizionario macht, und zu bedauern nur, daß in diesem Werke nicht zugleich auf die venetianische Literatur, und besonders auf die alten venetianischen Sprachdenkmäler Rücksicht genommen worden ist, welche bis in die erste Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts hinauf reichen. Aus dieser Zeit sind die bey Canciani abgedruckten Urance de Romanio.

Dies Vocabolario mantovano von Cherubini kann als eine Ergänzung seines größeren Vocabolario milanese-italiano (Milano, 1814, due vol. 8.) betrachtet werden; obgleich auch dieses keineswegs den ganzen lombardischen Dialect umfaßt, dessen Gebiet durch den Lauf des Mincio von dem venetianischen geschieden *) noch heut die Gränze bezeichnet, welche die Spitze der sogenannten Gallier in Oberitalien hatten.

Da gegenwärtig ein so beträchtlicher Theil der Literatur aus Apropos des bottes besteht; so möge es auch mir erlaubt seyn, hier diesem Beyspiel zu folgen und bey Gelegenheit der besagten Gallier meine Ansicht sowohl über diese, als über eine Menge anderer Dinge, die nicht das Geringste mit denselben zu thun haben, z. B. über die ganze älteste Geschichte von Italien, anzudeuten.

I. Die älteste Bevölkerung von Italien, wie von ganz Westeuropa, war ein von der afrikanischen Nordküste über das Mittelmeer eingewanderter Stamm, dessen letzte in ihrer ursprünglichen Eigenthümlichkeit erhaltenen Reste die Basken sind. Die Physiognomie dieses Stammes, besonders wie ihn die Alten schildern: torti crines, colorati vultus, zeugt von afrikanischem Ursprung. Die baskische Grammatik steht allen europäischen und asiatischen entgegen, und hat nur, wie es scheint, mit einigen amerikanischen und afrikanischen Analogie. Noch merkwürdiger als die Declination, die eigentlich gar nicht vorhanden ist, da alle Casus durch treunbare oder untrennbare Suffixe bezeichnet werden *), und selbst als die Conjugation ist die Satzverbindung — statt durch Partikeln, durch untrennbare Suffixe am Verbum.

II. Diese ältesten Bewohner des Westens, die uns bald unter dem Namen der Sicaler, bald dem der Iberier begegnen, verdrängte eine asiatische Kolonie, die sich von Griechenland aus über Italien, Gallien, Britannien und Hispanien verbreitete. — Zweige dieser Kolonie waren in Griechenland die Pelasger, die sich später durch Kultur verfeinert zu Hellenen ausbildeten. — In Italien die

allen Dialekten derselben gilt. Alle diese Sprachen, und selbst die einzelnen Mundarten derselben stammen von den alten Landessprachen unmittelbar ab (so wie das neugriechische vom altgriechischen), und haben nur mehr oder minder bedeutende Veränderungen durch die Einwirkung des Sermo Romanus erfahren. Die Uebereinstimmung dieser Sprachen unter sich rührt nur zum mindesten Theil von dem Einfluß der Römer, bey weitem mehr von der ursprünglichen Verwandtschaft derselben her. Denn eben so wie das Pelasgische zum Umbrischen oder Etruskischen, verhielt sich dieses zu dem alten Keltischen, (damit wir und dieser einmal eingeführten Benennung der alten nachiberischen Bewohner von Frankreich, Spanien und Britannien bedienen); und wie sich daher die meisten altgriechischen (pelasgischen) Wortstämme auch in den keltischen Sprachen wieder finden, so erhalten die wenigen Spuren des Etruskischen, die auf unsere Zeit gekommen sind, aus dem Keltischen ihre Erklärung: Lor, Heerd, noch heut Camin; Lucumo, Ortshäuptling aus luc, log, lo (lat. locus) Ort und mór Ehef, mo, groß (lat. magnus). — Merkwürdig ist in dieser Beziehung auch die unverkennbare Verwandtschaft des Albanesischen auf der einen Seite mit dem altgriechischen, auf der andern mit keltischen Dialekten.

III. Als die Herrschaft der Etrusker (gleich den Pelasgern auch Tyrrhener genannt) in Italien noch unerschüttert durch die Mischvölker des Südens (Römer) stand, wanderten deutsche Stämme aus dem Norden ein, welche von den Etruskern Fremde genannt wurden: Galli. (Ein neuer Beweis, daß die Etrusker eines Stammes mit den Kelten waren, denn nur bey diesen heißt gaoil fremd). So wenig die Einwanderer diesen Namen sich selbst geben konnten — wogegen schon die allgemeine Ausdehnung desselben auf so viele völlig verschiedene keltische und germanische Völkerschaften spricht; — eben so wenig gaben sich alle einzelnen Stämme derselben die Namen, mit denen sie von ihren Nachbarn bezeichnet wurden. Als Beyspiel mag das bereits angeführte Εἰσομβροι (Insubres) dienen, das die auffallendste Analogie mit vielen neugriechischen Ortsnamen zeigt: Εἰς τὰν κῶ u. a. Auch Boii mag sich schwerlich ein einzelner Stamm genannt haben; vielmehr haben wir Gründe zu vermuthen, daß dies der allgemeine Volksname gewesen sey, den ursprünglich alle Stämme theilten, welche Jahrhunderte vor der Kimbernwanderung aus dem südlichen Deutschland in Italien und Griechenland einbrachen, unter einem Brennus Rom einnahmen, unter einem andern Delphi stürmten und wie sie auf der einen Seite mächtige Niederlassungen in Oberitalien gründeten, so auf der andern den schönsten Theil von Kleinasien eroberten. Daß die sogenannten Galäter in Kleinasien, unter denen so, wie bey den Galliern Italiens, ein einzelner Stamm Boii (Tollstoboii) genannt wird, Deutsche waren, habe ich aus ihrer Verfassung bereits im Jahr 1822 bewiesen. (Rerum Galaticarum Specimen, Vratislaviae 1822. 8.) Eben so rein germanisch ist die Verfassung in Italien; beyde sind wesentlich democratisch, während die keltischen (etruskischen und pelasgischen Verfassungen) aristocratisch sind. In Uebereinstimmung damit steht die Physiognomie dieser Völker, wie sie die Alten beschreiben: rothhaarig, blauäugig, weiß von Farbe, groß von Gestalt; während die Kelten klein und brunett waren. In Uebereinstimmung damit stehen endlich die wenigen Spuren, die sich von ihrer Sprache erhalten haben; marca, Pferd, bey den Galatern, altdeutsch mar, marc; coiu, Kuh bey den Boiern um Senigallia, holländ. Plur. koyen, und selbst der so oft als Bürdename gemißdeutete Eigenname Brennus, denn Brinno heißt ein Fürst der Canninefaten bey Tacitus und das keltische Wort, das man hieher gezogen hat, lautet: Breiosin. Eben so deutsch sind alle anderen Eigennamen beyder Völker. Die Gründe ihrer Auswanderung und der Heimath — dem südlichen Deutschland von Böhmen bis in die Schweiz — lassen sich leicht in dem Südwärtsdrängen ihrer Nachbarn, der Sueven von Westen und der Gothen (Legier oder Burgunder) von Osten, erkennen. — So haben wir eine Reihe von Jahrhunderten voll denkwürdiger Thaten für die deutsche Geschichte gewonnen, die künftig nicht wieder mit den Kimbernzügen eröffnet werden darf, und uralten Waffenglanz für den alten deutschen Stamm der Baiern, die unvermischten Nachkommen jenes Theils der Boier, der in der Heimath zurückbleibend seine alten Sitze behauptete. Die Baiern für ein Mischvolk von Germanen und Kelten zu halten, wie neuerer Zeit geschieht, berechtigt nichts; daß sie von den Baiovarii stammen, ist — so viel wir wissen — noch nicht bezweifelt worden, diese sind aber, boische Männer: wie Vikiverjar, norwegisch, Männer von Vikt, Komverjar, Römer. Die neuere Endung er des Völkernamen ꝛc. scheint nur eine Abkürzung der Abschleifung des alten var, ver, vir Mann zu seyn. Haben die Freunde der Mischhypothese vielleicht Baiovarii gut lateinisch Boii varii erklärt? Zu verwundern wäre es so sehr nicht; da man selbst aus dem Vorhandenseyn dreyer Berge nebeneinander allen Ernstes den Schluß gezogen hat, daß dort Kelten — denen die Dreyzahl heilig war — gewohnt haben müßten; als wenn die guten Kelten die Welt erschaffen hätten. Und hat nicht ein sehr berühmter Mann erklärt: „Der lateinische Dialekt enthält viele Wurzeln, die ich nicht zu etymologisiren und erklären weiß, folglich — sind sie keltisch?“ Mit demselben Rechte hätte man sie für böhmisch erklären können, wobey man sich doch wenigstens auf das Sprüchwort: das sind mir böhmische Dörfer, hätte berufen können.

Digitized by Google

Einige fernere Andeutungen über meine Ansicht, namentlich eine Entwicklung der politischen und religiösen Elemente des ältesten Deutschthums, so wie des Keltenthums, findet man in den ersten Heften der früher von mir herausgegebenen Zeitschrift „Britannia“ (Jahrgang 1826, Jan. bis Mai). Die weitere Ausführung, an der ich seit dem Jahre 1819 arbeite, werde ich einst, sobald mannichfaltige Zerstreuungen Concentrirung meiner Thätigkeit gestatten, in einer „Geschichte von Deutschland, vor der Bekehrung zum Christenthum“ geben.

Karl Heinrich Hermes.

3) Glossaire génevois. 1827.

Alle, die nach längerem Aufenthalt in Frankreich, besonders aus Paris nach Genf kommen, finden einen auffallenden Unterschied in der Sprache, der sich nicht nur in einer gedehnten, den Mund ganz ausfüllenden, man könnte sagen, überfüllenden Aussprache, sondern auch in eigenthümlichen Worten, Wortformen, Wendungen und Phrasen darthut. Manche davon sind bezeichnend, manche widersinnig. Auf diesen in Genf üblichen Styl sehen die Franzosen vornehm lächelnd herab, und nennen ihn style réfugié wie den der Brandenburger Colonisten. Wo alledem ist diese Sprache oft sehr gedrängt und kräftig bezeichnend, wenn sie auch die gleissende Eleganz des Pariser Idioms nicht hat. Es ist sehr verdienstlich den ganzen Genfer Sprachschatz in ein Idiotikon zu bringen, aus dessen Analogien sich selbst für das keltische Sprachstudium manches lernen läßt, da in den alten Idiomen des Lemanbeckens keltische Elemente zu bemerken sind. Die Genfer Mundart ist nicht ohne Energie und Eigenthümlichkeit, in ihr finden sich Ausdrücke und Wendungen, die im Französischen nur matt durch Umschreibungen gegeben werden können. Es wäre zu wünschen, daß gleiche idiotische Sammlungen in allen Provinzen Frankreichs und der französischen Schweiz verfaßt würden, und daß man eine Menge aller bezeichnenden Ausdrücke wieder in die Sprache aufnähme, welche die engherzige Akademie verworfen hat. Fenelon sagt sehr wahr: Je voudrais autoriser tout terme qui nous manque, et qui a un sen doux, sans danger d'équivoque. Es ist nicht schwer die kleine Zahl Wörter herauszufinden, die der griechischen Sprache angehören. Bekanntlich war sie den Schweizern in der Römerzeit nicht fremd, wenigstens nicht den Vornehmen und Unterrichteten. Dazu kam der Verkehr mit den Phocensischen Familien, die in der Provence lebten, und von denen mehrere an unsern See zogen, oder doch häufige Reisen dahin machten. Jedoch sind die Genfer nicht so auf die griechischen Elemente in ihrer Sprache versessen, daß sie mit Sinnen und de Bochat Helvetien von — ἔλφος, Butter ableiten sollten. Viel bedeutender ist die Abstammung vom Keltischen, und besonders von dem Romanischen, das eine keltische Tochter ist.

Keltisch war die Sprache der Schweiz vor zweytausend Jahren. Es ist die Muttersprache der Gallier und aller übrigen Keltischen Stämme, die den scythischen und phrygischen Kolonien angehören, die von Nordosten nach Westen zogen. Als die Römer Gallien und die Schweiz erobert hatten, führten sie wohl ihre Sprache bey den Besiegten ein, unterdrückten aber den Gebrauch des Keltischen nicht. Das Lateinische war nur die Sprache der Regierung und der Verwaltungsbehörden. Es wäre ein sehr dankenswerthes Unternehmen für einen schweizerischen Philologen, die verschiedenen Dialekte in allen Theilen der Schweiz, besonders in manchen wenig gekannten Thälern zu studiren, und sie dann aufmerksam mit den Idiomen der romanischen Schweiz, mit denen von Aigle, Wallis, Freiburg, Neuchatel, des Bisthums Basel, des Lemansees und der verschiedenen Theile Savoyens zu vergleichen. Sehr verdient machte sich um das Keltische der gelehrte Lausanner Loos de Bochat, der das stolze: celticâ negatâ, negatur orbis im Munde führte. Das Romanische oder Romanzische (romana rustica) ist ein verderbenes, mit gallischer Sprache vermischtes Latein. So war es in der westlichen Schweiz, bey den Allobrogern und Seemanern. Gegen das Ende des neunten Jahrhunderts verlor sich das Lateinische ganz, und das Romanische ward am Leman herrschend. In den folgenden Jahrhunderten wurde es immer mehr vervollkommt, und durch die unglücklichen Kriege Ludwig des XII. und Franz des I. kamen italienische Worte herein. In der Folge wurde die Sprache Corneilles, Racines und Bossuets daraus. Man muß also dies Romanische nicht mit dem in Graubünden und in Engadin verwechseln, das eine Mischung von lateinisch, italienisch und deutsch ist.

Nach dieser Einleitung geht der Verfasser zum Genfer Glossarium selbst über, das den Umfang eines Wörterbuchs hat, denn es besteht aus drey und zwanzig Bogen. Es enthält aber nicht nur die Wörter und Ausdrücke, die Genf, dem Waadtland, Neuchatel und Freiburg eigen sind, sondern auch die tausend irrigen Redensarten, deren man sich hier bedient, und wodurch die Sprache nicht wenig entstellt wird. Diese allein würden schon ein kleines Wörterbuch ausmachen.

(Beschluß folgt.)

Digitized by Google

N°. 51.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 24. Juni 1828.

Sprachkunde.

(Beschluß.)

4) A critical pronouncing dictionary and expositor of the english language etc. by John Walker. Motto: Quare, si fieri potest, et verba omnia, et vox, hujus alumnum urbis oleant; ut oratio Romana plane videatur, non civitate donata. Quint. London and Leipsic. E. Fleischer. 1826.

Unter allen Schriften über die englische Sprache muß dem Ausländer keine wichtiger und belehrender seyn, als gerade die über die Aussprache. Denn es ist ja längst die allgemeine Klage der englisch lesenden Ausländer, daß diese Sprache durchaus nie so gelernt werden könne, daß man mit Sicherheit auch die vielen zweifelhaften Laute richtig ausspricht, weil in ihrem Vaterlande selbst hierüber nichts weniger als allgemeine Uebereinstimmung statt findet. Und um so aufmerksamer muß vorliegendes den Kenner der englischen Literatur machen, als es nach einer Reihe der glücklichsten und bedeutendsten Arbeiten in dem Fach der englischen Grammatik und Orthoepie, unter denen wir nur die Namen eines Johnson, Lowth, Elphinstone, Sheridan zu nennen brauchen, in seinem Vaterland einen so ausnehmenden Beyfall und so großen Eingang gefunden hat, daß Walkers Grundsätze über die Aussprache des Englischen jetzt fast allgemein als die einzig richtigen gelten. Daß der Sprachgebrauch über die Aussprache zweifelhafter Laute allerdings entscheide, läugnet der Vers. gar nicht und erklärt sich dahin, er wolle nur das, was auch dieser Richter zweifelhaft gelassen habe, auf die deutlichste und einfachste Weise zu entscheiden suchen. Er läßt daher dem zweyten Theil seines Wörterbuchs eine Einleitung vorangehen, in der nach einer kurzen Anleitung für Irländer, Schotten und Ausländer die Grundsätze der Aussprache des Englischen weitläufiger abgehandelt werden. Er erklärt nun in seinem Wörterbuch jedes Wort durch eine Umschreibung und setzt wo möglich Beyspiele aus anerkannten Schriftstellern bey, indem er überall grammaticalische, etymologische und kritische Bemerkungen einstreut. Was dann die Orthoepie selbst betrift, so accentuirt er jedes Wort durch das gewöhnliche Zeichen und gibt jedem Vocal seinen Ton durch eine Zahl, deren so viele sind, als Walker verschiedene richtige Aussprachen eines und desselben Vocals in verschiedenen Wörtern annimmt.

So hat er für das a viererley Laute, welche so eingetheilt sind:

1) Das lange englische a entsprechend dem französischen a in apôtre. Hieher gehören die englischen Wörter fate, paper, und dieses bezeichnet er durch die Ziffer 1.

2) Das lange italienische a in far, father pappa, entsprechend dem französischen in fable, durch die Ziffer 2 bezeichnet.

3) Das breite deutsche a wie in wall, water wie im Französischen âge, Châlons, mit 3 bezeichnet.

4) Das kurze italienische a wie in fat, mat, wie im Französischen matin, durch 4 bezeichnet.

Auch das a bestimmt er durch solche Ziffern, und zwar nur durch 1 und 2, das i ebenso, das o wieder mit 1, 2, 3, 4, das u aber durch 1, 2, 3, die Diphthonge werden doppelt bezeichnet.

Es ist also, wenn man seinen Grundsätzen folgt, nichts leichter, als sich über die Aussprache zweifelhafter Laute in seinem Buche Raths zu erholen, und es ist für die Deutschen um so wichtiger dasselbe zu kennen, als auch die besten Lehrgebäude der englischen Sprache, die in Deutschland erscheinen, immer mehr diesen Grundsätzen folgen, und in England selbst dieselben ein schiedsrichterliches Ansehen gewinnen zu wollen scheinen. Mag der englische Sprachgelehrte an diesem Werke vieles zu tadeln, der philosophische Sprachforscher aber weit mehr noch auszusetzen wissen, seinem Zwecke entspricht es jedenfalls mehr als jedes frühere, und auch spätern Arbeiten wird es

Digitized by Google

schwer werden, dieses reichhaltige Buch an Sicherheit und Einfachheit der Methode zu übertreffen.

4) Zusammensetzung der Wörter in den Sprachen der amerikanischen Indianer.

Das Merkwürdigste ohne Zweifel, was man in der Sprache der Indianer findet, ist die Art, wie sie ihre Wörter zusammensetzen. Eyede war in der Beschreibung seiner Reise in Grönland der erste, der diese Bemerkung anstellte, und Heckewelder, welcher sich unter den Indianern aufgehalten hat, gibt eine weitläufige Erklärung davon in den Historical transactions (Seite 105). Folgendermaßen, sagte der Gouverneur Colden, als von den Irokesen die Rede war, können diese Völker die Anzahl ihrer Worte nach Belieben vermehren. Keine Sprache der alten Welt besitzt, soviel man weiß, dies Prärogativ (wenigstens nicht auf dieselbe Weise als die Indianer): eine Menge Ideen werden mit einander verknüpft, durch ein Verfahren, das man Agglutination nennen könnte, das aber, wie man es auch nennen mag, nicht weniger merkwürdig für den philologischen Forscher sein muß. Hier nur etliche Beyspiele. Wenn eine Frau aus dem Stamme Delaware mit einem kleinen Hunde, einem Kätzchen oder sonstigen jungen Thiere spielt, so sagt sie oft zu ihm: Kuligatschis, d. h. Reich mir dein schönes Pfötchen, oder, was du für ein nettes Pfötchen hast! Dies Wort ist folgendermaßen zusammengesetzt:

K, ist das untrennbare Fürwort zweyter Person, du oder dein.

Uli ist ein Theil des Wortes wulit, d. h. hübsch.

Gat ist ein Theil von wichgat, d. h. Bein oder Pfote.

Schis ist eine Diminutiv-Endung, wie chen, lein im Deutschen.

Und dazu kömmt noch der Ton, worin das Wort gesprochen, die Geberde, womit es begleitet wird. Auf ähnliche Weise ist das Wort Pilape aus pilit, ledig (castus) und lenape (Mann) gebildet.

Dies ist nicht die einzige Art, wie die amerikanischen Indianer mehrere Ideen in einem Worte verbinden. Sie haben auch viele von den Formen der Sprachen, die wir so sehr bewundern, der lateinischen, griechischen, der Sanskrit und Slavonischen ꝛc. sammt andern, welche ihnen eigenthümlich sind. Ihre Konjugationen sind so regelmäßig, als die irgend einer bekannten Sprache. Wiewohl sie sich nicht so vieler Abbiegungen rühmen können, als die griechische, so fehlt es ihnen doch nicht an Formen für Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft. Es gibt keinen Begriff in Rücksicht auf Zeit, Raum und Handlung, den der Indianer nicht ausdrücken könnte, und die verschiedenen Arten, welche sie zu diesem Behufe anwenden, sind so zahlreich, daß, wenn man sie als Theile der Konjugation eines Zeitwortes rechnen wollte, ein einziges Paradigma einen Band füllen würde. So bedeutet z. B. u mitzi ich esse, im Allgemeinen, und u mantzi ich esse in diesem Augenblick. Und diese beyden Zeitwörter haben jedes eine besondere Konjugation.

Die Transitiva, welche zugleich die Idee der handelnden Person und der passiven enthalten, sind weniger merkwürdig — denn diese sind, wiewohl mit geringer Mannichfaltigkeit der Formen, auch in orientalischen Sprachen — als wenn zwey Zeitwörter mit anderen Nebenideen zu einem Worte verbunden waren, wie z. B. im Delawarischen uschingiwlpoma, ich habe kein Vergnügen mit ihm zu essen, welche Zusammensetzung dem Abte Molina zufolge auch in der Mundart von Chili vorhanden ist (Quenelolavin, ich wünsche nicht mit ihm zu essen. Molina, History of Chili, im Anhange). Man wird sich darüber desto mehr wundern, wenn man diese verwickelte Zusammensetzung mit so einfachen Sprachen als z. B. die chinesische vergleicht.

Die erwähnte Zusammensetzung findet auch bey den andern Redetheilen der indianischen Sprachen statt. Nehmen wir z. B. das Adverb, an welches oft der abstrakte Begriff der Zeit geknüpft ist. Wollen die Delawarer sagen: „Wenn ihr nicht zurück kommt," so drücken sie es aus durch mattatsch gluppiweque, und dies ist folgendermaßen zusammengesetzt: Matta, nein; tsch Zeichen des Futurums, wodurch das Adverb conjugirt wird; gluppiweque, zweyte Pers. Plur. Subj. Präs. vom Zeitworte Gluppiechtow, umkehren. Der Konjunktiv drückt das Unbestimmte der Handlung aus, und das Zeichen des Futurums am Adverb deutet auf eine Zeit, welche noch nicht da, wenn die Handlung stattfindet oder nicht stattfindet. Weder If you do not come, noch Si vous ne venez pas drücken die Idee so deutlich aus, wohl aber das lateinische Nisi veneris (venerilis).

Schon aus diesen wenigen Beyspielen kann man sich überzeugen, welche Kunst und Methode bey der Bildung dieser Sprachen obgewaltet haben muß. Od man darin, wie Manche wollen, einen Beweis finden kann, daß Amerika einst von einem Kulturvolke bewohnt gewesen sey, oder ob die Menschen instinktmäßig und durch natürliche Logik zu jener Methode gelangen, ist nicht der Zweck dieser Untersuchung, doch wäre ich weit mehr für die letztere Annahme, denn noch ist keine Sprache entdeckt worden, weder bey wilden noch bey gebildeten Völkern, die nicht Regeln und Grundsätzen unterworfen gewesen wäre, dergleichen blos die Natur vorschreiben konnte, aber das Wissen des Menschen nie erdacht hätte. Man hat oft Versuche gemacht, eine philosophische Sprache zu bilden; keine derselben ging aber je über die Nachahmung der schon bekannten hinaus; weder Leibnitz, noch Bischof

Digitized by Google

Wilkins, weder Monboddo noch de Brosses hätten a priori die erwähnten Zusammensetzungen der Indianer erfinden können, und um so mehr sollten wir daher in dem Bestreben, über die Mannichfaltigkeit der Arten, wie die Menschen mit Hülfe der Sprachorgane ihre Gedanken ausdrücken, Rechenschaft zu geben, alle eitlen Theorien aufgeben und den Einfluß der Natur anerkennen.

Anm. Obiges ist ein Auszug aus Duponceau's Vorrede zu der in den Verhandlungen der amerikanischen philosophischen Gesellschaft (Bd. III. Thl. I. Nr. 1. Philadelphia, 1827) erschienenen „Sprachlehre der Leuni Lenape oder Delaware-Indianer" vom sel. David Zeisberger aus Mähren, der von 1746 bis 1808 unter den Indianern lebte und mehrere Werke über ihre Sprachen herausgegeben hat, unter andern indianische Hymnen nach deutschem Versmaße und deutscher Melodie. Duponceau, ein zu Philadelphia angestellter französischer Gelehrter, hat seine hinterlassene Handschrift aus dem Deutschen ins Englische übersezt und mit Anmerkungen begleitet, auch mit einem Berichte von Pickering's universeller Orthographie für Wörtersammlungen der Sprachen wilder Völker, den wir nächstens im Auszuge mittheilen werden.

Dramatische Literatur.

Amalie von Hallberg. Ein Familiengemälde aus dem siebenzehnten Jahrhundert in fünf Akten, von Gustav Joseph Krahe, Lehrer der Mathematik, der französischen Sprache und des Zeichnens in München. München 1828. 54 S. 8.

Was eigentlich die Absicht des Verfassers bey der Anlegung des Planes zu diesem kleinen, dramatischen Werke und bey seiner Ausarbeitung gewesen seyn mag, wird dem denkenden Leser nicht recht deutlich; indessen ist es wahrscheinlich, daß er sich vorgesezt hatte, eines der, aus der Mode gekommenen Ungeheuer früherer Zeit wieder zu Ehren zu bringen, die einst auf der deutschen Bühne, in Ritterschauspielen hauptsächlich, das Publikum mit den Ausgeburten der Hölle und einer verwilderten Phantasie bekannt zu machen strebten, und die der geläuterte Geschmack völlig aus der Dichtung wie aus dem Leben verbannt zu haben schien, bis einige neuere Schriftsteller das Grauen ihrer Leser in solchen Schilderungen wieder zu erregen versuchten. Der Inhalt des gegenwärtigen, man möchte fast sagen: in ungebundenen Versen abgefaßten Gedichts, ist kürzlich dieser: der Vater der Heldin hat ihre Hand schon in der Wiege dem Sohn eines Freundes versprochen, den er selbst nicht kennt und von dessen Daseyn die Tochter nicht einmal etwas zu wissen scheint, während dem sie sich der Liebe des jungen, von ihrem Vater als hülfloses Kind aufgenommenen Verwalters hingibt, und dessen Bedenklichkeiten in aller Sittsamkeit und Unschuld mit der Versicherung zu beschwichtigen weiß: der adelstolze Vater werde aus Liebe zu ihr schon seine Einwilligung geben, und seinen Segen zu der heimlich geschlossenen Verbindung nicht versagen können. Der Graf Dubois als erwählter Eidam macht gleich bey seinem ersten Auftreten den Zuschauern seinen verruchten Charakter, alle heillosen Thaten seiner Vergangenheit und seine entsetzlichen Entwürfe für die Zukunft kund, und stellt sich damit als einen Verbrecher dar, wie die Wirklichkeit sie vielleicht in den dunkeln Zeiten hervorbrachte, wo jede moralische und geistige Bildung den Menschen fremd war, wie sie aber in unsern Tagen nicht mehr leicht, und gewiß nicht in diesem Maaße gefunden werden. Er hat nicht nur seinen Vater, einen edlen Greis, durch Gift umgebracht, und in einem kleinen Zeitraum alle seine Habe auf die unwürdigste Weise verpraßt, sondern er geht nun auch damit um, sobald er die Hand seiner jungen noch nie gesehenen Braut erhalten haben würde, ihren Vater und sie selbst hinzumorden, und sich ihr Eigenthum auf diese Art zuzusichern. Er bringt zu diesem Behufe den Genossen seiner Verbrechen und seiner Laster, einen alten Diener, mit, der um alle seine Thaten weiß, und den er deshalb ebenfalls gewaltsam aus dem Wege zu schaffen entschlossen ist. Dieser, ein Mittelding von Verworfenheit und reumüthigem Sünder, wird zum Spion bestellt, und entdeckt schnell das Verhältniß der beyden jungen Leute, das er seinem Herrn zu Ohren bringt, zugleich aber, als Bedingung seiner ferneren Theilnahme, Forderungen macht, die ihm Dubois zwar nothgedrungen zugesteht, aber nur mit dem festen Vorsatz, ihn bey dem ersten besten Anlasse zu ermorden. Unterdessen hat der alte Graf seiner Tochter den Bräutigam zugeführt, den ihr Herz verwirft; sie äußert sich darüber verzweifelt gegen den Geliebten, und es wird beschlossen sich dem Vater zu entdecken und von seiner Gnade alles zu erwarten. Diesem Auftritt hat der aufgedrungene Verlobte beygewohnt, und er entdeckt dem Alten das belauschte Verständniß, wodurch dieser zum Fluche gegen sein Kind und zur Verhaftung des bisherigen Lieblings bewogen wird. Der leztere wird nun von einer Tante der Heldin, gegen das Versprechen, die Gegend auf immer zu meiden, in Freyheit gesezt, und indem er die Stelle noch einmal besuchen will, wo seine Geliebte ihn oft sah, erblickt er den Nebenbuhler, und sich versteckend, gelingt es ihm denselben, in dem Augenblicke wo er den Diener seiner Rache opfern will, zu entwaffnen. Die natürliche Folge ist nun, daß dieser Diener, den ohnehin Gewissensbisse peinigen, den Sünder entlarvt,

Digitized by Google

alles gesteht, was geschehen war und noch geschehen sollte, und dadurch den Grafen Dubois dahin bringt sich selbst zu erdolchen, indessen der Vater dem Verwalter, der jezt auf sehr unwahrscheinliche Weise als ein Marquis von Bellmond qualificirt wird, seine Tochter gibt, und somit die Scene sich schließt. So wie die Anlage, so ist auch die Darstellung der Charaktere höchst mittelmäßig; keiner spricht das Gemüth oder das Herz besonders an, keiner erwirbt sich ein, auch nur flüchtiges Interesse, die Auftritte zwischen den Liebenden tragen den Stempel des Gefühls keineswegs, das selbst in untergeordneten Naturen die Funken des unsterblichen Genius zu erwecken vermag, und sogar die Hauptperson, Dubois, gewinnt in seiner Verworfenheit keinen Schatten von Größe.

Der Versfall ist oft überaus fehlerhaft, und es wäre eine wahre Aufgabe, Stellen wie die folgenden auf gefällige Weise vorzutragen:

„Es war das lezte Wort
Des grauen kranken Vaters, als knieend ich
Vor seinem Sterbbett lag,
Und mich segnend er verschied."

„Gottlob mein Plan gedeihet nun zur Reife.
Vor allen Dingen muß ich den Vater vorbereiten,
Daß selbst jezt, ich noch fest gesonnen,
Der Tochter, der Gefallnen meine Hand zu reichen."

Panegyrische Literatur.

1) Tzschirner's Denkmal. Oder kurze Charakteristik Tzschirner's als Gelehrten, Kanzelredners und Menschen. Vom Professor Krug in Leipzig. (Selig sind, die in dem Herrn sterben. Johannes.) Leipzig, 1828. Bey Ch. E. Kollmann.

2) Heinrich Gottlieb Tzschirner, Doctor der Philosophie und Theologie u. s. w. Skizze seines Lebens nebst seinem Porträt und Facsimile und der Beschreibung seines feyerlichen Begräbnisses. Leipzig, 1828. Johann Friedrich Glück.

Herr Professor Krug war seit dem Jahre 1800 einer der innigsten und besten Freunde des im vergangenen Februar an einer Lungenlähmung verstorbenen Tzschirner. Seit 1809 lebten sie in „ununterbrochener Vertraulichkeit, im offensten Umtausche der Gedanken und Entwürfe, von gleicher Ansicht ausgehend, nach gleichem Ziele hinstrebend, er oft meinen Eifer mäßigend, ich eben so oft seine Bedenklichkeiten zerstreuend. Ich darf wohl sagen: Wir waren, trotz mancher Eigenthümlichkeit des äußern und innern Gepräges, Ein Herz und Eine Seele." (S. 7.) Er schildert nun mit der ihm eigenen Kraft und Freymüthigkeit den vielfach betrauerten Freund in den drey Rücksichten, welche des Büchleins Aufschrift bezeichnet, als Theologen, als Kanzelredner und als Menschen. So klar und umfassend seine Darstellung in den beyden ersteren Beziehungen ist: so finden wir sie in der dritten zu allgemein gehalten, und hätten die Eigenthümlichkeiten und Vorzüge des geschilderten Charakters mit mehr Bestimmtheit zur individuellen Physiognomie hervorgehoben gewünscht. Eine schöne Anrede an die studirende Jugend schließt dieses würdige Zeugniß des Freundes vom Freunde. In einem Anhang wird dem Publikum Nachricht gegeben von Tzschirner's Nachlaß. Zwey größere Werke hatte der Verstorbene angefangen, das eine über den Fall des Heidenthums durch den Geist und die Institutionen der christlichen Religion, das andere von dem Katholicismus in Frankreich, in Briefen an die Herren von Chateaubriand, Montlosier, Bonald u. A. gerichtet. So weit beyde Werke Tzschirners ausgearbeitet sind, werden sie durch den Druck bekannt gemacht werden, wozu auch eine Sammlung seiner für das gebildete Publikum höchst schäzbaren Predigten kommen soll.

Nr. 2) gibt eine Lebensskizze des Verstorbenen, deren größere Hälfte aus einer Selbstbiographie Tzschirners besteht, die er für die „Beschreibung der Feyerlichkeiten am Jubelfeste der Universität Leipzig im Jahre 1809," von Kreußler herausgegeben, verfertigt hatte. Unter dem, was zur Ergänzung der Verfasser gibt, heißt es S. 18: „Er hatte in seinem ganzen Aeußern etwas Würdevolles, in seinem Gesichte drückte sich die seinem Charakter eigene Festigkeit nebst unwandelbarer Ehrlichkeit aus, und in seinen Zügen herrschte freundlicher Ernst, der Achtung und Zutrauen einflößte. Sein diesen Blättern vorgesezstes Bild hat das Verdienst der Aehnlichkeit, und die beygefügte Probe seiner Handschrift ist treu."

Es sind mehrere andere Biographieen Tzschirners seit seinem Hingang schon erschienen. Sämmtlich sprechen sie die Trauer der Freunde und Verehrer dieses verdienstvollen Mannes, aus, der, weil er seiner Ueberzeugung treu gekämpft, ruhig und froh aus der Welt gehen konnte. Wir wünschen, daß bey dem Streite, welchem die Religion noch immer unterliegt, nur solche Kämpfer auftreten möchten, die mit dem Muthe Besonnenheit, mit dem Eifer Ruhe und Demuth verbinden. Nur durch solche wahre Diener wird sie wahrhaft und dauernd gefördert.

G.

Digitized by Google

N°. 52.

Literatur-Blatt.

Freytag, den 27. Juni 1828.

Lyrische Dichtkunst.

Buch der Lieder von H. Heine. Hamburg bey Hoffmann und Campe. 1827. 372 S. 8.

Der Schmerz der Poesie über das alltägliche und conventionelle Leben äußert sich entweder empfindsam oder humoristisch; den empfindsamen Schmerz hatte sich bisher die Lyrik vorbehalten, und den Humor der höhern Komödie und dem Roman überlassen; nur einzelne Anklänge desselben vernahm man seit Goethe in den Liedern des lezten halben Jahrhunderts; am natürlichsten und mildesten sprach er sich in Uhlands lyrischen Poesieen aus. Herr Heine aber ist der erste, in dessen Liederdichtungen jene weltverhöhnende Stimmung eines zerrissenen Gemüthes Grundton geworden ist, und zwar so, daß sein Humor nicht etwa auf eine geheime Versöhnung hindeutet, sondern den Kontrast zwischen Poesie und Leben fast immer ohne Milderung recht grell und mit kalter Bitterkeit zur Anschauung bringt, und sich in „vergifteten" Liedern gefällt (S. 155). So originell und vielleicht durch das Lebensschicksal des Dichters bedingt ein solches Bestreben erscheint, so wehethuend muß es in die Länge werden, wenn immer nur der unselige Sieg des Lebens über die Poesie, und die unerbittliche Vernichtung des Idealen durch das Zufällige und Irdische dargestellt wird; und so leicht kann der immer in derselben Richtung wiederkehrende Witz und Hohn in eine ermüdende Manier ausarten. Zweyerley Mittel hat der Dichter gegen diese doppelte Gefahr, entweder das tiefe Gefühl, durch das jener Spott selbst mannichfaltig modifizirt, durch das er zugleich, ohne es selbst zu wollen, rührend und weich wird; oder eine reiche Phantasie, die in beyden Gegensätzen eine unendliche Bilderwelt eröffnet, und dem Geiste auf diesem Wege ersezt, was auf einem andern dem Gemüthe genommen wird. Das leztere Mittel steht Herrn Heine im vollen Maße zu Gebot, und wenn uns jener hartnäckige und einseitige Hohn, der sich häufig von allen tröstenden Gefühlen abkehrt, zuweilen eher Zweifel gegen seine Poesie, als Belege für dieselbe an die Hand gibt, so erhebt uns die Fülle und Eigenthümlichkeit seiner Phantasie wieder über diese Zweifel, und läßt uns einen wahren, ja einen ausgezeichneten Dichtergeist in ihm erkennen.

Jene Dissonanz wird in den Liedern des Dichters eben mit Hülfe seiner Phantasie aufs Mannichfaltigste dargestellt; am effectvollsten löst sie sich in Grausen und Entsetzen auf, wie S. 10. 20. 200 und 205, Lieder, in denen bald der Liebende durch die Braut beseligt vor dem Altare steht, aber der Böse ists, der sie traut:

. . . . . .

„Willkommen seins Liebchen, wie geht's dir, mein Schatz?
Willkommen, Herr Pastor, ach nehmen Sie Platz!
Herr Pastor mit Pferdefuß und Schwanz,
Ich bin Eu'r Hochwürden Diensteigener ganz!

Lieb Bräutchen, was stehst du so stumm und bleich?
Der Herr Pastor schreitet zur Trauung sogleich;
Wohl zahl' ich ihm theure, bluttheure Gebühr,
Doch dich zu besitzen, gilts Kinderspiel mir.

Knie nieder, süß Bräutchen, knie hin mir zur Seit'! —
Da kniet sie, da sinkt sie, o selige Freud'! —
Sie sinkt mir ans Herz, an die schwellende Brust,
Ich halt' sie umschlungen mit schauernder Lust.

Die Goldlockenwellen umspielen uns beyd',
An mein Herze pocht das Herze der Maid.
Sie pochen wohl beyde vor Lust und vor Weh
Und schweben hinauf in die Himmelshöh'.

Die Herzlein schwammen im Freudensee,
Dort oben in Gottes heil'ger Höh';
Doch über den Häuptern viel Grausen sich regt,
Da hat die Hölle die Hand gelegt.

Das ist der finstre Sohn der Nacht,
Der hier den segnenden Priester macht;
Er murmelt die Formel aus blutigem Buch,
Sein Beten ist Lästern, sein Segnen ist Fluch."

Bald wird eine Jungfrau von einem fidelnden Todtengerippe mit „Walzermelodien" gelockt, auf den Kirchhof „zum Ball"; bald verdirbt eine Predigersfamilie auf

Digitized by Google

dem Lande, der der Vater gestorben ist, in der langen Weile und der Armuth:

. . . . . .

„Die ältere Tochter gähnet:
Ich will nicht verhungern bey Euch,
Ich gehe morgen zum Grafen,
Und der ist verliebt und reich!

Der Sohn bricht aus in Lachen:
Drey Jäger zechen im Stern,
Die machen Gold und lehren
Mir das Geheimniß gern.

Die Mutter wirft ihm die Bibel
Ins magre Gesicht hinein;
So willst du, Gottverfluchter,
Ein Straßenräuber seyn!

Sie hören pochen am Fenster,
Und sehn eine winkende Hand;
Der todte Vater steht draußen
Im schwarzen Pred'gergewand."

Oft zeigt sich die Dissonanz in der kalten Verzweiflung, so S. 12. 126. 133. 186. In dem lezten Gedicht erscheint der Reisende in seines Liebchens Familie...

„Auch nach der vermählten Geliebten
Fragte ich nebenbey,
Und freundlich gab man zur Antwort,
Daß sie in den Wochen sey.

Und freundlich gratulirt ich —"

Endlich sieht er die jüngre Schwester an

„Die kleine gleicht der Geliebten,
Besonders wenn sie lacht:
Sie hat dieselben Augen,
Die mich so elend gemacht."

Selten endet der Lebensmißmuth in einen mildern Schmerz (S. 111. 218. 248. 249. 279 ff.), in eine milde Ironie S. 216. 234., in edeln Ernst S. 102, 152, wobey man nur bedauern kann, daß der Verfasser diese Gefühlssaiten nicht häufiger angeschlagen. In seinem Elemente aber ist er, wo sich die Verzweiflung in ein wildbewegtes Sinnenleben stürzt, wie S. 123:

„Die Welt ist dumm, die Welt ist blind,
Wird täglich abgeschmackter;
Sie spricht von dir, mein schönes Kind,
Du hast keinen guten Charakter.

Die Welt ist dumm, die Welt ist blind,
Und dich wird sie immer verkennen;
Sie weiß nicht, wie weich deine Arme sind,
Und wie deine Küsse brennen."

Doch hat der Dichter wohl daran gethan, Nacktheiten und Schamlosigkeiten, mit welchen er sich in frühern Mittheilungen gebrüstet, und mit welchen man, so trotzig man auftreten mag, in Deutschland bey den Bessern nie Glück machen wird, aus diesem Buche der Lieder so ziemlich auszuschließen. Daß er nicht durchaus nothwendig die Folie der Gemeinheit und Rohheit, eigener oder fremder, hinterlegen muß, um den Lebensschmerz zu malen, das zeigen hauptsächlich einige tiefphantastische Lieder, von welchen das kürzeste S. 137 ein wahres Meisterstück ist:

„Ein Fichtenbaum steht einsam
Im Norden auf kahler Höh',
Ihn schläfert, mit weißer Decke
Umhüllen ihn Eis und Schnee.

Er träumt von einer Palme,
Die, fern im Morgenland,
Einsam und schweigend trauert
Auf brennender Felsenwand."

Aehnliche Zauber der Phantasie offenbaren sehr viele der Lieder, die unter der Ueberschrift Heimkehr (S. 177 ff.) zusammengefaßt sind. Das wunderbarste und schönste darunter steht S. 190, wo die frierende Meerfrau das Menschenkind herzt:

. . . . . .

„Die Meerfrau steigt aus den Wellen,
Und sezt sich zu mir an Strand;
Die weißen Brüste quellen
Hervor aus dem Schleiergewand.

Sie drückt mich und sie preßt mich
Und thut mir fast ein Weh';
Du drückst ja viel zu fest mich,
Du schöne Wasserfee!

„Ich presse dich, in meinen Armen,
Und drücke dich mit Gewalt;
Ich will bey dir erwarmen,
Der Abend ist gar zu kalt."

. . . . . .

„Mein Herz pocht wild beweglich,
Es pocht beweglich, wild;
Weil ich dich liebe unsäglich,
Du liebes Menschenbild!"

Auch die Ironie wird oft phantastisch, wie in dem Traume S. 288, der so höhnisch toll endet. Kaum hörbar mehr ist jedoch die Dissonanz in den Liedern aus der Harzreise S. 287 ff., in denen der Dichter einmal, ohne die Fratzen des Alltagslebens herbeyzuzerren, der idyllischen Wonne einer reinen, schöpferischen Phantasie sich ergibt. Wir versagen unsern Lesern den Schluß der Bergidylle S. 298 f. nicht:

„Jetzo ist die rechte Stunde,
Und es ist der rechte Ort;
Staunen würdest du, mein Kindchen,
Spräch' ich aus das rechte Wort.

Digitized by Google

Sprech' ich jenes Wort, so dämmert
Und erbebt die Mitternacht,
Bach und Tannen brausen lauter,
Und der alte Berg erwacht.

Zitherklang und Zwergenlieder
Tönen aus des Berges Spalt,
Und es sprießt, wie'n toller Frühling,
Draus hervor ein Blumenwald;

Blumen, kühne Wunderblumen,
Blätter breit und fabelhaft,
Duftig bunt und hastig regsam,
Wie gedrängt von Leidenschaft.

Rosen, wild, wie rothe Flammen,
Sprüh'n aus dem Gewächs hervor;
Lilien, wie krystallne Pfeiler,
Schießen himmelhoch empor.

Und die Sterne, groß wie Sonnen,
Schau'n herab mit Sehnsuchtgluth;
In der Lilien Riesenkelche
Strömet ihre Strahlenfluth."

Man sollte kaum glauben, daß solche Wunderbilder einer gigantischen und doch zugleich zarten Phantasie, daß Lieder, wie dieses und das Lied von der Ilse (S. 303) wie mehrere von der Nordsee, besonders das Seegespenst (S. 334 f.), in welchem im Meeresgrunde der Geist einer ganzen versunkenen Stadt erscheint, wie das Lied von den Augensternen der Geliebten (Nachts in der Kajüte S. 325 ff.), wie der Meergruß (S. 343 ff.) und der Untergang der Sonne (S. 313 ff.) zwey Gedichte, in welche die Dissonanz nur zufällig hineingeflochten scheint: daß solche Gesänge aus demselben Munde kommen, aus welchem der vernichtende Hohn der Judenromanze S. 267 und der Romanze von den Liebesnarren S. 25 ff. kam.

Unter die minder geglückten Gedichte, in welchen entweder die Dissonanz ohne alle, selbst ohne eine furchtbare Auflösung bleibt, oder ins mattsentimentale einschlägt, oder ganz im kalten Hohne austönt, oder, was das peinlichste ist, nach einem idealen und harmonischen Anfange des Gedichtes erst im Schlusse, recht absichtlich verletzend erscheint, rechnen wir die Lieder S. 89. 95. 156. 157. 158. 11. 101. 82. 152. 96. 191. 210. 257. 123. 122. 131. 151. So schließt das Sonett S. 97 mit einem wahren Gelächter der Hölle:

„Und wenn das Herz im Leibe ist zerrissen,
Zerrissen und zerschnitten und zerstochen. —
Dann bleibt uns doch das schöne, helle Lachen."

Andere Lieder enden zwar nicht mit einem höllischen, aber doch mit einem eiskalten Gelächter, z. B. S. 131.

„Die Blätter fielen, der Rabe schrie hohl,
Die Sonne grüßte verdrießlichen Blicks,
Da sagten wir frostig einander „Lebwohl!"
Da knixtest du höflichst den höflichsten Knix."

oder S. 133.

„Das Menschenvolk mich ennuyiret,
Sogar der Freund, der sonst passabel; —
Das kömmt, weil man Madame tituliret
Mein süßes Liedchen, so süß und aimabel."

Nur noch ein Wort an den Dichter über seine ganze beliebte Manier, die Elendigkeit des Alltaglebens immer womöglich mit dessen eigensten Modeausdrücken darzustellen, und uns zur Vollendung des poetischen Contrastes den rechten Extract aus allem Quarke seiner Zufälligkeiten und willkührlichen Abgeschmacktheiten zu geben. Diese Manier kann für den Augenblick großen Eindruck machen und den vollkommenen Effekt des Lächerlichen hervorbringen: in hundert Jahren, nachdem zehn andere Hanswurstsleben über die Bühne der Zeit gegangen seyn werden, wird diese Manier abgestanden, unverständlich, gelehrt erscheinen, oder sie wird, wie nachgedunkelte Farben eines Gemäldes, Eindrücke an unrechter Stelle hervorbringen. Und etwas andres, was auf den wahren, niemals eiteln Dichter sehr demüthigend wirkt, fängt Herr Heine bereits an, zu erfahren. Nicht nur Ein Narr macht ihrer zehn, sondern in Deutschland macht auch Ein Dichter zehn Poeten, um so gewisser, je mehr er Manier hat. Und so muß denn auch schon Herr Heine seine ganze Manier in einem dicken Bande von Gedichten, den wir nicht näher bezeichnen wollen, recht täuschend nachgemacht finden. Alle seine schönen, handgreiflichen Dissonanzen: seine Ma foi's, seine blauen Husaren, seine ästhetischen Theetische, seine Madame's und Aimable's und Miserable's und Passable's, alles findet er dort recht täuschend nachfabricirt. Doch tröste er sich: seine Dichterphantasie, die in vielen seiner Lieder über die Manier gesiegt, und dieselbe oft ganz verdrängt hat, diese wird weder altern noch nachgeahmt werden: nicht jene Manier, die vielleicht Mancher für das Originellste an seiner Poesie hält, sondern diese Phantasie wird ihm einen Platz unter unsern bleibenden, unter unsern originellen Dichtern aufbewahren. Scheint doch der verstimmte Sänger selbst sich nach den reinsten Klängen zu sehnen, und uns dieselben in den schönen Zeilen (S. 220) zu versprechen, an die wir ihn hier als wohlwollende, aber doch nicht allzunachsichtige Gläubiger mahnen wollen:

„Werdet nur nicht ungeduldig,
Wenn von alten Schmerzenstönen
Manche noch vernehmlich klingen
In den neuesten Gesängen.

Digitized by Google

Wartet nur, es wird verhallen
Dieses Echo meiner Schmerzen,
Und ein neuer Dichterfrühling
Sprießt aus dem geheilten Herzen."

G. S.

Französische Literatur.

Napoleon en Egypte, ein Heldengedicht in sechs Gesängen von Barthelemy und Mery.

Die witzigen und geistreichen Verfasser der Villeliade und anderer in Paris und ganz Frankreich mit großem Interesse gelesenen Satyren beschäftigten sich schon lange mit einem National-Epos, zur Verherrlichung der republikanischen Großthaten in Egypten. Eifrige Anhänger der Charte und der constitutionellen Freyheit konnten sie unter dem Ministerium Villele, so oft sie auch die Hand ans Werk legten, niemals zu dem begonnenen Gedichte Zeit gewinnen; sie mußten die Feinde der Freyheit mit der, besonders in Frankreich so mächtigen Waffe des Lächerlichen verfolgen, mit einer Waffe, die unter allen lebenden Schriftstellern Frankreichs sie am besten zu führen wissen. Mit den Hoffnungen und Versprechungen der neuen Verwaltung legten sie ihrem Satyr Zügel an, und wendeten sich von Neuem zu dem großen Gemälde, Napoleon in Egypten; bald werden sie die Darstellung dieser Expedition, die jezt schon jenen poetischen Träumen gleicht womit sich die Phantasie ergözt, deren Ausführung aber man für unmöglich hält, vollendet haben.

Vor Kurzem hatten wir das Vergnügen, einer Vorlesung dieses epischen Gedichtes, welches eigentlich Bonaparte en Egypte überschrieben seyn sollte, beyzuwohnen. Wir wissen nicht, wie das Publikum dieses Gedicht aufnehmen wird, aber wir können versichern, daß wir für unsern Theil niemals entzückter, daß wir niemals durch epische Erzählungen gerührter waren. Bonaparte en Egypte muß, wenn wir uns nicht gewaltig täuschen, mit außerordentlichem Beyfall vom Publikum aufgenommen werden. Wir könnten mehrere Verse anführen, die uns von einem einzigen Anhören des Gedichtes im Gedächtnisse geblieben sind; wir könnten die Dichter bitten, uns zu erlauben, diese oder jene glänzende Episode abzuschreiben, aber wir wollen ein Gedicht, welches wahrscheinlich im Laufe einiger Monate erscheinen wird, der Blüthen nicht berauben; man hat uns aber von freyen Stücken mit einem Porträt ein Geschenk gemacht, welches wir unsern Lesern nicht vorenthalten wollen, wir meinen das Porträt Murats. Mery und Barthelemy haben in diesem Gemälde nicht ohne Glück mit Gros gewetteifert, der uns den Großherzog von Berg auf seinem Champ de bataille d'Eylau so vortrefflich dargestellt hat.

Quel est ce cavalier sur la selle affermi
Qui déjà tout armé demande l'ennemi,
Et d'un triple panache ornant sa noble tête
Semble accourir ici comme aux jeux d'une fete?
C'est Murat: dans les rangs d'un léger escadron
Jamais plus brave chef ne chaussa l'éperon;
Des modernes combats dédaignant la tactique,
Il marche indépendant, comme un guerrier antique
Et souvent, loin des siens, isolant ses exploits,
Provoque tout un camp du geste et de la voix:
Partout on voit briller, dans la poudreuse lice
Son casque théâtral, sa flottante pelisse;
Le costume pompeux qu'il revêt avec soin
Comme un but éclatant le signale de loin,
Et debout, dans le choc des luttes inégales,
On dirait qu'il a fait un pacte avec les balles.
Va, les champs de bataille où tu sèmes l'effroi
Seront contre la mort un refuge pour toi.
C'est ainsi que, vingt ans, ta vie aventuriére,
Achille de France, et le lache destin
Reserve à ta poitrine un plomb napolitain!!

Diese Verse sind dem ersten Gesange des Gedichtes, der Alexandrie überschrieben ist, entnommen; die Schlacht bey den Pyramiden und einige andere Großthaten, die dem Treffen vorhergehen, füllen den zweyten Gesang; die Pyramiden, Cairo und die Wüste werden in den zwey folgenden Gesängen beschrieben. Der Bivouac der republikanischen Armee, der Einzug in Cairo, der Gesang mohammetanischer Priester zur Verherrlichung Bonapartes, die Ueberschwemmung des Nils werden in dem dritten Gesange des Heldengedichtes beschrieben, dem man, ungeachtet aller seiner Schönheiten, höchst wahrscheinlich doch den vierten Gesang, der die Beschreibung der Wüste enthält, vorziehen wird. Wir sagen nichts über den fünften und sechsten Gesang, weil sie noch nicht ganz vollendet sind.

Der Buchhändler A. Dupont zu Paris hat das Manuscript dieses Heldengedichtes um sechszehn Tausend Franken an sich gekauft, und will es mit aller typographischen Pracht drucken lassen. Sechs Kupferstiche, nach den Zeichnungen eines großen Meisters, von den besten Künstlern ausgeführt, sollen dieses neue Epos zieren.

Digitized by Google

N°. 53.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 1. Juli 1828.

Geschichte.

Attila nach der Geschichte, Sage und Legende, dargestellt durch Gustav Friedrich Klemm, D. der Philosophie, Leipzig. Weidmannische Buchhandlung.

Das vorliegende Buch behandelt eine interessante Erscheinung und Epoche in der Geschichte auf eine Weise, die bisher weniger angewendet wurde, da keine solche Veranlassung dazu Statt fand, wie in unsrer Zeit, in welcher bey der Sucht nach historisch-romantischen Darstellungen, von mittelmäßigen Köpfen, die von der Wirklichkeit, deren philosophische und poetische Bedeutung sie nicht in ihrer ganzen Größe aufzufassen, und in analogen dichterischen Gestalten wieder zu geben vermögen, beschränkt sind, die Geschichte mit einer Willkühr behandelt zu werden anfängt, welche die Facta mehr zu entstellen und falschere Begriffe aus ihnen herzuleiten droht, als je die Animosität der in einer bewegten Zeit selbst betheiligten Partheyen that. Wenn im Beginn der neuern Epoche unserer Literatur, wie in der nach dem Werke von Gauthrie und Gray abgefaßten großen Hallischen Weltgeschichte, Mythe, Sage und Geschichte selbst ohne Sonderung und Prüfung mit gleichem Ernst und wissenschaftlicher Wichtigkeit und Genauigkeit erzählt wurde, die Nachrichten z. B. von dem Holze und den Materialien, aus denen die Arche Noah oder der babylonische Thurm zusammengesezt gewesen, und wo die Ueberbleibsel derselben noch zu finden wären, im Text selbst aufgeführt wurden, ging man späterhin in ein anderes Extrem über, ließ fast in allen sogenannten Lehrbüchern Alles aus, was Sage und Tradition genannt werden konnte, und machte die Geschichte zu einem trocknen Skelett von chronologischen Thatsachen, das allein jenen sonderbaren Widerwillen zu erklären im Stande ist, mit dem, wie jeder weiß, auf den Schulen von den jungen Leuten dieser vor Allen interessanteste Theil der Lehrfächer betrieben wird. Der Weg, den Herder mit seiner Philosophie der Geschichte der Menschheit betrat, die Geschichte blos nur zum Text genialer Betrachtungen zu nehmen, mußte vielen Widerspruch finden, weil er bey der Neigung unseres Volkes zu beschaulichen blos theoretisch aus sich a priori herausgehobenen Räsonnements, das weiteste Feld allen möglichen, oft grundlosen Hypothesen, und höchst unsichern, die rein praktische Lehre der Geschichte in den Thatsachen vernichtenden Reflexionen öffnete. Hatte einmal die Philosophie und Wissenschaft, die der Geschichte als Wächter gegen jede Verfälschung bestellt sind, sich, wenn auch aus noch so viel innern und motivirten Gründen, Freyheiten irgend einer Art erlaubt, so war es natürlich, daß man sich auch von andern Seiten dazu berechtigt glaubte, und sehr bald entstellte Feßler die Geschichte, ohne eine innere Nothwendigkeit eines wahrhaft poetischen Kunstwerks für sich anführen zu können, mit halbromanartigen Zwittergeburten. Dem indeß durch Herder und Andere geweckten Sinne für das Poetische in der Geschichte fügte Scott den Sinn für die in der poetischen Darstellung derselben so klar vor uns hintretende Anschaulichkeit des Völkerlebens in den verschiedenen Epochen hinzu, den aber wiederum seine Nachahmer in ein noch schädlicheres Extrem hinzulenken drohen.

Es ist also die Art, wie das vorliegende Buch behandelt ist, eine Zusammenstellung und Sonderung der Geschichte und Sage zugleich, und von doppeltem Nutzen, einmal, weil sie die Rechte der Poesie wahrnimmt und dem Dichter gestissentlich Nahrung und Stoff zuführt, zur Darstellung der Geschichte, wie sie im Volksglauben sich spiegelt, indem, wie der Verfasser selbst sehr treffend bemerkt, Legende und Sage weit mehr die Urtheiler als den Beurtheilten darstellt; sodann, weil sie zugleich die Rechte der Geschichte und Wirklichkeit wahrnimmt, und dem Leser selbst dadurch eine Controlle für den Dichter in die Hand gibt.

Dem Anzeiger dieses Werkchens in der bibliothèque universelle können wir aber darin nicht Recht geben, daß es eine Lücke in der Geschichtsliteratur ausfülle, sein Werth besteht nach unserer Ansicht vielmehr nur eben in seiner Zusammenstellung des Gegebnen und in dem Plane,

Digitized by Google

nach dem Attila aus den verschiednen Gesichtspunkten der Geschichte, der Volkssage und der Legende uns vorgeführt wird. Ein andrer ist der mächtige König nach der Geschichte, anders erschien er dem Volke, wieder ein anderer war er den Geistlichen, und da die Gründe angegeben und aufgesucht sind, die das Volk bestimmten, ihn anders zu betrachten, und anders den Klerus, tritt jede Parthey uns anschaulich vor die Seele im Lichte ihrer Meynungen und Interessen. Während die Geschichte, eine Gutmüthigkeit in dem Charakter des Attila anerkennt aber hinsichtlich seiner Geistesgröße auszusprechen sich berechtigt glaubt, daß nur die Umstände ihn zu seiner Größe und zu seinem Trotze brachten, sieht das Volk, weil er gegen die Könige kriegt, von denen es unterdrückt wurde, in ihm einen Völkerhirten, einen Friedensfürsten, und sagt im Heldenbuche (Etzel's Hofhaltung):

der künig war milt und gerechte,
sein gleich man nyderr funt,

ja sogar von dem ewig kriegführenden Manne:

kein tor mit was beschlossen
und nyn beschlossen wart:
„man soll mir's offen lassen“
sprach Etzel der künig zart:
„wan ich hab doch kein feinde
auf aller welte preit“ — u. s. w.

dem Volke ist er sogar Christ.

Dagegen bemächtigt sich der Klerus seiner als eines Schreckens der Völker, der als Gottes Geißel ihnen gesandt wird, weil sie der Kirche nicht genug gehorchen; sie nehmen ihn gewissermaßen völlig in ihren Dienst, können auf der einen Seite nicht Grausames genug von ihm erzählen, ersinnen aber auf der andern eine Menge Legenden, in denen Attila entweder das Heiligthum der Kirche schont, oder das Eigenthum der Profanen durch Dazwischenkunft eines Geistlichen oder Heiligen. So die plötzliche Umkehr vor Rom durch die Vermittelung des Bischofs Leo, und besonders die Erscheinung des Apostels Paulus. — In welchem offenbaren Contrast die Volkssage und die Legende steht, zeigt am deutlichsten die Legende von der Ermordung der 11000 Jungfrauen, während in „Etzels Hofhaltung“ die Worte von ihm stehen:

wer weib schilt um ein har,
dem bin ich fast gehaß. —

Der Verfasser hat die Sage von Attila und Walther von Aquitanien, eines Theiles des Heldenbuches, in einer deutschen Bearbeitung in Hexametern hinzugefügt, die indeß beynah den größten Theil des Werkchens einnimmt. Da nur eine einzige Ausgabe des Originals, die von Fischer, Leipzig 1780 in 4., vorhanden ist, auch Molter in seinem „Prinz Walter von Aquitanien“ die Urschrift nicht in ihrem Versmaße wieder gab, so wird ihm jeder Freund der altdeutschen Literatur Dank dafür wissen. Die Hexameter selbst und die Bearbeitung überhaupt sind jedoch der schwächere Theil des Buchs. Es ist allerdings nicht passend, die lateinischen Hexameter des frühern Mittelalters in gute deutsche zu übersetzen, oder gar in ihnen das Original so treu wie möglich wiederzugeben, wie z. B. in der Wahl der Worte vom Vers. selbst V. 19 geschehen, wo es eigentlich undeutsch heißt: er besiegt die Sterne an Zahl, da im Original vincere steht; indeß solche schwerfällige Construktionen und Härten, wie V. 29—31:

Diesen, da Günther noch nicht zu dem Alter reifte, das Leben
Sich, das zarte, auch ohne die Mutter fristen zu können.
Hielt man für gut, mit mächtigem Schatz, dem König zu senden.

Ferner V. 31.

— ∪ ∪ — —
Damals, als noch das mächtige Reich Burgundia blühte

sind wohl durch nichts zu entschuldigen.

Der Verfasser verweist jedoch am Schluß der Vorrede die Beurtheiler auf die Schlußverse der Sage:

Wer du immer dies lieset, vergiß der schwirrenden Grille;
Nicht die rauhe Stimme erwäge du, sondern das Alter;
Denn sie fliegt noch nicht, verlassend das Nest, in die Höhe.

Wir müssen also, wenn wir die Idee, die diesem Werkchen zu Grunde liegt, den Sinn für den höhern Theil der Geschichte und für Poesie, den es in sonst nicht oft vorkommender Vereinigung mit Gelehrtenfleiß beurkundet, anerkennen mußten, noch besonders erwähnen, daß der Verfasser wegen jener kleinen Mängel wohl als ein junger Mann entschuldigt werden muß, der im vorliegenden ersten Versuche Streben und Kräfte zu Leistungen nicht gewöhnlicher Art darlegte, und zu Hoffnungen für die Zukunft um so mehr berechtigt, je seltner ein solcher bey der immer mehr zu Oberflächlichem sich zeigenden Schriftstellerey in unsern Tagen wird.

Sp.

Biographie.

Ueber die Entdeckung, daß Leibnitz ein Katholik gewesen sey. Von Gottlob Ernst Schulze. Göttingen, bey Vandenhoeck und Ruprecht. 1827.

Im Jahre 1820 traten mehrere katholische Theologen öffentlich mit der Behauptung auf, daß Leibnitz ein Katholik gewesen sey, und beriefen sich dafür zunächst auf sein 1819 zum ersten Male in Paris erschienenes System

Digitized by Google

der Theologie, wovon das Manuscript früher auf der königlichen Bibliothek zu Hannover vorhanden war, zur Zeit der usurpatorischen Regierung aber nach Paris gebracht wurde und noch jetzt daselbst befindlich ist. Mit seiner gewohnten Umsicht, Klarheit und Ruhe prüft der berühmte Anesidemus die Sache und fasst das Ganze in die Beantwortung der drey Fragen zusammen: 1) nach der Aechtheit, der Beschaffenheit und dem Inhalt der Handschrift, 2) nach ihrem Verhältniß zu Leibnitzens sonst ausgesprochenen religiösen und kirchlichen „Grundsätzen, und 3) nach dem würdigsten Erklärungsgrunde ihres Entstehens.

Die Handschrift des theologischen Systems" rührt, woran Niemand, der darüber Untersuchungen anstellte und dessen Hand kannte, gezweifelt hat, von Leibniz selbst her, ist jedoch unleserlich geschrieben und Manches darin ist wieder ausgestrichen, so daß sich das Werk noch nicht zur Mittheilung an Andere eignete. Auch die Schreibart ist oft fehlerhaft, der Periodenbau unordentlich, nicht wie bey Leibnitzens übrigen, fertiggewordenen Schriften. Die das katholische Dogma neben biblischen und traditionellen Beweisen begleitende philosophische Argumentation ist großentheils so schwach, daß sich kein denkender katholischer Theologe derselben zur Vertheidigung seines kirchlichen Systems bedienen wird. Und doch kann — nach den ausgestrichenen Stellen u. A. zu schließen — das Manuscript keine Abschrift eines fremden Werkes durch Leibnitzens Hand seyn. Das Ganze ist eine Schutzschrift für die Lehren der römischen Kirche, besonders soferne sie vom protestantischen Dogma abweichen, und der Schriftsteller spricht vom Katholicismus als von seiner eigenen, nicht einer fremden Sache.

Gleichwohl lasse sich, sagt der Verf. im weiteren Verlauf seiner Schrift, unwidersprechlich aus Leibnitzens Schriften darthun, daß er keineswegs in denjenigen Lehren, in welchen die katholische Kirche von der protestantischen abweicht, übereinstimmend mit jener gedacht habe, und daß das theologische System auf der Pariser Bibliothek nicht seine Ueberzeugung von den Lehren und Vorschriften des Christenthums enthalte. Dieß zeigt nun Herr Professor Schulze durch mehrere Belege zur Genüge, indem er vornämlich auf Leibnitzens Korrespondenz mit Pelisson, Bossuet, Burnet, Madame de Brinon, und auf ein von Leibniz beschriebenes Papier, das unter einem Convolute von dessen Handschriften auf der königl. Bibliothek zu Hannover sich befinde, hinweist. Eben so wird von dem Verf. dargethan, daß Leibniz alle Anmuthungen und Zureden zum Uebertritt in den Schooß der römischen Kirche immer mit der festen und unumschränkten Erklärung abgewiesen habe, dieser Uebergang streite mit seinem Gewissen; daß er an dem Versuch einer Vereinigung der beyden protestantischen Kirchen lebhaften Antheil genommen; daß er sich nicht minder für die Errichtung protestantischer Heidenmissionen interessirt und den Religionswechsel des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig zwar mit großer Milde beurtheilt, aber keineswegs gebilligt habe.

Und nun geht der Verf. auf den dritten Punkt, den interessantesten seines Schriftchens, über, nämlich auf die Frage: wie konnte Leibniz, welcher bis an sein Ende den Grundsätzen des Protestantismus *) getreu war, jene Schrift vom theologischen System verfaßt haben? Es ist zuerst von einer der wichtigsten Bewegungen im kirchlichen Leben am Ende des siebenzehnten und Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, von den Bemühungen, die protestantische Kirche mit der katholischen wieder zu vereinigen, die Rede. Diese Versuche waren von dem Bischoff zu Wienerisch Neustadt, Cardinal de Spinola, unter Aufmunterung des Papstes Innocenz XI. und im Auftrag des Kaisers Leopold ausgegangen. Nicht blos Aufforderung seines Fürsten, sondern auch eigene Ueberzeugung von dem Werthe der Sache bestimmte Leibnitzen, für die Beförderung derselben Alles zu thun, was er vermochte. Er hatte die Ansicht, beyde Kirchen sollten nachgiebig seyn, und jede etwas von dem Ihrigen um der Vereinigung willen aufopfern. Da nun Spinola unter der Bedingung, daß die Protestanten eine nach dem menschlichen Rechte bestimmte Hoheit des Papstes anerkennen wollten, von katholischer Seite viel versprach, und den König von Frankreich zur Theilnahme an dieser bedeutsamen Angelegenheit heranzog, ließ sich Leibniz in Briefwechsel ein mit den gallikanischen Theologen Pelisson und Bossuet. Hier nun kam dem großen Deutschen, der den Wunsch so vieler anderen Zeitgenossen theilte, daß eine solche Vereinigung der getrennten Kirchen gelingen möchte, sein glückliches Talent zu Statten, in Lehren und Meynungen, worin Andere blos Irrthum erkannten und bekämpften, „auf eine wunderbare Art Beziehungen auf anerkannte Wahrheiten und Keime von guten Ideen zu finden, daher er sogar in dem Sandberge der scholastischen Philosophie und Theologie noch Goldkörner entdeckte" (S. 42). Er erblickte daher auch in den Lehren, Vorschriften und Gebräuchen der katholischen Kirche nicht, wie andere Protestanten, blos Irriges und Unchristliches, sondern faßte die tiefere Wahrheit und das innewohnende christliche Element, besonders aber die praktische Seite des katholischen Systems zu seiner Empfehlung auf, und keine andere

*) Dafür spricht vor allen übrigen die Stelle Opp. omn. Tom. V. p. 142. Equidem Theologiam vere Christianam esse practicam constat, et primarium Christi scopum fuisse potius inspirare voluntati sanctitatem quam intellectui inmittere notiones veritatum arcanarum.

Digitized by Google

Tendenz scheint wohl das System der Theologie gehabt zu haben, als durch eine bessere, vernunftgemäßere Darstellung der katholischen Lehre und Kirche seine protestantischen Glaubensgenossen dafür zu gewinnen, weshalb er auch, um als ganz unparteiischer Berichterstatter angesehen zu werden, seiner Schrift das Ansehen gab, als ob sie von einem Katholiken verfaßt wäre. Letzteres war nach einem an den Landgrafen Ernst von Hessen-Rheinfels geschriebenen Briefe sein bestimmter Plan. Daß nun dennoch ein Werk, von dessen ironischen Erfolgen er sich Anfangs so viel versprochen, unvollendet liegen blieb, dazu konnten ihn später manche Gründe bestimmt haben, z. B. die Furcht, man würde an Styl und Sprache des Buches den Verfasser erkennen, und die Protestanten würden ihn dann für einen Verräther ihrer Sache erklären.

Das Publikum ist dem ehrwürdigen Verfasser für seine Aufhellung des vorliegenden Gegenstandes zu innigem Danke verpflichtet. Mag es immerhin gleichgültig seyn, wie unbedeutende Menschen oder die etwa nur einen erbemeren Ruhm erlangt haben, über Religion und Kirche und den Wechsel in beyden denken, bey einem Manne aber, den die Nation ihren Stolz nennt, und der durch die erhabensten Aufschlüsse im Gebiete der Spekulation alle denkenden und für das Höhere begeisterten Menschen an sich gefesselt hat, ist und die Gewißheit über die religiösen Grundsätze, die er hegte, nicht gleichgültig. Es wird die moralische Würde eines Heroen der Menschheit angetastet, wenn man von ihm behauptet, er habe sich im Herzen zu einem anderen Glauben bekannt, als zu demjenigen, welchen er öffentlich vertheidigte in allen seinen Büchern und Briefen. Man ist so weit gegangen zu behaupten, er sey sogar Proselytenmacher gewesen. Solche Conjekturen sind bald fertig, allein es ist wirklich unbegreiflich, wie man daran Gefallen finden oder gar eine Ehre darin suchen kann, da eine Religionsveränderung, sie möchte noch so wohlbegründet seyn, doch immer durch **Heimlichkeit** und **Lüge** sich entehren würde.

Almanach.

Almanach der Ludwig-Maximilians-Universität. Erster Jahrgang. München 1828. Bey Anton Weber.

Der Zweck dieses Almanachs, wie der Verfasser, Herr Simon Spengel, beyder Rechte Doktor, sich in der langen Vorrede darüber ausspricht, ist zunächst nicht der, Nachrichten von dem wissenschaftlichen Aufblühen und Fortgang der Hochschule zu geben, sondern er beschränkt sich darauf, einmal fortschreitende Nachrichten von der äußern Existenz der Anstalt als Gesellschaft zu liefern, demnach eine Chronik derselben mit Hinweglassung besonderen Räsonnements über wissenschaftliche Zwecke und Fortschritte, zum andern, ein brauchbares Handbuch für jene zu seyn, die im mittel- oder unmittelbaren Verband mit der Hochschule stehen. Wenn gleich den diesem Zwecke der Almanach in so fern auch für den Fremden keine trockene Gabe ist, als er die Form eines Institutes darstellt, dem sein Stifter — der Verf. nennt mit Recht die Verleyung der Universität nach München eine neue Stiftung derselben — wissenschaftlichen Schwung und einen zeitgemäßen, humanen Geist mitzutheilen suchte und verstand; wenn gleich die Beschreibung des Aeußerlichen der immer noch mehr, an Begründung gewinnenden Universität für mehrere Jahre einen großen Raum ausfüllen wird; so wäre doch sehr zu wünschen, daß bey Fortsetzung des Werkes Wissenschaftliches mit eingeflechten, und dadurch der Inhalt des Buches belebt, sein Werth erhöht würde. Einzelne Vorträge oder Bruchstücke aus größeren Vorträgen von Lehrern der Münchener Hochschule würden der schönste Schmuck dieses Almanachs seyn, und ihn erst zum würdigsten Denkmal des Instituts, dem er gewidmet ist, machen. So wenig ihm die Professoren ihre Autobiographieen verlagen, so wenig werden Männer, wie Schelling, Görres, Thiersch, Schorn, Oken sich sträuben, wissenschaftliche Gaben mitzutheilen.

Der vorliegende erste Jahrgang enthält die königl. Bestimmungen über die Translocirung der Ludwig-Maximilians-Universität nach München; die Beschreibung der Eröffnungsfeyerlichkeiten, und des ersten Rektors, Hofrath v. Dresch, Eröffnungsrede; den Personalstand der akademischen Lehrer und Behörden; Notizen über die Universitätsbibliothek und andere wissenschaftliche Institute; kurze biographische Daten mehrerer Professoren und Docenten sammt Angabe ihrer Schriften; Uebersicht der Studirenden im Jahre 1833 im Ganzen und nach Fakultäten; Zahl der Absolventen; Promotionen; Preisfragen und deren Lösung; — Stiftungsurkunde der Universität Ingolstadt; Satzungen der Studirenden (neue Statuten) nebst der bey ihrer Einführung gehaltenen Rede des Rektors, Prof. Döllinger; königl. Bestimmungen über das Stipendienwesen, Rektors- und Senatorswahlen, auch einen Anhang vom Jahre 1811.

Das Aeußere des Almanachs ist zu loben. Das Titelkupfer stellt das lithographirte Bildniß des gegenwärtigen Königs von Bayern dar. Auf der einen Seite des Umschlags ist das Gebäude der Universität zu sehen, auf der anderen die Universitäts- und Fakultätssigille. Unpassend scheint uns der betende Ritter auf dem Rücken des Umschlags zu seyn.

Digitized by Google

N°. 54.

Literatur-Blatt.

Freytag, den 4. Juli 1828.

Literargeschichte.

Die deutsche Literatur von Wolfgang Menzel. Stuttgart bey Gebrüder Franckh, 1828. 8. Erster Theil 280 S. Zweyter Theil 302 S.

Ein Werk, wie das vorliegende, aus den geistvollsten Streckversen über die deutsche Literatur bestehend, durch das mehr die Ideenassociation den geheimen Faden, der das Einzelne zu einem Ganzen au einander reiht, als die Schlußkraft ihre sichtbaren Kettenringe giebt: ein solches Werk sollte billig auch in einer kleinen Reihe schlagender Streckverse recensirt werden; aber der gegenwärtige Beurtheiler gesteht redlich, daß er das Talent dazu nicht besitzt. Inzwischen will er wenigstens an die Spitze seiner Anzeige eine Art von Streckvers zu setzen suchen, indem er den Verfasser dieses Buches durch ein zwiefaches Bild charakterisirt: „Wolfgang Menzel in seiner deutschen Literatur erscheint in gedoppelter Gestalt; durch den ganzen ersten Band und im Anfange des zweyten, als ein kühner Luftschiffer, der aus reiner Atmosphäre auf das weite Gebiet unserer Literatur in Vogelperspective herabschaut, und ein überraschendes Panorama vor unsern Augen zeichnet: durch zwey Drittheile des andern Bandes aber als eine Art von Seeräuber, ein kecker Partygänger in einem literarischen Freyheitskriege, der seine Brander bald gegen dies bald gegen jenes stolze Linienschiff unserer Literatur aussendet, bald sich mit denjenigen verbindet, die im Sinne seiner Grundsätze handeln (d. h. schreiben), oft auch nur mit denen, die er für ungerecht angegriffen oder für unterdrückt hält. In beyderley Gestalten verführt er rücksichtslos, begeistert, genial, wahrheitsdurstig, jedoch, wie sich wohl denken läßt, nicht irrthumsfrey; das Letztere nur mit dem Unterschiede, daß die Irrthümer des Luftschiffers mehr von seiner Lage, von der Entfernung und Mannichfaltigkeit des Objekts, die Irrthümer des Seeräubers mehr von seiner Leidenschaft, und von dem Charakter des fanatischen Kampfes herrühren, für welchen er begeistert ist.“

Dieser Streckvers macht eine weitere Einleitung überflüssig, und erlaubt uns sogleich zum Berichte über das Buch selbst zu schreiten. Es beginnt mit einer Rhapsodie gegen die Vielschreiberey der Deutschen, bey denen jeder neue Genius nur geboren zu werden scheint, um sogleich in das Papier zu fahren. In den an sich gerechten Klagen dieses Abschnitts herrscht eine gewisse Feindschaft gegen das Wort, das der Verfasser dem Leben entgegensetzt, und dessen Leichnam oder Schatten nennt; gegen die Form, die der Verf. als etwas Todtes, dem Geiste, als dem Belebenden, feindlich gegenüber zu stellen geneigt ist (S. 10 ff.). Zwar siegt sein Geist gewissermaßen über diesen Widerwillen, und erkennt die Herrlichkeit des Wortes an, wenn es vom Leben bemeistert ist (S. 11. 13); er läßt Worte gelten, die selber Thaten sind. Aber er stellt sich doch „im frischen Gefühle des Lebens über die todte Welt der Literatur;“ und aus dieser Ansicht erklärt sich vielleicht die Feindseligkeit, mit welcher im zweyten Bande zu Werke gegangen wird, und die schonungslose Entschlossenheit, mit welcher sein anatomisches Messer in jenen angeblichen Leichnam fährt.

Nach einer sehr lebendigen, von der witzigsten Bilderſprache ſtrudelnden, Schilderung des Chaos in unserer Literatur, und der gleichen Anarchie in der Kritik, die dieses Chaos ordnen soll, ersieht sich der Verfasser einen freyen, epischen Standpunkt, er besteigt sein Luftschiff, und schwingt sich in die Regionen, von welchen herab ein Lessing, Herder und Schlegel den sichern, ordnenden Ueberblick über jene Masse gewonnen haben. Von dort herab überschaut er zuerst die Schatten- und Lichtseite deutscher Nationalität (S. 21 ff.), er findet beyde begründet in der Sinnigkeit der Deutschen, welche dieselben einerseits der Phantasterey, der Welt der Worte, dem Bücherleben hingibt, andererseits aber sie der allseitigen Geistesbildung, der wahren Humanität zuführt, und, im Gegensatze gegen die Normalität fremder Literaturen, eine große Mannichfaltigkeit eigenthümlicher Geistesblüthen erzeugt, bey welchen nur das Ueberwiegen innerer Beschaulichkeit, die wenige Rücksicht auf das praktische Leben, das Gemeinsame ist. Dann zeigt er uns die deutsche Sprache, als den vollkommenen Ausdruck die-

Digitized by Google

ses Charakters; den unendlichen Reichthum in Styl und Manier; auch hier die Freyheit von aller Normalität, selbst in der Orthographie, was der Verfasser jenen armseligen Recensenten zum Trotze, die nicht aufhören, uns wegen eines unterlassenen Comma's oder Schlußpunktes zu schulmeistern, löblich findet. Das Verdienst der Romantiker wird anerkannt, welche die Sprache wieder auf den alten Ton gestimmt haben, und in der lebendigen, organischen Wiedergeburt der reinen alten Sprache findet der Verf. mit Recht ein Zeugniß fortdauernder Nationalität. Den eben so geistreichen als wahrheitsvollen Abschnitt beschließen vortreffliche Worte über Sprachmengerey (S. 30—32).

Eine neue Betrachtung unterhält uns von dem Einflusse der Schulgelehrsamkeit (S. 33 ff.). Mit vielem Scharfsinne zeigt Herr M. die ursprüngliche Abhängigkeit der deutschen Literatur von der Priesterkaste, und dadurch von der Gelehrtenzunft, sammt allen Tugenden und Gebrechen des Zunftgeistes. Er zeigt uns, indem er, wie oft, mit der Divinationsgabe des Streckverslers, das treffendste Bild findet, auch in der Literatur einen Kampf zwischen Priestern und Propheten; aber unvermerkt werden die Propheten selbst zu Pfaffen, und jede große Individualität wird zur Schulmanier. Dies liegt aber zugleich auch im Charakter des Volkes, das, für die Erkenntniß der Wahrheit glühend, diese anerkannt wissen will. Daher stammt jene Pietät der deutschen für das Erprobte, die jedoch bald zu einem krankhaften Stillestehen wird, in welchem Gefolge sich sodann Hierarchie, Satzungszwang, Parteysucht, Proselytenmacherey, Ketzerrichterey und Nepotismus einfinden. Auch die Religionsfabeleyen und Orakeley der Deutschen in allen Wissenschaften, die Pedanterey für das Detail, der Schlendrian in den Prodstudien, und die Anführung des modernden, gelehrten Sumpfes durch unnatürliche Polemik werden von jener einen Quelle abgeleitet.

Den Einfluß der fremden Literatur (S. 42 ff.) erklärt sich Herr M. aus dem Nachahmungstriebe der Deutschen, und, nachdem er denselben gegen die Lächerlichkeit jener Urdeutschen, welche die Nachahmung ganz verbannen wollen, in Schutz genommen, weist er auf die Humanität und den Cosmopolitismus des deutschen Charakters, als auf die tiefste Quelle jener Neigung, hin. Zugleich wird das Fremde durch unsere Phantasie romantisch verschönert, und die Bildungsfähigkeit deutscher Gesinnung und Sprache kommt jenen vom Griechischen, vom Mittelalter, von der französischen Politik besessenen deutschen Gelehrten zu Hülfe. Aber gleich thörichten Kindern zerbrechen wir auch bald wieder das fremde Spielwerk. — Nun folgen treffende Bemerkungen über das Wesen der Uebersetzungen, und der formellen Nachahmungen (z. B. des Griechischen), an denen endlich, wie es mit allen Moden geschieht, Ekel entstanden ist.

Der Abschnitt „über den literarischen Verkehr" (S. 55 ff.) führt zu sehr wahren Betrachtungen über den deutschen Buchhandel, der an zwey Hauptübeln, dem Geldwucher und dem Modegeschmacke, leidet. „Der Buchhändler, sagt Herr M., hat den edeln, seinen Stand hoch ehrenden Beruf, ein Mäcen zu seyn. Er kann durch seine Unterstützung manchem Genie einen freyen Boden geben, wo es sich entwickeln kann; er kann das Verborgne oder Verkannte an das Licht ziehen, er kann, vermöge seiner Stellung, die Literatur im Ganzen überblicken, und die Lücken bemerken, den Schriftstellern heilsame Winke geben, Wege bereiten, die mannichfaltigen Kräfte der gelehrten und schönen Geister unmerklich lenken. Aber um diesen ehrenvollen großen Beruf zu erfüllen, bedarf der Buchhändler nicht nur eines klaren Kopfes, eines edlen Willens, sondern auch der ökonomischen Mittel; diese Dinge finden sich sehr selten vereinigt."

Gegen den Nachdruck (S. 58 ff.) und über den Preßzwang (S. 75 ff.) wird mit Vernunft und Mäßigung gesprochen; die Herrschaft des Bücherpöbels, die Ehrlosigkeit der Sudler um Geld, das Gesalbe populärer Schreiber, die Zeitungsleserey wird, sogleichen in seiner Verkehrtheit und Häßlichkeit, mit gerechtem Unwillen dargestellt; das Gute, so wie der Nachtheil „bespielles wohlseiler Ausgaben" auseinandergesetzt.

Wir haben bis hieher nur einen matten Auszug des Werkes gegeben, das sich in seiner Eigenthümlichkeit durchaus nicht in Verkürzungen erkennen läßt. Denn wo ein Bild das andere, ein Gedanke den andern schlägt, wo rednerische Fülle in überraschenden Wendungen einem Gegenstande jeden Augenblick eine andere Gestalt leiht, da kann ein Berichterstatter, der den Raum nicht hat, Stellen abzuschreiben, unmöglich nachkommen. Auch konnte Ref. seine Anzeige bis hieher nicht durch Widerspruch beleben, so ganz muß er mit dem Gesagten übereinstimmen.

Mit dem Abschnitt über die Religion (S. 82 ff.) fangen seine Ansichten sich von den immer mit gleicher Ueberlegenheit und Gewandtheit vorgetragenen Ueberzeugungen Herrn Menzels in einigen Punkten zu scheiden an, und er erlaubt sich mit Ansicht gegen Ansicht aufzutreten.

Herrn Menzel ist Religion nichts Anderes, als der den Menschen eingesenkte Trieb, ein höchstes Wesen anzuerkennen. Dieser Glaube aber spricht sich, je nach dem menschlichen Vermögen entweder sinnlich, oder geistig, oder gemüthlich aus: auf die erste Weise im Pantheismus des Heidenthums, und im Bilderdienste des spätern Katholicismus, auf die zweyte im Protestantismus, auf die dritte im Pietismus. Diese drey Ansichten

Digitized by Google

erscheinen wieder nach dem Maaße der menschlichen Ausbildung mehr oder weniger vermischt, und die Mystik in der Blüthe des Mittelalters erkannte eine vollkommene organische Offenbarung des höchsten Wesens zugleich an die Sinne, das Herz und den Verstand.

Dies ist ungefähr das Thema, das der ganze Abschnitt (S. 82—155) aufs Anziehendste, reich an neuen, interessanten, auch an wahren Zusammenstellungen und Ausmittlungen, entwickelt. Doch gesteht Ref., daß er sich peinlich irre gemacht fühlte, als er neben den natürlichsten und billigsten Behauptungen die ergiebigsten und gewagtesten, neben solchen, die der Scharfblick eines unbefangenen Geistes aus dem verworrenen Gebiete der Erfahrung aufs glücklichste aufgegriffen hat, andere hingestellt sah, die der Erfahrung durchaus widersprechend, auf einer aprioristischen Theorie zu beruhen schienen, die nicht einmal in sich den nothwendigen, logischen Zusammenhang zeigt.

Fangen wir billiger Weise mit demjenigen an, was mit der Kraft der Ueberzeugung auf Ref. gewirkt hat. Ueberraschend wahr fand er, was über Entartung des Katholicismus und Erdrückung der göttlichen Idee unter der Last sinnlicher Bilder (S. 87 f.), was über die Reaction des Protestantismus (S. 90 ff.), was über das sich Flüchten in den Pietismus (S. 91) gesagt ist. Vortrefflich fand er die Darstellung der Kirchenverfassung (S. 95. 96), die Schilderung vom Verfalle des Papstthums (S. 103), von den Idealisten und Materialisten des Ultramontanismus (S. 104 ff.), von den gemeinen Congregansten (S. 110), den ehrlich aufklärenden Katholiken (S. 111), den poetisch-sinnlichen, die Voß so jämmerlich mißhandelt hat (S. 112) und von den armen Sündern, die in den Schooß der alten Kirche flüchten (S. 114). Nicht weniger ergreifend-wahr fand er viele Urtheile über den Protestantismus und seine Literatur, wo wieder weder die Licht- noch die Schattenseite vergessen ist. Der Protestantismus ist ihm Schriftenthum, im Gegensatze gegen mündliche Tradition, daher sein Einfluß auf alle Denkbildung. Seine Quellen sind die Bibel und die symbolischen Bücher; wer diesen sich nicht fügt, entweicht in die Philosophie (S. 115 ff.). Aber aus dem Bücherstudium des Protestantismus entwickelte sich ein Kastengeist, und er zerfiel in drey Parteyen, die symbolisch-orthodoxe, die kritische, und die mystische Bibelpartey (S. 120 ff.). Der Protestantismus findet seine große welthistorische Bedeutung im Principe der Evolution: durch dieses Naturgesetz wird er siegen. Aber die Orthodoxen haben dies Gesetz aufgegeben; sie sind stehen geblieben, während die Kritiker und Pietisten fortschreiten. Die Kritik ist der Engel, der mit dem scharfen, blitzenden Schwerte der Denkkraft in das Paradies der Kirche gesandt ist, um die unwürdigen Bewohner herauszutreiben. Aber den Beweisen folgten die Zweifel, den Zweifeln die Atheisterey, der Indifferentismus, die Wortmacherey, die Vielschreiberey. Als Ideal protestantischer Seichtigkeit führt nun der Verfasser (S. 133) die vielgepriesenen Stunden der Andacht an, und sein Urtheil ist gewiß manchem redlichen Christen aus allen Confessionen aus der Seele geschrieben. „Welch ein Buch! (sagt er) wie wahr nennt es der Verleger ein längst gefühltes Bedürfniß, nicht nur das seinige! Eine gleißnerische Sprache fließt wie Honig von den Lippen; der Priester legt den Stolz, den ernsten Chorrock ab, und wird der liebe, freundliche Hausfreund, und drückt so warm die Hand; die eiserne Moral schmiegt sich biegsam wie ein Blankscheit an zarte Busen; die Andacht wird zum schwarzen Trauergewande, das so reizend den Teint hebt; die Begeisterung wird als Roth aufgelegt. — Wie zeitgemäß ist ein Buch, das für uns betet, für uns gute Vorsätze hat, für uns empfindet, und das wir blos zu lesen brauchen." In der That, die Bewunderer jenes Andachtsbuches werden schwer haben, gegen den Stachel dieser Satire zu lecken!

Nachdem wir das nach unsrer Meynung Treffliche herausgehoben, — nun auch ein Wort über das, was uns befremdete! Ref. begreift recht wohl, wie der blinde Haß gegen den Katholicismus, einen Geist, der alles unbefangen im philosophischen Zusammenhange zu denken gewohnt ist (und als einen solchen hat sich Herr Menzel bisher fast auf jeder Seite seines gehaltreichen Buches erwiesen) zu einer Vertheidigung aufregen kann; wie er sich zu zeigen bemühen wird, daß auch jene Glaubensform Elemente der wahren Religion enthält, wie sie namentlich auch der Zeitentwicklung hervorgehen mußte, und daß sie für ihre Zeit ohne Zweifel auch unentbehrlich war. Das aber begreift Ref. nicht, wie Herr Menzel im Ernste behaupten kann, und wie er es angreifen würde zu beweisen (was im Buche nicht geschieht): daß in der höchsten Blüthe des Mittelalters sich die ganze umfassende Idee der Religion, wenn auch auf einer niedrigern Stufe menschlicher Entwicklung, in der lebendigen Durchdringung von sinnlicher Vorstellung, Begriff und Gefühl gezeigt habe (S. 84), daß dieses Mittelalter eine vollkommen organische Offenbarung des höchsten Wesens zugleich an die Sinne, das Herz und den Verstand erkannt habe. Es bedürfte eines Buches, und keiner bloßen Recension, um diese Sätze mit Erfolge zu bestreiten; aber, fragen kann wohl auch eine solche, ob denn die ächte Mystik im Mittelalter aller Perioden, die Herzens- und Gemüthsreligion, nicht vielmehr ein fremdartiges Element, ein Vorgefühl, ein Sich-Empfinden des werdenden Protestantismus und Pietismus war, und ob der Verstand durch die tiefen, aber unklaren Spitzfindigkeiten der Scholastik

Digitized by Google

im Mittelalter als gehörig repräsentirt, als organisches Glied der damaligen Religion betrachtet werden kann?

Alle diese Paradoxien (die sehr ergreifende, aber doch einseitige und von den Pietisten selbst vielleicht am wenigsten anerkannte Lobpreisung des Pietismus S. 136—155 mit eingeschlossen) schienen ihre geheimste Wurzel in der offenbar unzulänglichen Begriffsbestimmung der Religion selbst zu haben, die von dem Verf. einzig in die Erkenntniß, in den Versuch, die Idee Gottes bald durch das Gefühl, bald durch die Phantasie, bald durch den Verstand zu realisiren, gesetzt wird. Diese Definition schließt das wichtigste Religionsvermögen, den Willen, aus, durch den die Religion unzertrennlich von der Moral, und nur dadurch von ihr unterschieden wird, daß sie nicht blos an den Willen appellirt, sondern jene drey Gemüthskräfte, nur je nach Maßgabe der Zeiten und Individuen, bald die eine, bald die andere vorzugsweise, in ihrer vollkommensten Gestaltung aber (was gewiß nicht im Mittelalter statt fand) alle drey zu Hülfe ruft. Religion ist Gotteserkenntniß und Gottesfurcht mit einander; je vollständiger sie beides ist, je vollkommnere Religion ist sie. Religiös oder fromm ist noch nicht der, der seinen Gott, sey es mit Phantasie, Gefühl und Verstand, oder allen dreyen, construirt, sondern den diese Erkenntniß treibt, seines Gottes Willen zu thun. Sollte das Mittelalter auch nur in beschränktem Sinne (wie allerdings S. 86 angedeutet wird) eine volle Blüthe der Religion gewesen seyn; so müßte vor allen Dingen bewiesen werden, daß jener Hunger und Durst nach dem Willen Gottes wirklich in jener Zeit größer gewesen, als in jeder andern. Die heidnischen Religionen aller Art sind unvollkommen, weil sie die Offenbarung Gottes nur im Naturgesetze suchen; das Christenthum zeigt uns neben jener Offenbarung und über derselben die Offenbarung Gottes im Sittengesetze und in dessen vollendeter Ausprägung in der Person Christi (die Herr Menzel auf eine uns unbegreifliche Weise ganz im Hintergrunde läßt); einseitig könnte die moderne Religion werden, wenn sie die Offenbarung durchs Naturgesetz ausschlösse; aber die offenbare Rückkehr zum Naturgesetze und dessen Verherrlichung im Kunst- und Ceremoniendienste des Mittelalters mit Vernachlässigung des Sittengesetzes, das nur von mystischen Ketzern noch erkannt und verherrlicht wurde: die war gewiß kein Vorschritt in der organischen Gestaltung der Religion, sondern ein Rückschritt ins unvollkommene Heidenthum.

Diesen Angriff auf den geistvollsten, in vielen Partien nicht nur glänzenden, sondern tiefsinnigen Theil des Werkes mögen Andere besser ausführen und begründen; dem Verfasser legen wir in ihm unsere unmaßgebliche Gegenansicht mit der größten Achtung vor seinem Geiste und der reinen Tendenz seiner Ansichten, auch wo wir sie verwerfen zu müssen glauben, hiermit vor. Die hierdurch veranlaßte Ausführlichkeit nöthigt uns, die nicht minder interessanten Abschnitte über Philosophie, Geschichte, Staat und Erziehung (S. 158—280) dem Leser zu überlassen, und nur kurz zu bemerken, daß uns der Aufsatz über die deutsche Philosophie, besonders die schöne Charakterisirung der Philosophen von Kant bis Hegel (S. 169—171), vortrefflich erscheint. Nur der Raum hält uns ab, die ausgezeichnetsten Stellen dieser Aufsätze unseren Lesern als Leckspeise vorzulegen.

Der zweyte Theil des Werkes hält sich im ersten Abschnitte, der von der Naturphilosophie handelt, noch ganz auf der Höhe unbefangener Betrachtung, und enthält Wahrheiten, die, so vielen, theils gründlichen, theils seichten Gegnern zum Trotze, nicht genug wiederholt werden können. „Der rege Naturſinn der alten Deutschen," sagt der Verf., „hat ſich zur Naturwiſſenſchaft geſteigert, wie alles Leben unter den Begriff gebracht werden iſt. Es iſt aber nicht zu verkennen, daß die alte Liebe und innige Befreundung mit der Natur noch jetzt die wiſſenſchaftlichen Abſtraktionen erwärmt und beſeelt. Selbſt die poetiſche Gluth, die man an den Naturphiloſophen zu tadeln pflegt, zeugt von der Innigkeit unſrer Naturanſchauung. Es gibt kein Volk, das an der Natur mit ſolcher Inbrunſt hängt, und mit ſolcher Genialität ihre Myſterien enthüllt hat, als das deutſche. Die Naturphiloſophie der neuern Deutſchen ſteht, wie ihre Geiſtesphiloſophie, einzig und erhaben über der ganzen Sphäre der Literatur aller Völker." Demnach wird der Antheil entwickelt, den die Deutſchen an den Entdeckungen in dem Naturgebiete genommen (S. 3), das Bedürfniß einer großen philoſophiſchen Anſicht der Natur über der Empirie, der nachtheilige Einfluß des Monotheismus auf die lebendige pantheiſtiſche Naturanſicht und die Verſöhnung beyder in der Naturphiloſophie (S. 5 ff.), die nothwendigen Schranken der Wiſſenſchaft und die Möglichkeit einer ſtrengen Naturwiſſenſchaft innerhalb dieſer Schranken werden nachgewieſen. Vortrefflich charakteriſirt wird das Schelling'ſche Syſtem (S. 13 ff.) und ſeine Ausbildung nach allen Seiten durch Görres, Steffens, Ocken u. a. (S. 17 ff.) In dieſes begeiſterte Lob (auf das jedoch auch die Räge nicht ausbleibt S. 19 ff.) wird einſtimmen, wer nur irgend anerkennt, daß es zwey Wege gibt zur philoſophiſchen Wahrheit zu gelangen: das Denken über das Denken (Ariſtoteles) und das Denken über das Seyn (Plato). Den letztern Weg hat die Naturphiloſophie eingeſchlagen, und daß unſer Panegyriſt derſelben auf dem nämlichen Wege begriffen iſt, lehrt ſein ganzes Buch.

(Der Beſchluß folgt.)

Digitized by Google

№. 55.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 8. Juli 1828.

Literargeschichte.

Die deutsche Literatur von Wolfgang Menzel. Stuttgart bey Gebrüder Franckh, 1828. 8. Erster Theil 280 S. Zweyter Theil 302 S.

(Beschluß.)

Doch wir müssen den genialen Luftschiffer verlassen, um noch ein Wort mit dem finstern Seeräuber zu reden. Denn nach wenigen allgemeinen Worten über die Kunst (S. 43 ff.) und über die Prädestination der Deutschen zur Poesie (S. 55 ff.) steigt der Verf., von seinem ruhigen Standpunkt in der Höhe herab, und erscheint mitten im Gebiet unsrer neuesten schönen Literatur grimmig und kampflustig mit folgender Kriegserklärung (S. 61). „Die neuere Poesie ist ganz theatralisch. Man geht in die Poesie, wie man ins Schauspielhaus geht, um sich auf eine angenehme Weise zu täuschen und zu unterhalten. Die Poesie ist nicht mehr mit dem Leben verbunden, die höchste Blüthe desselben; sondern steht ihm gegenüber, wie der Traum dem Wachen. Sie ist nichts Unwillkührliches, Nothwendiges mehr, nicht mehr die Ausgießung des heiligen Geistes, der von innen kommt, nicht mehr Schöpfung eines drängenden, unbewußten, unwillkührlichen Naturtriebs, nicht mehr das freye Wachsthum, von dem man nicht weiß, wie es entsteht. Sie ist vielmehr eine Fertigkeit geworden, die man nach Willkühr anwendet, so oder anders, und ein bloßes Spielzeug für die Unterhaltung; sie entsteht nicht mehr, sie wird nur gemacht; sie ist nicht mehr, sie scheint nur; sie glaubt an sich selbst nicht mehr, sie will nur täuschen.“ Wen müßte nicht, wenn wirklich dieser Fluch über den Pforten der ganzen modernen Poesie zu lesen wäre, ein Schauder ergreifen, wie den Verdammten vor Dante's Höllenthor über den Worten: „Laßt alle Hoffnung, die ihr hier eintretet!“ Zwar wird jene furchtbare Behauptung gemildert durch die alsbald (S. 63) folgende Beschränkung: „Oder ist es anders? Bey den wahrhaft großen originellen Dichtern allerdings. Bey ihnen ist noch immer, wie bey den älteren Sängern der Vorwelt, die Poesie Leben, und sie dichten, weil und wie sie müssen, nur vom innern Genius getrieben und unbekümmert um den Beyfall. Doch der große Haufen der Dichter ist von der Art, wie ich ihn eben beschrieben, und gerade das Daseyn dieses großen Haufens charakterisirt unsere Periode.“ Also wirklich gar kein Mittelzustand zwischen den Seligen und den Verdammten, keine ächte Schule jener Originaldichter, keine redlichen Sänger, die mit beschränkterem Talente doch nur singen um zu singen, nicht um zu gefallen, zu spielen, zu unterhalten; deren Lieder, wenn auch aus einem schwachen Keime, denn doch gewachsen und nicht gemacht sind; endlich auch keine ecclesia pressa von ächten Kritikern und Lesern, die mit Begeisterung nach dem Wahren in der Poesie forschen und es anerkennen; sondern überall nur, wenige Auserwählte abgerechnet, Schauspieler und müßige Zuschauer im Tempel der deutschen Poesie, welche hinauszugeißeln Herr Menzel berufen ist?

Und doch könnten wir armer Dichter- und Lesepöbel uns diese Ungerechtigkeit noch gefallen lassen, wenn die auserwählten deutschen Dichter selbst vor den Geißelhieben unsers Kritikers geschützt blieben. Aber eine blinde Gewalt scheint hier die Hand des Züchtigenden zu führen: denn nachdem er die erbärmliche Universalität des deutschen Dichterhaufens, seine wahre Welteroberung ironisch gepriesen (S. 63 ff.), nachdem er die Mischung des Alterthümlichen aller Art mit dem Modernen, die gelehrten Dichter mit ihrer tölpelhaften Natur, die Naturdichter mit ihrer Gelehrsamkeit, als eine nur der neuesten Zeit eigene Erscheinung (was doch gewiß unwahr ist) gezeichnet (S. 66 ff.) (worunter jedoch viele Lichtblicke eines nicht nur geistreichen, sondern auch unbefangenen Beobachters, besonders über Nord- und Süddeutsche S. 69); nachdem in der Abhandlung über die antike Poesie die schlesisch-antike Schule, trotz eines Flemmings und Günther schlechtweg als elende Hofpoesie auf die Seite gestoßen (S. 71 ff.), das Edler-antike in Klopstock (S. 77 ff.) und die Karrikatur desselben in Voß (S. 79 ff.) beydes

Digitized by Google

mit Uebertreibung geschildert, nachdem über Lessing einige vortreffliche Strekverse hingeworfen worden (S. 84 ff.); nachdem Wieland, der moderne, der äußerlichte, der mit dem Publikum beständig liebäugelnde, der fleischlichste aller deutschen Dichter, fast ohne Geißelhieb, ja unter ausführlichen Lobsprüchen, weggekommen (S. 87 ff.), — bereitet eine geistvolle Abhandlung über die romantische Schule (S. 94 ff.) und deren fünffachen Charakter *), die Verherrlichung des Einen, Auserwählten, die Apotheose Schillers (S. 117 ff.) vor, und stößt eine Musterung der dritten Hauptgattung deutscher Poesie der Modernen (S. 178 ff.) unsern großen Goethe, als den größten Histrionen, als das Ideal unserer verdorbnen Poesie, als den ersten aller Zeitverführten und Zeitverführer in die Hölle (S. 205 ff.).

Ohne uns ins Einzelne mit unserm Durch die vermischten Massen der Vernunft und der Phantasie, der Moral und der Metaphysik, der Logik und der Sophistik sich vielfaltig bedenden und mit ihnen zu hundertfachem Angriff ausfallenden Gegner einzulassen, füllen wir die wenigen Blätter, die dieser Anzeige noch gegönnt werden können, mit zwey Hauptbetrachtungen.

Zuerst über Schiller. Ueber ihn philosophirt Herr M. ungefähr folgendermassen (S. 117 ff.): „Schiller hat seine ganze poetische Kraft in der Darstellung des Menschen und zwar des Ideals menschlicher Seelengröße und Seelenschönheit, des höchsten und geheimnißvollsten aller Wunder. Die äußere Welt galt ihm nur als Folie, als Gegensatz oder Gleichniß für den Menschen. Er stellt der blinden Naturgewalt die sittliche Kraft des Menschen gegenüber, oder er gibt der Natur eine sittliche Bedeutung; selbst in seinen historischen Schriften ist es ihm mehr um die hervorstechenden Charaktere zu thun. Es fiel ihm beynahe unmöglich, einer Poesie, welche den Menschen nicht idealisirt, diesen Ehrennamen zu geben. Und doch idealisirt er, ohne daß die Natürlichkeit darunter leidet. Selbst in seinen Jugendproducten trägt die innere Naturwahrheit oft den Sieg davon (?). Schiller wußte Poesie und Tugend zu vereinigen, wie kein Dichter; aber dennoch sind seine Helden keine Gliederpuppen und bloße Begriffe, in Schillers Charakteren ist eine lebendige organische Natur; es ist ein reges Leben handelnder Menschen. Und diese ideale Natur ist die Schöpfung des Genies."

Auf diese Betrachtung ergehne uns Herr Menzel in Andeutungen, die nichts weniger beabsichtigen, als Schillern in seiner anerkannten Größe anzutasten, eine Gegenbetrachtung. Idealisirung, antworten wir, halten auch wir in gewissem Sinne für die höchste Aufgabe der Poesie und für das Werk des Genies, und wer wollte Schillern darum tadeln und nicht vielmehr preisen, daß er die Menschen nicht, wie unzählige Poeten, gemalt hat, wie sie in zufälliger Gemeinheit herumlaufen. Aber idealisiren heißt doch wohl nur: ein Ding in seinem wesentlichen Seyn, unabhängig von allen Zufälligkeiten, frey von allen äußerlichen Störungen des Wesens darstellen; und dies däucht uns die Function des Genies, das wir als das unmittelbare (nicht discursive) Vermögen der Erkenntniß und Darstellung des Wesenhaften bezeichnen möchten. Allein, wir fragen, ob das die menschliche Natur idealisiren heiße, wenn man sie ihrem natürlichen und wesentlichen Zusammenhange mit der Welt entbeht, wenn man sie vergöttert, und die Welt ihr unterwirft oder nur als Folie hintenstellt. Im Wesen der Menschennatur liegt allerdings etwas Ideales, aber es besteht neben einem Realen, ja sogar neben einem Infernalen; und die menschliche Tugend wird nicht für und fertig angeboren, sondern sie entsteht, wenn das Reale vom Idealen durchleuchtet, wenn das Infernale von ihm bezwungen wird. Der mehr oder minder glückliche oder unglückliche Kampf dieser drey Principien in der Menschennatur bildet die verschiedenen Charaktere von Menschen. Jene Principien und ihren Kampf in ihrer Wesenheit darstellen, darin besteht die ächte Idealisirung des Dichters. Das haben die alten Tragiker, das hat Shakspeare, das hat auch Goethe gethan, und dadurch sind sie so wahr und idealisch zugleich. Ref. gesteht, das gerade in der Darstellung der menschlichen Natur und ihrer Charaktere ihm bey Schiller, so groß und bewundernswürdig er ihm auch sonst erscheint, eher ein Mangel als ein Vorzug entgegentritt. —

Eine zweyte Betrachtung soll ein Andrer für uns über Goethe anstellen. Hören wir zuerst Herrn Menzel über diesen Dichter (S. 205 ff.): „Die Bewunderung, die Goethe verdient, ist in blinde Vergötterung ausgeartet; er ist ein goldnes Kalb der Deutschen. Man hat in ihm das Ideal eines Dichters, eine volle Incarnation der Poesie erkennen wollen." Und darum rüstet unser Pirat seinen Brander. „Goethe ist, sagt er, der Schöpfer und das höchste Muster der modernen Poesie. Alle Erbemeriden der Gegenwart müssen an Goethe's Dichtungen mit derselben Innigkeit hängen, wie an ihrer eignen Wirklichkeit.

*) In der Romantik stellt sich das Wunderbare dar, entw. 1) in Begebenheiten (Zauberoyern, Feenmährchen, Rittergedichte); oder 2) in großen Charakteren, im innern Wunder der Seelengröße und Seelenschönheit (Lessing, Schiller, seinen Goethe); oder 3) im Weltganzen (Schelling); oder 4) in der Wiederherstellung des katholischen Mittelalters (Tieck); oder endlich 5) im Nationellen, in der eigenthümlichen Natur der Völker (Walter Scott) (S. 44 — 97).

Digitized by Google

Goethe hat den Kindern dieser Zeit in allen ihren Vorurtheilen und Eitelkeiten geschmeichelt. — Jeder Dichter ist die Offenbarung einer besondern ästhetischen Kraft. Diese Kraft ist bey Goethe das Talent, das Vermögen der ästhetischen Darstellung ohne Rücksicht auf subjective Bestimmung, ohne objective Bestimmung und Abhängigkeit vom Gegenstande, die Fähigkeit die unpoetischsten Dinge in ein poetisches Gewand zu hüllen. Es gefällt sich in der Vielseitigkeit und der Virtuosität. Es ist ganz theatralisch, absolute Maskirung. Goethe spielt alle übrigen Dichter. Das Talent ist eine Hetäre, es gibt sich Jedem Preis. Goethe beschäftigt heute dies, morgen jenes, man könnte aus seinen Ansichten über Politik, Moral und Religion eine artige Hanswurstjacke zusammenflicken. Hinter den feinsten Welton versteckt sich bey ihm der raffinirteste Epikuräismus und Materialismus; er treibt die Sinnlichkeit wie ein Handwerk, mit ehrbarer Miene, wohl gar als Religion, mit Andacht. Seinen Werther kann jeder Mann, dem das Herz auf dem rechten Flecke sitzt, nicht ohne Ekel und tiefe Verachtung aus der Hand legen."

Ref. kann über dieses ganze Urtheil nur sagen, daß er es mit Schmerz und mit einer gewissen Seelenangst gelesen hat. Also dahin ist es bey uns Deutschen gekommen, sagte er zu sich selbst, daß wir nicht zwey große Dichter neben einander ertragen können, daß wir durchaus den einen von ihnen in den Staub ziehen müssen, um den andern auf seine Kosten zu erheben! Muß denn das Ausland von uns denken, das seine großen Geister auch bey ihren Schwächen so werth hält, so eifersüchtig nach Innen und Außen vertheidigt! — Und wiederum sprach er bey sich: „Es sitzt doch dir sonst das Herz auch nicht auf dem unrechten Flecke; du bist mit dem Verfasser dieses Buches über so viel Schönes und Großes einig; du bist, wie er, ein redlicher Feind der Lüge, der Heucheley; du meinst es ernstlich mit deiner eigenen Sittlichkeit; es quält dich, wie ihn, das viele Erbärmliche unsrer Zeit und Tagesliteratur, und doch mußt du in Göethen, und zumal in seinem Werther, zwar nicht die Incarnation der Poesie anbeten, aber doch den größten deutschen Dichter, aber doch ein Genie und kein Talent bewundern. Bist du denn darum in einem strafbaren und unseligen Irrthume befangen?"

Als der Beurtheiler dieses Buches noch so zu sich sprach, vernahm er eine Stimme über seinem Haupte, die etwa so zu ihm redete: „Tröste dich, und höre mein Bekenntniß, denn ich weiß, daß du mich kennst und verehrest. Mir sind zwey Genien stets und unter allen Umständen nahe, innigst befreundet, und zu meinem Daseyn nothwendig geblieben. Seit ich zur Erkenntniß meiner selbst kam, waren Shakspeare und Goethe die Gegenstände meiner Betrachtung. Und noch immer sehe ich in diesem Letztern den Erleuchter seines Zeitalters, der den ganzen Umkreis des Daseyns, so wie ihn ein edler Geist umfangen möchte, durchlebt und durchdacht, und das Ganze, wie jedes einzelne Verhältniß durch die Strahlen seines Genius erleuchtet und uns erklärt hat. Er ist nicht blos Dichter, sondern auch Weiser. Seine Begeisterung durchdringt Vorzeit, Gegenwart und Zukunft, um ihr klaren, tiefen, geheimnißvollen und räthselhaften Sprüchen abwechselnd die Mysterien alles Daseyns anzudeuten. Und wie trat Goethe auf? Die neuere Zeit war freylich schon vorbereitet durch Friedrich, Voltaire, Lessing, Klopstock, Fielding und Sterne; durch That und Rede; aber es war eine Gunst des Schicksals, daß sie von einem so hohen Genius, wie Goethe, ausging; daß das Edelste und Eigenthümlichste der deutschen Natur, das bis dorthin gleichsam todt und unerkannt dalag, jene Treuherzigkeit und Kraft, jene biedre Schalkheit, die allein uns, trotz dem Geschmacklosen, manche unsrer ältesten Autoren liebenswerth machen, die Süssigkeit und reine Unschuld der Sprache nebst der Bedeutsamkeit und Fülle, jenes bewegte, schöne Gemüth und tief gerührte Herz — daß das Alles jetzt zuerst in Schönheit und Gestalt aufblühte und darum auch die ganze Nation ergreifen und entzücken mußte. Und gerade im Werther zeigte sich die ungeheure Macht des jungen Autors. Eine Auflösung, die durchdringen soll, mußte die steife Tugend der Philisterzeit verdächtig machen, den Hochmuth erniedrigen, das verkannte Herz, auch in seinen Schwächen, die sich nur aus dem Edelmuth erklären und erzeugen, vor dem Richterstuhl einer trägen, starren Vernünftigkeit entschuldigen. Das that Goethe: er führte das Zarte, Phantastische, Liebebegeisterte, welches die Menge noch zur Schwäche oder zum Verbrechen stempelte — rechtfertigend und sieggekrönt hindurch — im Werther. Aber, sagt man, der große Lessing wandte sich doch unwillig ab von dieser Schöpfung. Allerdings, weil er fühlte, daß auch jene alte, angegriffene Spießbürgerlichkeit auf ewigen Gesetzen, auf dem Edelsten und Unantastbarsten der Menschheit beruhte. Denn freylich rührt Werther, in seiner revolutionirenden Tendenz, an die empfindlichste Stelle, wo die Frage unmittelbar entsteht, wie Schönheit und Sittlichkeit Eins werden können. Uebrigens — man schilt Goethe's Sinnlichkeit und Mangel an höchster Sitte: — hat denn die Zeit irgend etwas hervorgebracht, das in hoher Sittlichkeit neben Tasso und Iphigenie treten dürfte? In Schönheit aber lösen sich bey Goethe alle Gefühle auf, von den süßen tieferührenden Liedern und Romanzen an bis zu Erwin und Elmadine: und wohnt nicht die himmlische Klarheit einer reinen Seele, die gleichsam nackt in der Fülle der Liebe

Digitized by Google

und Unschuld gezeugt ward, in Gretchen, Klärchen und andern Gebilden? Dieses Verständniß des Herzens und die Aufdeckung seiner Geheimnisse, und doch alles so einfach und kindlich naiv, und wieder voll Tiefsinn mit Durchblicken in alle Regionen des Lebens und Wissens — das Alles ist so verbunden und vollendet früher noch niemals da gewesen."

So sprach die Stimme und lange noch weiter in Lob, und dann in gemäßigtem Tadel über den größten deutschen Dichter. Herr Menzel wird in ihr mit uns nicht etwa „einen Ephemeriden der Gegenwart," sondern den Mann erkannt haben, den er selbst einen unsrer größten Dichter und als Kritiker einen zweyten Lessing nennt. Es ist die Stimme Ludwig Tiecks *). Doch auch dieser wird ja jetzt in den Staub getreten, und irgend ein Modeschriftsteller unter dem Beyfallklatschen des Publikums hoch über ihn gesetzt. Gewiß sieht Herr M. nicht ohne Schmerz, wozu er das Beyspiel gegeben. Wie aber möchten gerne versöhnend mit der Musterung des Wahren und Trefflichen, was über Herder (S. 155 ff.), Novalis (S. 135 ff.), Tieck (S. 146 ff.), die Lieder (S. 248) und den Roman (S. 270 ff.) in dem Buche gesagt ist, schließen. Thue es der Leser für uns.

G. S.

*) In der Einleitung zu J. M. Lenz gesammelten Schriften. Berlin. Reimer 1828.

Dramatische Literatur.

Schauspiele von Don Pedro Calderon de la Barca. Uebersetzt im Versmaße der Urschrift. Wien. Druck und Verlag von J. P. Sollinger. 1828. 1152 S. 4.

A. W. v. Schlegel hat angefangen, Calderon's Dramen zu übertragen; er verlor aber, wie bey Shakspeare, im besten Thun die Kräfte, und es blieb bey den fünf übersetzten Stücken. Grieß gab zehn, oder wenn man will (die Tochter der Luft hat zwey Theile) eilf sauber gefertigte Dramen; von der Malsburg brachte es gleichfalls nur zu zwölf Stücken; Bärmann lieferte die Verdeutschung von vier Dramen, A. Schumacher die von drey und Wilhelmine Schmidt, geb. Naum, begnügte sich, ihre zarte Kraft an dem „lebendigen Schatten" zu versuchen, und ließ es bey dem todten Schatten, den sie von dem „lebendigen" gab, beruhen. Mit welchen Worten könnten wir daher das Verdienst des Herrn Sollinger preißen, der — spanisch gesinnt, — ohne spanisch zu verstehen, es unternommen hat, uns Calderon's Schauspiele „im Versmaß der Urschrift" in die Hände zu geben! „Sämmtliche Schauspiele?" Auf keinen Fall zwey, drey, oder sechs, oder zwölf, wie die oben genannten Uebersetzer, sondern sechs und dreyßig Schauspiele! Welche Bereicherung für unsere dramatische Literatur, die am Hungertuche nagt, für unsere Bühnen, die sich um die Knochen zanken, welche die Franzosen wegwerfen! Sechs und dreyßig Schauspiele! Unsterblicher Sollinger! Und dazu das herrliche Papier, der niedliche Druck! Was den Preis des Buches betrifft, so ist Referent um dessen Angabe verlegen, denn das 145 Bogen oder 1152 Seiten starke Werk ist ihm auf eine mysteriöse Weise zugekommen: ward es in der Absicht gratis eingesendet, damit eine Anzeige davon gefertigt werde, so hat der zuvorkommende Zusender, wer er auch seyn mag, seinen Zweck erreicht, und wird mit uns zufrieden seyn.

Die Leser werden nun eine umständliche Auseinandersetzung der Verdienste der einzelnen Uebersetzungen erwarten; sie werden gespannt seyn, zu erfahren, welche Stücke die Uebersetzer gewählt haben; ob letztere Schlegelisch oder Bärmannisch gesinnt sind, ob die Assonanz beachtet worden, u. s. w. Referent läßt sich aber nicht darauf ein. Die Herren Unger, Nicolai, Schumann, und andere honette Leute, ferner der ehrliche Pichler, Sollinger's Landsmann, der Schlegel's Calderon schon 1813 nachdruckte, wenden das Publikum auf Verlangen genauer unterrichten, was es mit dem Werth dieser Uebersetzungen und mit dem Verdienst des Verlegers für eine Bewandtniß hat, und in wie fern sie mit den oben genannten Uebersetzungen, die zusammengerechnet, zufällig auch — sechs und dreyßig Stücke ausmachen, etwas gemein haben. Um jedoch nicht ungerecht zu seyn, bemerken wir, daß das Buch wirklich etwas neues enthält, nämlich Sonette, größtentheils von J. G. Seidl, deren zwey jedem Drama voranstehen. Auf die Dramen und die Ausgabe paßt sonach ganz, was wir S. 986 in einem der Sonette (wir ändern nur zwey Wörter) lesen:

„So ist die Dichtung hier mit hoher Wahrheit,
Die wust'sche (!) Wundernacht mit Himmelsklarheit,
Mit Eig'nem das Gestohlene gepaart."

A.

Digitized by Google

N°. 56.

Literatur-Blatt.

Freytag, den 11. Juli 1828.

Dramatische Dichtkunst.

Faust, tragédie de Goethe: nouvelle traduction complète, en prose et en vers, par Gérard. Paris, chez Dondey-Dupré. 1828.

Man hat nun schon seit mehreren Jahren in deutschen und französischen Zeitschriften so viel über die französischen Uebersetzungen und Bearbeitungen unsrer deutschen Literatur gesprochen, und über den schon erfolgten und wahrscheinlich noch anwachsenden Einfluß auf die Literatur jenseits des Rheins; man hat sich, wie nicht zu läugnen, so sehr gefreut, daß die Franzosen uns endlich besser würdigen, und daß wir nicht mehr Uebersetzer von ihnen gescholten werden können, daß man bey diesen Anzeigen und bey dieser Freude gar oft vergessen hat, zu untersuchen, wie denn eigentlich unsere Schriften in Frankreich bearbeitet worden sind, ob mit dem Talente eines Gries, welcher den großartigen Gesang alt-italienischer Dichter so trefflich deutsch wiederzugeben wußte, oder gar mit dem Genie eines Schiller, dessen Uebersetzungen den Originalstücken nahe stehen, und sie oft übertreffen, oder endlich auf die unwürdige Art, womit uns im vorigen Jahrhundert mittelmäßige Uebersetzer mit deutschen Alexandrinern, französischen Wendungen, kraftlosen Nachahmungen ohne Talent und Auswahl überhäuften.

In England, wo auch seit einigen Jahren deutsche Dichtungen viele Leser und Bearbeiter gefunden, setzten weder die Landessprache, noch der Charakter der vorhandenen Literatur, noch von Aristoteles oder seinen Kommentatoren ererbte Grundsätze, noch die Unbiegsamkeit einer Akademie, und was sonst das Eindringen auswärtiger Kultur hemmen kann, so viele Hindernisse entgegen als in Frankreich. Die Uebersetzungen mehrerer Werke von Klopstock, Goethe und Schiller ins Englische haben gezeigt, daß selbst wenig geübte Dichter der brittischen Inseln deutsche Meisterwerke in ihre Sprache zu übertragen vermögen, und einige Schriften sind von ausgezeichneten Männern auf eine fast eben so würdige Weise, als die englischen Dichtungen von den vorzüglichsten Deutschen, ins Englische übertragen worden.

Ob aber auch die französische Sprache, nachdem sie ein ganzes Jahrhundert in akademischen Banden festgehalten worden, oder, wie man zu sagen pflegt, sich fixirte, bey ihrer jetzigen Dürftigkeit und prosaischen Präcision im Stande sey, alle dichterische Gattungen Deutschlands wiederzugeben, ist eine andere Frage. Wie einzelne geniale Männer zur Zeit Ludwigs XIV. ihre Sprache schrieben, so und nicht anders sie in der Literatur zu erhalten, strebten und rangen siegreich je vierzig Männer gegen eine ganze Nation. Diese vierzig Männer machten die französische Schriftsprache zur todten Sprache, denn für jedes Wort und jede Wendung bedurfte es der Auctorität eines Klassikers. Hand in Hand mit jenem Monopole in Frankreich ging das Bestreben, neue Ideen und Philosophie zu hemmen, verjährten Monopolen und Privilegien das Daseyn zu fristen. Und lange Zeit gelang Beydes: alles Neue von der Voltairischen Rechtschreibung bis zu den Ansprüchen gegen die Aristokratie — wurde zurückgewiesen. Als aber jene unglückliche Periode hereinbrach, wo der lange eingekerkerte Sturm sich Luft machte und neben so vielem Gerechten und Heiligen auch manches unmenschliche Privileg und Monopol zu Ende ging, als nur zu viele neue Ideen auf einmal sich erweckten; da drangen auch zuerst einige Strahlen fremder Dichtung in das umgewandelte Land; manches Böse und manches Gute kam in die Denkweise und in die Sprache des Volkes, und diese Sprache hörte auf, fixirt zu seyn. Weder die Akademie, noch die Leute vom ancien régime, noch weit bedeutendere Gründe vermochten sie wieder zum Stillstande zu bringen.

Die französische Sprache, wie sie jezt von einigen vorzüglichen Schriftstellern, nicht ohne die Rüge, womit man einst die Schriften von Corneille und Racine anfeindete, geschrieben wird, scheint uns bereits zu bewähren, daß auch die schwierigen Theile deutscher Dichtung von geschickter Hand ins Französische übertragen werden könnten. Wer Hugo's Oden und seinen Cromwell gelesen, wird wahrscheinlich diese Ansicht theilen. Nicht so

Digitized by Google

kühn, in Ermangelung eines eben so großen Talents, tritt z. B. Soumet auf, der noch unlängst in seiner Elisabeth de France, einer Bearbeitung von Schillers Carlos, gerade die herrlichsten Theile dieser Tragödie dem französischen Publikum nicht vorzuführen wagte. Andere, geringere Autoren bearbeiten die bändereichen Werke unserer geringfügigen Schriftsteller, deren Aufzählung zu weit führen würde; und durch ihre Geistesverwandschaft mit den Originalschriftstellern haben sie gerade so viel erhemeres Lob erworben als jene, ähnliche Leser, Beurtheiler und Vortheile.

Der Werth der Bearbeitungen hing aber nicht immer vom Talente der Verfasser, öfter noch von ihrer größeren oder geringeren Kenntniß der deutschen Sprache ab. Der Franzose ist durch die Klarheit, die Verständlichkeit seiner Schriftsteller so verwöhnt, es bleibt ihm beym Lesen derselben meist so wenig zu denken übrig, daß er sich nur mit großer Mühe durch die kurze, phantasiereiche Sprache unserer Dichter, und überdies durch die unserer Sprache eigenthümlichen verwickelten Wendungen durcharbeitet. Er ist anfänglich nicht bekannt genug mit unserm Lande, um die vielen Anspielungen; ist selten gelehrt genug, sämmtliche geschichtliche Andeutungen zu verstehen. Ist aber einmal die Neugierde des französischen Publikums auf eine Erscheinung des Auslandes gerichtet, so ist es zu ungeduldig, und die Bearbeiter sind zu flüchtig, als daß sich letztere hinlängliche Zeit zur gewissenhaften Ausführung ihres Vorhabens nähmen.

Und wenn nun die ersten französischen Bearbeiter deutscher Dichtungen das, was von uns als Meisterwerk gerühmt wird, matt oder gar verfälscht mittheilen, so wird dadurch den talentvolleren Franzosen der Eifer benommen, sich für dasselbe Feld vorzubereiten. Ist eine solche schlechte Bearbeitung in Paris erschienen, so bemerkt sich alsbald alle Freunde der deutschen Literatur der Ehre, das Originalwerk, welches sie kennen, und den Mann zu preisen, welcher es einführt, verfassen aber darüber alle Unvollkommenheiten der Bearbeitung und das üble Licht, welches dadurch auf das Original geworfen wird.

Wollen wir vom Lobe unserer Nachbarn einigen Nutzen ziehen und zugleich beurtheilen, welche Hoffnung zu hegen sey, daß deutscher Dichtungsgeist jenseits des Rheins sich entzünde und verbreite, so scheint es nothwendig, die Bearbeitungen, wenigstens der bedeutenderen Werke, einer genauen Kritik zu unterwerfen, damit nicht die Franzosen, welche anfangen, unsre literarischen Blätter zu lesen, in unserm Stillschweigen oder in unserm allgemeinen, unbegründeten Absprechen und Loben die Anerkennung der Richtigkeit des in ihrem Lande ausgesprochenen Urtheils finden.

Frau von Staël hat die Franzosen einigermaßen mit dem Inhalte von Goethes Faust bekannt gemacht, Saint-Aulaire und Stapfer haben dies Meisterwerk ins Französische übersetzt; ersterer nach seinem Geschmacke mit Auslassungen, der andere fast wörtlich, und im laufenden Jahre ist eine dritte Uebersetzung von Gérard erschienen. Alle Theater von Paris werden nachstens Bearbeitungen von Faust auf die Bühne bringen, und schon ist im Theater des Nouveautés die Parodie dem ernsten Stücke vorausgeeilt. Die meisten Buchhändler haben phantastische Zeichnungen, die eine Scene aus Faust vorstellen, ausgehängt; Jouy schreibt den Text für eine große Oper, welche den Titel Faust führen wird, und um der Ungeduld des Publikums zuvorzukommen, hat sich Gérard entschlossen, sie mit einer zugänglichen Uebersetzung des Goethe'schen Stückes zu beschenken. Die Neugierigen haben die Uebersetzung gelesen, und da sie das Original nicht verstehen, so wissen sie nicht, ob sie dieses oder den Uebersetzer auslachen sollen.

Es steht aber nun um so schlimmer um die Beurtheilung des Originals, als Herr Gérard von seiner Arbeit behauptet: on pourra contester le talent, mais non l'exactitude. Einiges Talent kann man dem Uebersetzer nicht absprechen, und da er so bescheiden darüber spricht, dagegen auf seine Genauigkeit pocht; wie sollten ihm seine Landsleute nicht Glauben beymessen?

Zeigte er nicht einiges Talent, so würden sich vielleicht auch weniger französische Blätter in Lobsprüche ergossen, und er würde keine Leser gefunden haben; dann verlohnte es sich kaum der Mühe, von seiner Uebersetzung zu sprechen. Seine Anlagen treten, besonders oder bloß, in den leichteren (legeren) Dichtungen hervor; er hat nämlich alle Lieder und die lyrischen Theile in Verse, das Uebrige in Prosa übersetzt. In wiefern jene letzteren Theile ihm gelungen sind, können unsere Leser aus den folgenden Proben beurtheilen; wir lassen darauf eine kleine Auswahl der unzähligen Fehler folgen, welche der Verfasser aus großer Unkenntniß des Deutschen beging, die ihm aber so sehr in Verlegenheit gesetzt zu haben scheinen, daß er sich auf seine deutschen Bekannten beruft, welche selbst nicht alles im Faust verstünden, und gewiß aus demselben Grunde das Motto aus Fr. v. Staël auf das Titelblatt setzt: Il fait réfléchir sur tout et même sur quelque chose de plus que tout. Offenbar hat Gérard selbst den Ausdruck von Fr. v. Staël nicht verstanden.

Das Soldatenlied: „Burgen mit hohen Mauern und Zinnen ꝛc.“ übersetzt Gérard:

Villes entourées
De murs et remparts;
Filletes sucrées.
Aux malins regards;
Victoire certaine,
Près de tous m'attend,
Si grande est la peine,
Le prix est plus grand.

Digitized by Google

Au son des trompettes,
Les braves soldats,
S'élancent aux fêtes,
Ou bien aux combats:
Pillettas et villes,
Font les difficiles.....
Bientôt tout se rend:
Si grande est la peine,
Le prix est plus grand,
Victoire certaine
Partout nous attend.

Und auch der Gesang der Bauern unter der Linde: „Der Schäfer putzte sich zum Tanz“ ist in der französischen Uebersetzung, wenn es ihr auch an der Lebendigkeit des Originals fehlt, nicht schlecht wieder gegeben;

Les bergers, quittant leurs troupeaux,
Pour la fête se rendent beaux:
Rubans et fleurs sont leur parure;
Sous le tilleul les voilà tous
Dansant, sautant comme des fous,
Ha! ha! ha!
Landerira!
Suivez donc la mesure!

La danse en cercle se pressait,
Quand un berger qui s'élançait,
Heurte du bras une fillette;
Elle se retourne aussitôt,
Disant: „Ce garçon est bien sot!“
Ha! ha! ha!
Landerira!
Soyez moins malhonnête! u. s. w.

Es ließen sich noch einige Beyspiele dieser Art anführen, und sogar in den lyrischen Theilen, im Prolog und in der eigentlichen Tragedie, fehlt es einzelnen Strophen nicht an Kraft und geistvollem Ausdruck, woraus sich ergibt, daß es nicht Mangel an Talent ist, wodurch die Uebersetzung Gérards als eines der unwürdigsten neueren Erzeugnisse der französischen Literatur erscheint.

Ueber die folgende Anzeige einiger Fehler dürften wir unserseits erinnern: on pourra contester le talent, mais non l'exactitude. Aber unsere Leser werden hierin blos auf Genauigkeit Anspruch machen, und von dieser werden sie sich durch die Vergleichung des Originals mit der Uebersetzung leicht überzeugen.

Die Ungenauigkeit des Verfassers geht so weit, daß er dadurch die ganze Oekonomie von Faust nicht verstanden hat. Er übersetzt nämlich zu Ende des Vorspiels:

Und wandelt, mit bedächtger Schnelle,	Et passes, au travers de la nature entière,
Vom Himmel, durch die Welt, zur Hölle.	Et de l'enfer au ciel, et du ciel à la terre.

Er zeigt hierdurch, daß er das Stück nicht versteht; an vielen andern Stellen hat er die Worte nicht verstanden;

(Prolog im Himmel.)

Ein guter Mensch, in seinem dunkeln Drange,	En voyant qu'un mortel, parmi la foule obscure,
Ist sich des rechten Weges wohl bewußt.	Peut discerner le droit chemin.

Im Wörterbuche steht allerdings: Drang: presse, foule. Eben so geht es ihm später:

Er schlägt das Buch auf:	Il frappe le livre avec dépit.

Im ersten Monologe Faust's;

Verfluchtes, dumpfes Mauerloch: Misérable trou de souris (Mäuseloch).
Schon glüht ich wie von neuem Wein: Déjà je pétille comme une liqueur nouvelle.

Wir Deutsche haben so viele Wörter aus fremden Sprachen genommen und namentlich aus der französischen, daß die Franzosen, welche unsre Sprache eine langue-mère nennen und nicht wissen, daß diese Mutter viele Stiefkinder zu versorgen hat, ihre eignen Produkte darin nicht wieder erkennen. So geht es wenigstens Herrn Gérard:

Visirte dann unterweil' nach einem neuen Schatz: et cependant je rendrais visite à quelque nouveau trésor.

Unsre Partikeln aber, die uns eigenthümlich sind, und woran wir auch nicht Mangel leiden, sind der wahre Stein des Anstoßes für den französischen Uebersetzer:

Ich bin ihr nah', und wär' ich noch so fern:... mais en fussé je bien loin encore.

Die Sprichwörter versteht er auch nicht alle:

Die meiner Schwester das Wasser reicht: Qui soit digne de servir à boire à ma sœur.

Wie kann man aber folgende Fehler beschönigen?

Sieht die Zier vom ganzen Geschlecht: Elle est l'ornement de toute la contrée.

Wie ist's ganz tugendlich das bey,	Il me paroit fort honnête homme d'ailleurs, mais
Ein bischen Deichgeklöff, einem Hofe u. s. w.	tant soit peu enclin au vol et à la luxure!!!

Aber das Wörterbuch hat den unermüdlich nachschlagenden Uebersetzer auch gar zu irre geführt! Wer das Wort Rasen aufsucht, wird finden: Rasen (männl. Hauptw. 1ste Decl.) le gazon, drauf Rasenbank, Rasenmeister u. s. w., und endlich Rasen (Zeitwort, neutrum, mit haben konstr.) être en fureur; en frénésie, en délire. Paßt nicht die letztere Bedeutung besser für eine Hexenscene? Also übersetzt Gérard:

Durch die Steine, durch den Rasen,	Dans ces rocs, avec furie, (!)
Eilet Bach und Bächlein nieder,	Se heurtent fleuve et ruisseau.

Hier wächst das Bächlein zum fleuve an — so nen-

Digitized by Google

nen die Franzosen einen großen Strom, der ins Meer fließt — und die Dichtung wird dadurch nicht großartiger. Eben so

Felß und Bäume, die Gesichter Schneiden. — Là, de perfides branchages Egratinent (zerkratzen) nos visages.

(Der Beschluß folgt.)

Gnomische Dichtkunst.

Denksprüche in Reimen, der reifern Jugend zum Gebrauch, von Johann Friedrich von Jakobi, königl. preuß. Präsidenten, Ritter mehrerer hohen Orden. Bonn, bey T. Habicht. 1828.

(Erlerne, lehre, thue Gutes,
Dann lebst und stirbst du gutes Muthes).

Rhythmische und gereimte Denksprüche zu verfertigen, ist keine leichte Kunst. Es bedarf hiezu nicht blos der vielsagenden Kürze, sondern auch einer ungezwungenen Form. In dem Ersteren oder im Letzteren aber wird von den Meisten gefehlt, und die Sprüchwörter verlieren durch eine breite oder holperige Sprache Kraft, Anmuthlichkeit und Würde. Zumal sind es Dunkelheiten des Sinnes, welche sich nur allzuleicht beym Bemühen, gedrängt und kräftig im Sprüchwort zu seyn, einschleichen, und obwohl es nicht unpassend ist, in Denksprüchen bisweilen ein Räthsel zur Lösung dem Leser aufzugeben; so muß doch, damit nicht der eigentliche Zweck des Sprüchworts verfehlt werde, alles Dunkle, Schwülstige, hier eher noch, als in jeder andern Gattung der Poesie, vermieden werden. Zu den trefflichsten gereimten Sprüchwörtern sind neben den alten von Logau die von Goethe zu rechnen, die in der neuesten Ausgabe seiner sämmtlichen Werke zum allgemeinen Genuß und zur allgemeinen Belehrung bereits erschienen sind.

Herr Präsident Jakobi in Bonn hat in der vorliegenden Sammlung gereimter Denksprüche einer klaren Gedrängtheit im Ausdrucke sich befliſſen, und von dieser Seite haben uns seine Verse recht sehr angesprochen. Weniger Beyfall glauben wir im Ganzen seinen Gnomen geben zu dürfen, so ferne sie sich durch gefällige Sprache und runden Ausdruck empfehlen sollten. Es ist manches Unbeholfene, Harte darin, was leicht auf ansprechendere, nicht minder eindringliche und verständliche Weise wäre darzustellen gewesen, z. B.

S. 149. Entstellend're Schmarren es nimmer so setzt,
Als wenn ein Gelehrter den andern zerfetzt.

Uebrigens ist der Inhalt dieser Denksprüche aus einer religiösen und sittlich klaren Lebensansicht hervorgegangen, berührt alle Verhältnisse des inneren und äußeren Menschen, und rückt dem Freunde der Wahrheit manches höchst Willkommene vor. Wir geben hier einige Beyspiele:

S. 4. Hüte dich vor Affectation,
Gefährlich ist das Hüten schon.

S. 24. Halt' dich rein.
Acht' dich klein.

S. 25. Ueber Erröthen und Erblassen
Hüte dich wohl ein Urtheil zu fassen.

Ebend. Weit lieber Semmes Blätter schlingen,
Als Großen schlimme Botschaft bringen.

S. 26. Vor nichts nimm dich bey Tag und Nacht
So sehr als vor Dir selbst in Acht.

S. 39. Man kann im Ruhn
Doch etwas thun;
Man kann im Thun
Doch etwas ruhn.

S. 269. Gut verloren — nichts verloren,
Muth verloren — halb verloren,
Ehr' verloren — ganz verloren.

S. 217. Nur das ist gut;
Was heilge Liebe thut.

Die ganze Sammlung besteht aus 1828 Sprüchen und ist in 52 Wochen, diese sind in sieben Tage, von welcher jeder fünf bis sechs Sprüche enthält, eingetheilt. Sie ist von dem Verfasser der reiferen Jugend dargeboten. Eine gesunde Arzeney für jugendliche Gemüther in einer Zeit, der nichts so sehr fehlt, als das Zurückgehen in's eigene Herz und Leben, da sich Jeder mit demjenigen, was außer ihm sich ereignet und bewegt, allzuviel zu schaffen macht. Sie empfangen darin ein Layen-Brevier, wie es auf S. IV der Vorrede heißt, worin sie Belehrung, Erheiterung, Selbstprüfung, Mahnung, Warnung, Aufmunterung, Trost und Erhebung finden werden. Nur Weniges scheint uns bey diesem Zwecke des Verfassers dem Inhalt nach unpassend, wie z. B.

S. 24. Hätt' ich Napoleons Macht,
Pariser Tracht,
Weimars Witz,
Rothschilds Geld; —
Wär' ich Herr der ganzen Welt.

Digitized by Google

No. 57.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 15. Juli 1828.

Dramatische Dichtkunst.

Faust, tragédie de Goethe: nouvelle traduction complète, en prose et en vers, par Gérard. Paris, chez Dondey-Dupré. 1828.

(Beschluß.)

So lange es Uebersetzer von Profession gibt, wird man sich mit solchen Beyspielen belustigen können. So hat schon der alte Plinius, der so Vielen als Orakel gilt, und der über alles schrieb, was er verstand und nicht verstand, die Stelle des Aristoteles, welche glücklicher Weise auf uns gekommen ist: ὁ δὲ βάτραχος ἰδίαν ἔχει τὴν γλῶτταν, d. h. „der Frosch hat eine eigenthümliche Zunge“ (wie denn neuere Naturforscher dies bewiesen haben und wovon sich jeder, der einen Laubfrosch besitzt, überzeugen kann) übersetzt: ranis sonus sui generis, d. h. „die Frösche geben einen eigenthümlichen Ton von sich“ und das ist freylich auch wahr. Wie genau die Franzosen von jeher in der Geographie gewesen, ist bekannt.

Das Volk der Heidschnucken kennt man aus neueren französischen Handbüchern. Die beyden Halbkugeln Otto von Guerike's, des Bürgermeisters von Magdeburg und Erfinders der Luftpumpe, heißen in den französischen Büchern: Les hémisphères de Monsieur Magdebourg. Die Franzosen sind lange in Deutschland gewesen und kennen es nicht. Mich hat unlängst ein französischer Akademiker gefragt, ob Frankfurt am Mayn eine östreichische Stadt sey, und warum nicht das näher gelegene Preußen etwas darüber zu sagen habe. Ein anderer wußte nicht, wem die Pfalz gehöre. Gérard endlich, übersetzt die Ueberschrift der Walpurgisnacht:

Gegend von Schirke und Elend: Vallée de Schirk et désert.

Wir sind so gut und dennoch sputt's in Tegel: nous sommes bien prudens et cependant le creuset est toujours aussi plein.

Creuset ist ein Schmelztiegel, aber in Tegel war das Landgut Nicolai's, eines der gefürchtetsten Kritiker seiner Zeit.

Hätte aber Herr Gérard sein Wörterbuch aufgeschlagen, d. h. hätte er darin nachgesucht — denn er könnte Obigem zu Folge leicht glauben, wir wollten sagen: s'il avait frappé son dictionnaire avec dépit — so hätte er das Wort Uhu durch chat-huant wiedergegeben, nicht aber als Anrufung genommen und durch Ou hou! übersetzt.

Von unsern Wendungen hat er keinen Begriff.

Heiß' ich mir das doch eine Messe! J'appellerais cela une foire.

Wer blos den Gérard'schen Faust gelesen, wie muß diesem die Tragödie erscheinen? Als ein Melodrama in zwey Abtheilungen — denn Gérard hat diese Eintheilung für gut befunden, und beginnt die zweyte mit der ersten Unterredung von Faust und Margarete; — dies Melodram ist ganz fertig, dies erklärt Gérard in der Vorrede (que pouvait-on y ajouter?) und er läßt sich nicht irre machen durch die Fortsetzungen von Goethe u. A.; — der Dichter verspricht uns, Faust „von der Hölle nach dem Himmel und vom Himmel auf die Erde“ zu führen; das würde ganz erbaulich schließen, aber der Dichter hält sein Wort nicht. Faust siegt, weil er unter seinen Nebenmenschen, unter der dunkeln Menge (parmi la foule obscure) den rechten Weg nicht verfehlt; dieser Sieg wird ihm wenigstens verheißen, aber der Dichter hielt auch hierin sein Wort nicht. Denn Faust verliert ja seine Wette mit dem Teufel und legt sich ins Federbett. Uebersatt von Studien hat er sein Buch mit Unwillen (avec dépit) geschlagen, und eilt fort aus seiner Studierstube, aus seinem Mäuseloch, wo die Lampe dampft, das lange Brüten über den Büchern hat ihm nichts gebolfen, und nur was der Geist in einem Augenblick (en un instant) schafft, hält er für möglich — dies muß sich wohl auf die Buchdruckerey beziehen *). Der

*) In diesem Falle sind die Bücher, welche er schon besitzt, Handschriften. Die Autoren der Nouveautés freylich lassen Faust alte gebruckte Bücher besitzen und machen ihn dennoch zum Erfinder der Buchdruckerey.

Digitized by Google

böse Geist will sich seiner bemeistern; er arbeitet darauf hin, daß Faust sich an ihn anhänge (s'attachera à moi). Faust liebt Margarete, aber Mephistopheles gibt ihm Schmuck, damit er eine andere gewinne (afin de vous en acquérir une autre). Mephistopheles führt ihn in ein Thal, in eine Wüste (désert), wo sich rasende Ströme (fleuves avec furie), „gegen Bäche stoßen," damit er das Unwesen der Höllengeister sehe. Unterdessen wird Margarete das Opfer von Faust's Leidenschaft, er eilt vom Hexentanz zu ihr in den Kerker und will bey ihr bleiben (je reste donc avec toi), aber der Teufel entführt ihn. Alles dies ergibt sich aus der obigen Ausmahl von Fehlern.

Wahrlich die vereinigten Schriebenten, welche den Faust für die Nouveautés schrieben, haben ein besseres Werk verfaßt, als Gérard in dieser Uebersetzung. Die Schriftsteller, auf deren Empfehlung Goethe's Tragödie dennoch in Frankreich als groß und erhaben gilt, dürfen sich bey den Franzosen und ihren Theaterdirectionen bedanken, daß man ihnen noch Glauben schenkt. Denn Gérards Uebersetzung ist, wie gesagt, von mehreren französischen Blättern als treu und trefflich angepriesen worden, und Herr Dondey-Dupré, in dessen Verlage sonst nur ausgezeichnete Werke erschienen, hat sie herausgegeben.

Es ist in Paris Mode geworden, gerade die schwierigsten poetischen Leistungen des Auslandes aufzusuchen; übersättigt vom schalen Nachbeten inländischer Versmacher, die sich selten von den alten Mustern zu entfernen wagten, und deswegen nichts Originelles hatten, sucht man serbische Volkslieder, indianische, bucharische Gesänge, deutsche und englische Tragödien und Dithyramben auf. Alles gilt gleich, wenn es nur neu ist, und man will lieber Ungereimtes, als gereimte Prosa. Welch ein angenehmes Geschenk mußte daher Gérard seinen Landsleuten geben! Unsre Leser aber, welche das Talent unserer großen Dichter auch ohne das auswärtige Lob schätzen werden, mögen uns die Weitläufigkeit und den Eifer vergeben, mit welchem wir sie gegen jenes Lob mißtrauisch gemacht haben. Die Wenigen in Frankreich, welche die deutschen Werke mit Nachdenken gelesen, haben sich fast alle dadurch nur zu eignen Leistungen begeistern lassen; und hätten sie blos nachgeäfft, würden sie nicht weiter gelangt seyn. Von der großen Zahl schlechter Nachahmer werden wir in Zukunft noch einige hervorheben; der Kranz gebührt aber (hoffentlich auf immer) Herrn Gérard. Kommen ihm diese Blätter zu Gesicht — und versteht er sie — so möge er den wohlgemeinten Rath genehmigen, künftighin nach einem schöneren Kranze zu streben, französische Liedchen und Melodramen zu schreiben, wozu es ihm nicht an Talent gebrechen wird, und, wenn er durchaus unsre deutsche Literatur nicht verschonen will, diejenigen Schriften zu wählen, welche durch Uebersetzung nicht viel verlieren können.

D.

Alterthumskunde.

Ueber religiöse Bildung, Mythologie und Philosophie der Hindus mit Rücksicht auf ihre älteste Geschichte. Von D. J. G. Rhode. 2 Bände mit 33 Steindrucktafeln. Leipzig, F. A. Brockhaus 1827.

Wir theilen weder die übertriebenen Hoffnungen, welche enthusiastische Beförderer der indischen Studien an diese knüpfen, noch die ans Lächerliche gränzenden Befürchtungen, welche deren Anfeinder und Neider gegen dieselben geäußert haben. Vielmehr hegen wir nur diese Ansicht, daß es im Interesse der Wissenschaft, der historischen wie der philosophischen Menschenkunde, liegt, zu immer deutlicherer Erkenntniß des Ursprungs, der Entwicklung und des wahren Wesens der indischen Nation, Mythologie, Religionslehre und Philosophie zu gelangen. Zugleich erscheint uns dieses Interesse ein so wohlbegründetes, allgemeines und mit der ganzen Kulturgeschichte der Menschheit so zusammenhangendes zu seyn, daß dessen Befriedigung auf keine Weise mehr zurückgewiesen werden kann. Hiemit haben die indischen Studien auf den Platz, welchen sie im Kreise wissenschaftlicher Bestrebungen bereits eingenommen, den vollgültigsten Anspruch, und sie werden denselben so lange behaupten, als jede andre im Reich der Gelehrsamkeit schon längst ansässige Gattung von gelehrten Forschungen. Sie werden, wie diese, nie aufhören, weil es in ihrer, wie in jeder menschlichen Wissenschaft Natur liegt, nie abgeschlossen werden zu können, um so mehr, da sie an Reichthum, Tiefe, Schwierigkeit mit allen andern wetteifern. Schon diese wenigen, allgemeinen Bemerkungen reichen hin, um uns zur Anerkennung des vielen Verdienstlichen aufzufordern, was der Verfasser vorliegenden Werkes darin für Aufhellung des indischen Alterthums und Religionsleidens geleistet hat. Doch möchten wir dieses Verdienstliche nicht auf dieses oder jenes gewonnene einzelne Resultat beschränken, vielmehr darein sehen, daß derselbe eine reiche Zusammenstellung der Anstalten, wenn auch oft noch problematischen Ergebnisse der meisten bisherigen Forschungen über seinen Gegenstand gegeben, dieselben übersichtlich geordnet und durch eigne, immer scharfsinnige, wenn auch nur hie und da befriedigende Untersuchungen und Combinationen in helleres Licht zu setzen sich benützt hat. So bezeichnet dieses Werk jedenfalls einen bedeutenden Fortschritt, den in ihm

Digitized by Google

die indischen Studien gethan haben; denn auf zwey Wegen wird jede historische Wissenschaft, durch originale Combination des Erforschten und durch Revision und Fortsetzung der Forschungen. Wir können freylich nicht verhehlen, daß besonders in lezterer Beziehung die strengwissenschaftlichen Anforderungen nicht vollkommen befriedigt worden sind, daß namentlich eine gleichmäßig strenge Kritik der Quellen und literarischen Hülfsmittel, wie eine umfassendere Kenntniß des Indischen vermißt wird; aber dies bedingt nur unser allgemeines Urtheil, hebt es nicht auf. — Einer der interessantesten Abschnitte ist der zweyte im ersten Theile; er handelt über die älteste Geschichte der Hindus und ihrer Nachbarvölker. Da hierüber vor der Hand nur phantastisch ausgeschmückte Sagen als Quellen benuzt werden konnten, und der Forscher somit auf das Feld der Hypothesen gewiesen ist, so hat der Verfasser sich mit Recht begnügt, nur ganz allgemeine Resultate über Wanderung, Wechselverhältniß und Kulturzustand der indischen Völkerschaften zu suchen. Um nicht aller festeren Basis zu entbehren, hatte er schon in der Einleitung aus den glaubwürdigsten Reiseberichten eine ziemlich genaue Schilderung der geographischen und Natur-Beschaffenheit der Länder gegeben, welche von indischen Völkern bewohnt werden und auf welche auch in den indischen Sagen mehr oder minder deutliche Anspielungen vorkommen. Als allgemeinstes Resultat der so eben eingeleiteten historischen Untersuchung stellt sich etwa Folgendes dar: Urbewohner Indiens waren die Hullias und Tschandalas, und diese hatten schon einen gewissen Grad von Kultur erreicht, deren Mittelpunkt Benares war, als ein neuer Völkerstrom, die Aturas oder Daityas, Rakschasas, Dschainbuddhisten der Religion nach, von Norden hereinbrach und die Tschandalas unterjochte, aus welchen endlich die Parias geworden. Aber im Norden und Westen lebten und zogen neben den Aturas einher, die ursprünglich im gemeinschaftlichen Mutterlande Tibet und dem Hochthal Undo verwandten Surad oder Daityas, die Vorfahren der Brahmanen-Indus. Diese unterjochten endlich die dschainbuddhistischen Aturas, die gleichwohl zur Zeit der Unterjochung ihren Ueberwindern an Bildung, Kunst und Wissenschaft überlegen waren. Von ihnen und nicht von den brahmanischen Indiern stammen jene wunderbaren Felsentempel, jene kolossalen und vielgestaltigen Götterbilder, und ihre dem Untergang entronnenen Nachkommen sind die jetzigen Dschainas. Nicht ohne Bezug auf diese historischen Ergebnisse unterscheidet der Verfasser zwey indische Religionssysteme, die einen Gegensatz mit einander bilden, den Brahmanismus und den Buddhaismus; beyde sind ihrem Ursprunge nach gleich alt; der ältere Buddhaismus, den er sonach mit Ritter (Erdkunde und Vorhalle) annimmt, erscheint ihm früher ausgebildet, als der Brahmanismus; der jüngere Buddhaismus, der allerdings jezt herrscht und sich auch nach China verbreitet hat, nur als eine aus der Unterdrückung durch den Brahmanismus und im Kampf mit demselben hervorgegangene Wiedergeburt des älteren. Zwischen Brahmanismus und Buddhaismus stellt er die Lehre des Ekhummescha. Diese drey verschiedenen Religionssysteme haben ihre eigenthümliche Darstellung erfahren, und selbst wenn ihre Entgegensezung sich auch nicht in der hier durchgeführten Weise bewähren sollte, so leuchtet doch ein, daß die Einsicht in die Hindureligion ungemein durch solche Beziehung auf unterscheidende Merkmale gefördert wird. Was nun näher die Religion der Brahmanenhindu anlangt, so hat auch in ihrer Betrachtung der Verfasser Ueberblick und Einsicht fördernde Gesichtspunkte aufzustellen gewußt. Er stellt demgemäß die Bedeutung zuerst für sich dar, und weiset in Ihr auf die einerseits mehr mythologische, anderseits mehr philosophische Gestaltung derselben hin. Hieran knüpft er dann die zum Theil aus beyden populariserte, zum Theil aber auch Spuren des Buddhaismus und der Ekhummeschalehre verrathende Volksreligion. An dieser, welche noch fortlebt, hat er endlich einen Uebergang zur Entwickelung des religiös-sittlichen und bürgerlichen Daseyns der Hindus gewonnen. Dieser Abschnitt ist von der äußersten Wichtigkeit, und ganz geeignet, den uns eingewurzelte Vorurtheile über Verfassung, Kasten, Regierung, Gesetze, Politik der Hindus zu verscheuchen, und ohne in das andere Extrem zu fallen, in welchem man uns Alles dieses indische Wesen als musterhaft empfehlen möchte, gibt er uns doch die Ueberzeugung, daß dasselbe keineswegs so unvernünftig, den menschlichen Geist entehrend sey, als man gewöhnlich meint. Namentlich zeigt sich, daß die Kasten, die unterste ausgenommen, die aber eigentlich gar keine Kaste mehr ist, in der Wirklichkeit, und noch weit weniger den gesetzlichen Bestimmungen nach, so schroff entgegengesezt und einander untergeordnet sind, als wir uns einbilden. Es findet ein allmähliges Aufsteigen zu höheren Kasten allerdings statt, wie auch ein Herabsinken in niedere. Jede hat gleichwohl ihre bestimmten Rechte, die von keinem Individuum, selbst den Brahmanen nicht, verletzt werden dürfen. Allerdings ist das ganze Wesen der Hindus dem unsrigen entgegengesezt, was sich unter anderm schon in dieser einzelnen Bemerkung ausspricht, daß an die Würdigkeit der Kaste eine verhältnißmäßig immer höhere Berechtigung auf Lebensgenuß geknüpft ist, während der höheren Kaste immer die verhältnißmäßige Verpflichtung auf Enthaltung von diesem Genuß entspricht. — Alle über Vieles andre, so werden uns auch über die bekannte Weiberverbrennung erfreuliche Aufschlüsse gegeben, und es wird namentlich über allen Zweifel erhoben, daß dabey gesetzlich nichts weniger, als Zwang angewendet werde. — Wir müssen uns auf diese Andeutungen beschränken und

Digitized by Google

seden als Schluß unserer Anzeige den des Werkes her: „Betrachten wir die alte südöstliche Heimath jener morgenländischen Völker als den Südpol menschlicher Bildung überhaupt mit vorherrschender Einbildungskraft, und den Nordwest Europa's als den Nordpol derselben mit vorherrschendem Verstande, so muß sich zwischen beyden Polen ein geistiger Aequator finden, eine Linie, an welcher Verstand und Einbildungskraft sich ausgleichen, beyde Vermögen im Gleichgewicht schweben. Dieser Gleicher läuft geographisch und geistig über Hellas und die jonische Küste Asiens hin. Darf man sich wundern, wenn hier der Geist sich freyer entwickelte und Gebilde ins Leben rief, nach denen umsonst der Süden und der Norden strebten? Ruhig wog hier die Vernunft Idee und Begriff gegen einander ab, ließ durch die erstere sich den Boden der Erfahrung nicht entreißen, durch den letzteren sich nicht in den engen Kreis der Erfahrung einzwängen. Darum konnte gerade hier ein Homer singen, ein Platon philosophiren, ein Phidias bilden!

Mit jedem Schritt, den wir von hier gegen den Südpol thun, schwebt die Philosophie mehr im Blauen, die bildende Kunst verläßt die Regel des Schönen und verliert sich in Allegorieen, welche nur die Idee, aber nicht die Form der Darstellung beachten. Mit jedem Schritt aber, den wir gegen den Nordpol thun, folgt die Philosophie mehr der Schwere, die bildende Kunst wird zur bloßen Nachahmerey der Natur, und das Göttliche verschwindet aus ihren Formen. Philosophie und Kunst dürfen beyde sich nicht einseitig dem Süden oder Norden nähern, nicht unbedingt der Idee, nicht unbedingt dem Begriff huldigen, weil sie nur im Gleichgewicht beyder ihren Ruhepunkt finden.“

Dieser Schluß ist der Repräsentant des ganzen Werkes; wie er, so ist es durchaus scharfsinnig, geistvoll und spricht oft das Treffende aus; aber es enthält auch eben so viel nur Halbwahres, der Consequenz einer schönen Ansicht zu Liebe Gesagtes. Wenn sich's z. B. mit Nord- und Südpol so ganz verbielte, wie hier geschrieben steht, müßten da nicht z. B. die Gedichte Ossians und die phantastischen Mythen und Sagen der Edda auf Ceylon entstanden seyn?

Dr. — nn —

Biographie.

Prälat v. Schmid zu Ulm, nach seinem Leben, Wirken und Charakter. Vom königl. bayer. Regierungsrathe Wagenseil zu Augsburg. Augsburg 1828. Im Verlags-Comptoir der Abendzeitung von J. L. Wirth.

Das vorliegende Schriftchen schildert die trüben und heiteren Lebenserfahrungen, den vortrefflichen Charakter und die wissenschaftlichen Bestrebungen eines jüngst Verstorbenen. Der evangel. Prälat, Johann Christoph v. Schmid, hat sich längst als linguistischer und historischer Forscher ausgezeichnet. Durch frühe Verbindungen mit Rosenmüller, Heyne, Bieſter u. A., war seine natürliche Neigung zu jenen Studien ermuntert und geleitet worden. Schon im Jahre 1793 war von ihm ein Versuch eines schwäbischen Idiotikon, oder: Sammlung der in verschiedenen schwäbischen Ländern und Orten gebräuchlichen Idiotismen, mit etymologischen Bemerkungen, anonym (Berlin und Stettin) erschienen. Seit jener Zeit arbeitete er ein vollständiges schwäbisches Idiotikon aus, welches längst im Manuscript da lag, ohne jedoch einen Verleger zu finden, den Patriotismus und Liebe zur Sache für die mit dem Druck des Werkes verbundenen Aufopferungen entschädigt hätten *). Die vertraut Schmid mit dem Geist und den Quellen auch der französischen Sprache gewesen, bewies er durch eine in den Heidelberger Jahrbüchern vom Jahr 1820 erschienenen Recension von Pougens, „Trésor des origines de la langue française.“ Die Gründlichkeit seiner Ansichten und der Freymuth seines Urtheils wurde von Pougens in einem Briefe an seinen Recensenten anerkannt. So streng dieser die Mängel seiner Schrift hervorgehoben und getadelt, und vornämlich nachgewiesen hatte, daß der Etymologie ein wissenschaftlicher Grund fehle; so dankbar sprach sich der Getadelte aus; „Votre critique sur mon specimen m'a inspiré la plus haute estime pour Vous.“ (S. 21.) — Von besonderer Wichtigkeit jedoch scheinen die Sammlungen zu seyn, die sich der Verstorbene zu einer Geschichte des schwäbischen Bundes und des Bauernkriegs, so wie zur Geschichte Ulms gemacht. Der König von Würtemberg hat die ersteren, die Stadt Ulm die letztere bereits den Hinterlassenen Schmids abgekauft.

Der Verf. dieser Biographie war einer der vertrautesten Jugendfreunde des Prälat v. Schmid. Da der letztere durchaus keine anderen Notizen über sein Leben, Denken und Treiben zurückgelassen, als die an seine Freunde gerichteten Briefe, und die Erinnerung seiner Familie und seiner Bekannten; so suchte Hr. Wagenseil aus den Daten seines Gedächtnisses, den Erzählungen der Verwandten und Freunde, und einer Reihe von Briefen Schmids eine Skizze seines Lebens, seines Charakters und seiner amtlichen und literarischen Thätigkeit zu entwerfen. Das Büchlein ist im Ganzen nicht ohne Flüchtigkeit geschrieben. Aber die Freundschaft und Liebe, deren Geist dem Verfasser die Hand führt, läßt uns gleichwohl ein erfreuliches, lebendig wahres Bild von der inneren Trefflichkeit, dem angestrengten Fleiß, dem besonnenen Urtheil des Verstorbenen, von der Liebe, die er den Seinigen widmete und von ihnen empfing; von der Achtung, in welcher er bey den Königen von Bayern und Würtemberg, denen er diente, und bey allen seinen Umgebungen stand, anschauen.

*) Es hat jetzt einen Verleger gefunden. Red.

Digitized by Google

N°. 58.

Literatur-Blatt.

Freytag, den 18. Juli 1828.

Länder- und Völkerkunde.

Skandinavien und die Alpen. Mit einem Anhange über Island. Von Karl Viktor v. Bonstetten. Aus dem Französischen. Kiel, Universitäts-Buchhandlung, J. L. F. von Maack. 1827. S. III. 8.

Es ist wohl eine der erhebendsten Erfahrungen, wenn wir den Greisen in jugendlicher Kraft und Frische des Geistes, wie des Herzens unter uns auftreten, in Erforschung der Wahrheit unverdrossen wirken, mit alter Liebe der Lösung der schwierigsten Probleme im Reiche der Natur und des Geistes sich unterziehen und mit der Herzlichkeit und Freude des Jünglings das Werk, das er in längstverschwundenen Jahren aufgezeichnet, als das seinige betrachten und in die Welt aussenden sehen. Wir lieben den Mann, welchem Wissenschaft und Natur, Kunst und Freundschaft die heiligen Gegenstände seiner Betrachtung und begeisterter Hingebung geblieben sind, welchem diese Genien der Wahrheit freundlich erheiternd, tröstend und stärkend zur Seite gehen. Wir fühlen zum Dienste der Wissenschaft uns um so dringender angehalten, wenn wir ihren beseligenden und erquickenden Einfluß auf edle Männer bis in's Greisenalter wahrnehmen.

Herr von Bonstetten, Bonnets Schüler, Johannes Müllers und Matthissons Freund, hat in uns solche erhebende Empfindungen beym Lesen der vorliegenden Schrift rege gemacht. Der Greis gibt in derselben Erinnerungen aus einem früheren Aufenthalte in Dänemark und in dem Süden von Schweden. Es war im lezten Decennium des vorigen Jahrhunderts, als Bonstetten, um sich zur schweizerischen Tagsatzung, welche jährlich in den italienischen Vogteyen gehalten wurde, zu begeben, oftmals über die Alpen hin und her gekommen, die tiefsten Eindrücke von diesen Wundern der Naturbildung empfing, Eindrücke, welche das Andenken an den dem Vaterlande drohenden Untergang und die Besorgniß des Verlustes seiner eigenen Glücksgüter nicht zu verwischen vermochte. Nach dem Umsturz der Eidgenossenschaft und dem Falle der Republik Bern im Jahre 1798 verließ B. die Heimath und folgte dem Wink eines Freundes nach dem Norden von Europa. In Kopenhagen angelangt, fühlte er Gemüth und Phantasie durch die Granitblöcke jener Gegenden, durch die Gebirge, die vom nördlichen Theile Schonens nach Seeland herüberschauen, wie durch die Geschichten und Sagen jener Völker aufgeregt, und sich in das Heimathland, zu seinen Schweizer Alpen zurückversezt. Im Schooße der Wissenschaften und der Freundschaft zeichnete er seine Betrachtungen, Untersuchungen und Reflexionen auf, woraus die vorliegende Schrift entstanden ist, von welcher übrigens der Verfasser mit liebenswürdiger Bescheidenheit im Anfange der Vorrede sagt: „Diese, anscheinend geologischen Erinnerungen sind weit mehr Erinnerungen des Herzens als Erinnerungen an Gebirge."

Ehe wir den Inhalt des Werkes unseren Lesern andeuten, sey uns erlaubt, als ein Beyspiel der kindlichen Herzlichkeit und des — wir dürfen wohl sagen — übertriebenen Zutrauens, welches Herr von Bonstetten dem deutschen Volke, dessen edelste Geister er freylich zu seinen befreundeten zählen durfte, schenkt, folgende Stelle der Vorrede S. XI. noch anzuführen: „Wenn man von einer Nation zur andern kommt, so unterscheidet man sehr leicht das Gefühl, welches einen ergreift. Man bemerkt in Frankreich zuerst Jedermanns Verlangen zu glänzen, indem es sich von allen Andern unterscheidet. Im Süden trifft man mehr oder weniger matte oder leidenschaftliche Seelen an. In England läßt die natürliche Gutherzigkeit oft das Schneidende der Reflexion fühlen. — Nur in Deutschland ist die Güte immer gut; sie ist es bey unsern Schwächen wie bey unsern Tugenden; sie geht der Ueberlegung voraus und fürchtet weit weniger, gegen nicht bemerkte Fehler wohlgesinnt als ungerecht gegen unbekannte Tugenden zu seyn. Die Thätigkeit eines in Deutschland so natürlichen Gefühls von Wohlwollen verursacht, daß dieses Land die Heimath der Freundschaft ist." S. XVII.

Das Buch besteht aus zwey Abtheilungen, die ihrem Inhalte nach zwar nicht völlig streng geschieden sind, von welchen jedoch die erstere vorzugsweise geologische Erin-

Digitized by Google

nerungen an Skandinavien enthält, während die darauf folgende der Vergleichung der schweizerischen Alpen mit den skandinavischen Gebirgen gewidmet ist. Die Aufmerksamkeit des Verfassers wurde in den Gegenden des Nordens frühe auf die Formationen der Küstenfelsen und der Gebirge im südlichen Schweden, welche den Stempel der Zerstörung und zwar einer gewaltsamen, furchtbarwilden Zerstörung an sich tragen, so wie auf die beynahe in gleicher Größe vorhandenen, und in gleicher Entfernung auf den noch unbebauten Feldern und unterm Sand und Moor in Schonen, Seeland, ja selbst auf der Lüneburger Haide zerstreuten Felsstücke, so wie auf die großen in der Nähe der Gebirge und am Strande der Nordsee liegenden Granitblöcke gelenkt. Die Zerstörung unserer Alpen findet sich in ihren Gipfeln; die der nordischen Gebirge hat deren Grundlage angegriffen, ohne die höheren Theile derselben zu verschonen. Wir bewundern in der Schweiz einige Granitblöcke in unsern Thälern und deren Mündung gegenüber; allein im Norden sind diese Blöcke über tausende von Quadratstunden und bis in eine Entfernung von fünfzig oder hundert Stunden jenseit der Gebirge ausgestreut. Besonders an der Westküste von Norwegen haben die furchtbar zerstörenden Kräfte ihre Verwüstungen angerichtet; dort sind auf einer Küstenstrecke von mehr als dreyhundert Stunden die Granitfelsen, welche bestimmt schienen, den Ocean abzuhalten, zertrümmert, in ihren Grundlagen gespalten oder ins Meer geschleudert. Die Risse dieser Felsen sind so tief, daß an einigen Stellen das Wasser in Granitschlünden einen Abgrund von vierhundert Klaftern oder 2800 Fuß bedeckt. Darf man sich nach diesem wundern, daß man Trümmer der Alpen des Nordens in den schlesischen Gebirgen zu finden geglaubt hat? Alle diese Thatsachen bezeugen, daß die Revolution, welche den weiten Raum, den jezt die Reiche Schweden und Dänemark einnehmen, umgewühlt hat, von einer ganz andern Furchtbarkeit gewesen, als die, welche nur die Kuppen unserer Alpen angegriffen und deren Oberfläche gefurcht hat. (S. 10. 11.) Eine Reise nach dem Pachthof und dem Leuchtthurm auf dem von Ossian besungenen Felsen von Kullern bestätigte den Verf. in seinen Vermuthungen. Der Bergfels ist von der Gewalt des Elements abgebrochen, und die abgebrochene obere Hälfte des Felsen liegt auf der Spitze im Meer, vom tobenden Wasser umschäumt. Hier sagt Bonstetten S. 37: „Ich sah nicht einen Ausbruch des Vesuvs, aber ich gestehe, daß meine Seele weit stärker bewegt wurde bey dem Anblicke eines Meeres, das noch um Ruinen herum, die sein Werk zu seyn scheinen, aufgeregt war. Ich erblickte mich auf einem Schlachtfelde, wo unbekannte Kräfte in unbekannten Zeiten miteinander gestritten hatten. Die Verwüstungen der Vulkane sind in Räumen begränzt, und ihre Epoche ist bisweilen gleichzeitig mit dem Menschen, aber der alte Ocean in seiner Verbreitung über die höchsten Berge, da wo heutiges Tages die Wolken wohnen, übersteigt bey weitem die Lebenszeit des Menschen und das enge Maaß seiner Gedanken."

Diesen Beobachtungen sind andere über das Fortkommen und das Wachsthum der Wälder, über die Lagen und den Umfang der Seen, über die historisch-mythische Bedeutung der Granitblöcke angeschlossen, und reizende Naturschilderungen eingewoben, welche dem Leser reichen Genuß und willkommene Belehrung verschaffen werden. Bey der Vergleichung der Schweizer Alpen mit den Skandinavischen zeigt sich, daß beyde Gebirge auf der Seite des steilen Abfalls mehr Granit, auf der entgegengesezten mehr Kalkfelsen haben. Der auffallendste Unterschied ist der, daß die Alpen überall von hohen Piks starren, deshalb sie von den Venezianern Reseghe (Sägezähne) genannt werden, dagegen die mitternächtlichen Gebirge meistens nur abgestumpfte Kegel sind, welche statt hoher Spitzen ebene oder leicht gerundete Oberflächen — oft von sechs Stunden in der Breite — darbieten. Ferner sind jene nur auf den Gipfeln, in der Höhe gespalten, diese bis zur innersten Tiefe. Jene haben einen starken und reichen Abfall des oben vorhandenen Wassers in Bächen und Quellen, während die schwedischen Seen keinen sichtbaren Abfluß haben. Wir überlassen es unseren Lesern, in dem interessanten Werke selbst die weiteren Erörterungen des geistvollen Verfassers und seine Begründung der Hypothese nachzusuchen, daß in beyden Gebirgen die zerstörende Kraft, welche ihnen ihre gegenwärtige Form gegeben, nur in der Richtung von unten nach oben gewirkt haben könne, daß folglich diese Kraft gerade aus der Erde hervorgekommen, worauf schon Moses hindeute, der bey der Geschichte von der Sündfluth von Abgründen spreche, die sich aufgethan. Man könne sonach die partiellen Sündfluthen durch ins Meer gestürzte Gewölbe erklären. Und nähme man an, daß das Meer von Oeffnungen, die durch Explosion der unterirdischen Kräfte entstanden, verschlungen worden, so würde zugleich der Rückzug des Wassers erklärt seyn.

Einen nicht minder interessanten Gegenstand betreffen die im Anhang gegebenen Bruchstücke über Island, die gleichfalls schon im Norden entstanden waren und die der Verfasser hier mit einem Fragment über die Wichtigkeit der Geschichte der Skandinavier, als erster Quelle der Sitten und Einrichtungen des Mittelalters, vermehrt hat. Wir bedauern nur, daß die Andeutungen über die Geschichte, die Verfassung, das Leben, den Charakter, die Poesie der alten Skandinavier so kurz und unvollständig sind, da das Wenige, was dargeboten ist, nach der umfassenderen und erschöpfenderen Darstellung eines so wichtigen Gegenstandes von derselben geistreichen Feder,

Digitized by Google

die diese wenigen Bruchstücke aufgesezt hat, lüstern macht. Herr von Bonstetten vergleicht die skandinavischen Volksspiele mit den hellenischen, die skandinavische Dichtkunst mit der provencalischen. Nur waltet der Unterschied in lezterer Hinsicht vor, daß, während die Troubadours von Frauen und ritterlicher Liebe sangen, die skandinavischen Sänger am liebsten auf die Heldenthaten ihrer Könige oder Anführer, auf Schlachten und Königsruhm sich beschränkten. Von der großen Achtung, in welcher bey den Skandinaviern die Dichter standen, sind mehrere Beyspiele angeführt, darunter Folgendes: „Als vor der Schlacht von Storda der Skalde Erwin die schöne Schlachtordnung bewundert hatte, sagte er darüber in Versen dem König Hakon eine Schmeicheley, der ihm in Versen antwortete. — Der Dichter Vandreda hatte gegen den König Olaus Trygwason Verse gemacht; der König begnügte sich, ihm mit Versen zu erwiedern.“ Krieger, Frauen und Dichter waren die Gegenstände der höchsten Verehrung bey jenem nordischen Völkerstamme.

Im lezten Abschnitt behauptet der Verfasser, den Skandinaviern verdanken wir alles, was wir Rittergeist nennen, ihnen die Ehrfurcht für die Frauen, das Lebenwesen. Allein sollte nicht überhaupt der kriegerische Geist, den die Völkerwanderung allenthalben geweckt hatte, sollten nicht die heiligen Grundsätze des Christenthums, die bey aller Entstellung und Entweihung, welche sie frühe erfahren mußten, doch nie ganz vertilgt werden konnten, und deren Einfluß auf die Bildung des öffentlichen und geselligen Lebens entscheidend blieb: sollten nicht der unvollkommene Zustand der Staaten überhaupt und die langsamen Anfänge der Verbesserung, wie sie unterm Drucke der Priesterschaft möglich waren, auf der einen Seite die köstlichen Blüthen des Ritterthums und der Frauenehre, auf der andern jene verderbliche Unterscheidung der Stände erzeugt haben, von welcher Herr von Bonstetten als Republikaner begeistert spricht: „Der Kampf zwischen den Kasten wird erst endigen, wenn die Menschen begriffen haben, daß die öffentliche Glückseligkeit auf der harmonischen Entwickelung aller Theile beruht, aus denen der gesellschaftliche Körper besteht, und daß der Mensch geschaffen ist, um an der Seite, nicht um auf dem Kopfe seines Nächsten zu leben.“ (S. 107.)

G.

Kritische Literatur.

Kritische Schriften von August Wilhelm von Schlegel. Berlin, bey G. Reimer, 1828.

Während einerseits eine völlige Anarchie des Geschmacks, in welcher jeder, nur nicht der gute gelten soll, einzubrechen droht, anderseits eine ihrer Natur nach herrschsüchtige Philosophie auch Poesie und Kunst unter sich zu bringen trachtet, müssen gegenwärtige, kritische Schriften A. W. v. Schlegels doppelt willkommen erscheinen. Wenn Schlegel auch manchmal von ästhetischen Individualitäten sich zu sehr hat anziehen oder abstoßen lassen, so muß man doch zugestehen, daß er in der Regel nur dem Geiste der Schönheit, dem Genie wie dem ausgezeichneten Talent, und ihnen allein, zu huldigen nicht müde wurde. Selbst mit vielseitig entwickeltem, poetischen Sinn und Geist ausgerüstet, gelang es ihm auch, wie wenigen, das wahrhaft Schöne, Geniale, Talentvolle, wie deren Gegentheil, überall mit sicherem Takt herauszufühlen und ins gehörige Licht zu stellen. Weder einseitige Empirie oder Theorie, noch speculatives Vorurtheil trübte den freyen, jedes Schöne, Herrliche, Edle mit Begeisterung begrüßenden Blick; ja diese Begeisterung begleitete Schlegeln zu den umfassendsten, oft mühevollsten Studien, und die Anerkennung, welche ihm in dieser Beziehung schon längst zu Theil geworden, darf die wohlerworbenste genannt werden. Mit erneutem, ja erhöhetem Interesse haben wir vorliegende Sammlung der in vielen, literarischen Journalen zerstreut gewesenen Aufsätze wieder gelesen. Es war anfangs nur unsere Absicht, hier und da zu blättern, und namentlich die mancherley hinzugekommenen, neueren Zusätze und Erweiterungen anzusehen, wir müssen aber bekennen, daß wir, einmal von dem Zauber der geistvollen, und besonders so überaus gewandten, feinen Darstellung ergriffen, nicht eher Ruhe fanden, bis wir keine Zeile mehr von Anfang bis zu Ende übersehen zu haben glaubten. — Bis jezt sind zwey starke Bände erschienen, und es soll noch ein dritter folgen. Das Bemerkenswertheste von dem Neuhinzugekommenen möchte Folgendes seyn. Zuvörderst die Vorrede selbst, welche mit heiterer Ironie die kritischen Anfechtungen durchgeht, welche Schlegel wegen seiner Kritiken besonders in Italien, Frankreich und England erfahren hat. Sodann der „Abriß von den europäischen Verhältnissen der deutschen Literatur.“ Ferner: Ueber Tasso's Lebensgeschichte, bey welcher sehr richtig bemerkt ist, daß der tragisch-dramatische Stoff, den sie darbiete, keineswegs von Goethe so erschöpft sey, daß derselbe nicht noch einer durchaus neuen, vielleicht noch befriedigenderen Darstellung fähig und würdig wäre. Neu war uns wenigstens der Aufsatz über Johann von Fiesole, welcher zum ersten Mal 1817 in Paris gedruckt worden ist. Beißend, aber leider treffend sind einige Bemerkungen über den alten Voß, die in einer Anmerkung zu der „Zusammenstellung von Matthisson, Voß und F. W. A. Schmidt stehen. Es ist da von Voßens Gedichten die Rede und erwähnt, daß Voß doch nicht umhingekonnt, manche Plattituden in der lezten Ausgabe derselben von

Digitized by Google

1825 zu unterdrücken. Bedauert wird, daß die „Kartoffelernte," vermuthlich durch Goethe's Schuld, noch stehen geblieben sey. Durch Goethe's Schuld, weil dieser, von Voß vielfältig bestürmt, sich endlich zu einer günstigen Recension der Voß'schen Gedichte entschlossen habe. Schlegel theilt darüber Folgendes mit: „Man erzählte damals, Voß habe Goethen, welcher die Herausgabe der genannten kritischen Zeitschrift einige Zeit lang leitete (Jenaische Literaturzeitung), um eine Recension von seiner Hand wiederholt und dringend angelegen; als sie nun nach begreiflichen Zögerungen endlich erschien, sey er vor Freude außer sich gewesen, während doch keinem gewitzigten Leser die Ironie darin entgehen konnte. Ob sich diese Ironie wider den Willen des Beurtheilers von selbst eingefunden, indem er wohlwollend alles zum Besten kehrte, oder ob eine selbstbewußte Schalkheit im Hintergrunde gelauscht, das lasse ich unentschieden. Nach dem Zeitpunkte der Abfassung ist mir das lezte wahrscheinlicher. Wie dem auch sey: jeder Leser, der die Voß'schen Gedichte kennt, und den Verfasser in seiner häuslichen Umgebung gesehen hat, wird das dort aufgestellte, idealisirte und dennoch so sprechend ähnliche Bildniß von ihm bewundern müssen. Nur zuweilen geht die Schmeicheley des gefälligen Pinsels zu weit; und wo das Wort zart vorkommt, wird man wohl überall einen Druckfehler für zähe annehmen dürfen." In einem Zusatz zu den Beurtheilungen des Voß'schen Homer wird gezeigt, daß es bey der Voß'schen Uebersetzung, schon des Sylbenmaßes wegen, nicht für alle Zukunft sein Bewenden haben könne. Eine kleine Probe eigner Uebertragung läßt wünschen, daß der Verfasser seinen indischen Studien so viel Zeit abbrechen könnte, als die Uebersetzung, wenn auch nur eines der beyden homerischen Gedichte, erforderte. Namentlich scheint uns, als müsse die Odyssee demselben sehr gelingen können. Ueber Tieck fanden wir an einer andern Stelle einige sehr schätzbare Winke, welche sich einige neuere Beurtheiler merken sollten, die es gewagt haben, über jenen, so höchst eigenthümlichen Dichter abzusprechen, ohne selbst auch nur einen Funken poetischen Geistes in ihrem durch überschwengliche Speculationen ausgebranntem Gehirn auftreiben zu können. Wenn aber Schlegel selbst zu wünschen scheint, daß Tieck sich zuweilen hätte entschließen mögen, anders, als alla prima zu mahlen, so können wir ihm nicht beystimmen, weil alle übrigen poetischen Tugenden Tiecks, namentlich die ungemeine Leichtigkeit, die Grazie, die Heiterkeit, der rasche Wechsel der Empfindungen, Vorstellungen, Scenen beym Eintritt eines solchen Entschlusses verloren wären. — Auch folgende Anmerkung mögen sich jene unpoetischen Kritiker und Aesthetiker gesagt seyn lassen: „Die Zeichnungen (von Kornelius) zum Faust sind ein großgedachter und tiefsinniger Kommentar zu der originalsten Schöpfung unseres großen Dichters, neben welchem man gern die schwerfälligen hohlen Grübeleyen, welche ohne alle praktische Einsicht in die Poesie über den Faust geschrieben worden, dem Dichter und dem Maler als ein Holokaust (Brandopfer) verbrennen möchte." Hieher gehört auch der ganze Aufsatz: „Ueber das Verhältniß der schönen Kunst zur Natur." Gern hätten wir eine bittere Anmerkung über Schiller vermißt, welche der Vers. bey Gelegenheit der hier wieder abgedruckten Charakteristik Bürgers nicht hat unterdrücken können. Schiller wird in seinem Tadel der mit mechanischen Kunstgriffen oft herbeygezerrten Natürlichkeit Bürgers immer Recht behalten, und Schlegel wird bey der Nachwelt selbst durch eine gewisse Pietät gegen Bürger nicht entschuldigt werden, daß er diesem zu Liebe Schillers Urtheil so bezeichnet hat, als sey dasselbe aus einer andern, als aus der reinen Quelle der vollesten Ueberzeugung, und wäre diese auch nur eine momentane gewesen, hergeflossen.

W. B. M.

Moral-Literatur.

Kriminalgeschichten, ein Beytrag zur Erfahrungsseelenlehre, herausgegeben von Karl Müchler. Berlin 1828 bey Natorff und Comp.

Kriminalfälle zeigen uns im Privatleben, was uns im Völkerleben große Kriege und Revolutionen zeigen, nämlich den Abgrund der menschlichen Seele, den sonst der Schein geselliger Tugenden trügerisch deckt. Man hat bisher auf diese Kriminalfälle noch nicht so viele Rücksicht genommen, als sie es verdienen. Sie werden häufig als warnendes Beyspiel aufgestellt, aber sie haben doch wohl mehr als diesen negativen Werth. Sie werden von den Dichtern willkührlich zu rührenden Romanen und Schauspielen benuzt, aber dann auch gewöhnlich entstellt. Den meisten Werth haben sie unstreitig, wenn man sie als sittliche Naturerscheinungen wissenschaftlich betrachtet, und daraus eine tiefere und genauere Kenntniß des menschlichen Gemüthes schöpft, wobey allerdings jenes praktische Interesse der Warnung, und das poetische sich einmischen darf. Man sieht, daß Herr Müchler dies anerkannt hat, allein seine an sich, dem Inhalt nach, gewiß merkwürdigen Kriminalgeschichten sind doch in der Form etwas zu weitläuftig. Der Verfasser wollte aktenmäßige Wahrheit geben und doch auch eine wohlgefällige Erzählung, und hat, wie es uns scheint, den rechten Ton nicht getroffen. Er hätte sich besonders kürzer fassen sollen, und fast gibt er der Vermuthung Raum, es sey ihm darum zu thun gewesen, nur geschwind ein Buch zu machen.

Digitized by Google

№. 59.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 22. Juli 1828.

Geschichte.

Schicksale der Jungfrau Johanna von Arc, nach einer in Orleans aufgefundenen Handschrift.

So verschieden auch die Ansichten über einzelne Punkte der Schicksale und Thaten der Jungfrau von Orleans seyn können, so sind doch wenige Theile der älteren französischen Geschichte anziehender für den Historiker, welcher, nicht zufrieden mit der Zusammenstellung aller auf Kriegs- und Hofgeschichte bezüglichen Begebenheiten, den Geist des Volkes mit Umsicht studirt.

Die Thatsachen ergeben sich aus den Protokollen von mehr als zweyhundert Zeugen, die in dem eigentlichen und dem Revisionsprozesse gehört wurden. Die Prozessur füllt ungefähr dreyßig Bände der königl. Bibliothek zu Paris. Dazu kommen die gleichzeitigen Schriftsteller: Jean und Alain Chartier, und der freylich gegen Johanna eingenommene Monstrelet, welcher der burgundischen Partey angehörte. Eine Geschichte der Belagerung von Orleans ist schon 1606, nach einer Handschrift daselbst, in Orleans gedruckt erschienen. Die englische Chronik Hollinshed stimmt genauer als Monstrelet mit den Prozeßakten überein. Alle diese Quellen hat ein gelehrter Jurist, H. v. Paverdy, kritisch untersucht; sein Werk füllt beynahe einen Quartband der Notices et Extraits des manuscrits de la bibliothèque du Roi. Von Voltaire, und auch von Hume braucht natürlich hier nicht die Rede zu seyn. Seit der trefflichen Arbeit Paverdy's sind noch andere französische Werke über die Jungfrau von Orleans erschienen, theils Auszüge, theils Bearbeitungen der genannten Schrift, und in einem derselben ist eine Liste von 400 Werken über die Jungfrau aufgezählt, welche leicht noch vergrößert werden könnte *).

*) Was die dichterischen Bearbeitungen von Johanna's Heldenthaten betrift, verdient neben Schiller's Tragödie

„Unter allen denen, welche über die Erscheinung der „Hirtin von Greur an der Spitze der Hofleute und Krieger Frankreichs ausführlich gesprochen haben," bemerkt der Herausgeber einer zu Orleans gefundenen Chronik womit mir unsere Leser bekannt zu machen suchen werden, „unter allen jenen Schriftstellern, waren ohne Zweifel „Voltaire und Hume diejenigen, welche im Studium der „Thatsachen die größte Leichtfertigkeit, in ihrer Unter„suchung die geringste Kritik zeigten: ihre tiefe Verach„tung für allen menschlichen Aberglauben, und ihr Ab„scheu gegen alles Unheil, welches der Eigennutz und die „Unwissenheit über die Völker gehäuft hatte, machten sie „zuweilen ungerecht gegen Menschen und Thatsachen, und „oft wollten sie durchaus die Tugend nicht anerkennen, „weil zu derselben etwas einseitige Unvernunft gesellt war; „das Gute nicht anerkennen, weil einiges Ueble darunter „gemischt war. Zu einer Zeit geboren, wo die Vernunft „des Menschen begann, ihre Herrschaft wieder zu gewinnen, wollten sie den Augenblick nutzen, ihr einen dauerhaften Triumph zu sichern, und wollten mit einem Male „auf immer die Irrthümer und Thorheiten der Menschen „vernichten. Was sie thaten, konnte vielleicht nur durch „sie auf diese Weise und in dieser Zeit geschehen. Wir „aber, die wir nach dem Siege hinzugekommen, sind gegenwärtig zu größerer Unparteylichkeit verpflichtet; der „gewisse Triumph der Philosophie ist die sicherste Gewähr-

Robert Southey's Joan of Arc eine ehrenvolle Stelle. Die Franzosen können sich nicht genug wundern, daß in Frankreich, sogar in der letzten Zeit, Johanna noch keinen würdigen Original-Sänger gefunden habe, während dieselbe in Deutschland und in England verherrlicht wird. Im Jahr 1795. als Krieg zwischen England und Frankreich war, gab man zwar dem londoner Publikum in Covent Garden eine Pantomime zum Besten, worin Johanna zu Ende von den Teufeln in die Hölle getragen wird, aber das Stück wurde dermaßen ausgepfiffen, daß man bey der nächsten Vorstellung das Denouement änderte und die Jungfrau von Engeln nach dem Himmel bringen ließ. Dieser Schluß wurde beklatscht, und das Stück zog lange die Menge an.

„leistung für die Mäßigung und den gerechten Sinn der „Schriftsteller. Wir wollen die Begebenheiten nicht mehr „untersuchen, um sie zu bekämpfen, sondern um sie zu „kennen.“

Bisher war vollständig nur die Chronik in der Sammlung von Godefroy herausgegeben, welche bis zur Gefangennehmung der Jungfrau den Compiegne reicht; von der Prozessur waren nur einzelne Punkte bekannt, und Buchon, der sich durch die Herausgabe der Chroniques nationales ein großes Verdienst erworben hat, vergrößert dasselbe dadurch, daß er jenen Prozeß auf das vollständigste mittheilt. In der Bibliothek zu Orleans suchte er Alles auf, was in Bezug auf die heldenmüthige Verfecterin dieser Stadt steht, und fand eine große Quarthandschrift, Nr. 111, unter dem Titel: Compilation abrégée des Grandes et Générales Chroniques, welche aber in Wirklichkeit keineswegs aus den Grandes Chroniques entnommen ist. Eine neuere Hand hat jenen Titel mit Unrecht hinzugefügt, die Handschrift selbst scheint im sechszehnten Jahrhundert geschrieben zu seyn, und enthält: 1) die Thaten der Jungfrau bis zur Salbung Karls VII., 2) die Einleitung ihres Prozesses, 3) das französische Protokoll bis nach ihrer Verurtheilung, 4) Cauchon's gerichtliche Information nach ihrem Tode zur Rechtfertigung dieser Verurtheilung, 5) den Revisionsprozeß, welcher sehr viele bisher unbekannte Thatsachen enthält, und endlich die der Familie Johanna's gegebenen Adelsbriefe, den Spruch gegen die Verurtheilung der Jungfrau, drey Briefe Johanna's u. a. m. Abt Dubois hat der Bibliothek von Orleans eine Handschrift hinterlassen, worin er zeigt, daß das Protokoll in dem Manuscript nicht aus dem Lateinischen übersetzt ist; die Jungfrau verstand kein Latein. Alles dies, das Inedirte und das von Godefroy Herausgegebene, legt Buchon in einem Octavbande dem Publikum vor.

Auch der anonyme Verfasser der vorliegenden Chronik erkennt die Wichtigkeit der Krisis, von deren Wendung in den Jahren 1429 und 1430 die Selbstständigkeit des französischen Staates abhing. Nachdem ich, sagt er in dem Styl und dem naiven Tone der früheren französischen Sprache, nachdem ich alle Chroniken Frankreichs gesehen und gelesen, von Froissart, Monstrelet, Gnagin und andere Chroniken, welche geschrieben sind von vielen Leuten, und betrachtet und wohl überschaut alle wunderbaren Fälle, welche dem genannten Königreiche zugekommen, von der Zeit Marcomir's und Pharaond, Sohns des ersten Königs von Frankreich, bis zur gegenwärtigen Zeit, habe ich keinen so eigenthümlichen und wunderbaren Fall gefunden, und der würdiger wäre, aufgeschrieben zu werden, um in ewigem Andenken der Franzosen zu bleiben.

Darauf erzählt er, wie die Engländer nach Orleans kamen und Johanna ihre Dienste anbot. Und wiewohl in den Chroniken, welche ich gesehen habe, nicht Erwähnung geschiehe einer Sache, welche ich seit langer Zeit erzählen und an den Tag bringen höre, nicht einmal, sondern oftmal, von vornehmen Personen Frankreichs, welche sagten, sie hätten es in sehr glaubwürdiger Chronik gesehen, und da mir das Aufschreiben dieser Sache, sowohl wegen der Autorität und des Rufes des Erzählenden, als auch, weil es eine merkwürdige Sache ist, der Mühe werth schien, so habe ich sie hier aufschreiben wollen.

Nämlich als der König genannte Jungfrau vernommen, erhielt er den Rath von seinem Beichtvater oder andern, geheim zu sprechen und sie ins geheim zu fragen, ob er gewiß glauben könne, daß Gott sie zu ihm gesandt, auf daß er sich besser auf sie verlassen und ihren Worten Glauben beymessen könne; was denn genannter Herr that, worauf sie antwortete: „Sire, wenn ich Euch so geheime „Dinge sage, daß nur Gott und Ihr sie wisset, glaubt „ihr dann, daß ich von Gott gesendet sey?“ Der König antwortet, die Jungfrau möge ihn fragen. „Sire, habt „Ihr nicht gut in Angedenken, daß am letzten Allerheiligentage, da Ihr in der Kapelle des Schlosses von Loches „waret, in Eurer Bethkammer, ganz allein, Ihr drey „Bitten an Gott richtetet?“ Der König erwiederte, er sey wohl eingedenk, einige (aucunes) Bitten an ihn gerichtet zu haben, und da fragte ihn die Jungfrau, ob er je diese Bitten seinem Beichtvater oder andern eröffnet habe. Der König sagte: Nein. „Und wenn ich Euch „die drey Bitten sage, die Ihr ihm thatet, werdet Ihr „wohl meinen Worten Glauben schenken?“ Der König antwortete: Ja. Nunmehr sagte ihm die Jungfrau: „Sire, die erste Bitte, die Ihr an Gott thatet, war, „daß ihr betetet, daß, wenn Ihr nicht wahrer Erbe Frankreichs wäret, daß es ihm belieben möchte, Euch den „Muth zu nehmen, es zu verfolgen, auf daß Ihr nicht „mehr die Ursache wäret, den Krieg zu führen und auf„recht zu halten, woraus so viel Uebel entsteht, um genanntes Königreich wieder zu bekommen. Die zweyte „war, daß Ihr zu ihm betetet, daß wenn die großen „Widerwärtigkeiten und Trübsale, welche das arme Volk „Frankreichs duldete und so lange geduldet hätte, von „Eurer Sünde kämen, und daß es Eure Schuld wäre, „möchte es ihm belieben, das Volk davon zu befreyen, „und daß Ihr allein dafür gestraft würdet und die Buße „trüget, ob nun durch den Tod oder irgend eine andere „Strafe, welche ihm gefiele. Die dritte war, daß, wenn „die Sünde des Volks Schuld wäre an den erwähnten „Widerwärtigkeiten, daß es ihm belieben möchte, dem „erwähnten Volke zu vergeben und seinen Zorn zu beschwichtigen, und das Königreich von den Trübsalen zu be-

Digitized by Google

„freyen, worin es wäre schon zwölf Jahre und drüber.“ Der König, wissend, daß sie Wahrheit sagte, schenkte ihren Worten Glauben, und war der Meynung, sie sey von Gott gesendet, und hatte große Hoffnung, daß sie ihm helfen würde, sein Königreich wieder zu bekommen, und entschloß sich, ihre Hülfe zu gebrauchen und ihrem Rath in allen Angelegenheiten zu glauben. Doch ich muß auf meine Geschichte zurückkommen. — — —

Es ist schon oft von dieser geheimen Unterredung Karls VII. und Johanna's die Rede gewesen, und die Schriftsteller haben sich in Vermuthungen über den Gegenstand derselben erschöpft, so daß den Dichtern freyer Spielraum blieb, dieselbe nach ihrer eigenen Laune auszuschmücken. Sollte aber die Unterredung so gewesen seyn, wie sie der anonyme Chronikenschreiber berichtet, so kann man sich leicht denken, daß Karl die Eröffnungen nicht geradezu ablängnen wollte. Ob er deßwegen der Jungfrau Glauben beymessen sollte, ist eine andere Frage; aber man muß bedenken, daß andern Quellen zufolge der König sie zuvor noch vielen andern Prüfungen unterwarf.

Bald nach jener Unterredung diktirte Johanna folgenden Brief. „Jesus, Maria. König von England, „und Ihr, Herzog von Bethfort, die Ihr Euch Regent „von Frankreich nennt; Ihr, Wilhelm von der Poule; „Ihr, von Suffort, Johann, Sir von Tallebot; und „Ihr, Thomas, Herr von Escalles, die Ihr Euch Statt„halter des genannten Bethfort heißet: gebt Genugthuung „dem König des Himmels, erstattet der Jungfrau, wel„che gesendet ist von Gott, dem König des Himmels, die „Schlüssel der Städte, die Ihr in Frankreich genommen „und erzwungen habt u. s. w.“ Dies ist die Stelle, welche Schiller so meisterhaft wiedergegeben hat. „Und „wenn Ihr nicht glauben wollt die Nachrichten von Gott „aus und von der Jungfrau,“ heißt es in diesem Briefe, „so thu ich Euch zu wissen, daß, an welchem Orte wir „Euch finden, wir auf Euch schlagen und hineinstoßen, und „wollen da machen ein so groß Hau-hau, daß seit tau„send Jahren in Frankreich kein so großes gewesen, und „glaubet fest, daß der König des Himmels so viel Kraft „der Jungfrau senden wird, daß Ihr nicht, noch Eure „Waffenleute ihr schaden könnt oder ihren Gefährten; „und an den derben Schlägen (horions) soll man sehen, „wer das beste Recht hat.“

(Der Beschluß folgt.)

Jugendschriften.

1) Das Täubchen, von Friedrich Adolph Krummacher. Mit fünf Bildern in Steindruck. Zum Besten eines neuerbauten Kranken- und Schulhauses zu Düsselthal. Essen, gedruckt bey G. D. Bädecker, 1826.

2) Die Hülfe in der Noth oder das hölzerne Kreuz. Eine Erzählung vom Verfasser der Ostereyer, des Blumenkörbchen u. s. w. Wien, 1826.

3) Der arme Heinrich oder die Pilgerhütte am Weißenstein. Eine Erzählung für Christenkinder. Stuttgart, bey Jos. Friedr. Steinkopf, 1828.

Der berühmte Dichter der Parabeln, Herr Pastor Krummacher in Bremen, ist anerkannt als einer der trefflichsten Schriftsteller für die Jugend. Er besitzt nicht nur die Gabe der schlichten, anschaulichen und gemüthlichen Darstellung, durch welche auch der unbedeutendste Stoff, die gewöhnlichste Historie einen eigenthümlichen Reiz und Werth erhält. Er wählt auch meistens für seine Bearbeitung solche Gegenstände, die schon an sich das Interesse des jugendlichen Alters anregen und fesseln, durch seine anschauliche, herzliche Darstellung aber in noch höherem Grade wirksam sind, wie dies in seinem Festbüchlein, seinen Parabeln und seinen übrigen Jugendschriften zu Tage liegt; namentlich religiöse und sittliche Belehrungen, biblische Thatsachen und Schilderungen, häusliche Scenen, wodurch die edelsten Tugenden, Frömmigkeit, Demuth, Gottes- und Menschenliebe, sich dem kindlichen Gemüthe tiefer einprägen. Vornämlich aber ist ihm die Kunst eigen, überall das innere Leben des Menschen an das äußere anzuknüpfen, dies immerdar als einen Spiegel oder Abdruck von jenem nachzuweisen, so wie allenthalben Beziehungen auf die höhere Welt, Bedürfnisse edlerer Art wahrzunehmen oder in Andern zu wirken. Und dies Alles geschieht bey ihm auf so natürliche Weise, in so anspruchslosem Tone, mit so einnehmender Heiterkeit, daß die göttlichen Wahrheiten der Vernunft oder des Christenthums, die seinen Darstellungen zum Grunde liegen, sich aller kindlichen Gemüther bemeistern müssen, und ein höherer Sinn bleibend in ihnen erwacht. Solche Kunst bewährt sich auch in dem vorliegenden, von der Verlagshandlung niedlich ausgestatteten Schriftchen. Wir empfehlen dasselbe durch folgende daraus entnhbene Stelle, die für unsere obige Behauptung einen Beleg gibt, S. 22 ff.

„Wartet ein wenig, sagte der Vater zu den Kindern, die Geschichte und Alfred werden uns nicht davon laufen; und seht einmal dies Körnlein an. Es ist ein Weizen-

Digitized by Google

korn, und ein bischen Mehl, aber kein Leben darin, wie es scheint. Legt's ins Land, und thut ein wenig Erde darauf, so scheints gar todt und begraben. Nun laßt aber des lieben Gottes Sonne darauf scheinen, und seinen Thau darauf fallen; da wirds nicht lange säumen, sondern bald mit einem rothen Häutchen und grünen Wämschen über seinem Grabe hinaussingeln; und wenn alles gut geht, wird es mit der Zeit ein stattlicher Halm werden, und eben daran eine krause Aehre, mit dreyßig, vierzig, fünfzig solchen Körnlein. So hättet ihr schon, wenns gemahlen wäre, einen Beytrag zu einem Milchbrödchen. Aber es geht nun alle Rechenkunst an diesem Exempel zu Grunde. Denn, geht Acht, jetzt sagt dies Weizenkörnlein: Einmal Eins ist Eins! und da hats Recht; und, gebt Acht, wenns so gegangen ist, wie gesagt, und es ist eine Aehre daraus worden, so sprichts: Einmal Eins ist dreyßig, vierzig! und da hats abermals Recht, aber mit der Rechenkunst ists aus und vorbey."

„Im Himmel, Kinder, ist ein viel anderes Rechnen, als auf Erden, und unser lieber Herr, da er auf Erden wandelte, hat auch ganz anders gezählt und gerechnet, als die andern Menschen. Denkt ihr an die zwey Scherflein, die einen Heller machten? Als die Wittib sie hineinlegte, sagte er: sie habe mehr gegeben, als alle, die vor ihr eingeleget. — Wenn ihrs noch nicht begreifet, so werdet ihr es mit der Zeit schon verstehen lernen. Alles hat seine Zeit, und nun sind wir wieder bey unserer Geschichte."

Eine überaus schlichte Begebenheit und Handlung eines Kindes wird von Krummacher mit der zärtesten Individualisirung den kindlichen Lesern vorgeführt, und wir bewundern die Naturlichkeit und den Takt des Verfassers bey dieser, wie bey anderen seiner Jugendschriften um so mehr, je leichter Andere durch das Bemühen, für Kinder in kindlichem Tone zu schreiben, in eine kindische, affektirte, abgeschmackte Sprachweise und alberne Weitschweifigkeit verfallen.

Weniger individualisirend und ästhetisch schön sind die Jugendschriften des würdigen Stiftsherrn Schmid in Augsburg, aber nicht minder wahr, ansprechend und belehrend. Ihm verdankt die junge Welt so manches werthe Buch, vornämlich die biblische Geschichte, die ohne Zweifel eben so viel Nutzen stiften wird, als die Hebelsche, obgleich sie dieser an Anmuth und Naivität nachsteht. Seine pädagogischen Schriften empfehlen sich durch die höchste Einfachheit der Darstellung und Sprache und durch die rein moralische und biblisch-religiöse Tendenz ihres Inhalts. In der letzteren Hinsicht ist namentlich das vorliegende Schriftchen Nr. 2), die Hülfe in der Noth oder das hölzerne Kreuz beliebt, aller Anerkennung werth. Ein hölzernes Kreuz, das ein frommes armes Mädchen zum Andenken an seine verstorbene Wohlthäterin empfängt, und wie einen Talisman bey sich trägt, und dessen bisher unentdeckter Inhalt, ein fosibares Diamantenkreuz, die in unverschuldete Armuth und Noth gerathene Familie der Besitzerin rettet, gab dem Verf. so leicht die Veranlassung, zu Spielen und Tändeleren eines christlichen Fetischismus überzugleiten, wie man diese leider an so manchen Orten sieht und liest, und so auf die moralische und religiöse Entwicklung der Kinder, in deren Hände sein Buch kommen sollte, einen, von den Zwecken der vernünftigen Religiosität ganz verschiedenen, höchst nachtheiligen Einfluß zu gewinnen. Allein er hat mit solcher Besonnenheit und Ruhe seinen Stoff behandhabt, daß die Erzählung von dem hölzernen Kreuze allen Eltern als eine gesunde, reine und kräftige Nahrung für das Herz ihrer Kinder empfohlen werden darf. Wir fordern den Verf. auf, in dieser Gattung von belehrenden Dichtungen für die Jugend mit dem Verstand und Gemüthe, womit er bisher in seinen Osterepern, seinem Heinrich Eichenfels u. A. aufgetreten ist, noch recht Vieles den Kleinen, deren Liebling er längst geworden, darzubieten.

Nr. 3) hat einen anonymen Verfasser, welcher die Weise der Erzählungen des Kanonikus Schmid nachzuahmen unverkennbar gesucht hat. Besonders mit der verbin beurtheilten Schrift „das hölzerne Kreuz" hat „der arme Heinrich" viel Aehnlichkeit, vornämlich darin, daß ein mütterliches Andenken den Knaben der Erzählung löst und das Glück des armen Heinrich herbeyführt. Auch ist dem Knaben, welcher der Held des Büchleins ist, ein anderer Talisman mitgegeben, nämlich ein abgerissenes Blättchen aus den davidischen Psalmen, und die Art, wie der Inhalt dieses Blättchens den unglücklichen elternlosen Sohn durch all sein Unglück hindurchleitet, ist mit vielem Glück behandelt. Uebrigens fehlt es der Geschichte an dem schlichten ansprechenden Tone ihrer Vorbilder in Schmids Jugendschriften. Das viele Geographische hat für Kinder kein Interesse. Kinderschriften müssen von demjenigen, was nicht nothwendig zur Individualisirung einer Geschichte oder Person gehört, von politischen, statistischen, geographischen, historischen Angaben und Erörterungen, möglichst frey gehalten werden, weil sonst die Kinder zu sehr aus ihrer eigenen und der ihnen bekannten Welt hinaus geführt werden. Für ältere aber, die etwa schon Interesse für jene Berichte haben könnten, paßt das Buch sonst nach Inhalt und Form nicht. Durch Vermeidung solcher Individualisirungen, die das Interesse der Kinder eher hemmen, als wecken und nähren, so wie durch Kürze in den einzelnen Erzählungen — denn Kinder lieben die Dehnung einer Geschichte nicht — wird der Verf. in den ferneren Arbeiten, die er verspricht, seinem Ideale gewiß immer schöner entsprechen. Die in dem Buche enthaltenen Lieder sind zartempfunden und wohlgebildet.

Digitized by Google

N°. 60.

Literatur-Blatt.

Freytag, den 25. Juli 1828.

Geſchichte.

Schickſale der Jungfrau Johanna von Arc, nach einer in Orleans aufgefundenen Handſchrift.

(Beſchluß.)

Die Stellen, welche Abt Dubois in ſeiner erwähnten Abhandlung hervorhebt, zeigen, wie ſehr das franzöſiſche Protokoll in der Handſchrift von Orleans dazu beyträgt, die Geſchichte ihres Lebens und die Treuloſigkeit ihrer Richter kennen zu lernen. L'Averdy ſtellte große Nachſuchungen darnach an, aber vergebens. Auch die Handſchrift von Orleans hat eine Lücke, iſt aber bey weitem vollſtändiger als das früher bekannte. In Buchon's Ausgabe findet man endlich alles bekannte zuſammengeſtellt, und hieraus heben wir die folgenden intereſſanten Antworten der Jungfrau hervor:

Gefragt, ob ſie in Gottes Gnade ſtehe. Antwortet: „Wenn ich nicht darin bin, wolle Gott mich hineinthun; und wenn ich darin bin, wolle Gott mich darin laſſen.“

Bey Domremy iſt ein Baum, welcher Baum der Damen heißt, und die andern nennen ihn Baum der Feen; er hat in der Nähe eine hervorſprudelnde Quelle, welche die Fieberkranken trinken, ſie weiß aber nicht, ob ſie geneſen. Dahin iſt ſie mit den jungen Mädchen gegangen, um Unſrer Lieben Frau Kränze zu winden. Man hat ihr geſagt, die Feen begeben ſich dahin, ſie hat aber nie welche geſehen.

Gefragt, was ſie dem König geſagt, ſagt ſie: „Geht hin und fragt ihn.“

Gefragt, ob ſie geſehen oder erfahren durch Offenbarungen, daß ſie davon käme: erwiedert ſie: „daß geht Euren Proceß nicht an: wollt Ihr, daß ich gegen mich ſpreche?“

Ob ſie geſagt, daß die den übrigen ähnlichen Fahnen glücklich wären. Sie erwiedert, ſie habe manchmal geſagt: „Geht keck unter die Engländer,“ und ſie ſelbſt ging drunter.

Gefragt, ob ſie nicht weiß, ob ihr Anhang Gottesdienſt, Meſſe oder Rede für ſie gehalten. Antwortet: „Wenn ſie für mich gebetet, haben ſie nichts Böſes gethan.“

Gefragt, wie ſie den Herzog von Orleans befreyt hätte, antwortet ſie: „daß ſie ihn nehmend den Engländern genug genommen hätte, um es zu wiſſen, und wenn ſie ihn nehmend nicht genug dieſſeits genommen hätte, wäre ſie über das Meer gegangen, um es mit Gewalt in England zu holen.“

Ob Gott die Engländer haſſe? — „Von der Liebe oder dem Haſſe, welchen Gott ihren Seelen anthut, weiß ich nichts, aber weiß, daß ſie außer Landes geſchafft werden; die ausgenommen, welche darin ſterben.“

Warum man ihre Fahne nach Reims trug? — „Sie war zur Mühe; Grund 'genug, daß ſie auch zur Ehre war.“

Nach dem Urtheilsſpruche, berichtet die Chronik, ſchieden die Biſchöfe, Inquiſitoren und ein Theil der Richter, und ließen Johanna auf dem Schaffot. Und da befahl der Amtmann von Rouen, ein Engländer, welcher da war, ohne andern Proceß noch Spruch gegen ſie, daß ſie nach der Stelle geführt würde, wo ſie verbrannt werden ſollte. Da nun Johanna dieſen Befehl hörte, begann ſie zu ſchreyen und zu klagen ſo außerordentlich, daß ſie das Volk und alle Anweſenden zu Mitleid rührte, bis zu Thränen *). Und alsbald befahl der erwähnte Amtmann, daß man das Feuer anlegte, was geſchah, und da wurde ſie verbrannt jämmerlich und ſtarb den großen Märtyrertod, welches eine wunderbare Grauſamkeit war, und worüber Manche, ſowohl Vornehme als Leute vom Volk, ſehr gegen die Engländer murrten.

Die Briefe, welche die vorliegende Ausgabe zu Ende

*) Lequel commandement ouï par icelle Johanne, commença à crier et à se plaindre si merveilleusement, qu'elle esmeut le peuple et tous ceux qui estoient présents à pitié jusques aux larmes.

Digitized by Google

mittheilt, welchen von denen im Laufe der Chronik selbst einigermaßen ab; man erkennt aber, daß die Aenderungen blos durch Abschreiber entstanden sind. Wir lernen hier auch das Gebet kennen, welches in den französischen Kirchen gegen die Engländer gerichtet wurde, und endlich das Gebet der Jungfrau selbst in lateinischer Uebersetzung. Man erlaube uns noch, dasselbe deutsch anzuführen:

Gott, Geber des Friedens, der Du ohne Bogen (arco) und Pfeil die Feinde, so auf Dich hoffen, vertilgst, hilf, wir beten zu Dir, Herr, daß Du gnädig unserem Unglück Schützer seyest, und wie Du dein Volk durch die Hand eines Weibes befreyt hast, so erhebe Karl, unserm König, den Arm zum Siege, auf daß er die Feinde, welche auf ihre Menge vertrauen und auf die Pfeile und ihre Lanzen stolz thun, gegenwärtig überwinden könne, und endlich zu Dir, der Du Weg, Wahrheit und Leben bist, sammt dem ihm anvertrauten Volke zu gelangen vermöge, bey unserm Herrn Jesus Christus.

Jener Volksgeist, jener Glaube an das Einmischen der Gottheit nicht allein, sondern auch unzähligen andern mächtigen Wesen, in die Schicksale der Menschheit, welche Ansicht so viel zum Erfolge Johanna's beytrug, darf uns, wenn wir die Zeit bedenken, in welcher sie auftrat, keineswegs Wunder nehmen. Sogar die schrecklichen Maßregeln derer, welche sie gefangen genommen, würden wir einigermaßen zu entschuldigen wagen, wenn nicht der Antrieb dazu von denen ausgegangen wäre, welche an der Spitze der englischen Verwaltung standen, und wenn nicht Landsleute Johanna's selbst zu ihrem unglücklichen Tode beygetragen hätten. Um dieses Urtheil nicht parador zu finden, bedenke man, daß in Deutschland noch Tomasius, welcher in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts gelorben ist, nur mit großer Mühe den Glauben an Hexen, Zauberer, magische Künste, Gespenster bestreiten konnte. In glaubwürdigen Büchern liest man, daß vor Tomasius „eine alte Frau nicht wagte, rothe Augen zu haben, ohne Gefahr zu laufen, der Zauberey beschuldigt zu werden, und auf dem Scheiterhaufen zu sterben.“ Auch andere Länder bieten neuere Beyspiele der Grausamkeit, womit die Engländer gegen Johanna verfuhren, und die Gewaltthätigkeiten der Politik können nicht immer einer ganzen Nation zur Last gelegt werden.

Eben das Wunderbare oder Unglaubliche, womit das Wahrhafte in den Schicksalen Johanna's verwebt ist, macht dieselben so geeignet zur dichterischen Behandlung. Der französische Dichter Soumet, welcher unsern Schiller zum Vorbild genommen, oder ihn vielmehr übersetzt, hat durch seine Jeanne d'Arc reichliches Lob eingeerntet. Die Franzosen werfen Schillers Johanna, ohne den dichterischen Werth der einzelnen Theile zu verkennen, fortwährend vor, das Stück verstoße am Ende gegen die geschichtliche Wahrheit. Und dies nicht ganz mit Unrecht. Niemand wird einem Dichter einen Vorwurf machen, wenn er Einzelnheiten der Geschichte ändert, je nachdem das Interesse seines Stückes es erfordert; soll er aber deswegen Hauptmomente nach Belieben ändern dürfen? Wollen wir den Gegenstand eines Dramas aus der Geschichte wählen, so dürfen wir den Helden, welcher unglücklich geendet, nicht glücklich enden lassen, und nicht umgekehrt, schon deswegen weil der Eindruck sonst nur erzwungen und nicht dauernd ist. Ein alter Kritiker, der Père le Bossu, hat die sonderbare Ansicht geäußert, der epische Dichter müsse disposer toutes les actions qui se passent dans le poëme, avant que de savoir à qui il veut les attribuer, und hätte gewiß eben so über das Drama gedacht; aber wer auch diese Ansicht mit ihm theilen wollte, müßte sich doch bemühen, Personen zu finden, deren Schicksal völlig zu den Handlungen, die er darstellen will, passend sind. Eine vollkommene, bleibende Bewunderung wird einstimmig nur den historischen Stücken gezollt werden, deren talentvoll durchgeführte Bearbeitung in den Hauptmomenten mit der Geschichte oder den Ueberlieferungen übereinstimmt, wie dem König Oedipus des Sophokles oder Schillers Tell, und gerne übersehen, wir in Shakespeares geschichtlichen Stücken den modernen Anstrich seiner Alten, um die genievoll dargelegte Schilderung der Hauptmomente zu bewundern.

Die Geschichte und Dichtung haben mehr zur Verherrlichung Johanna's gethan, als die Kunst. Wir dürfen das nicht unerwähnt lassen, weil in deutschen Büchern so viel über die Portraits der Johanna die Rede gewesen, weil Jedermann ihr Bild kennt oder es zu kennen glaubt, und weil selbst in Frankreich in öffentlichen Gebäuden und auf den Straßen die vermeintlichen Züge der Jungfrau bewundert werden. Es geht hier aber, wie mit dem Portrait Shakespeare's und vieler großen Männer, die nur durch ihre Leistungen, nicht durch ihre Bildnisse, der Nachwelt bekannt sind.

Das Gemälde, welches sich im Rathshause von Orleans befand, diente den Portraits der Heldin als erstes Modell, ist aber neu und eben so wenig treu als das von Vouet in den Portraits des illustres Français de la galerie du palais cardinal Richelieu (in fol. 1655). Die Fahne, welche man zu Orleans bey Gelegenheit des Festes vom 8. Mai herumträgt, ist vor mehreren Jahren an einen Künstler nach Paris geschickt worden, um sie zu restauriren, die Jungfrau ist darauf, eine Fahne in der Hand, abgebildet. Auch dieses Gemälde ist sehr neu, der Maler hat sich sogar keine Mühe gegeben, die Tracht von Karls VII. Zeit nachzuahmen. Auf der alten Brücke von Orleans stand ein Denkmal aus Bronze, welches Johanna und Karl VII. vor der heil. Jungfrau, welche den verblichenen Christus hält, knieend darstellt. Dies Denkmal wurde

Digitized by Google

1458 von Karl VII. errichtet, aber 1567 zur Zeit der Glaubenskämpfen wurden alle Gesichter, ausgenommen das des Königs, zerbrochen; 1571 sind sie neu gegossen worden. Zu verschiedenen Zeiten weggenommen, wiederhingestellt und ausgebessert, wurde das Denkmal endlich 1793 zerstört; damals war das Gesicht Johanna's nicht mehr vorhanden, wie es der erste Bildhauer gemacht hatte; es ist aber sogar wahrscheinlich, daß das erste Gesicht nicht der Johanna glich. Sie hat in ihrem Prozesse erklärt, daß sie sich nie habe malen lassen; der Bildhauer, der sie in völliger Rüstung darstellt, hat ihr sehr langes, bis auf die Beine herabfallendes Haar gegeben, und man weiß, daß sie, wie die Krieger der Zeit, kurzes Haar trug. Von diesem Denkmal gibt es eine Zeichnung, die ziemlich genau seyn soll, in einem Saale des Rathshauses zu Orleans, sie ist gravirt in der Sammlung von Chaussard, welche den Titel: Jeanne d'Arc führt, wie auch in andern Werken. Der Graveur Ponsard machte gegen das Jahr 1600 einen Wandteppich aus der Zeit Karls VII. bekannt, den Einzug der Jungfrau und des Königs in Reims darstellend. Die Bildsäule von Bronze, welche jetzt auf einem öffentlichen Platze in Orleans steht, ist das Werk des Künstlers Gois, und ist 1805 durch Subscription errichtet worden. Auch hierbey ist die Tracht der Zeit nicht nachgeahmt und das Gesicht ist, wie die andern, willkührlich. Montaigne kam 1480 durch Domremy und sah dort „die Vorderseite des Häuschens, wo Johanna geboren war, ganz vollbemalt von ihren Thaten, aber das Alter hatte die Malerey verdorben" (Voyages de Montaigne, 1774, in 12. I. S. 16). Diese Hütte war von den Bewohnern des Ortes bis zum Einzuge der Alliirten in Frankreich fromm bewahrt worden. Vor etwa 10 Jahren aber ist sie dem Narrateur de la Meuse zufolge, in einen Stall verwandelt worden.

Dichtkunst.

Sammlung von Romanen und Erzählungen deutscher Schriftstellerinnen. Dritter Band. Erzählungen und Sagen, gesammelt von Agnes Franz. Leipzig, Industrie-Comptoir, 1825.

Gedichte von Agnes Franz. Zwey Theile. Hirschberg, bey Krahn.

Obwohl seit Erscheinung dieser beyden Bücher, besonders des ersteren, schon einige Jahre verflossen sind, so hat dennoch gerade dieses erstere um so größere Ansprüche auf eine öffentliche Beurtheilung, da es meines Wissens noch in keinem Blatte angezeigt ist, und doch keineswegs mit Stillschweigen übergangen zu werden verdient.

In der Erziehung und geistigen Ausbildung, in der Lebensweise und ganzen Naturbestimmung der Frauen begründet sich die Nothwendigkeit, daß ihr Gefühl und ihre Phantasie eine ganz andere Richtung nehmen müssen, als die der Männer. Haben also beyde, Gefühl und Phantasie, die wahre Höhe und ein richtiges Verhältniß erlangt, so werden sie — wie man erwarten sollte — sich auch eigenthümlich ausdrücken. Diese Folge ist aber keineswegs noch eingetreten; die Poesie unserer Dichterinnen unterscheidet sich nicht wesentlich von der unserer Dichter. Der Grund hiervon liegt jedoch auch sehr nahe: es haben zu wenige Frauen gedichtet, um sich einen eigenthümlichen, von dem der Dichter unabhängigen Boden zu gründen. Daß hierdurch die Dichterinnen verlieren, ist wohl klar, und es wird auch nie dahin kommen, daß sie sich von dem Einflusse der männlichen Poesie ganz los machen, denn der Standpunkt beyder Geschlechter im Leben scheint nun einmal nicht zu gestatten, daß das schöne Geschlecht uns anders als ausnahmsweise mit Dichtungen erfreue. Hätten wir einen in sich abgeschlossenen Kreis von Schriftstellerinnen mit einer hervorstechenden Eigenthümlichkeit, so würden wir auch einen festen Standpunkt zur Beurtheilung derselben haben, wie es aber nun steht, würden wir, wenn anders das oben Gesagte richtig ist, den Dichterinnen Unrecht zufügen, wenn wir Urtheile auf sie anwenden wollten, die von der Männer-Poesie abstrahirt sind, ohne die Verschiedenheit der Lage zu berücksichtigen. Wir finden im erstgenannten Werke zwey Erzählungen: „Gefühl und Empfindeley" und „Himmlische Liebe." Die erste derselben wird durch das Anziehende der Dichtung und durch die tiefe Wahrheit der Ausführung wohl jeden Leser ansprechen. Der schöne Eindruck wird nicht durch die gewählte Briefform gestört, obwohl diese schon manchen guten Stoff verdirbt. Die zweyte Erzählung zeigt ein weibliches Herz in seiner höchsten Würde, in der ruhigen Resignation, und auch hier bleibt die Erzählerin, ungeachtet der Größe des Opfers, in den Gränzen der Wahrheit. — Ferner enthält das Werk zwey Volkssagen, eine böhmische: „Blasinka" und eine schlesische: „Die Hahnkräh." Wenn es eine unerläßliche Anforderung an eine Volkssage ist, daß sie einen gewissen Humor enthalte und sich dem einfachen Volkssinne nähere, so möchten wir in der „Blasinka" diese Aufgabe nicht gelöst finden. Es herrscht zu viele Empfindung darin, und eine Nemesis gegen ein Verbrechen, das im Sinne des Volks wohl eben keins wäre. Die „Hahnkräh" scheint uns besser gelungen, und besonders ist die Entwicklung ganz im Sinne der gewählten Erzählungsart. — „Der Wettstreit, Skizze aus den Zeiten der Meisterschulen des vierzehnten Jahrhunderts" ist ein sehr erfreuliches Bild aus der schö-

Digitized by Google

uen Zeit, wo der Mittelstand Deutschlands in den Reichs- und Handelsstädten seine Blüthe erlebte, die weniger roh war, als die vorhergegangne der Ritterschaft. Eine poetische Erzählung: „Die Höhle bey Venidoleig," die in wohlklingenden Stanzen eine gutersundene Begebenheit vorträgt, schließt das Werk.

Der erste Band der Gedichte beginnt mit vermischten Gedichten. In ihnen spricht sich ein reiner, dichterischer, in Frömmigkeit zuversichtlicher, bescheidner, ja fast demüthiger Geist aus. Zugleich ist die Form angemessen, denn der Ausdruck ist edel, die Verse sind leicht, die Versmaße gut, zum Theil sehr glücklich gewählt. Recht innig und zart spricht sich wahres Gefühl aus in: Die Stimmen der Natur; Das heitere Gemüth; Himmels-Bürgschaft; Stilles Bewußtseyn; Was ich wollte; Gnomen; Die Stille. Großartige und dichterische Naturanschauung begegnet dem Leser in: Am Wölffelsfall, und im höchsten Grade anziehend sind: Die Lerche, und: Geduld. So wie aber die Sehnsucht, die jedem edleren Geiste inwohnt, die in der Jugend so oft durch ihre Wehmuth beglückt und im reiferen Alter kaum vor der durch den Lebenskampf gewonnenen Klarheit zurückweicht, so wie dieses Gefühl vor allen ein dichterisches ist, so liegt es ganz vorzüglich in der Sphäre der Frauen-Poesie. In ihm grade, das keiner Untersuchung der Vernunft Stand hält, das schon in sich selbst Begeisterung trägt, in ihm spricht sich gewiß die Zartheit des weiblichen Gemüthes am liebenswürdigsten aus, und so auch bey unsrer Dichterin. Als Belege führen wir nur an: Das rechte Ziel; Ueber den Sternen; Heimweh; Der Schiffer. Einige andere Gedichte dagegen, vorzüglich unter den lezteren dieses Abschnittes, würden gewiß gewinnen, wenn sie kürzer wären, denn besonders bey einem elegischen Stoffe wird, wenn das Gedicht alles erschöpfen will, und der erregten Phantasie des Lesers keinen Raum mehr übrig läßt, der Eindruck geschwächt.

Der zweyte Abschnitt enthält: Erzählende Gedichte. Die beyden ersten derselben: Die Vestaline, und: Petrarka und Laura scheinen uns mit zu vielem Wortgepränge ausgestattet, eben so: Klein Aennchen, und: Die Brüder. Weit besser ist „Sappho," in der die Dichterin der alten Sage eine kühne, aber sehr glückliche Wendung gegeben hat. Eine liebliche, der Idylle sich nähernde Dichtung ist: Der Irrthum der Liebe.

Vortrefflich fanden wir die sinnige Mythe: Die Schöpfung des Menschen, und recht wohl gelungen: Des Sängers Heilung. Der dritte Abschnitt enthält religiöse Gedichte, und konnte nicht leicht schöner eröffnet werden, als mit den beyden ersten: „Liebe kann nicht untergehen" und: „Heller Blick." Ueberhaupt sind alle Gedichte dieses Abschnitts der Art, daß einen jeden Leser der feste Glaube der Verf. mit hoher Achtung erfüllen mag. Es ist freylich nirgends leichter zu irren, als in dieser Dichtungsart, auf der einen Seite ist zu vermeiden, daß nicht eine klare und einfache Moral — die immer prosaisch bleiben wird — alle Poesie verbanne, auf der andern Seite droht das Uebermaaß des Gefühls, das eben so sehr zu fürchten ist. Denn der Dichter muß sein Gefühl nach unserer Ansicht fast wie ein Objekt behandeln, dem er wie ein Bildhauer beliebige Formen gibt; ist aber ein starkes Gefühl zu dunkel, so hat der Dichter keine Gewalt über dasselbe, und wird nie ein erfreuliches Bild aus diesem Stoffe hervorbringen. In neueren Zeiten fehlt es keineswegs an solchen religiösen Gedichten, in denen eine unbestimmte Empfindung und oft Empfindsamkeit vorherrscht, und wir können nicht umhin zu gestehen, daß auch in der vorliegenden, sonst so überaus gelungenen Sammlung einige Stücke an diesem Mangel leiden.

Den zweyten Theil beginnen abermals vermischte Gedichte. Auch hier treffen wir auf wohlgelungene, erfreulich ansprechende Gaben, z. B.: „Die vollendete Schöpfung, Sonnenlied, die kranke Emmy," und ganz besonders: „Der Zackenfall" und: „Der Frühlings-Engel." Fast den ersten Platz jedoch in der ganzen Sammlung, und einen ehrenvollen unter unsern besten Gedichten räumen wir den „Erzählenden Gedichten" ein. Auch die Parabeln sind schön erfunden und zart gehalten, und wir kennen keine anderen, die über: „Der Engel und die Rebe" und: „Die beyden Aehren" gestellt werden möchten.

Was das folgende romantische Gedicht in vier Gesängen: „Sonnenhold" betrifft, so sind wir über die ersten Anforderungen eines solchen Gedichtes nicht einerley Meynung mit der Verfasserin. Wir glauben nämlich, daß jedem epischen Gedichte allerdings eine mythologische Maschinerie nöthig sey, daß diese jedoch einfach und klar seyn müsse; alles Entnehmen aus einer gewissermaßen nicht systematisch ausgebildeten Götter- oder Halbgötterwelt rächt sich durch die unbestimmte Haltung, die das ganze Gedicht dadurch gewinnt, indem es statt auf einem festen Boden auf luftigen Wolken spielt. Noch mehr aber glauben wir, daß die Allegorie nur sparsam anzuwenden sey, am allerwenigsten billigen wir es, wenn sich dieselbe durch das Ganze hindurch zieht. — Von den „Charaden," die den Beschluß machen, sind manche gelungen, manche unbedeutend.

Digitized by Google

№. 61.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 29. Juli 1828.

Humoristen.

1) Tieck.
2) Heine.

Jemand, ich weiß nicht wer, ich glaube, ich selber, hat einmal gesagt, Humor sey der Hofnarr der Poesie; er sey das auf den Schlehendorn des Schmerzens gepflanzte Mirabellen-Obst der Lustigkeit; er sey der Sohn des Hasses und der Liebe, die so lange die Seele durch ihren Bürgerzwist zerrissen, bis sie sich zur Erzeugung dieses wunderlichen Proteus vermählt hätten; daher habe er die Züge von beyden ererbt, doch mehr von seiner Mutter. Ich ließ mich aber darauf nicht weiter ein, sondern behauptete blos, es gebe einen doppelten Humor, einen Humor der Phantasie und einen Humor des Gemüthes. Nein, rufen hier drey Professoren der Aesthetik zornig aus, das geht nicht so hin, wir wollen Begriffe haben! — Das ist aber durchaus unmöglich, meine Wohledlen — Bedenken Sie, was Sie verlangen! Sie fordern nicht minder, als daß ich die seltsam gefärbte Wolke festhalte, und daran nach Newtons Farbenlehre die Strahlenbrechung auseinandersetze, da doch das luftige Gebilde vor meinen Augen zerfließt oder in einem fort wechselt, daß sie mir übergehen. Sie wollen, daß ich den Blitzfunken des Witzes an der Wetterstange aufspieße und herunterleite, damit Sie ihn gemächlich in der Nähe besehen können. Erwägen Sie noch außerdem, wie es mir möglich seyn könnte, von Etwas einen Begriff zu geben, für das unser ganzes deutsches Reich bis auf diese Stunde noch keinen Namen gefunden hat. Humor sagen wir, und ersetzen uns mit diesem ausländischen Klange den Begriff; ein nicht geringer Beweis, wie sehr er mit uns und wir mit ihm verwachsen sind, so daß wir uns noch nicht von einander trennen, das heißt, ihm Namen geben konnten. Denn wollen wir ihn durch Laune übersetzen, jene Beweglichkeit der Seele, die nach irgend Etwas, das sie selbst nicht kennt, bald in träumerischer Wehmuth schmachtet, bald in trunkener Lust jagt? Dann wäre ja unser schönes Geschlecht, das von jeher den Ruhm des launenreichsten trug, auch das humorreichste; und doch sträubt es sich vielmehr gegen ihn und verletzt nicht selten sein weiches Gefühl an dem borstigen, widerhaarigen Schalksnarren. Man kann ihn auch nicht Lustigkeit nennen, jene Närrin, die sich sogar an den Dornen des Lebens zum Lachen kitzelt. Denn der Humor, wenn er auch in seinen guten Stunden sich mit ergötzlichen Sprüngen erlustigt, schlägt doch wieder zu andrer Zeit die ganze Erde mit schwarzem Tuche aus, verhängt den blauen Himmel mit Trauerflören und sitzt kummervoll in diesem selbstgeschaffenen Klagehause; so daß man dann von ihm sagen könnte, er feyere in diesen Oelberg-Leiden seine Verklärung. Auch dieses ist er nicht. Nun — und was denn also? — Dies Alles zusammengenommen ist er und noch mehr.

Ich soll statt des Begriff-Skelettes kein lebendiges Bild nehmen, und ich thue es dennoch. Er ist, um es kurz zu sagen, jener närrische, spukhafte, neckische und doch gutmüthige alte Beragesit, den wir als Rübezahl aus tausend ergötzlichen Schwänken und Mährchen kennen. Er ist es, der unter unzähligen Verkleidungen umhergeht, sich bald als bärtiger Mönch, bald als lustiger Spielmann sehen läßt; dem Einen als schöne Jungfrau begegnet, aber ihn plötzlich als häßliche Eule mit glühenden Augen anstarrt, oder als unheimlicher Zwerg vor den Füßen kollert: der den Andern als Irrlicht in einen dichten Wald lockt und mit schallendem Gelächter mitten in der Dunkelheit stehen läßt, während er dem Dritten als gewaltiger Riese entgegentritt, aber in der Nähe Nichts, als ein seltsamgeformter Fels ist; Er, der einen Vierten als Bergmann in den auseinanderweichenden Berg hinein führt, und ihm alle Pracht der unterirdischen Schätze aufthut. Er ist jener Kobold, der überall umherstreift, bald den Einen reich beschenkt, bald den Andern verhöhnend auftührt, er ist — was ihn am meisten zeichnet — ein unglücklich Verliebter. Ja, diese Mährchen von dem ehrlichen, boshaften, freundlichen, wunderlichen Berg-Alten scheinen mir selbst nichts Anderes, als der eigentliche und klare Ausdruck jener Geistesrichtung, die das deutsche Volk so besonders vor allen andern auszeichnet,

Digitized by Google

und worin es wahrhaft Originales hervorgebracht hat, während es in allem Andern Nachahmer der Alten oder Neueren geblieben ist. Ihm ist sein Humor so allein eigenthümlich als sein Rübezahl und sein Eulenspiegel.

Bey der näheren Betrachtung dieses Bildes wird man sogleich wieder jene zwey oben angegebene Grundzüge: Phantasie und Gemüth, durchschimmern sehen, aber beyde in einer ganz eigenthümlichen Stellung gegen die übrigen Seelenkräfte — in einer feindlichen. Ich kann die Sache nicht besser nachweisen, als wenn ich dazu Tiecks verlebte Muse zur Hand nehme und sie eines Weiteren erläutere. Ein sinnreicher Einfall! — Sie erlautern! Heißt das nicht aber sie zu einer rechten machen oder, was eben so viel ist, vernichten? — Ich müßte ja, das träumende Mährchen aus seinem Schlummer aufrütteln, so daß es die Augen aufschlüge aus seinen bunten Visionen zum hellen Werktage nüchterner Wirklichkeit; ich müßte den umgestülpten Rock, der sich eben durch seine Kehrseite am Schallonarren so bunt und sonderbar ausnimmt, umwenden, — und würde er dann nicht jedem einfarbigen Schlafrocke, Bratenrocke, Hochzeitrocke, Hofrede, Gottestischrocke, kurz der ganzen ansehnlichen Familie von Röcken ähnlich sehen? Wie viel besser, wir lassen ihn also in seiner Verkehrtheit und lüften ihn nur da und dort, um zu sehen, welch' ein Schalk dahinter steckt. Wir wollen das Ganze als einen abenteuerlichen Maskenzug betrachten und nur dieser oder jener Maske nachschleichen, um sie zu errathen. Wer würde auch so unhöflich seyn, den keinen fröhlichen Wesen die Larve abzureißen, um ihnen geradezu ins Gesicht zu sehen?

Wie von einem Zauber berührt, erblicken unsere Augen eine völlig fremde, abenteuerliche Welt. Hier sind Gestalten, deren Umrisse in den nächsten Augenblicke nicht mehr dieselben sind, die wie lüftgebilde bey jedem Hauche Aussehen und Farbe wechseln. Bald scheinen sie Gestalten, die wie Menschen unserer Art denken und handeln, und damit doch ganz anders verstanden seyn wollen, als wir; bald sind sie auch nicht mehr und ihr Bild verflüchtigt sich in ein anderes, wie gewiße Verdammte in Dante's Hölle in einem fort Gestalt um Gestalt tauschen. Bald scheinen sie auf Augenblicke sich selbst vergessend das zu seyn, was sie nur vorstellen wollen, bald tritt das Bewußtseyn ihres eigentlichen Wesens wieder hervor, und sie verlieren den Gedanken an das, was sie blos scheinen sollen. In diesem unaufhörlichen Umtausche des Wirklichen mit dem Scheine, in diesem immerfort sich selbst zerstörenden Wechsel entsteht das wunderbare Farbenspiel, das wie ein Feuerwerk in strudelnden Flammenrädern und flackernden Lichtern aufodert, in steten Knallschlägen und flüchtigen Blitzen verprasselt. Und gerade dieser Zwiespalt, in den die Seele mit sich selbst gerathen ist, dieser innere Streit zwischen dem gesetzten, verständigen Alltagsmenschen, und der ausgelassen tobenden Gauklerin Phantasie, diese Qual, die Vernunft mit Vernunft zu vernichten (wie sich unser Dichter ausdrückt) kurz dies verwegene Spiel des Geistes, sich außer sich selbst zu versetzen ist es, wodurch die Phantasie die Scele in den Aufruhrzustand des Humors bringt. „Nichts ist durchgeführt, keine Idee hält uns Stand, sagt die erste Variation S. 366. Wozu die Qual, da wir doch schwerlich unterhalten sind? — Je nun, so sind wir doch gequält, und das ist je zuweilen auch Unterhaltung.“ — Doch diese Qual ist mehr die Neckerey eines Mummenschanzes, und überhaupt will ich hier nur gleich auf den Unterschied des Humores der Phantasie und den des Gemüthes aufmerksam und nachdrücklich machen: da jener einer Fastnacht voll wunderlicher Masken und neckischer Mährchengestalten, dieser eine heilige Charwoche ist, voll bitterer Leiden, aber mit darauf folgendem fröhlichen Auferstehungstage.

Und ist denn auch darin Verstand? Fragt ein ernsthafter Mann verdrießlich. Allerdings, Trefflicher, wenn Sie sich die Mühe geben wollen, ihn darin zu suchen; obgleich die Stegreif-Ritterin Phantasie dem edelsten Bürgersmanne Verstand auf allen Wegen und Stegen anstaunt und ihn niederwirft, wo er sich nur blicken läßt. Denn wäre darin kein Verstand, wenn ich sagte, daß diese verkehrte Welt eben die rechte ist, nur etwas wunderlich verzogen im Hohlspiegel der Phantasie wiedergestrahlt? Was steht irgend fest auf dieser rollenden Kugel? — Nicht davon zu reden, was alle Weisen von jeher so rührend beklagt haben, von der unaufhaltsamen Flucht des Lebens, von dem aufzückenden Wetterleuchten des Glückes, von der dahin wallenden Lust der Jugend, der Schönheit, d.i Liebe — vermag unser eigenes Wesen in der Fahrt auf so schwankenden Wogen nur irgend einen festen Stand, ein sicheres Ziel zu halten, oder nicht seckrant zu werden? Nicht allein, daß unsre Gedanken sich wie verknüttelnde Funken eines Feuers in einem fort von uns absondern und verfliegen, diese Flamme selbst in ewiger Beweglichkeit spielend, Farbe um Farbe tauschend, bald von Begeisterung himmelhoch angeschürt, bald neben dem Kochtopfe beschäftigt oder vom Sturm der Leidenschaft umgeweht, seine reine Spitze zu Boden gedrückt, dem Erlöschen nahe und doch in verzehrender Gluth umherleckend — endlich von dem darüber gewonnenen Schutte elender Verhältnisse in einen finstern, stinkenden Qualm und Rauch verwandelt; wer hat noch die geheime Feuerese, die unergründlicher, als die des Helia ist, erforscht und völlig kennen gelernt? — Wir wechseln unsere Ansichten, unsere Gefühle, selbst unsere Träume, je mehr sich der Gesichtskreis unseres Lebens erweitert! Wir verlöschen nach und nach, je weiter wir zum Nordpole des Alters fortschreiten, die farbigen Blumenfelder unseres

Geistes, bis sie zuletzt in der ewigen Winternacht des Todes erstarren. — Da ist die wildeste und verwirrteste verkehrte Welt. Da ist ein so bunter Umtausch und Wechsel des Höheren und Irdischen, der Poesie und der Wirklichkeit, ein solcher Ringer-Kampf des Engels mit Jakob, — wobei freylich dieser manchmal hinkend davon kommt, noch öfter aber jener — wie ihn hier der Dichter in seiner verkehrten Welt darstellt. Wenn wir die wirkliche Welt, oder, was eines ist, uns selbst nicht verkehrt und auf den Kopf gestellt erblicken, ist hieran etwas anderes Schuld, als daß wir selbst in der Handlung mit begriffen nicht Zeit haben, uns selbst zu sehen? Konnten wir uns umstülpen, ich meine, handeln und denken, zugleich aber auch uns außer uns selbst versetzen, und so unsere Gedanken und Handlungen wie von einem Schauspieler vor uns aufgeführt sehen, und wären wir so unsre eignen Dichter, Spieler und Zuschauer; würden wir wenigstens Verkehrtheiten sehen, als in der verkehrten Welt? „Sie zeigt, diese verkehrte Welt," sagt der Dichter in einer Nachbemerkung, „die wirkliche Wirklichkeit, die sich aber doch wieder auf einem gewissen Standpunkt von selbst in ein Mährchen verwandelt." — Ganz richtig — das Leben, will er mit andern Worten sagen, in seiner ganzen klumerlichen Beschränktheit, seiner Unbeständigkeit und leeren Alltäglichkeit, in seiner unaussöhnlichen Thorheit wird zu einem schönen Gedichte voll wunderbaren Zauberd. indem es sich aber sich seine eigene und nur seiner eigenen Nichtigkeit sein Spiel treibt.

Doch noch eine andere Seite läßt sich zeigen, wo aus der bunten Thorheit ein schönes Stück Verstand hervorsieht. Nicht genug, daß der Dichter die Welt in der Welt zeigen wollte, indem er sie auf der Netzhaut seines Phantasie-Auges verkehrt wiederspiegeln ließ; er vernichtet noch auf eine zweyte Art das Leben, indem er daraus die Poesie hinwegnimmt. Apollo wird verbannt und mit Steckbriefen verfolgt — sogleich nimmt die rohe Wirklichkeit von dem Musenberge Besitz. Nun ist Apoll ein Skaramuz geworden, die kastalische Quelle ein Nazoyzi-Brunnen, der Parnaß ein Rittergut mit einträglichem Brauhause, die Göttinnen heirathslustige Schönen und zänkische Eheweiber, die begeisterten Sänger betrunkene Bürgersleute, der gefügte Pegasus — ein Esel. Ja, gebt mir einen tüchtigen Chirurgus, der mit geschicktem Operir-Messer die Poesie aus dem Menschen wegschneide (wie es nicht selten das Leben thut), und wir werden nichts mehr und nichts minder seyn, als eine Gesellschaft alberner Skaramuze, unsere Begeisterung Rausch, unsere Liebe Heyrath. Sie ist es allein, die das auf Gräber und Furchen gebückte Haupt des Menschen zu einem Blick in die Ewigkeit der Gestirne aufrichtet; die uns in die hohe See des Lebens führt, und — sind wir auch als Ruderknechte angeschmieder — uns eine Aussicht gibt auf schwellende Wogen, schäumende Brandungen, grüne Inseln und eine unendliche Ferne. Sie ist der Glaube, die Liebe, die Hoffnung. Nimm sie heraus aus dem armseligen Leben, und was wird die donnernde Schlacht des Ungewitters anderes seyn, als weniges Colonimm durch ein Licht geblasen und eine oben geroste Kugel, (wie es so schön der Maschinist erklärt) was das Hinwegscheiden aus dem Leben, als ein nüchternes Zurückspringen in das düstere Parterre, a m wir für wenige Augenblicke auf die Bühne des Lebens emporgeklettert sind, um sie endlich voll Ueberdruß wieder zu verlassen. Das Leben würde eine verkehrte Welt seyn, aber eine, in der kein Verstand wäre, eben weil sie nichts haben würde, als bloßen Verstand.

Soll ich auch noch den Leser mit den einzelnen Gestalten und Gruppen des Stückes bekannt machen? Ich denke, man braucht in der verkehrten Welt nicht eingeführt zu werden, wie in der großen; auch sieht man mit eignen Augen besser, als mit fremden, wenigstens von seinem Standpunkte aus, und man lernt ein Gemälde besser durch eigene Beschauung, als durch die Brille der Beschreibung kennen. Ueber Einzelnheiten nur noch so viel. Es ist einleuchtend, daß die Welt in ein zusammenhängendes Stück gewebt ist, und die Fäden davon so enge und innig verbunden durch einander laufen, daß [illegible] jeden Faden berührt, nicht auch dem Ganzen eine mehr oder minder erschütternde Bewegung mittheile. So ist es auch umgekehrt richtig, daß man nicht in das Ganze hineinfahren kann, ohne nicht einzelne Vergleichungen des Gespinnstes zu berühren und zu bewegen. So geht es auch unserm Dichter. Er stellt die Welt überhaupt auf den Kopf, und somit auch viele von denen, die mit ihr im Kreis herumlaufen. Ich will es deutlicher sagen durch Beyspiele. Wenn er unseren Bühnenhelden durch Verspottung der glänzenden Theater-Gekünstlichkeiten, viel von ihren Prunk-Lappen von den Schultern reißt; und das Schauspiel eben durch ein Schauspiel vernichtet; so führt er hier im Einzelnen gerade die nämliche Idee aus, die durch das Ganze seiner verkehrten Welt läuft. So erscheinen auch die einzelnen Gruppen des ganzen Stückes wieder nur als kleine Ganze, die in sich war abgeschlossen, doch wieder mit der Haupt-Idee zusammenfließen und in sich den Sinn des Ganzen darstellen. Ich verweise hier nur auf den Prozeß zwischen Schriftsteller und Leser, auf die weichen Erziehungs-Scenen und auf hundert andere galvanische Schläge, die auf die abgeforderten Gliedmaßen einer scheinbar in Ablehen begriffenen Zeit gerichtet sind. Welcher sanfte Jüngling von einigem Durste nach Ehe glückseligkeit fühlt sich nicht erlabt an dem kühlen Wasser ehelicher Aussöhnung nach dem Circeeo ehelichen Zankes? Wer erkennt nicht in der alten Frau mit der Laterne den

Digitized by Google

großen Haufen der Kunst- und Lebensgenußsüchtigen, die Alles zuvor erst genau wissen müssen, ehe sie genießen können? Welcher Kriegsheld von einigem Kraftgefühl wird sich nicht an dem schönen Schlachtgesang begeistern:

„Das Vaterland! das Vaterland!
Daß nur Keiner davon läuft!
Wir kennt doch wohl den Stock!“

Es möchte vielleicht eine halsgefährliche Anspielung scheinen, wenn ich auf das gekrönte Haupt Skaramuzens und seinen Hofstaat hindeutete und sagte: seht, so deglückt ein erhobener Fürst sein Volk; die Musen singen seinen unsterblichen Preis, sein Hofpoet liegt in dichterischen Convulsionen und was thut der bescheidene Herrscher? — Er steckt diese goldenen Lobsprüche seiner demüthigen Unterthanen so gleichgültig in die Tasche, als ihre Steuern.

Ich könnte, wollte ich die Leser völlig toll machen, mit leichter Mühe zu näherer Beleuchtung des Humors der Phantasie mich herlassen und noch einige Stunden über den gestiefelten Kater, den Däumling und Prinz Zerbino Vorlesung halten; allein ich will diese Marter auf ein anderes Mal versparen, und wenigstens so viel Menschlichkeit zeigen, als alte Criminalrichter, die blos bis zum Ohnmächtig werden den Inquisiten folterten.

* * *

Es ist Zeit, daß wir aus dem zwielichte des Schauspielhauses heraustreten, aus den Traumspiegelfechtereyen der verkehrten Welt in den hellen Sommertag der wirklichen. — Doch was ist das? — Dauert die Traumbezauberung noch fort, oder kann sich unser in der Dämmerung des Schauspielhauses verblödetes Auge noch nicht an die Tageshelle gewöhnen, oder hat der alte, tausendkünstlerische Rübezahl schon wieder einen neuen Spuk angerichtet? — Die Sonne brennt hinter über einander gethürmten Wolken zusammen; da stehen Bäume und Blumen umher, wie sie noch nie mein Auge sah; ferne donnerte die Brandung der See herein, weiße Meerweiber steigen ans Ufer, im Grase wird es rege, die Büsche bewegen sich, auf dem Kirchhofe rührt es sich im Beinhause; nie gehörte Stimmen werden laut, sie klingen aus Blumenkelchen und Baumzweigen, die Seejungfrauen singen, schwankende Gestalten an der Kirchhofmauer und die Wichtelmännchen zu meinen Füßen erheben einen einkönigen grauenhaften Gesang. Was ist das? — Erschrecken Sie nicht, meine Herrn — das ist eine sehr angenehme Erscheinung. Es ist ein neuer Schüler des großen Meisters Rübezahl, der uns mit ein Paar Zauberworten, die er in dieser trefflichen Schule gelernt hat, die Welt in ein so wunderreiches Land umgeschaffen. Es ist der Dr. Heine mit seinem Buche der Lieder — man sollte besser sagen mit seinem Zauberbuche voll tiefer wunderbarer Beschwörungen, der das gethan hat. Er gesteht es selbst:

Sprech' ich jenes Wort, so dämmert
Und erbebt die Mitternacht,
Bach und Tannen brausen lauter
Und der alte Berg erwacht u. s. w.

S. 298.

Nun hören Sie ferolich nicht mehr die langen hagern Liebes-Phantasieen einer hüstelnden Abzehrung, die sich spät im Mondschein ergeht, oder die sinnigen und minnigen Klingeleyen von ausgestopften Ritterharnischen, die unsere jungen Elegants als romantischen Mummenschanz in allerley Frauentaschenbüchern, Harfentönen und Blüthenkränzen zum Besten geben; Sie hören da Nichts von jener frömmelnden Glaubigkeit, welche die Liebe in einen so überaus zarten Duft verseinerten, der wohl in der Abenddämmerung als leiblicher Nebelster sich auf den grünen Wiesen hinzog, aber mit dem frühesten Morgen als pures klares Wasser auf das Gras herabfiel — von dem Allen hören Sie nichts, und wenn Sie etwas dergleichen erwarten oder gar nicht enthehren können, so muß ich Sie nur höflichst ersuchen, mit Händen und Füßen sich anzustrengen, um sich noch zur rechten Zeit aus diesem Zaubergarten hinaus zu arbeiten oder irgend ein nüchternes Stoßgebetlein zu versuchen, das Ihre Sinne vor allen lieblichen Bethörung bewahre. Denn auf mein Wort, Sie werden da ganz andere Dinge zu hören und zu sehen bekommen; nämlich den Humor der Liebe oder des Gemüthes! Wie? rufen Sie erstaunt. Was ist das, der Humor der Liebe?

Wenn die verkehrte Welt in der Seelen-Entzweyung durch die Phantasie und in der daraus entstandenen Selbstqual sich damit beschäftigt zeigte, sich in einem fort in immer wechselnden Gebilden zu vernichten und wieder zu schaffen, was wir den Humor der Phantasie nannten; so sehen wir hier das Gemüth mit der Seele und durch diese mit der Welt in Zwiespalt gerathen, wodurch, wie durch jeden Bürgerkrieg, der Geist in die heftigste und vielseitigste Bewegung versetzt wird. Wenn die Liebe in dem einen süße Schwärmereyen, in dem andern heftige Leidenschaft, in dem dritten überirdische Begeisterung erweckte; so sehen wir hier alle Gefühle und Gedanken der Seele in der Flamme der Liebe wie Salamander in den mannichfaltigsten Farbenspielen. Wir finden eine Seele in jener wunderbaren Stimmung, in welcher sie die Tonleiter aller Gefühle in allen möglichen Dissonanzen und Akkorden durchläuft.

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

№. 63.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 5. August 1828.

Vermischte Schriften.

Ulrich Hegners gesammelte Schriften. Erster Band. Auch ich war in Paris. Berlin bey Reimer, 1828.

Der liebenswürdige Schriftsteller, dessen Werke hier zum ersten Mal gesammelt erscheinen, hielt sich immer etwas entfernt vom lauten Jahrmarktslärm der deutschen Literatur, und wurde weniger bekannt und anerkannt, als er es verdiente.

Eigentlich hat nur seine „Molkenkur“ einer größern Theilnahme beym Publikum sich zu erfreuen gehabt, während seine übrigen Schriften, und namentlich „Satyrs Revolutionstage,“ welche Ref. für sein Meisterstück hält, wie es scheint, nur eine geringe Verbreitung gefunden haben. Wenigstens hat man von ihnen nie das Geräusch gemacht, das beyfalljauchzend so viele weit weniger begabte Schriftsteller in Deutschland empfangen und verfolgt hat. Früher war vielleicht der europäische Krieg, über den man so leicht ein Buch vergessen konnte, und später vielleicht die Anspruchslosigkeit des Verfassers und seine Zurückgezogenheit in der Schweiz die Ursache dieser verhältnißmäßig geringen Berühmtheit seiner Schriften. Um so mehr aber ist es zu schätzen, daß dieselben jetzt vollständig gesammelt und neuerdings der Aufmerksamkeit des Publikums empfohlen worden sind.

Der vorliegende erste Band seiner sämmtlichen Werke enthält die Schrift: „Auch ich war in Paris.“ Es ist die Beschreibung einer Reise nach Paris, die Ulrich Hegner unter dem Consulat im Jahr 1801 gemacht hat. Auch er wollte die damalige Hauptstadt der Welt, die dort zusammengehäuften Kunstschätze, die große Nation und den ersten Consul sehen, und gesellte sich zu den zahllosen Reisenden, die, wie man weiß, damals Paris überschwemmten, und von denen so viele Reisebeschreibungen und Schilderungen Frankreichs niedergeschrieben wurden. Allein Ulrich Hegner hat nur wenig mit diesen andern Reisenden gemein; er wollte beobachten, aber nicht spioniren, und sich erfreuen, aber nicht in Erstase gerathen. Eben so weit von verstocktem Franzosenhaß als von der damals grassirenden Gallomanie entfernt, ging er ohne Vorurtheil hin, kam er ohne Vorurtheil zurück, und betrachtete alles ganz unbefangen und mit ruhiger Seele. Als ein echter Schweizer erscheint er zwar tief betrübt über die Wunden, die Frankreich seinem Vaterlande geschlagen, und die damals noch frisch bluteten; allein dies hinderte nicht, daß ihn auf der andern Seite wieder die schöne und liebenswürdige Seite seiner Feinde anzog, und daß er sich aus freyen Stücken mitten unter sie begab, um sich an allem Großen zu erfreuen, was sie auszeichnet. Dies mag hinreichen, die Unparteylichkeit des Reisenden darzuthun. Alles, was er uns von Frankreich erzählt, trägt das Gepräge vorurtheilsfreyer Auffassung.

Als eine Probe, wie Ulrich Hegner überall mit seinem Sinn die Erscheinungen des Lebens auffaßt, und mit einer Herzensgüte, wie sie nur Kindern und Dichtern eigen ist, auch dem Geringfügigen eine heitere und schöne Seite abzugewinnen weiß, heben wir aus dem vorliegenden Werk einige Stellen aus:

„Beym Nachtessen ließ sich ein armer Musikant mit seinem Weibe und zwey Knaben hören. Schon der Vortheil, daß ich während dieser Zeit nichts sprechen muß, und doch etwas nachzusinnen habe, macht mir diese Tafelmusik erwünscht. Darf ich aber noch hinzufügen, daß in der Musik solcher fahrender Spielleute etwas anziehendes und rührendes für mich ist, das oft mein Gefühl stärker ergreift, als das künstlichste Concert, zu dem man sich in Putz und Pracht, und mit gespitzten Ohren versammelt. Diese Rührung mag ihren Grund zum Theil in der romantischen Vorstellung von ihrem Leben, hauptsächlich aber in der Musik selbst haben. Die Tänze und Volksgesänge, welche sie spielen, sind meistens allbeliebte Melodien, die nicht durch Protektion, sondern durch ihre eigne Trefflichkeit, sich in die Kreise des fröhlichen Lebens eingedrungen und erhalten haben, und in reicherem Maaße von dem wahren Geiste der Tonkunst eingehaucht sind, und deßwegen auch mehr reelle Wirkung auf die unverfälschte Empfindung haben, als so manches modisches Meisterstück gelehrter Harmonie.“

Digitized by Google

„Man sollte also diese Leute nie schnöde abweisen, noch weniger sie während ihres Spiels lächerlich machen; man beleidigt in ihnen die himmlische Kunst, deren Zweck es ist, uns mit allem, also auch mit armen Musikanten, in Harmonie zu setzen.“ (S. 29.)

„In diesem Gasthofe hielt sich auch eine Menge französischer Emigranten auf, die theils auf Pässe, theils sonst auf eine günstige Gelegenheit warteten, in das liebe Vaterland zurückzukehren. Da ihre Rückkehr nicht mehr so scharf beobachtet wird, und sie dabey nichts wagen, als wieder an die Gränze geführt zu werden, so drängen sie sich jetzt haufenweise unter allen Gestalten zurück nach dem lange vermißten Glücke des heimischen Lebens. Es waren aber sehr verschiedene Leute. Einige, welche aus Dürftigkeit altmodische deutsche Kleider trugen, zeichneten sich nur noch durch leichte Manier als Franzosen aus, und waren übrigens sehr stille, indem sie vermuthlich durch langen und abhängigen Aufenthalt im Ausland etwas von der Demuth angenommen, die dort der Vornehme fordert, und der Gemeine ausübt. Andere aber sahen aus, als wenn sie geraden Weges aus Frankreich kämen, und thaten auch so: d. h. sie schrieen und aßen. Der Theil an ihrem Gespräche, (von Hazardspielen) nehmen wollte, dem wurde höflich geantwortet; wer aber schwieg, von dem nahm man keine, weder beleidigende noch unbeleidigende, Notiz, welches ich als eine der löblichen Umgangsmanieren der Franzosen, worin sie es den andern Nationen zuvorthun, ansehe. Die Engländer nehmen zwar noch weniger Kenntniß von dem Unbekannten, aber sie thun es entweder aus Stolz, oder aus Unbehülflichkeit, denn sie antworten dem kaum, der mitsprechen will. Der Deutsche hingegen sieht es nicht gern, wann ein Schweigender neben ihm sitzt; sein gesellschaftlicher Tafelwitz hat Ansprüche, und sieht sich um Beyfall um; gebt ihr den nicht, so mißt er nach Landesart aus eurem Aeußerlichen euren Stand ab, und neckt euch, wenn ihr geringer, oder zieht sich zurück, wenn ihr bedeutend seyd. Der ehrliche bescheidne Deutsche aber, (und das ist der Wahre, denn der, so an Wirthstafeln witzig ist, ist schon eine Abart) hat es gerne, wenn man an seinem ehrbaren Gespräche Theil nimmt, und ihm die Ehre erweist mitzusprechen. Auch der lebhafte Italiener besitzt nicht die Conversationstoleranz des Franzosen, weil er eben so viel schwatz als dieser, aber nicht den feinen Takt für das, was sich sagen und nicht sagen läßt, hat, sondern in seinem angebornen Affekte oft ein Wort zu viel spricht, und ihm dann ein schweigender Horcher zum plagenden Vorwurf wird.“ S. 40.

Ueberhaupt scheint uns das Haupttalent des Verfassers in der richtigen und feinen Beobachtungsgabe und in der spiegelhellen Klarheit zu bestehn, mit welcher er Scenen des unmittelbarsten Lebens, Reisebilder, wie sie zufällig sich darbieten, in seiner ruhigen und lieblichen Darstellungsweise wieder gibt. Er schildert ohne allen poetischen Schmuck immer das Wirkliche, oft nur das Gewöhnliche, Alltägliche, aber auch das Unbedeutendste weiß er uns auf irgend eine Weise interessant zu machen. Er erinnert uns daher oft an Goethe, den anerkannten Meister in solchen Schilderungen. Doch wollen wir mit diesem Vergleich seiner Anspruchslosigkeit nicht zu nahe treten. Es fällt ihm gewiß niemals ein, das Unbedeutende für bedeutend auszugeben, blos weil er es sagt. Seine Einfachheit ist nicht erkünstelt. Es scheint, er rede unbehorcht nur zu sich selbst, und eben dadurch gewinnt sein Ausdruck eine Naivetät, die er niemals haben würde, wenn er irgend auf Zuhörer berechnet wäre. Wir gestehn, daß diese in der heutigen Literatur so selten gewordene Bescheidenheit uns in Ulrich Hegners Schriften liebenswürdiger erscheinen ist, als die Kritik es aussprechen darf, wenn ihr Lob nicht eben diese Bescheidenheit verletzen soll.

Da es des Verfassers Absicht war, in Paris vorzüglich die Kunstwerke zu betrachten, so ist auch sein Reisebericht größtentheils mit Beobachtungen und Bemerkungen über dieselben angefüllt. Ohne sich für einen Kenner ausgeben zu wollen, urtheilt er über die Kunst nach seinem Gefühl, und wie zart und richtig er fühlt, wird jeder Leser bald erkennen. Indeß tritt bey diesen Schilderungen und Ansichten von bekannten und oft besprochnen Kunstgegenständen, die schönste Eigenthümlichkeit und das wahre Talent des Verfassers doch ein wenig in den Hintergrund. Auf dem Boden der Kunst scheint der Sohn der Natur doch nicht ganz heimisch, und wenn wir auch durchaus nichts gegen seine Ansichten einzuwenden haben, so ziehn wir es doch immer vor, ihn, statt Werke der Kunst, Werke der Natur schildern zu sehn. Als Kunstrichter hat er viele größere Nebenbuhler; allein als Natur- und Sittenmaler ist er einzig. Obgleich er nun auch als solcher im vorliegenden Werke sich bewährt, so möchten wir doch noch weit mehr als dies unsern Lesern „Salos Revolutionstage“ empfehlen, denn hier zeigt sich der Verfasser in seiner ganzen Eigenthümlichkeit und von seiner liebenswürdigsten Seite. Hier überläßt er sich ganz seiner angebornen Natur, hier stimmt der Stoff ganz mit seinem Talent überein. Die Lebensbilder aus der Schweiz, die er in diesem Werke gegeben hat, sind eben so wahr und schön, als einzig in ihrer Art, und ohne Zweifel übertrifft ihre liebliche Wahrheit die schöne Dichtung, die uns derselbe Verfasser in der „Wolkenkur“ dargeboten. Es ist uns in der That kein Roman bekannt, der mit Salos Revolutionstagen irgend verglichen werden könnte, wenn es nicht vielleicht Goldsmiths Vikar of Wakefield ist.

W. M.

Digitized by Google

Biographie.

Leben des Erasmus von Rotterdam. Mit einleitenden Betrachtungen über die analoge Entwickelung der Menschheit und des einzelnen Menschen. Von Adolph Müller. Eine gekrönte Preisschrift. Hamburg, bey Friedrich Perthes. 1828.

Wem wäre Erasmus unbekannt, wer hätte nicht wenigstens sein Lob der Narrheit gelesen, wer nicht auf der Schule seine lateinischen Gespräche zur Hand genommen und sich beym Leseulernen des Griechischen nach seiner oder des Reuchlin Aussprache richten müssen? Aus dem Lob der Narrheit weiß jeder, wie arg der Mann der bornirten und sittenlosen Pfaffheit mitgespielt, obwohl er selbst ein Mönch gewesen. Das weiß aber nicht jeder, daß derselbe Mann im Grunde selbst ein Erzschelm war, der in seinem Innern nicht den hohen Ernst für Religion und Sittlichkeit getragen, der ihn eigentlich allein zu jenen Spöttereyen berechtigt hätte. Noch weniger denkt jeder daran, daß derselbe, wie förderlich seine satyrischen Schriften und auch seine sehr schätzenswerthen wissenschaftlichen Arbeiten für die Reformation gewirkt haben, diesen Erfolg gar nicht gewünscht, ihn vielmehr hundertmal verwünscht habe. Ihm war einzig und allein an Förderung der schönen Wissenschaften gelegen, gegen Religion, Protestantismus und Katholicismus war er ziemlich gleichgültig. Dem Protestantismus war er so lange hold, als er meinte, derselbe wolle weiter nichts, als die schönen Wissenschaften, das Studium der Klassiker nämlich, in Aufnahme bringen und nebenbey sich über den Unsinn und die Unthätigkeit der Klostergeistlichkeit etwas lustig machen. So wie er merkte, daß die Reformatoren eine würdigere, reinere Erkenntniß und Verehrung Gottes beabsichtigten, so zog er sich von ihnen zurück, und als man ihn gar von katholischer Seite zu verfolgen drohte, weil er früher in der Weise ungefähr gescherzt hatte, in welcher Luther, Zwingli, Melanchton jezt mit Nachdruck zu reden, mit edlem Feuer zu handeln begannen, da zog er öffentlich, aber blos mit der Feder, gegen sie zu Felde und spottete, höhnte Luthern jezt eben so, wie früher die schmutzigen, dummen Mönche. Nach seinem Charakter ist mit einem Wort Erasmus ein äußerst verächtlicher, schwacher, zweyzüngiger, feiger Gesell. Sein ganzes Streben drehte sich um Behaglichkeit seines eigenen Lebens. Nichts galt ihm höher, als eine mit feinen Speisen und Weinen wohlbesezte Tafel und ein genießliches, emsiges Studiren oder vielmehr Bearbeiten der Klassiker, wozu er große Lust und vieles Talent besaß und wodurch er sich in damaliger Zeit viel Ruhm — und Geld zu verdienen wußte. Er aß und trank gerne gut und fein, damit er mit Lust und Liebe studiren konnte; er studirte und edirte fleißig, damit er gut essen und trinken, überhaupt seinen Körper pflegen und Ruhm erwerben konnte. Dies ist ungefähr das Bild, welches gegenwärtige Biographie von Erasmus aufstellt. Sie ist so fleißig, mit so vieler Umsicht und feinem Urtheil abgefaßt, daß wir von der Treue der Hauptzüge überzeugt seyn müssen. Außerdem bietet sie uns noch einen großen Schatz mannichfaltiger Belehrung und geistreicher Unterhaltung dar. Das gelehrte, wissenschaftliche Treiben jener, die Reformation aus sich hervorrufenden und später noch begleitenden Zeit wird uns ungemein anschaulich gemacht. Die Mäcenateneitelkeit der Großen, welche Männer, wie Erasmus, durch die wohlgesezteſten Dedicationen für sich in Anspruch zu nehmen wissen, der Unglaube dieser Feingebildeten, der Aberglaube der rohen Mönche, Alles tritt uns mit großer Lebendigkeit vor die Seele und erhöht, wo möglich, unsere hohe Achtung vor Luther und den übrigen Reformatoren. Sie waren es in der That, welche aus einer Welt von Aber- und Unglauben, von Unwissenheit, Dummheit und Aberwitz, den kräftigen, herzinnigen Glauben, wahre, Gemüth wie Geist erleuchtende, erquickende, erhebende Weisheit mit der höchsten Anstrengung all' ihrer Kräfte entbunden, gerettet haben. — Ferner hat der Verfasser die auf dem Titel und auch von uns oben angeführten Betrachtungen seiner Biographie vorangeschickt, und sie tragen allerdings viel dazu bey, uns auf den Geist der Zeit, welcher Erasmus angehört, und die in demselben einen Repräsentanten einer ihrer Hauptrichtungen gewonnen, vorzubereiten. Doch können wir uns mit dem Princip, mit der leitenden Idee, welche der Verfasser seinen Betrachtungen zu Grunde gelegt, nicht verständigen. Er führt darin nämlich die Analogie der Altersstufen des einzelnen Menschen und der Menschheit durch, was schon öfter versucht und noch immer mißglückt ist. Es hilft nicht, daß der Verfasser, um unsere gegenwärtige Generation nicht etwa als bereits gestorben bezeichnen zu müssen, mehrere Nüancen der Altersstufen zur Vergleichung geschichtlicher Epochen annimmt, als gewöhnlich geschehen ist, daß er das ganze asiatische Leben nicht aus dem eigentlichen Kindesalter hervortreten läßt, daß er den Griechen die erste, liebenswürdige Hälfte, den Römern die zweyte lieblose des Knabenalters zuertheilt ꝛc. Das Leben des einzelnen, alle Altersstufen durchlaufenden Menschen ist eine rationale Größe und kein Maaß für die irrationale des noch, wer weiß wie lange, unbeendigten Lebens der Menschheit. Schon im einzelnen Menschen steht überdies oft genug die unendliche Tiefe des inneren Geisteslebens in grellstem Widerspruch mit der erreichten Stufe des irdischen Alters. Wenn man von einigen Menschen, die schwachen Geistes sind, zu behaup-

Digitized by Google

ten geneigt wäre, daß ihr geistiges Leben nur die Bedingungen der jedesmaligen Alters-Schwäche oder Kraft darstelle, und endlich mit dem Leibe zu Grabe zu gehen scheine: so darf man eben so wohl von andern sagen, daß ihr Geist den Körper oft über das diesem irdisch gesteckte Ziel hinauszutragen und ihn, wenn er endlich doch seinen Dienst versagt, unwillig zu zertrümmern und wegzuwerfen scheine. In der Geschichte der Menschheit aber trägt alles Wesentliche die Spuren eines höheren, unendlichen, ins endliche, irdische Daseyn einwirkenden Geisteslebens, und zu ihrer Bezeichnung reicht wahrlich die Vergleichung mit Altersstufen, die eben nur irdische Lebensbestimmungen sind, nicht aus. Soll eine solche Vergleichung der Altersstufen überhaupt angewendet werden, so beschränke man diese Anwendung auf die Zeit des blos natürlichen Daseyns der Menschheit und der Völker, welches für jene, wie für diese geschlossen ist mit dem Eintritt des Christenthums. Mit diesem hat schon das menschliche Geschlecht eine ins ewige Leben quellende Jugendlichkeit gewonnen, und diese wird jedem Volke zu Theil, welches das Christenthum mit frommen Sinn aufnimmt und bewahrt. — Endlich bemerken wir noch, daß dem Verfasser eine äußerst lebhafte, gewandte, anschauliche Darstellungsgabe verliehen ist, obwohl er, wie wir aus der Vorrede erfahren, des Augenlichtes beraubt ist. Für Lebhaftigkeit, Gewandtheit, besonders für Wohllaut könnte dieser unglückliche Umstand allerdings günstig seyn, weil der Verfasser nichts lesen, sondern alles hören, nicht schreiben, sondern alles sprechen muß; — aber die Anschaulichkeit läßt uns schließen, daß der Verfasser noch der Erinnerung an Tage sich zu erfreuen habe, da er vom Strahl der Sonne begrüßt, die Natur in ihrer Herrlichkeit bewundern konnte.

W. B. M.

Religiöse Literatur.

Briefe eines Deutschen über Gegenstände der Religion und Politik. Verfaßt von Tzschirner, herausgegeben von Krug. Leipzig, bey Barth. 1828. X, 190. 8.

Diese Schrift ist eine Reliquie des zu früh verstorbenen Tzschirner, leider aber unvollendet. Zum Glück hat sich jedoch der Entwurf des Ganzen, wie der Verf. ihn auszuführen gedachte, vorgefunden, und der Herausgeber theilt ihn in der Vorrede mit. Das Ganze war auf zwölf Briefe berechnet; aber nur sechs und der Anfang des siebenten fanden sich vor, und dies eben ist es, was hier, ganz so wie es aus Tzschirners Händen gekommen ist, mitgetheilt wird. Tz. wollte sich in jenen Briefen, die er an Chateaubriand, de la Mennais, Montlosier und und Benjamin Constant richtete, über Religion und Politik, besonders mit Rücksicht auf Frankreich, wo seit der Restauration so manche Rückschritte im Gebiete politischer und religiöser Freyheit versucht und wirklich auch gemacht worden sind, aussprechen, indem er dasjenige, was ihm in den Ansichten und Strebungen jener Männer, als der Organe der einen oder der andern religiösen und politischen Parthey jenes Landes, bewundernswürdig oder tadelnswerth schien, auseinandersezte. Sicher war es ihm dabey nicht nur darum zu thun, seine Ansichten, billigend oder tadelnd, auszusprechen und zu begründen; er wollte, indem er zurechtwieß, lehrte und warnte, einwirken auf das religiöse und politische Leben selbst, nicht allein Frankreichs, und nach Kräften dazu beytragen, daß eine richtige Ansicht kirchlicher und bürgerlicher Freyheit sich geltend mache, und daß sie, wo eine solche Ansicht und eine in derselben befangene politische oder religiöse Partey Rückschritte veranlaßt hatte, das Irrige und Verderbliche verdränge. Gewiß ist diese Absicht nicht nur eine schöne und löbliche, sondern auch eine durchaus zeitgemäße, und gewiß war vor allem der Verf. des „Protestantismus und Katholicismus," wie des „Reaktionssystems," dazu geeignet, in diesem Geiste über Staat und Kirche sich auszusprechen. Auch die nur bis zur Hälfte gediehene Ausführung des Planes des Ganzen, wie sie in den Briefen vorliegt, kann gar Vieles nutzen und den beabsichtigten Zweck erreichen helfen, daher es denn auch von Interesse und von Wichtigkeit ist, daß, nach der Mittheilung des Herausgebers in der Vorrede, ein Freund des Verewigten in Frankreich übernommen hat, die Briefe, mit Weglassung dessen, was etwa nur für deutsche Leser gesagt seyn möchte, ins Französische zu übertragen. Werden dem vorliegenden Werke in dieser Uebersetzung die Vorzüge zu Theil, die das deutsche Original, so wie andere Schriften des Verewigten auszeichnen, vor allem die Klarheit in der Darstellung, und tritt überhaupt der Uebersetzer dem Originale in der Hauptsache nicht zu nahe, so wird die vorliegende Schrift sicher auch nicht unbeachtet und unwirksam bleiben. Dem deutschen Publikum braucht sie wohl, insofern es schon lange auf Tzschirner's Stimme zu achten gewohnt ist, nicht besonders empfohlen zu werden. Die ersten drey Briefe an Chateaubriand handeln „über die veränderte religiöse Stimmung der Welt und die rechte Begründung des Christenthums;" die drey an den Abbé de la Mennais „über das System der Reaktion und die Erneuerung alter Irrthümer." Das Aeußere des Buches ist anständig.

Digitized by Google

N°. 64.

Literatur-Blatt.

Freytag, den 8. August 1828.

Schriften über Griechenland.

1) Histoire moderne de la Grèce, depuis la chute de l'Empire d'Orient par Jacovaky Rizo Neroulos, ancien Premier-Ministre des Hospodars Grecs de Valachie et de Moldavie. Genève 1828.

Referent erinnert sich mit Vergnügen an die Vorlesungen über die neuere griechische Geschichte, welche Rizo im vorigen Jahre zu Genf hielt. Das Ganze war wie ein langes Trauerspiel, voll neuer unbekannter Züge. Er theilte daher auch den allgemeinen Wunsch der zahlreichen Zuhörer, diese Vorlesungen bald gedruckt zu sehen. Da sind sie nun. Ref. hat sie von neuem, und hier und da nicht ohne Interesse gelesen, aber ihr ehemaliger Reiz ist verschwunden. Es fehlt die Illusion, denn es fehlt der interessante Redner und bey der neuesten Zeit der Gedanke: Er, der hier spricht, hat dies Alles gesehen und erfahren, es fehlt die theilnehmende Versammlung, die Thränen der Frauen, und der edle Staatsmann, der jezt so würdig seinem Vaterland vorsteht. Andere haben die Vorlesungen nach Rizo's Heften herausgegeben, und schon in ihrer Vorrede findet sich Manches, dem wir nicht beystimmen können.

„Die Geschichte Griechenlands, heißt es da, ist bis zu Ypsilanti's Zeit, der seine unterdrückten Landsleute zu den Waffen rief, nur wenig bekannt. Vorher vermutheten kaum die abendländischen Völker der Griechen Daseyn als Nation. Kein Schriftsteller hat vollständig und genügend die politische Lage Griechenlands vor der Insurrektion, und die Ursachen entwickelt, welche die Griechen nach und nach zur Zerbrechung ihres Jochs führten. Dieses Stillschweigen ist leicht zu erklären. Es ist ja schon schwer die Geschichte eines Volks zu schreiben, dessen Handlungen offen da liegen, und dessen Regierung in allen ihren Theilen wenig sichtbar ist. Wie viel mehr Schwierigkeiten hat das politische Leben einer unterjochten, unwissenden und ungekannten Nation! Solch ein Volk hat nur ein mißliches Daseyn, und oft besteht seine Geschichte blos in Erzählung tyrannischer Plagen. So war Griechenlands Schicksal, und seine Geschichte ist, so lange es unter den Türken stand, genau mit der Geschichte der Ottomanen verwandt. Rizo unternahm es daher, die Lage Griechenlands seit dessen Eroberung durch die Türken, besonders aber das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch, auf klare und gedrängte Weise darzustellen. Niemand war durch seine frühere Stellung geeigneter dazu. Seine ausgebreiteten und gründlichen Kenntnisse, seine wichtigen Aemter als Gross-Postelnik der zwey Hospodare und als Sekretär der Pforte machten ihm Urkunden zugänglich, die allen Andern versagt waren. Dazu kommt sein langer Aufenthalt in Constantinopel; seine Kenntniß der orientalischen Sprachen, seine Verbindungen mit den einflußreichsten Männern türkischer und griechischer Nation haben ihm gar Manches geschichtliche offenbart, was man umsonst in andern Werken suchen würde. Als geschickter Politiker zeigt er, wie die Griechen in der Schwäche und Unwissenheit ihrer Unterdrücker Kräfte sammelten, um sich unabhängig von ihnen zu machen. Als beredter Schriftsteller und unparteyischer Kritiker weiß er in seinem Buch die Vaterlandsliebe des Griechen mit der Treue des Geschichtschreibers zu vereinigen. Rizo ist gewissenhafter als so manche Andere, die nur nach Tagesblättern Geschichte schreiben, denn er sagt und erzählt blos, was er gesehen, von Augenzeugen vernommen und aus authentischen Quellen geschöpft hat.“

Dem ist nicht ganz so. Rizo hat allerdings in die neuere, in die Insurrektionsgeschichte manche Irrthümer, Verwechselungen und Einseitigkeiten aufgenommen. Sein Urtheil überhaupt ist selten historisch-besonnen und ruhig. Demungeachtet ist sein Buch besonders für das achtzehnte Jahrhundert bedeutend, denn da standen ihm treffliche Hülfsquellen zu Gebote.

Wir wählen zur nähern Beurtheilung des Buchs das Kapitel, wo der Verfasser mit der reichsten und sichersten Sachkenntniß spricht, den Abschnitt über die jezt wieder so interessant werdende Moldau und Walachey.

„Gegen das sechszehnte Jahrhundert hin unterwarf sich die Moldau und Walachey den Türken durch Capitu-

Digitized by Google

lation. Dieſer zufolge wurden dieſe Provinzen durch eingeborne Hoſpodare regiert, denen die Pferde in ihren Firmans den Titel Vayvode gab, der im Slavoniſchen Fürſt bedeutet. Die Pforte fühlte ſich durch dieſe Unterwerfung geſchmeichelt und verlieh daher den Hoſpodaren bedeutende Vorrechte. So erhielten ſie den Rang vor den Paſchas von drey Roßſchweifen, und wurden darin dem Gouverneur oder Vicekönig von Bagdad gleichgeſtellt. Bey ihrer Ernennung erhielte ihnen der Sultan eine feyerliche Audienz. Vor ihrem Pallaſt ließen ſie drey Roßſchweife wehen; an feyerlichen Tagen trugen ſie einen Prunk-Pelz, genannt Caparitza, den kein Paſcha anlegen durfte, und wozu nur die Vicekönige von Bagdad und die Khan's der Krim berechtigt waren. Wenn ſie in Konſtantinopel einzogen, ſo traten ihnen zwey Peiks und zwey Solak's vor, wiewohl dies Trabanten ſind, die bey feyerlichen Gelegenheiten nur vor dem Sultan hergehen. Ueberdieß genoſſen ſie noch die ehrenvollſten Auszeichnungen.

Ihre Fürſtenthümer hießen Mefruzul-Kalem ve mahlouul Kadem, oder geſchieden in den Ausfertigungen der Pforte, denn ſie bezahlen einen beſtimmten und von den übrigen Abgaben der Pforte abgeſonderten Tribut. All' dieſe Vorrechte waren aber nicht nur den Hoſpodaren für ihre Perſon, ſondern auch dem Divan des Landes ertheilt. Dieſer Senat beſtand aus den Boyaren und Herren des Landes.

Das Volk aber in der Moldau und Walachey war vollſtändiger Sklav dieſer Herren und hatte kein Recht, kein Privilegium.

Bald wurden jedoch die vorzüglichſten Boyaren unter einander uneinig, und die Pforte benutzte dies zum Vorwand, ihnen wieder einen Theil der zugeſtandenen Rechte zu nehmen. Von nun an raubte in den Provinzen, wer nur wollte, und nachdem es den Launen des Sultans Recht war: aus den türkiſchen Feſtungen an dem rechten Donauufer, aus Ebotzim, Bender, Akermann, Oczakow, und Kil-Burun kamen zahlreiche Räuberhaufen. Ein Khan aus der Krim, ein tatariſcher Mirza oder Herr, ein Kommandant irgend einer Feſtung brauchte nur eine Bittſchrift von einigen ränkevoller Boyaren vorzuweiſen, um die Hoſpodare abzuſetzen, ja ſogar unzubringen. Die Pforteminiſter waren nicht weniger als die Khans und Paſchas auf Raub erpicht, und theilten daher mit den Anklägern das Vermögen des verungnadeten Hoſpodars und die Geſchenke ſeines Nachfolgers. Manchmal nahmen ſie Alles allein für ſich.

Im Jahr 1716 war Nicolaus Maurocordato Dragoman, oder Pforten-Dolmetſch; und da der walachiſche Hoſpodar Brankowan gerade bey dem Sultan in Ungnade gefallen war, ſo gelang es ihm, an deſſen Stelle zu kommen. Er wurde alſo der erſte griechiſche Hoſpodar.

Die beyden Provinzen waren ſeit ihrer Bekehrung der morgenländiſchen Kirche immer treu geblieben: ihre geiſtlichen Stellen hatten immer den griechiſchen Patriarchen als Oberhaupt erkannt, und ihre Metropoliten beſaßen eine der erſten Stellen des griechiſchen Synods. Sie nahmen daher den neuen Statthalter, Nicolaus Maurocordato, ihren Religionsgenoſſen, günſtig auf; und da die Boyaren des Landes keinen Grund zur Eiferſucht und Mißgunſt gegen ein fremdes, nicht walachiſches Oberhaupt hatten, ſo konnten ſie nicht an Gleichheit und gleiche Anſprüche mit ihm denken.

Seit dem vierzehnten Jahrhundert hatten die Hoſpodaren und Boyaren Klöſter im Lande gegründet, reichlich begabt und dem heiligen Grab, dem Berg Athos, oder dem Berg Sinai untergeordnet. Nur wenige waren unabhängig, deshalb wurden auch die Hegumanen oder Aebte dieſer untergeordneten Klöſter vom Patriarchen von Konſtantinopel, vom Erzbiſchof des Bergs Sinai oder von den Obern der Klöſter auf dem Berg Athos ernannt; ſie mußten aber von den Hoſpodaren beſtätigt werden, und von ihnen ein Diplom erhalten, das Chryſobulla hieß.

In der Moldau und Walachey hatte bisher das tiefſte und dichte Dunkel geherrſcht: an Erziehung, Handel, Induſtrie, oder an irgend einen Zweig der Bildung war da nicht zu denken. Der neunte Theil des Landes war unangebaut, und Niemand kannte nur die erſten Grundſätze der Landescultur. Die griechiſchen Hoſpodare brachten zuerſt Bildung und Unterricht in die Länder. So errichtete Nicolaus Maurocordato in der Walachey zuerſt eine Druckerey und eine öffentliche Schule, wo das Slavoniſche, Altgriechiſche und Lateiniſche gelehrt wurde. Sein Bruder Conſtantin Maurocordato that den walachiſchen Bauern in anderer Beziehung wohl, denn er hob die drückende Leibeigenſchaft auf, führte den Anbau des türkiſchen Korns ein, das ſeitdem die Haupt- oder eigentlich einzige Nahrung des Volks geworden iſt. Auch die folgenden Hoſpodare waren dem Lande ſehr nützlich. Sie ließen die Bibel, die Evangelien, die Pſalmen, die Liturgie und alle Schriften in die Landesſprache überſetzen, die zum Ritual der morgenländiſchen Kirche gehören. Januaquiba Wakareſko, ein walachiſcher Boyar, ſchrieb unter dem Hoſpodaren Alexander Ypſilanti zuerſt eine Grammatik und brachte die Landesſprache auf Regeln.

Um die Geſetzgebung haben ſich die griechiſchen Hoſpodare: Alexander Ypſilanti, Gregor Ghika, Carl Callimachi und Johann Caradja verdient gemacht. Noch heut zu Tage wird in den Provinzen nach den Geſetzgebungen geſprochen, die jene Fürſten drucken ließen. Sie ſind nach denen von Juſtinian eingerichtet, und enthalten auch ungeſchriebene Rechtsgewohnheiten, die früher Geſetzeskraft hatten, wiewohl ſie ganz unorwiß, willkührlich ausgelegt und oft unter ſich ſelbſt in Widerſpruch waren.

Digitized by Google

Zwar besaßen die griechischen Hospodare manche Mittel gegen die Umtriebe des Neids und der Mißgunst, demungeachtet unterlagen sie ihnen oft, und konnten immer nur in Furcht und Zittern leben, zumal als die Pforte mit Rußland und Oestreich unglückliche Kriege führte. Ein neuer Groß-Wezier, ein neuer Günstling fand gegen die Hospodare eine immer sichere Waffe, indem er sie des Verraths beschuldigte. Bald sollten sie mit Oestreich, bald mit Rußland einverstanden seyn. Nun wendete sich der ganze Haß des Sultans gegen sie, sie verloren Stellen und Vermögen, glücklich! wenn sie noch mit dem Leben davon kamen; nur wenige waren vom Schicksal so begünstigt.

Durch den Frieden von Kainardza, so wie durch die Traktate von Jassy und Bucharest kamen die beyden Provinzen unter russischen Schutz. Dadurch wurden sie freylich dem Einfluß ihrer mächtigen Nachbarn entzogen: die Khane der Krim, die tatarischen Sultane von Budjaz und Cauchan, die Pachas von Ismailow, Bender, Chotim, Ocjakof und Kil-Burun konnten ihnen nun nichts mehr anhaben. Indessen litten sie noch immer von den Garnisonen der Gränzfestungen an der Donau, besonders aber durch die unzähligen türkischen Kaufleute und Negocianten, die das Privilegium zum Aufkauf von Lebensmitteln haben (capouly's) und mit denen aus den beyden Provinzen ausschließenden Handel treiben. Selbst der russische Schutz und die Wachsamkeit der russischen Consuln vermochten die Mißbräuche nicht zu hindern, die sich in verschiedener Gestalt und unter allerley Vorwänden einschlichen.

Der Großherr hatte unter eigener Unterschrift ein Edikt erlassen, wodurch jeder Hospodar sieben Jahre lang regieren sollte. Während dieser Zeit waren sie unverletzlich und die Traktate mit Rußland verstatteten ihre Absetzung nicht, ohne daß eine genaue Untersuchung ihres Benehmens von den beyden contrahirenden Mächten vorausgegangen.

Demungeachtet wurden die Hospodare Gregor Ghika und Constantin Ghantzery in vollem Frieden umgebracht. Mavrojany und Alexander Ypsilanti kamen um den Kopf; Nicolaus Caradja, Constantin Murazy, Alexander Maurocordato, Aleko Sutza und Alexander Murazy wurden ganz willkührlich abgesetzt. Der Minister der Pforte verstand es meisterlich den Hospodaren heimlich so zu drohen, daß sie wie freywillig um ihre Entlassung baten. So war es z. B. mit Joh. Caradja, den Halet, der Liebling Mahmuds, verfolgte. Er mußte amtlich seine Stelle niederlegen und nach Europa flüchten, um des Lebens sicher zu seyn.

Das lästigste und schrecklichste Uebel der beyden Provinzen bestand aber in den Ueberbleibseln des Feudalrechts, das der menschliche Constantin Maurocordato nicht ganz abschaffen konnte. Dies sind die freywilligen Frohnen, die jeder Bauer den Grundherrn leisten muß. Sie sollten sich auf eilf Tage im Jahr beschränken, aber durch ungeheure Mißbräuche werden sie sehr vermehrt, denn diese Gutsherren erlauben sich alle Schliche und Betrügereyen gegen die armen Bauern ihres Landes. So steigen dann die eilf Tage auf vierzig, fünfzig und mehr, so daß die Bauern oft ihre eigenen Felder nicht bebauen können. Oft bemühten sich die Hospodare, diese Mißbräuche abzuschaffen, aber auf hunderterley Art wußten die Gutsherrn durch List und Schleichwege diese Vermehrung der Frohntage zu erhalten. Außerdem gibt es auch noch eine Menge Privilegien, wodurch die ganze Last der Steuern auf den armen Bauern fällt, während zahlreiche Klassen von Laien und Geistlichen größerer oder geringerer Steuerfreyheit genießen.

Jeder Fanariote, der die orientalischen Sprachen und das Französische hinlänglich verstand, um Porten-Dolmetsch zu werden, konnte auch zum Hospodariat der Moldau und Walachey gelangen. Dadurch waren der Aspiranten auch Viele, und dies hatte oft für die angestellten Hospodare und die ihnen anvertrauten Provinzen traurige Folgen. Die Ypsilanti, Muruzy, Sutzo und Caradja mußten erst Groß-Postelnike seyn, ehe sie Hospodare wurden. Die türkische Regierung, so wie die Griechen, Walachen und Moldauer, gaben nur den Hospodaren den Fürsttitel: ihre Kinder hießen Bar-gadis oder Söhne des Prinzen. Diese Auszeichnung erstreckte sich jedoch nicht auf ihre Enkel, diese hatten nur den Rang simpler Boyaren oder Herren.

Wohl war die Regierung und Stellung der Hospodare sehr mißlich, unsicher und wenigstens ephemer. Demungeachtet flohen alle von den Türken verfolgten Griechen dahin. Eine Menge von Mazedoniern, Thraziern, Epiroten und Thessaliern übten in diesen ganz christlichen Provinzen Handwerke und Gewerbe: Andere handelten mit Deutschland, besonders mit Leipzig: die Mehresten aber wurden durch ihre Agricultur-Thätigkeit reich, denn sie bebauten als Pachter die Ländereyen der Boyaren.

Die Lyzeen von Jassy und Bucharest — die Hauptstädte des Landes — waren gut eingerichtet. Da wurde griechisch, lateinisch, deutsch und französisch, desgleichen Naturwissenschaften und Philosophie gelehrt. Außer diesen Lyzeen gab es auch noch Secondair-Schulen in dem Hauptort jedes Distrikts. Die Druckereyen von Jassy war ziemlich wohl versehen. In der letzten Zeit bestand in Bucharest sogar ein Theater, auf dem französische und aus dem französischen übersetzte Komödien und Tragödien neugriechisch gegeben wurden. Fremde wurden sehr gastlich aufgenommen, welcher Nation oder Religion sie auch angehören mochten. Jedes Verdienst fand Achtung, Fleiß und Talent machten sicher ihr Glück. Fast allgemein

Digitized by Google

wurde Neugriechisch gesprochen. Wenigstens verstand es Jedermann in den bessern Klassen. Die vornehme Welt sprach es zumal mit großer Reinheit. Mehrere Bovaren zeichneten sich durch altgriechisch geschriebene Werke aus. Viele konnten die klassische Literatur so gut wie die unterrichtetsten Griechen, so in der Walachei die Brankovan, Nestor, Kimpinian, Philidesko und Goleesko, und in der Moldau die Sturdza, Paskan, Rishnovan, Balsuck und Draginsky. Mehrere Bovaren-Frauen waren griechische Fürstinnen, oder doch aus den vornehmsten Fanarioten-Familien entsprossen: dagegen heiratheten Griechen die Bovaren-Töchter. Durch diese Mischung gewannen die höheren Klassen in beyden Fürstenthümern: Sitten, Lebensart und Sprache der Griechen fand da Eingang. Dazu wirkte noch anderes günstig. Da die Provinzen mehrmals von russischen und östreichischen Armeen besetzt waren; so brachten die Offiziere europäische Sitten, Luxus und schöne Künste dahin. Alle Leute aus den höhern Ständen lernten Französisch und Deutsch; Tanz und Musik gehörten zur guten Erziehung. Aber man konnte auch die Verderbenheit neben der Bildung und ausgeartete Sitten neben feiner Lebensart bemerken."

M.

(Der Beschluß folgt.)

Religions-Schriften.

Neue Jahrbücher für Religion und Sitten; oder für Kirchen, Schul- und Armenwesen in der evangelisch-reformirten Schweiz. Von J. R. Steinmüller in Reineck ꝛc. des Kantons St. Gallen. Jahrgang 1827. Zwey Hefte. St. Gallen, bey Huber und Compagnie 1827.

Wer sich über Religion und Kirchenwesen in der Schweiz unterrichten will, findet in diesen Jahrbüchern reiche und gründliche Belehrung. Sie enthalten zuvörderst ausführliche Berichte über alle religiösen Einrichtungen und kirchlichen Verordnungen, welche von den schweizerischen Staats- und Kirchenbehörden ausgehen, sodann von dem Zustande, der Lebensart, den amtlichen und übrigen Verhältnissen der Geistlichkeit, nicht minder endlich von dem, was für Arme und Schulen geschieht. Hiemit verbinden sich gelegentliche Notizen aller Art über die sittliche und religiöse Bildung, Ungebildetheit oder Verbildung des Volkes, über dessen Glauben, Unglauben und Aberglauben. Gerade diese Notizen erscheinen uns von besonderem Interesse, da sie uns eigentlich den großen Aufschluß über den religiös-moralischen Zustand, die Seele des volklichen Lebens ertheilen; wodurch zugleich das richtige Verständniß jener Einrichtungen und Verordnungen möglich wird. Es verdient unter andern bemerkt zu werden, daß in der Schweiz, wie überall und namentlich auch in Deutschland, katholische und pietistisch-sektirerische Proselytenmacherey immer neben einander erscheinen. Wir finden hier davon manche Beyspiele aufgezeichnet, doch vermissen wir namentlich bey allem, was sich auf Sektenwesen bezieht, die so nothwendige, völlig unparteyische Würdigung der Sache. Mögen Geistliche im Ganzen und zuletzt auch Recht haben, wenn sie über Unkirchlichkeit der jetzigen Generation Klage führen, so sollten sie sich doch nicht der Mühe überhoben halten, die wahren, oft von so verschiedenen Seiten zusammenfließenden Quellen des Uebels zu entdecken. Es dürfte sich unter andern auch zeigen, daß die Kirche, wie sie ist, zum großen Theil selbst das Sektenwesen hervorgerufen habe, und daß es namentlich nicht sowohl an Formen und Institutionen als vielmehr an lebendigem Geist des Gottesdienstes, namentlich der für protestantischen Gottesdienst so wichtigen Predigten fehle, wenn die Zahl gottlose Kirchenverächter noch mit pietistischen oder rationalen vermehrt wird.

Noch haben wir in vorliegenden Jahrbüchern eine in vieler Beziehung lobenswerthe Opposition gegen jede Art von Neuerungen in Kirche und Schule. Doch wird dieselbe nicht selten etwas zu starrköpfig, besonders in Beziehung auf Volksschulwesen. Freylich wird jeder, dem dasselbe nicht unbekannt geblieben ist, im voraus zugeben, daß auch in der Schweiz manche Mißarte vorgekommen seyen, indem man gerade darauf bedacht war, Verbesserungen in dasselbe einzuführen; aber deßwegen kann Niemand gut heißen, wenn auch diese und das ernste, aufrichtige Ankämpfen gegen die Mißbräuche, nicht die gebührende Anerkennung finden. Mögen doch z. B. die in Schullehrerseminarien gebildeten Schulmeister nicht immer, ja sogar selten tauglich befunden werden, mögen dieselben eben so oft eine ungebührende Anmaßung von dort mitbringen, so sollte man doch Bedenken tragen, die Bildung der Schulmeister in Seminarien überhaupt unzweckmäßig zu finden. Höchstens wäre zu sagen, es fehle in den Seminarien noch an der gehörig das Praktische und den künftigen Lebenszweck ihrer Zöglinge berücksichtigenden Methode.

Digitized by Google

№. 65.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 12. August 1828.

Schriften über Griechenland.

(Beschluß.)

Ueber die griechische Revolution sind uns noch folgende Schriften zugekommen:

2) Bonaparte et les Grecs, par Mme. Louise Belloc, suivi d'un tableau de la Grèce, en 1825, par le comte Pecchio. Paris, 1826.

3) Histoire du siège de Missolonghi, par M. Aug. Fabre. Paris, 1827.

4) Journal fait en Grèce, pendant les années 1825 et 1826. Par M. Eugène de Villeneuve. Bruxelles, 1827.

5) Campagne d'un jeune Francais, F. R. Schack, en Grèce. Paris 1827.

„Les deux sommités les plus brillantes du dix-neuvième siècle sont Bonaparte et les Grecs;“ mit diesen Worten beginnt die Vorrede zu Nr. 1). Aber nur wenige Rücksicht im Allgemeinen nimmt, trotz des Titels ihres Buches, die Verfasserin auf Bonaparte, und man kann auch gerade nicht sagen, daß sie über ihn unparteiisch urtheilte. Allerdings betrachtet sie ihn auch in seinen, auf Thatsachen gegründeten, Beziehungen zu Griechenland, wodey sie übrigens das Werk von Stephanopoli: Voyage en Grèce, pendant les années 1797 et 1798. Londres, 1800, besonders benutzt hat. Der Hauptzweck der Verfasserin aber war, die Griechen so zu zeigen, wie sie jetzt mit ihrem Blut sich eine freye Zukunft erkaufen; sie wollte sie darstellen: „tels, qu'ils sont, avec leurs vertus et leurs vices, tels, sagt Mad. Belloc, que je l'ai vus à travers leurs actions, leurs écrits et leurs chants.“ Sie entwirft also sowohl ein moralisches und literarisches, als historisches und politisches Gemälde Griechenlands. Das Ganze kann nur als eine Kompilation angesehen werden, die, wenn sie auch wenig Neues enthält, doch in jenen Beziehungen Aufschluß über das Land und das Volk der Griechen gibt, also gewiß belehrend ist. — Angehängt ist das „Gemälde von Griechenland, im Frühling 1825,“ vom Grafen Pecchio, das von manchem Interesse, besonders in Betreff der eingestreuten Charakteristiken einzelner Griechen, ist. Das Werk der Mad. Belloc ist auch in einer deutschen Uebersetzung (Leipzig, 1827) erschienen.

Nr. 2) ist die Darstellung einer der wichtigsten und schönsten Begebenheiten der griechischen Revolution. Der Verfasser derselben fand, daß die in öffentlichen Blättern mitgetheilten Berichte über die letzte Belagerung und die Katastrophe von Missolonghi (23. April, (5. Mai) 1826) durchaus ungenügend und unrichtig seyen, und da er hierüber von Griechen selbst mit Mittheilungen unterstützt wurde, faßte er die vorliegende Darstellung ab, und er sagt von ihr, daß sie nur Wahres enthalte. Sie umfaßt zugleich die Geschichte der frühern Belagerungen Missolonghis (1822 und 1823) und damit zusammenhängende Begebenheiten in andern Theilen Griechenlands. Mehrere Pièces justificatives in neugriechischer Sprache, mit einer Uebersetzung, sind angehängt, und vorausgeht ein discours préliminaire, allgemeinern Inhalts.

Nr. 3) verspricht auf dem Titel mehr, als das Tagebuch leistet. Nur von Ende Aprils 1825 bis Ende Septembers desselben Jahres war der Verfasser in Griechenland selbst, und nur von dieser Zeit, besonders über die Ereignisse im Peloponnes, spricht er als Augenzeuge. Wie es scheint, war das Journal gar nicht zum Drucke bestimmt, und nur die Widersprüche in Betreff dessen, was der Verf. selbst erlebt, und die falschen Urtheile über Personen, welche er gekannt hatte, mögen ihn zur Herausgabe desselben veranlaßt haben. Das Recht des Augenzeugen auf Glaubwürdigkeit und unbedingte Wahrheit der Urtheile, welches er eben als Augenzeuge geltend macht, kann Ref. ihm nicht durchgängig zugestehen, z. B. nicht in Bezug auf Maurokordatos, den er zu ungünstig, und

Digitized by Google

nicht in Betreff Kolokotronis, den er als einen Patrioten zu günstig beurtheilt.

Der Verf. von Nr. 4) ging mit der Unterstützung des Herzogs Choiseul, eines warmen Griechenfreundes, nach Griechenland, wo er sich vom März 1826 bis Juli aufhielt. Besonders über die innern Angelegenheiten Griechenlands, über seine Lage und die Stimmung der Griechen zu jener Zeit gibt das Buch Aufschluß; weniger enthält es Mittheilungen eines Augenzeugen über kriegerische Ereignisse, an denen auch jene Zeit nicht eben reich war. Ueber die Belagerung und den Fall Missolonghis, das wichtigste von allem, gibt er nur nach Hörensagen Notizen. Die Lage Griechenlands würdigt er nach der Stimmung der Einzelnen und des ganzen Volkes, richtig, wie es scheint, und darnach war sie damals keine verzweifelte. — Bey dem Kongresse von Epidauros (im April 1826) war der Verf. gegenwärtig, und über die dortigen Verhandlungen, die jedoch der Leser der „Documens relatifs à l'état présent de la Grèce, 1825. Juin" bereits näher kennt, enthält sein Buch interessante Mittheilungen. Unter andern ward daselbst die Bildung einer konstitutionellen Monarchie für Griechenland beschlossen, und nach dem Vorschlage des Deputirten Agamemnon solle ein Ausländer König seyn. Daß die Griechen einen Sohn des Herzogs von Orleans, dieses edlen und thätigen Philhellenen, zum Könige gewünscht, sagt auch unser Verfasser, und er versprach sich früher von einer Expedition im Namen des Herzogs und mit Rücksicht auf jenes Verlangen der Griechen viel für die innern Angelegenheiten Griechenlands.

6) Tableau de Grèce en 1825 traduit de anglais par J. Cohen. Paris 1826. Chez Eymery.

Diese Schrift, in welcher die Berichte der beyden Reisenden, des M. Emerson und des Grafen Pecchio zusammengefaßt sind, verdient eine genauere Würdigung. Wir haben hier so wenig den, Auszeichnung und Unterhalt suchenden Philhellenen, als den vergleichenden Gelehrten und den absichtsvollen Agenten, sondern blos zwey von einander unabhängige Reisende, die zwar beyde in einem Punkt, nämlich dem Vorzug der brittischen Intervention einig, doch sonst sehr verschiedner Art sind. Der Engländer nämlich ist ein kalter, gesunder, aber kenntnißreicher Beobachter, der die Vorzüge und Mängel der griechischen Politik, Kriegskunst und Staatsverwaltung mit unparteyischem Auge prüft und uns die Helden und Staatsmänner in so deutliche Nähe bringt, daß die optische Täuschung meist verschwindet. Wie er aber bey jeder Gelegenheit die Partey seines Vaterlandes ergreift, so hält ihm der Uebersetzer, der sein früheres Amt eines königl. Censors nicht vergessen zu können scheint, in seinen Anmerkungen das Gegengewicht, und wir hören die französische und englische Partey, welche die Stimmen in Griechenland theilten, sehr vernehmlich in diesem Buche sprechen. Der zweyte Reisende malt uns mit der feurigen Phantasie eines Italieners den Zustand des Landes, besonders in Hinsicht des Erziehungswesens, und die Schönheit klassischer Gegenden. Er faßt mit einer Lebhaftigkeit und einer fast poetischen Energie die Gestalten auf, die ihm begegnen, wie wir sie stärker nicht wünschen möchten. Nicht nur aber stimmen beyde Berichterstatter im Wesentlichen zusammen, sondern wir können auch aus den späteren Begebenheiten die Richtigkeit ihrer Bemerkungen im Ganzen abnehmen. Ganz dem Erfolge entsprechend sind nämlich die Darstellungen, in denen der Mangel an wahrer Kraft und politischem Geist, an überwiegenden Talenten in der griechischen Regierung uns entgegen treten. Nicht minder wahr und für das Bestreben des Volkes gefährlich und hemmend erscheint die ganze Verfassung besonders in Bezug auf militärische Operationen, wo die Aehnlichkeit der nirgends gebundenen Capitanis mit den altschottischen Clans als eine aller Einheit verderbliche Erscheinung sich kundthut. Der Gegensatz der Rumelioten und Moreoten, der im kläglichsten Zwiespalt die Kraft der bedeutendsten Momente zersplittert, der Ehrgeiz und die jämmerliche Eitelkeit auch der Tapfersten, die schädlichen Erbgüter der ottomannischen Knechtschaft, die gänzliche Lösung aller Bande eines großen Corps mit seinem Führer durch Nationaleifersucht und Interesse, die orientalische Grausamkeit und Indolenz, all dieses wird hier richtig bezeichnet. Auch der französische Uebersetzer hat uns mit seinem Anhang ein sehr brauchbares Geschenk gemacht, da seine Darstellung der späteren Hauptereignisse klar, einfach und in ähnlichem Geiste geschrieben ist, wie das vorangehende Werk.

7) Tagebuch einer Reise durch Griechenland und Albanien. Berlin 1826. Vereins-Buchhandlung.

Wenn der Leser zuerst in das vorliegende Buch blickt, glaubt er ein bloßes Itinerar oder einen Apparat zu Verbesserung der Charten vor sich zu haben, weil es fast nur Orte und das Verhältniß ihrer Lage zu den Spuren der klassischen Dörfer und Flecken und Angaben der Entfernungen enthält. Da aber, wo der Verfasser an Schilderungen des Volkswesens und der Sitten kommt, ist er zu abgerissen und läßt uns nicht wie bey den Wohnungen und Dörfern den Zusammenhang des neuern Griechenlands mit dem alten sehen. Der Fortgang der neuern

Digitized by Google

Begebenheiten, die Verhältnisse Griechenlands zu andern Staaten, der Geist der Verfassung und der Regierung, die Furcht oder Hoffnung, die für die neuerstandne Nation zu fassen ist, alles dieses bleibt aus seinem Gesichtskreis. Doch mag auch dieses Buch ein Beytrag zu der Kenntniß des Landes seyn, nach der sich unsere Zeit von vielen Seiten bemüht, wenn gleich immer ein untergeordneter.

Dichtkunst.

Phantasien und Skizzen von Wilhelm Hauff. Stuttgart. Gebrüder Franckh, 1828.

Von einem geliebten Geiste, dessen sichtbarer Lebenskreis sich vor unseren Blicken geschlossen hat, ist jede Erinnerung theuer, jeder Nachhall wohlthuend. Auch das an sich weniger Bedeutende erhält dann in den Augen der Liebe und Freundschaft eine schönere Bedeutung, so ferne in ihm Anknüpfungspunkte für das Leben, für die Gesinnung, für die übrige schriftstellerische Thätigkeit sich vorfinden, und die von reineren Grundsätzen geleitete Kritik enthält sich, da die Todten nicht mehr hören und antworten können, des strengen Tadels.

Das vorliegende Büchlein gibt uns Reliquien von Wilhelm Hauff. Die meisten prosaischen Aufsätze der Sammlung sind in Zeitschriften und Blättern zuvor einzeln erschienen, z. B. im Morgenblatt: die Bücher und die Lesewelt, ein Paar Reisestunden, in Panses Eremiten: Freye Stunden am Fenster. Auch von den Gedichten waren einzelne zuvor bekannt gemacht worden, theils durchs Morgenblatt, theils durch Einstreuung in die Romane und Novellen des Verfassers, theils in einem von ihm mit Andern gemeinschaftlich gesammelten und redigirten Liederbuche für das königl. würtembergische Militär. Doch finden die Freunde seiner Poesie auch mehreres bisher Ungedruckte, namentlich unter den Gedichten. Wenn die heitere Erzählung: Ein Paar Reisestunden mit der anziehenden Dedikation an des Dichters Hauswirthin in Paris in seinem Schreibepult unvollendet, ja, so zu sagen, im Beginne abgebrochen nach seinem Tode gefunden ward, und diese, wie das ahnungsvolle Gedicht nach dem Englischen „der Schwester Traum" als die lezten Erzeugnisse seiner jungen, aber reichen Muse betrachtet werden dürfen; so reichen die Lieder bis über die Universitätsjahre des Dichters hinauf, in die Zeit seines Aufenthaltes in der Klosterschule zu Blaubeuren, und enthalten willkommene Belege, um in dem zarten poetischen Flügelschlage die Sehnsucht nach Größerem, den Keim und die Ahnung reicherer Thätigkeit wahrnehmen zu lassen. Es zeigt sich aber auch zugleich bey der Beobachtung dieser frühesten dichterischen Versuche und bey ihrer Vergleichung mit den späteren Leistungen Wilhelm Hauffs, wie er nur erst allmählig in dem eigentlichen Elemente seines Geistes und seiner Kraft sich heimisch und zurecht fand. Anfänglich theilte er den melancholischen Ton der Jünglinge, die das Leben nur erst aus und in der Schule kennen und die ein ungewisses Sehnen, ein unverstandenes Bangen in ihrer Brust hin und her tragen, ohne noch in einem bestimmten Wege, sey es Begeisterung fürs Vaterland, für die Geliebte, für die Freundschaft oder anderes, für die geheimen Bewegungen einen Ausbruch und eine kleine Richtung gewonnen zu haben. Die akademischen Jahre führten ihn schon auf festeren und bewußteren Boden. Da knüpfte sich das Band der Liebe. Da dichtete er für die Burschenfeste. Da feyerte er den Segen seines mütterlichen Hauses durch das erste und gehaltvollste der hier mitgetheilten Gedichte, „Mutterliebe." Da begann auch schon das komische Talent seiner Muse, dasjenige, wodurch sie sich später als Meisterin bewährt hat, sich zu entfalten. Er lernte sich selbst nun erst ganz verstehen. Von da an bildete sich die humoristische Seite seines Geistes und die satirische Kraft immer mehr an ihm aus. Und wir glauben, er hätte, wenn ihm ein längeres Erdenleben vergönnt gewesen wäre, gerade auf dieser Bahn seinem Namen den meisten Ruhm erworben. Sein Witz ist oft nur ein flüchtiger, sein Spott dringt nicht immer tief in das Wesen und die Bedeutung des vorgehaltenen Gegenstandes ein. Aber seine Schilderungen des Lebens gehen, ohne zu ermüden, so ins individuell Einzelne, und seine witzigen Bemerkungen sind gewöhnlich dem Gegenstande so angemessen, auch beym spielendsten Tone von einem sittlichen Ernste getragen und so gewinnend, daß wir — die anmuthige Sprache, den lebhaften und gemüthlichen Ausdruck der Darstellung hinzugerechnet — es wohl begreifen können, wie die ersten Dichter Deutschlands, unter welchen wir nur Tieck nennen, mit Wohlwollen das frühe Talent Hauffs betrachteten und zum Weiterstreben aufmunterten.

Wir dürfen dem Buche wohl nicht erst Leser wünschen. Der Name, an den es erinnert, hat es gewiß schon in viele Hände gebracht. Ist es doch das lezte, was das Publikum von diesem Lieblinge erwarten darf. Der Vorredner sagt, daß im Vaterlande des Dichters mehrere seiner anspruchslosen Gedichte Volkslieder geworden seyen. Aus diesem Grunde und um ganz das von dem Hingegangenen Gedichtete, als das Seinige zu geben, wurde nirgend, auch da nicht, wo sie leicht und erglebig, ja für das reine Ohr fast nothwendig gewesen wäre, eine verbessernde Feile angelegt. Uebrigens ist anzuerkennen,

Digitized by Google

daß auch in den frühesten Poesien, so wenig Originalität sie besitzen, schöne und ansprechende Gedanken in einer meistens runden, wohllautenden und kräftigen Sprache uns begegnen. Ausgezeichnet schön nach Inhalt und Form aber ist das Räthsel S. 206, 207:

Einst hieß man mich die schönste aller Frauen,
Selbst Könige entzweyte meine Macht.
Zehntausend Krieger aus Europas Gauen,
Von Asiens Landen schlugen manche Schlacht.
Und eher nicht war ihres Kampfes Ziel,
Als bis erschlagen alle Heldensöhne,
Und bis ein stolzes Königshaus zerfiel;
Und dennoch pries man die unsel'ge Schöne.

Und wieder tönte jüngst mein alter Namen,
Doch bin ich häßlich und verlassen nun,
Von allen, die des Weges zu mir kamen,
Will keiner lang an meiner Seite ruhn;
Nur einer kam, der Erste, dem nicht graut,
An meinem Heerd für immer still zu liegen,
Der lange mir ins blasse Antlitz schaut,
Und bitter lacht ob meinen düstern Zügen.

„Ach, darum also, sprach er, läßt du feyern
Dein unheilvoll Gedächtniß bis auf heut,
Damit du reichtest zu den alten Freyern
Auch einen Heros aus der neuen Zeit?
Doch lockst du mich mit keinem Erdenhand,
Denn Zeus zerschlug dein Ilium in Scherben;
Wohlan! auch meine Trojer deckt der Sand,
So laß mich denn in deinen Armen sterben!"

Biographie.

Notice sur Madame de Krudener par Madame Adèle du Thon. Genève 1827.

Die geistreiche Verfasserin der Notice sur Pestalozzi hat hier etwas ganz ungleichartiges, das Leben der Frau von Krüdener, behandelt. Die Waadtländer und Genfer, ja die Schweizer überhaupt sind damit weit zufriedener, als mit jenem Schriftchen, worin so manches harte, aber wahre Wort gegen sie vorkömmt. Zwar wirft man ihr auch hier eine gewisse Gezwungenheit des Styls vor, und eine zu große Häufung der Sentenzen, aber Geist kann man ihr doch nicht absprechen, so wenig wie Reichthum und Kühnheit der Ansichten. Manches in dieser Biographie ist neu.

Frau von Krüdener wurde 1766 zu Riga geboren. Ihr Vater war der Baron Villinghof, einer der reichsten Adlichen des Landes. Dieser führte sie nach Paris, als sie kaum neun Jahre alt war. Dort ward sie in der Gesellschaft von Männern großgezogen, die zwar zu ihrer Zeit sehr ausgezeichnet waren, bey denen aber gänzlicher Mangel an Religion und Moral das Hauptverdienst genannt wurde. Kaum vierzehn Jahre alt, heyrathete sie einen lievländischen Baron, den Herrn von Krüdener, der damals 36 Jahr alt war. Das Leben der jungen Frau wurde aber bald so zügellos, daß sich ihr Mann von ihr scheiden ließ. Dies geschah 1795. Hierauf ging sie nach Riga, wo sie sieben Jahre lang ein sehr glänzendes Haus machte. Im Jahr 1798 kam sie aber doch nach Paris zurück, verliebte sich in einen jungen Franzosen und flüchtete mit ihm nach Leipzig, wo sie bis 1801 blieb. Von da ging sie wieder nach Riga und dann nach Paris. Damals schrieb sie ihren Roman Valerie. Kurz darauf reiste sie nach Berlin, wurde der Königin von Preußen vorgestellt und gnädig von ihr aufgenommen. Erst nach dem Tod dieser edlen Fürstin zeigte Frau von Krüdener ihren Hang zum Mysticismus, der aus dem eifrigen Lesen von Jung Stillings Werken entstanden war. Sie trat auch mit dem Verfasser in Verbindung und ward bald seine eifrigste Schülerin. Im Jahr 1813 kam sie nach Heidelberg, besuchte die Gefängnisse und predigte den Gefangenen, im folgenden Jahr predigte sie in Paris vor den alliirten Souverainen. Dergleichen Predigten wollte sie auch 1815 in der Schweiz versuchen, wurde aber von da weggewiesen. Gleiches geschah im Großherzogthum Baden. Dies hielt sie jedoch nicht ab, den abgesendeten Polizeyoffizieren Sermone zu halten. So war sie denn gezwungen sich nach Kurland zurückzuziehen. Auch da hatte sie keine Ruhe, sondern ging nach der Krim, um dort den Tataren zu predigen. Das ungesunde Klima zog ihr ein Fieber zu, an dem sie 1824 starb... Die Verfasserin fügt der kurzen Notiz noch einige Briefauszüge bey, die nichts Besonderes haben. So sprechen alle Leute dieser Art. Von Wesley bis auf den heutigen Tag wiederholen sich dieselben Ideen, ja oft dieselben Ausdrücke, immer tiefe Demuth, wenn sie nur die erste Rolle spielen, dieselbe Unterwürfigkeit und Selbstverläugnung, wenn sie nur Gott allein zu gehorchen brauchen, dessen Willen sie allein zu kennen behaupten, bey Allen findet sich dieselbe große Wohlthätigkeit, wenn man ihnen nur zugesteht, daß sie allein Christen, Weise und Erwählte seyen.

Digitized by Google

N°. 66.

Literatur-Blatt.

Freytag, den 15. August 1828.

Vermischte Schriften.

Annales du Zoophylisme ou lettres à MM. les redacteurs du journal de Genève sur l'adoucissement du sort des animaux. 1, 2 et 3me Livraisons. Genève chez Dumont. 1827. 112 pag. 8.

Menschenfreundliche Gesinnungen und tiefes Gefühl für alles, was einem lebenden Wesen Schmerz oder Nachtheil verursachen kann, muß unter jeder Form und unter allen Umständen diejenigen ansprechen und erfreuen, deren Herz den Empfindungen zarter Menschlichkeit nicht verschlossen ist; darum wird sich der Leser durch den Hauptinhalt dieser Blätter befriedigt, und manches darin ausgesprochen finden, was in dem täglichen Leben unangenehm und störend auffällt, was ohne Aufhören das Ohr, den Blick und den Sinn so vieler Menschen beleidigt, und dem wirklich die oft und viel gepriesene Humanität unserer Zeiten schon lange abhelfend hätte entgegen treten sollen. Der Verfasser dieser Schrift, Herr Dumont, beklagt die Grausamkeit, mit der häusliche und andere Thiere von denjenigen behandelt werden, die, ihrem Berufe gemäß, am meisten mit denselben in Berührung stehen, und er schlägt mehrere Wege vor, auf welchen diesem Uebel entgegen gearbeitet werden möchte. Wenn er von den Schlachthäusern spricht, die mitten in Städten und Dörfern unverhüllt jeden Vorübergehenden durch Anblick und Geruch anekeln, und, wie er mit vieler Richtigkeit bemerkt, der heranwachsenden Jugend Scenen gleichgültig und gewöhnlich machen, deren unverwehrtes Anschauen mehr, als man glaubt, auf Herz und Kopf der Kinder nachtheiligen Eindruck machen; wenn er mit Abscheu der Unmenschlichkeit erwähnt, mit welcher oft die Thiere, namentlich die Kälber, unter den fortwährenden Bissen wilder Hunde, und den Stößen und Schlägen erbarmenloser Schlächter an den Ort ihrer Bestimmung geschleppt, und dort nicht auf die möglichst leichte Art, sondern oft mit langsamen Martern zu Tode gequält werden; wenn er der Pferde erwähnt, denen durch die Industrie der Menschen jährlich ihre Lasten vermehrt werden, und die man oft vor dem ungeheuer beladenen Wagen niedersinken sieht; um durch die Peitschenhiebe gewissenloser Führer aufgejagt zu werden; wenn er der Qualen gedenkt, zu dem Mastthiere, sonderheitlich auch Gänse, deren Leber eine übermäßige Größe gewinnen soll, verurtheilt sind, und auch einen mitleidigen Blick auf unglückliche Insekten, auf bejammernswerthe Thiere wirft, die in langsamen, gräßlichen Martern dahin sterben müssen, um die Wißbegierde, oder oft nur die tadelnswerthe Neugierde der Menschen und ihre Liebhabereyen zu befriedigen, so wird es gewiß wenige Herzen geben, die nicht im Einklang mit ihm fühlen und vereint mit ihm wünschen sollten: weise Gesetze und Verordnungen möchten diesen Mißbräuchen ein Ende machen. Mancher wird auch die Wahrheit der Behauptung des Verfassers empfinden, daß, wenn man den Thieren auch kein Bewußtseyn und keine Denkkraft zugestehen könne, dennoch auch sie, vernünftigen Voraussetzungen gemäß, der höheren Vollendung entgegen schreiten, und wahrscheinlich in anderer Gestalt allmählig der belebende Funke veredelt werde; sollte dieses aber auch geläugnet werden, so ist doch den Thieren, auch den kleinsten, die Empfindung des Schmerzes nicht abzusprechen, ja, Niemand vermag zu entscheiden, ob dieser Schmerz nicht lebhafter und durchdringender wird, je feiner und zarter die Fasern sind, die wir achtungslos verletzen, und darum möchte wohl auch die Frage begründet seyn: ob der Mensch sich berechtigt glauben könne, muthwillig, ohne Noth, ohne Bedürfniß, das thierische Leben nicht nur zu zerstören, sondern dabey keine Rücksicht auf den mehr oder minder erregten Schmerz zu nehmen? Wenn aber in allen diesen Dingen des Verfassers Meynung und Ansicht als übereinstimmend mit menschlichem Gefühl und jeder zarten Bewegung einer, gegen alle Geschöpfe liebevollen Seele erscheint, so dürfte hinwieder das Uebermaaß der Empfindung störend auffallen, mit welchem er nicht nur bezeugt: seit zwanzig Jahren kein Insekt, geschweige denn ein größeres Thier verletzt oder getödtet zu haben, sondern es auch schmerzlich bereut, daß in jüngeren Jahren ein Vogel durch

Digitized by Google

seine Schuld verwundet wurde. Wie müßte und wie würde denn der arme Mensch sein Leben fristen und vor den größten Unannehmlichkeiten bewahren, wenn ihm nicht erlaubt wäre sich überläſtiger Feinde in Thiersgestalt zu entledigen, und sich gegen Anfechtungen sicher zu stellen, denen man schwerlich mit „Sanftmuth“ und „Ehrfurcht“ begegnen könnte? Würden nicht die Grundsätze, die ein allzu mitleidiger Sinn hier aufstellt, indem er die Worte der heiligen zehn Gebote: „Du sollst nicht tödten!“ auch auf die Thiere anwendet, uns bald in den Fall setzen an ihrer Statt verspeist zu werden? Eben so wenig möchte sein, zwar nur halbausgesprochener Glaube Theilnehmer finden, welchem gemäß die frühere Anbetung der Thiere bey den Egyptern und andern Völkern der Vorzeit, und der noch bestehenden Verehrung vieler heydnischer Nationen, die das höchste Wesen in Thiersgestalt anbeten, eine in geistiger Hinsicht höhere Vollkommenheitsstufe dem Thiere anweisen soll.

Es würde zu weit führen, wenn wir hier auch noch Hr. Dumonts Meynungen in Hinsicht auf die Behandlung der Verbrecher, welche er mit der Menschlichkeit gegen Thiere in enger Verbindung glaubt, erörtern, sie bestreiten, oder ihnen Beyfall schenken wollten. Nur sey es erlaubt seinem Wunsche beyzustimmen: daß Heimathlose, und besonders die Kinder unter diesen, nicht so schonungslos aus der menschlichen Gesellschaft gestoßen, und politische Vergehungen, die nicht dem Mangel an Moralität, sondern dem jeweiligen Zeitgeiste zuzuschreiben sind, minder strenge bestraft werden möchten. Doch ist auch gewiß, daß die Schwierigkeiten, welche diesen beyden Forderungen entgegen stehen, klar vor dem hellen Blicke der Vernunft liegen, so wie die Abschaffung der Todesstrafe, welche er ebenfalls verlangt, unverkennbare Nachtheile mit sich führen dürfte.

Ungern vermißt man übrigens in dieser, in mancher Hinsicht schätzenswerthen Schrift einen Umstand, der wohl da als sündhafte Uebertreibung hätte angedeutet werden können, wo mit so vieler Energie und Liebe für das Wohl der Thiere gesprochen wird. Handelt der Mensch unstreitig unrecht, wenn er einem Thiere, welcher Art es sey, unnützen Schmerz verursacht, gehört diese Handlung unter diejenigen, welche er einst zu verantworten haben wird, so möchte es doch eben so wenig in dem Willen des Schöpfers, als in der Bestimmung seiner Geschöpfe liegen, daß so oft den Hausthieren jeder Gattung eine frevelhafte Zuneigung gewidmet wird. Selbst gute und verständige Menschen sind von dieser Schwachheit nicht frey, und es muß wahrlich ein denkendes Gemüth empören, wenn an Hunde und Katzen Benennungen und Liebkosungen verschwendet werden, zu welcher doch nur das vernünftige Geschöpf berechtigt ist, und wenn das geliebte und verwöhnte Hausthier in weichen, warmen Betten liegt, und mit Leckerbissen übersättigt wird, indessen so manches arme, frierende und hungernde Kind hülflos schmachtet.

Möchte des Verfassers menschenfreundlicher Sinn in diesem, nur zu wirklichen und häufigen Mißbrauche den Stoff zu einem folgenden Hefte seiner fortzusetzenden Zeitschrift schöpfen, und damit jedes Wesen nach seinem intellektuellen Werth an die ihm gebührende Stelle versetzen.

Ein Beytrag zur Bitte: Helft doch den Heimathlosen! Zum Besten derselben. Aarau, Druck und Verlag von J. J. Christen. 1828. 40 S. 8.

Ein katholischer Geistlicher, Herr Probst von Solothurn, vormals Religionslehrer in der Fellenbergschen Anstalt zu Hofwyl, wendet sich in vorliegender Schrift an die schweizerische gemeinnützige Gesellschaft und legt ihr den Plan vor, wie durch ihr Ansehen und ihren Einfluß das schweizerische Publikum bewogen werden möchte, dem grausamen und der Schweiz zur Unehre gereichenden Zustand der Heimathlosigkeit einer großen Anzahl von Familien und Individuen ein Ende zu machen, die ohne Wohnsitz, von Polizeybehörden gleich wilden Thieren gejagt und verfolgt, an aller Ansiedlung, die erstes Beding von nützlichem Fleiß und Thätigkeit seyn muß, gehindert, der Verzweiflung preisgegeben und zu Verbrechen gleichsam genöthigt werden. Man vernimmt, daß aus eigner und aus mehrfacher äußerer Anregung die schweizerische Gesellschaft den Gegenstand wirklich an die Hand genommen hat und sich denselben zur angelegenen Sorge machen will.

Historische Literatur.

Dr. Martin Luthers Briefe, Sendschreiben und Bedenken, vollständig aus den verschiedenen Ausgaben seiner Werke und Briefe, aus andern Büchern und nach unbenützten Quellen gesammelt, kritisch und historisch bearbeitet von Dr. Wilhelm Martin Leberecht de Wette, Professor der Theologie zu Basel. Erster Theil. Berlin, bey J. G. Reimer, 1825. Zweyter Theil, ebendaselbst, 1826. Dritter Theil, ebendaselbst, 1827.

Die Unternehmung einer vollständigen und umfassenden Herausgabe alles Briefliehen, was die Nachwelt von

Digitized by Google

dem großen Reformator beſizt, iſt höchſt verdienſtlich. Und aus welchen Händen möchte das Vaterland dieſe Gabe lieber empfangen, als aus denen eines Mannes, der mit umfaſſender Gelehrſamkeit kritiſchen Geiſt verbindet, wie Herr Profeſſor de Wette? Er hat die Sammlung mit mehr als hundert bisher ungedruckten Briefen Luthers bereichert. Von den Sendſchreiben und Bedenken hat er jedoch nur die kleineren und die noch nicht gedruckten mitgetheilt, wiewohl an ihrer Stelle den Inhalt auch der größeren angegeben. Alles iſt ſo viel möglich aus den älteſten Quellen entnommen und allenthalben die Grundſprache der Briefe, auf welche die bisherigen Herausgeber keinen Werth gelegt hatten, wiederhergeſtellt. Auch der Text iſt mit der größten Genauigkeit zu ſeiner urſprünglichen Geſtalt zurückgeführt, außer da, wo dem Herausgeber die erſten Quellen nicht zu Gebote ſtanden. Durch die chronologiſche Anordnung aber des Ganzen iſt ein Tagebuch des Lebens Luthers entſtanden, das ſeine Abtheilungen in den großen Ereigniſſen ſeines äußeren Schickſals findet. So enthält der erſte Theil die Briefe Luthers aus dem Zeitraume vor dem Anſchlag der Streitſätze und von da bis zu Luthers Aufenthalt auf Wartburg. Der zweyte Theil gibt die ferneren Briefe bis zu ſeiner Verheyrathung; der dritte bis zu ſeinem Aufenthalte auf dem Coburger Schloſſe während des Reichstags zu Augsburg; und ſo ſoll ſich in acht Bänden das ganze Werk vollenden. Jedem Theile iſt eine auf deſſen Inhalt ſich beziehende Chronik des Lebens und namentlich der ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit Luthers vorangeſtellt.

Welch ein lebendiges und treues Bild hat uns Luther, der Mann voll Kraft und Geiſt, in dieſen ſeinen Briefen hinterlaſſen! In den vertrauten Eröffnungen des Herzens an ſeine Freunde ſpiegelt ſich ſein innerſtes Weſen ab. Vorzüglich weht durch Alles der fromme, gottergebene Sinn, ohne welchen der Bergmannsſohn jenes Feuer der Begeiſterung für eine große Sache nicht hätte empfangen, und der Vorgänger einer gewaltigen Veränderung im religiöſen, kirchlichen und politiſchen Leben des mittleren und des nördlichen Europa nicht hätte werden können. Aus Allem leuchtet zugleich der reine Wille, der kräftige Muth, das unerſchrockene, unbeugſame Trachten nach ſeinem Ziele hervor, geſtüzt auf kindliche Demuth und feſtes Gottvertrauen, wie dies namentlich in ſeinem Schreiben an den Churfürſten, welcher ihn ferner nicht mehr ſchüzen zu können beſorgte, ausgedrückt iſt. Und damit iſt eine unverſtellte Wahrheitsliebe, eine oft derbe Freymüthigkeit verbunden, deren heftige Ausbrüche der biedere Mann öfters bereute, ohne jedoch den Inhalt des Geſagten zurückzunehmen; eine Freymüthigkeit, die nicht blos den aufrühreriſchen Bauern und tobenden Sakramentirern, ſondern auch den fürſtlichen Häuptern eines Königes Heinrich VIII., eines Herzogs Georg von Sachſen, nicht nur dem in der Abendmahlslehre von ihm abweichenden Zwingli, ſondern vornämlich den Biſchöffen und dem Papſte galt.

Aus vielen dieſer Briefe, beſonders des zweyten Bandes, erkennt man das unermüdete Beſtreben Luthers, in den Sinn der heil. Schrift einzudringen und eine vollſtändige und richtige Ueberſetzung des Buches, in welchem er das Fundament alles chriſtlichen Glaubens und Lebens verehren lernte und lehrte, zu Stande zu bringen. Er korreſpondirte mit Spalatin und Anderen über die Bedeutung einzelner ſchwierigen Stellen und Wörter namentlich des hebräiſchen Theils der heiligen Urkunden, und meldete von Zeit zu Zeit ſeinen Freunden mit merklicher Freude, wie weit er in dem Werke der Bibelüberſetzung vorangerückt ſey.

Die an alle Seiten und Enden der vielfach bewegten Welt gerichteten Briefe beurkunden aufs deutlichſte die vielſeitige Thätigkeit Luthers, und wie er die Seele der meiſten Ereigniſſe jener Zeit im proteſtantiſch gewordenen Deutſchland geweſen. In Sachſen, Preußen, Schwaben, Franken u. ſ. w. waren die Freunde und Beförderer ſeiner Lehre verſtreut, denen er Ermunterungen zu geben, auf erhaltene Fragen und vorgeſtellte Bedenklichkeiten Antwort, Rath und Auskunft zu ertheilen hatte. Und Allen zeigt er ſich mit gleichem Ernſt und Allen hält er ein Ziel, eine Beſtimmung, das Ziel ſeiner eigenen Wünſche, die Beſtimmung ſeines eigenen Lebens, unveränderlich vor, und ſucht durch Empfehlungsſchreiben, die er armen Studenten und Handwerkern, vertriebenen Predigern, entflohenen Mönchen und Nonnen mitgibt, dem Sinn der Liebe und ächtpraktiſchen Chriſtenthums unter ſeinen Glaubensgenoſſen Gegenſtand und Nahrung zu verſchaffen. Dabey bleibt er ſelbſt unter allem Ruhme beſcheiden, bey allem Fortſchritt ſeiner Angelegenheiten, aller Gunſt der Hohen uneigennüzig, wie denn Lezteres namentlich in einem Briefe an den Kurfürſten Johannes alſo hervortritt (III. Theil. S. 495):

„Gnad und Friede in Chriſto. Durchlauchtigſter, Hochgeborner Fürſt, gnädigſter Herr! Ich hab lang verzogen, E. K. F. G. zu danken für die geſchickte und geſchenkte Kleider und Gewand. Aber ich will E. K. F. G. unterthäniglich bitten, E. K. F. G. wollten nicht glauben denen, ſo da mich dargeben, als hab ich Mangel. Ich hab leider mehr, ſonderlich von E. K. F. G., denn ich im Gewiſſen vertragen kann; mir gebührt auch, als einem Prediger, nicht Ueberfluß zu haben, begehr es auch nicht.“

„Darumb ich auch E. K. F. G. allzumilde und gnädige Gunſt alſo ſpür, daß ich mich gleich fürchte; denn

Digitized by Google

ich ja nicht gern die in diesem Leben wollte mit denen erfunden werden, zu welchen Christus spricht: Wehe euch Reichen, ihr habt euren Lohn dahin (Luc. 6, 24). Zudem auch, weltlich zu reden, wollte ich auch nicht gerne E. K. F. G. beschwerlich seyn, als der ich weiß, daß E. K. F. G. des Gebens so viel hat, daß sie freylich zu solchem Stand nichts übrig haben mögen; denn zu viel zerreißt den Sack."

„Demnach, wiewohl es zu viel wäre gewest an dem lebersarben Tuch; auf daß ich aber E. K. F. G. dankbar sey, will ich auch E. K. F. G. zu Ehren den schwarzen Rock tragen, wiewohl er mir doch ja zu köstlich ist, und wo es nicht E. K. F. G. Geschenk wäre, ich nimermehr solchen Rock tragen könnte."

„Bitte derhalben, E. K. F. G. wollten harren, bis ich selber Klag und Bitte, auf daß ich durch solch Zuvorkomen E. K. F. G. nicht scheu werde, für andere zu Bitten, die viel würdiger sind solcher Gnaden. Denn E. K. F. G. thut mir ohn das zu viel. Christus wird und soll es gnädiglich und reichlich erstatten: das bitte ich von Herzen, Amen. Den 17. August 1529.

E. K. F. G.

unterthaner

Martinus Luther."

Eben so ist der Blick in Luthers Familienleben erfreulich und wohlthuend, weil seine hier gegen Vater, Gattin, Kinder und Hausfreunde sich aussprechende zarte Herzlichkeit mit dem Barschen und Rauhen, das seinem öffentlichen Handeln nicht selten anklebte, versöhnt. Hierüber versprechen wir uns aber noch Mehreres und Umfassenderes in den Briefen aus spätern Perioden seines Lebens, obwohl das Freundliche, was im engeren Kreise des Reformators sich eröffnet, durch seine leidenschaftliche Handlungsweise gegen die andersdenken Schweizer getrübt werden muß.

Dem ersten Theile ist ein Bildniß Luthers nach Lukas Kranach beygegeben, den beyden anderen Theilen sind Faksimiles von Luthers Handschrift angehangt.

Nordamerikanische Literatur.

Die schon früher angekündigte Geschichte der griechischen Revolution von Dr. Howes, der lange als Agent des hiesigen Griechenvereins in Griechenland war, wird wahrscheinlich in einigen Tagen erscheinen.

In der ersten Nummer der Transactions of the Philosophical Lousky in Philadelphia ist eine Abhandlung von Herrn Lea, Buchhändler in Philadelphia, über drey neue Arten Muscheln vom Ohio. Ohne im mindesten ein Urtheil über den Werth der Abhandlung zu haben, sandten wir 2 Exemplare an Gelehrte in Deutschland, und es würde uns sehr freuen, wenn sie tüchtig gefunden würden.

Die letzte Nummer der North American Review, die in ihrem Aeußern an Papier und Druck keiner englischen etwas nachgibt, zeichnet sich auch an Gehalt aus. Ueber den ersten Artikel finden wir sogleich den Titel: Denkwürdigkeiten meiner Zeit ꝛc. von Dohm. Der folgende Artikel ist über die Theilung Polens, und eben so schließt das Werk mit der Review eines deutschen Werkes „Bericht über die naturhistorischen Reisen der Herren Ehrenberg und Hemprich ꝛc., Gelesen in der Akademie der Wissenschaft zu Berlin von Alexander von Humboldt. Ferner findet sich ein sehr tüchtiger und gelehrter Artikel über den gesetzlichen Zustand der Frauen, in welchem der Schreiber gründliche Kenntnisse des Alterthums zeigt. Die andern Artikel sind über den Bau der indianischen Sprachen, Hope Leslie oder frühere Zeit in Massachusetts, die nordöstlichen Gränzen, den ewigen Haderapfel zwischen Canada und den V. St., Revolution in Paraguay, Florida (ein guter Artikel) Duellren, Captain Halls Reise nach den östlichen Seen.

Eine Zeitung gab neulich lange Auszüge aus Tiecks dramaturgischen Blättern (was Sonderbar genug gedeutet war „Aus Tiecks dramaturgischen Blaettern"). Man lobte unseren Verfasser sehr, und versuchte dem Publikum Beyspiele zu geben, wie tief die Deutschen alles auffaßten; und wie Tieck so vertraut mit Charakteren Shakespeares wäre, als hätte er mit Ihnen allen lange gelebt. Der Amerikaner that den begründeten Ausspruch, daß es die Frage sey, ob ein lebender Engländer so viel von Shakespeare verstehe, als Tieck und Schlegel, durch welche, wie vollkommen richtig gesagt ward, Shakespeare im deutschen Volke ein Nationaldichter ward. Wir gestehen, daß es uns Freude gewährte, hier in der Neuen Welt unsere Männer vom jungen Volke anerkannt zu finden.

Neuyork, April 1828.

Digitized by Google

No. 67.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 19. August 1828.

Dichtkunst.

1) Das Rheinthal, eine Reiseidylle in sechs Gesängen von G. E. Braun. Mainz 1828, bey Joseph Steng. VIII und 280 S. 8.

2) Neue Gedichte von Joh. Gerh. Distling. Frankfurt a. M. bey P. H. Guilhauman 1826. 149 S. 8.

3) Die Volkssagen des Rheinlandes, in Romanzen und Balladen von Karl Geib. Erstes Bändchen mit 21 Kupfern. Heidelberg. Im Verlag von J. Engelmann. 1828. 168 S. 8.

Der erste der rheinischen Dichter, deren Erzeugnisse wir hier zusammenfassen, ist schon durch mehrfache Dichtungen in epischer Form bekannt. Er gibt uns in dieser Fortsetzung seiner „Rheinfahrt“ eine Reiseidylle, die diesen Namen nicht umsonst führt. Zwar, in der Geschichte, welche diesen idyllischen Schilderungen von Gegenden und Menschen zum Bindungsmittel dient, hat der Verfasser der Zeit gehuldigt, die noch immer nach halb historischen, halb romanhaften Begebenheiten gelüstet, und mit dem, was sich täglich ereignen kann, selbst in einer Idylle nicht zufrieden seyn würde. Daher genügt es auch unserem Dichter nicht, seinen Freund und die redliche, interessante Försterefamilie des Drudwalds, die um einen edeln, verunglückten Vater trauert, durch eine abenteuerlose Wasserreise das Rheinthal zwischen Bingen und Coblenz entlang zu zerstreuen (S. 1—47) und dort gewöhnliche, heitere und bunte Gesellschaft finden zu lassen (S. 47—58); es muß auch noch ein blinder Spielmann, ein ehrwürdiger Greis, von einer herrlichen Jungfrau, seiner Pflegetochter geleitet, ins Schiff, und ein nicht minder idealer Jüngling, der schnell in Liebe zu Jener entzündet wird. Gegen den Schluß des Gedichtes gibt sich jener Oedipus als einen gebildeten, vom Revolutionskriege nach Chios verschlagenen Druckerherrn aus Mainz zu erkennen, seine Antigone ist eine Griechin aus Chios, und der Jüngling, der in Liebe um sie wirbt, findet in jenem blinden Greis seinen Vater wieder. Wer aber aus dieser fabelhaften Erfindung auf ein Alltagsgedicht schließen wollte, der würde sich sehr irren. Dieser Romanenstoff ist vielmehr nur der Träger ausgezeichneter Naturschilderungen, voll von Leben, Poesie und einem rührenden, einfachen Sinn für das Ueberirdische, das der Natur zum Grunde liegt, und von Charaktergemälden, die vielleicht ohne Goethe's Hermann und Dorothea nicht so gezeichnet worden wären, die aber doch ihr selbstständiges Leben haben.

Zu jenen rechnen wir besonders die Schilderung der Rhein-Ueberschwemmung S. 25—34, die des Sonnenaufgangs S. 42 ff., der Dampfschiffahrt S. 72, Asmannhausens S. 78, das kräftig-idyllische beatus-ille S. 82—91; lauter Beschreibungen, die, so lang sie zum Theile sind, nie ermüden, und durch das Schöne, das sie uns in den steten Wellen der Bewegung zu zeigen verstehen, wie durch die glückliche Mischung von Bild, Gefühl und Gedanken, den ächten Dichter beurkunden. Nur eine kurze Stelle als Beleg, die zugleich für die sorgfältige Behandlung der Sprache und des Versbaues zeugen mag:

„Wenig nur weiter geschifft, da sprang aus dem warmen Verstecke
Asmannshausen hervor, und begrüßte die Kommenden freundlich.
Fränkisches Feuer vermählt sich mit deutscher Kraft in des Berges
Friedlichem Schoos, und es quillt aus des Felsens geöffneten Adern
Glutenverbergender Nektar hervor. Wie sich einst des Olympus
Vater in goldene Tropfen verwandelte, über der Schönheit
Blühende Flur sich zu senken: so steigt auch der Zweifachgeborne
Oft goldträufelnd zur Erd' im Regen des Mai's und befruchtet
Hier, und wo er nur liebt, die Rebengebirg' und ein starker
Heldenbezwinger erwächst, ein Glutgeist, seiner Umarmung.
Klemenskirche, du stehst einsam in der Felsenverödung.
Wie in der kälteren Zeit die Frömmigkeit steht und die Liebe.
Rynsteins doppelte Burg, Sanct und die Wohnung der Falken

Digitized by Google

Sanken in Schutt, denn der Adler, auf Habsburgs Höhen erwachsen,
Stürzte mit rächender Kraft auf die Nester: „Ein König beschützt nicht
Räuber!“ so sprach er, ich hab' es aufs Wort geschworen, ihr Urtheil
Steht. — Sie sollen den ehrlichen Tod des Schwertes nicht sterben!“ —
So ward Räubern bezahlt, denn seines Wortes gedächtig War Rudolphus, sein Ja war Ja, gerechtig, sein Nein war Nein, vollträftig; mit Mund und Grund einträchtig hob er so
Ruhig und friedsam in sich, aus dem Chaos das Recht und die Ordnung.“

Sehr schön ist die Sage vom Lurley-Felsen behandelt und darein die Naturbeschreibung verflochten. S. 182—187.

Von Charakterschilderungen hebt sich durch besondere Wahrheit und Lebendigkeit die fast durch das ganze Buch laufende des lustigen, weinliebenden, rheinischen Pfarrers hervor, den man fast für Porträt halten sollte, und der nie zur Karrikatur wird; wir bedauern von seinem Mutterwitze des Raumes halber nicht wenigstens die schönste Probe S. 96 ff. auftischen zu können.

Auch der dicke Holländer, Herr Lorenz S. 59 ff., der nordische Belletrist und Reisebeschreiber, der gar übel wegkommt, S. 48 ff., der hungrige Landschaftsmaler mit seiner Familie S. 55, der rohe Student S. 76 ff., und der derbe, tüchtige Steuermann S. 75 ff. sind durchweg gut geschildert, und die obengenannten idealen Gestalten versöhnen uns mit der allzuromantischen Geschichte durch die wirklich edle Haltung, die der Dichter ihnen zu geben wußte. Nachdem die fromme Schönheit des Griechenmädchens mit wenigen Pinselstrichen gezeichnet worden (S. 61. V. 251—262), erzählt der Verf., wie sie einen fremden Knaben auf den Arm nimmt, der ihr „mit kindisch üppiger Lust in den Locken spielt und sich ihr fest um den Hals klammert.

. . . . . sie wußte das Tuch um den Busen
Oft mit erröthender Scheu zurecht sich legen, der Jugend Blüthe zu decken, die athmend sich unter dem röthlichen Mieder
Hob und senkte . . . . .

Dem Freunde

Schien das lieblose Mädchen ein Bild der himmlischen Mutter,
Wie sie in hoher Entzückung der kindlich geöffneten Seele Raphael sah, und die Meister der frömmeren Zeiten: der Jungfrau
Reizende Mütterlichkeit, dies wunderbarlich Verschlungne. Hier war beydes vereint in der schönsten der Frauen; die Liebe,
Welche sich selber vergißt und ihr seligstes Glück in dem Kinde
Still nur genießt, und die Reinheit, die spricht: „dein bin ich, des Herrn Magd!“

So schöne Stellen könnten wir zu Dutzenden abschreiben. Der Verfasser erscheint im Ganzen seiner Dichtung, wie eine fruchtbare Rebe seines herrlichen Landes, die ihre üppigen Ranken nach allen Seiten ausdehnt, und Zweig an Zweig schwellende Früchte zwischen einer Fülle wohlgestalter Blätter schauen läßt. Auf einer Rheinreise wird sein Buch die nothwendige Trockenheit der Reisehandbücher sehr wohlthätig ergänzen.

Die Schrift Nr. 2. enthält ebenfalls eine Rheinfahrt S. 115, der wir, um die Leser mit ihrem Geiste bekannt zu machen, folgende Stelle entheben:

„Der Mäuseturm steht hier noch, ein Exempel
Der Strafe böser That;
Und schimmernd bild't des Niederwaldes Tempel
Der Tugend steilen Pfad.

Und Klippen drohn, und Strom und Wellen brausen
Vereint in wildem Chor;
Bald wendet sich der Rhein, und Aßmannshausen
Tritt aus der Schlucht hervor.

. . . . . .

Bald zeigt sich Bacharach zur Linken,
Wo Land die Pfalz im Rhein;
Man sieht von Höh'n bis weiten Fehder blinken.
Sonst nichts, als Wein und Wein.“ u. s. w.

Unter den übrigen Gedichten zeichnen sich die gereimten Paraphrasen Horazischer Oden einigermaßen aus. — Den Beweis, daß der verewigte Kaiser Alexander jetzt im Himmel „herrsche“ (S. 105), hat der Dichter noch zu führen. Uebrigens trägt auch diese Gedichtsammlung den Stempel redlicher, ehrenwerther Gesinnung.

Auch aus den Volkssagen des Rheinlandes (Nr. 3), die von der Verlagshandlung aufs glänzendste ausgestattet erscheinen, geben wir dem Leser eine Probe, die nicht besonders herausgesucht ist (S. 46):

„Ein Ritter von dem linken Strand,
Der kürzlich heimgekehret
Vom Streit im Castilianerland,
Wo er sich kühn bewähret,
Entglüht', als er das Fräulein sah;
Und auch die holde Gisela
Vergaß im reinsten Triebe
Des edlen Alberts Liebe.

O Schmerz! als nun mit trübem Blick
Der Vater ihr verkündet,
Daß sie entsage jenem Glück,
Weil ein Gelübd' ihn bindet;
Zu Füßen fällt sie ihm, und spricht:
Dies will des Höchsten Güte nicht;
Er hat mich dir gegeben
Zum häuslich-frommen Leben.“ u. s. w.

Der Verf. scheint zu diesem Tone, der fast durch das ganze Büchlein herrscht, besonders durch die irrige

Digitized by Google

Ansicht verleitet worden zu seyn, daß Romanze und Ballade nichts Anderes heiße, als gereimte Erzählung einer Begebenheit von ihrem Anfange bis zum Ende, daher denn auch sehr viele dieser Gedichte über 40 Strophen enthalten. An Ahnungen des Besseren fehlt es jedoch nicht, und die Strophen 28—34 der aus acht und dreyßig Strophen bestehenden Erzählung „die Jungfrau vom Lurley“ würden eine für sich bestehende Romanze bilden. Die Stoffe sind übrigens der Art, daß der Leser gern mit ihnen bekannt werden wird. Da ein zweytes Bändchen versprochen ist, so glaubte Ref. mit seinem Tadel nicht zurückhalten zu dürfen, da er nach diesen Proben einerseits überzeugt ist, daß Herr Geib nie ein ausgezeichneter Romanzendichter werden wird, anderseits aber doch, daß er, auf einen richtigern Weg geleitet, Besseres leisten kann, als das Vorliegende.

Reiseliteratur.

Spaziergang durch Kalabrien und Apulien, von Justus Tommasini. Konstanz, bey W. Wallis. 1828. 301 S. 8.

So wie in allen Zweigen des Wissens, der Kunst, und der Phantasiegebilde die Leser jeder Klasse eine immer größere Auswahl treffen können, so vermehren sich auch die Reisebeschreibungen aller Art, besonders aber die von Italien mit jedem Jahre bedeutend, ohne darum immer befriedigend zu seyn, und mancher von denjenigen, welche die Ankündigung dieses Werkleins erblicken werden, möchten vielleicht ausrufen: *toujours perdrix*, oder besser gesagt: immer Reisen in das Land, wo die Orangen blühn. Nicht nur aber besaßt Herrn Tommasinis *) Ausflug eine Gegend jenes Landes, die noch wenig bekannt und dennoch um der Eigenthümlichkeit ihrer Natur und ihrer Einwohner willen sehr interessant ist, sondern seine Schilderungen haben auch alle Vorzüge, welche die meisten der neuern Reisebeschreibungen entbehren. Die Erzählung, mit der ganzen traulichen Offenheit der Freundschaft an einen Freund gerichtet, ist weder weitschweifig noch langweilig, noch dürfte sie den ungelehrten Lesern, deren Menge denn doch ungleich größer ist als die der Gelehrten, durch immer wiederkehrende, in unverständlichen Hieroglyphen sich häufende, geognostische, botanische u. s. w. Bemerkungen lästig fallen. Sie berührt allerdings auch diese an sich interessanten Wissenschaften, und gibt Kunde von manchem, was dem Freunde derselben angenehm seyn kann; allein es wird um deswillen nichts übergangen, was eine Reisebeschreibung so angenehm macht, und auch die abstraktesten Abhandlungen zu würzen vermag. Betrachtungen über die Menschen und den Grad ihrer Kultur, kleine Reiseabenteuer, die, wenn auch an sich unbedeutend, dennoch ein helles Licht auf das Land und seine Bewohner werfen. Nachrichten über Sitten und Gebräuche, über längst zerfallene Städte und berühmte Tempel, deren Namen die Geschichte verehrend nennt, und von denen nur noch unbedeutende Spuren aufgefunden werden, mit der Beschreibung der, in spätern Zeiten erbauten Wohnungen der halbwilden Bewohner des Landes wechselnd, alles läßt den Leser in angenehmer Befriedigung Blatt nach Blatt umwenden, und das Bedauern, daß man schon am Ende derselben sey, muß dem Verfasser als das genügendste Lob erscheinen. — In nicht völlig zwey Monaten beginnt und beendigt er seinen Spaziergang durch die Provinzen Basilikata, Calabria citra, Calabria ultra und einem Theil von Apulien, überall mit Hindernissen kämpfend, die theils durch die Rohheit der Einwohner, theils durch die Unwegsamkeit der Straßen, denen es überall an Gräben gebricht, herrühren, und er wird am Ende seiner Reise in Lecce noch auf die widerrechtlichste Weise gefangen genommen, und mit Gensdarmen von einem Orte zum andern transportirt, bis er endlich einem vernünftigen Richter findet, der ihm die Möglichkeit verschafft nach Neapel zurückzukehren. Salerno, Pästum, Eboli, Rotunda, Laurea, Castrovillari, Cosenza, Nicastro, Montoleon, Reggio, Cotrone, Tarent und Lecce sind die ausgezeichnetsten Orte, die er berührt; sein Urtheil über das Gesehene erscheint ganz einfach und unparteyisch, und seine Ansichten über die Lage, in welcher sich die Kalabresen befinden, muß jedem verständigen Leser als richtig auffallen. — Zwar nicht durch eigne Erfahrung, da er unbekandt seinen Weg vollendete, aber durch alles, was er sah und hörte, fand er den Ruf der Kalabresen hinsichtlich der Räubereyen, welche sie verüben, begründet. Wie es scheint, werden solche Verabungen oft nicht einmal durch die Noth herbeygeführt, sondern blos als ein Beinstigungsmittel angesehen. So erzählt Tommasini bey Betretung einer einsamen Gegend in der Provinz Basilikata, wo ein Gensdarmes-Posten steht, fünf Köpfe auf Pfeilern aufgerichtet gefunden zu haben: „Die fünf Köpfe sind erst vor drey Jahren aufgepflanzt worden, und gehören wohlhabenden, in Vissiniano, einer nicht unbeträchtlichen Stadt, ansässigen Leuten zu, die einmal beym Weine, gleichsam zum Spaß, den Entschluß faßten, den Preccaccio zu plündern.“ — Von der öffentlichen Sicherheit in Kalabrien gibt dies einigermaßen einen Begriff; von der Unbarmherzigkeit gegen alle Arten von Thiere, von der, jede Vorstellung übertreffende Unreinlichkeit der Einwohner in Kleidung und Speise, von der Neugierde, mit welcher die-

*) Unter diesem angenommenen Namen schrieb der Verfasser früherhin seine „Briefe aus Sizilien. (Berlin 1825.)“

Digitized by Google

selben den einsamen Fußgänger bestürmen, kann man sich nur dann eine richtige Idee bilden, wenn man Tommasinis Schilderungen selbst liest. Der Charakter des Landes, besonders in den Gebirgen, ist meist wild und öde, und über Pästum hinaus fängt die Rohheit der Einwohner an mit der Natur gleichen Schritt zu halten; doch zeigen die weniger sorgfältig bebauten Bezirke, daß das Land eines unacheuren Ertrags fähig wäre, und daß die üppigste Vegetation die Bemühungen der Menschen lohnen würde. In der Provinz Calabria ultra fand der Reisende alles auffallend schöner, blühender und besser angebaut, so wie auch die Einwohner, freundlicher, etwas gebildeter und durch ihre Neugierde weniger lästig sind. Die Kalabresen sind, seinen Bemerkungen zu Folge, in ihrem eigenen Lande von denjenigen ihrer Mitbürger verachtet, die nur einmal ihre Gränze überschritten haben; denn die, welche in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit geblieben sind, können in vielen Beziehungen eine wahrhaft wilde Nation genannt werden. Besser aber als durch jeden Ausspruch wird das Resultat von Tommasinis Beobachtungen durch seine eigenen Worte bezeichnet, mit denen er seine Beschreibung endigt: „Soll ich dir nun aber zum Schlusse noch einige allgemeine Bemerkungen über Kalabrien und meine Reise in diesem Lande hinzufügen, so sage ich dir, daß der Spaziergang zwar den weitern nicht so interessant war, als ich mir nach dem Wenigen, welches ich früher von dem Lande gesehen hatte, vorstellte, daß es mir aber doch lieb ist, ihn gemacht zu haben. Das Land selbst ist durch die vielen und hohen Gebirge wild und rauh, aber dennoch einer ungleich größern Kultur fähig, als es jetzt hat. Die blühenden griechischen Staaten von Pästum, Hipponium, Regium, Locris, Kroton, Sybaris u. s. w. sind zwar in den schönsten Gegenden angelegt, nach welchen man die übrigen nicht beurtheilen darf, aber selbst diese letzten, wenn sie auch nicht die überschwenglische Fruchtbarkeit der erstern haben, sind dennoch ergiebig genug an Wein, Oel, Kastanien u. s. w. Selber hat aber Calabrien das Unglück gehabt, von der Eroberung durch die Römer an bis gegen die neueste Zeit hin, fast immer unter schlechter Regierung zu stehen, und so hat denn freylich aller Segen, welchen die Natur hier spendet, nichts helfen können. Römische Prokonsuln sogen das Land aus; Gothen und Griechen kämpften lange um den Besitz; Sarazenen verheerten die Küsten, plünderten und verbrannten die Ortschaften, und nöthigten die Einwohner sich tief ins Gebirge zurückzuziehen, um der Gefahr einer qualvollen Sklaverey zu entgehen: normanische Ritter theilten sich in ihre Eroberung, führten das Feudalsystem ein, und eine Menge Tyrannen mästeten sich mit dem Schweiße ihrer unglücklichen Untergebenen, welche sich vergebens späterhin an die spanischen Satrapen wendeten, die in Neapel herrschten; kurz alles vereinigte sich dazu, Calabrien in die größte Barbarey zu stürzen. So kommt es denn, daß man sich hier in die düstern Zeiten des von Geistlichkeit und Adel so hoch gepriesenen, von den Völkern aber verwünschten Mittelalters versetzt glaubt, wenn man die auf den Spitzen fast unzugänglicher Bergzgipfel gelegenen Ortschaften mit ihren Kastellen in der meistens recht fruchtbaren Gegend liegen sieht, die aber der gedrückte Unterthan nur dürftig bebaut, weil die Frucht seiner Arbeit ihm doch nicht zu Gute kommt; wenn von Sicherheit des Eigenthums, von Handel und Verkehr und Freyheit des Gewerbes kaum eine Spur bemerkt wird; wenn für Aufklärung und Unterricht der Jugend absolut nichts gethan wird; wenn man endlich von allen den Fortschritten, welche das übrige Europa seit vielen Jahrhunderten gemacht hat, auch nicht eine Spur erblickt. Ein, wenn auch freylich nicht hochsinniges, doch kräftiges Volk liegt in Fesseln, und der Einzelne, welcher, im Gefühl der auf ihm lastenden Schmach, in die Kette beißt und sie zu zerbrechen strebt, wird auf die Galeere geschickt. Nur in den unzugänglichen Gebirgen, bey den Räubern, ist noch Freyheit zu finden; und wenn dieselbe auch freylich jetzt zum Schaden der Gesellschaft mißbraucht wird, so ist doch unter diesen Freybeutern gewiß mancher, dem bey andern Umständen Titel und Orden nicht gefehlt haben würden." — Die Kraft und Eindringlichkeit dieses Gemäldes, das so wie das ganze Buch den Stempel der Wahrheit an sich trägt, wird vielleicht manchen Leser dieser Anzeige bewegen, Hrn. Tommasinis empfehlenswerthe Schrift zuliesen, und dann dürfte leicht die und da die Frage entstehen, warum wohl in dem civilisirten Europa ein so schöner Fleck Erde und ein von Grund aus bedürftiger Schlag von Menschen unbeachtet und ungebildet geblieben sey, während jährlich ungeheure Summen verwendet werden, um wilden Völkerstämmen eine Art von Bildung zu geben, die diese von sich werfen, sobald sie sich selbst wieder überlassen sind? — Wer aber würde eine solche Frage genügend beantworten können, und wenn dies geschähe, auf welche Weise sollte den einer so fehlerhaften Organisation Hülfe geleistet werden? — Die Alterthümer, welche der Verf. auf seiner Reise zu sehen Gelegenheit hatte, sind im Ganzen nicht sehr bedeutend, ungeachtet der Menge von klassischen Namen, welche Kalabrien aufzuweisen hat. Die alten Tempel von Pästum sind unter die Vorzüglichsten zu zählen, die, wie er sich ausdrückt, in ihren einfachen und kräftigen Verhältnissen so schön sind, und wie die egyptischen Tempel durch die großartige Ausführung einer einfachen Idee die bedeutendste Wirkung hervorbringen. Es finden sich in dem Spaziergang des Hr. Tommasini sehr viele Schilderungen von einzelnen Gegenden, welche mit Deutlichkeit und gedrängter Kürze gezeichnet sind, ohne aber das Malerische zu besitzen, durch das man zuweilen mit todten Buchstaben dem innern Auge ein lebendiges Gemälde darzustellen vermag. Jedoch ist der Styl rein, die Sprache fast durchgehend fließend und angenehm, seine Erzählungsweise sehr oft launig und jovialisch.

Digitized by Google

N°. 68.

Literatur-Blatt.

Freytag, den 22. August 1828.

Reiseliteratur.

Reise nach dem Südpol in den Jahren 1822 bis 1824. Von Johannes Weddel, Esq. Jena in der Branschen Buchhandlung. 1827.

Im vorigen Jahre (Nr. 60) berichteten wir über die lezte Reise Parrys nach dem Nordpol, und wir müssen darauf hinweisen, da die vorliegende Reise nach dem Südpol gewissermaßen der Pendant zu jener nördlichen Reise ist, und sehr interessante Punkte der Vergleichung darbietet.

Die Reise, von welcher wir hier zu berichten haben, wurde nicht zum Behuf geographischer und naturwissenschaftlicher Entdeckungen, wie die Reisen Parrys, sondern nur zum Behuf des Seehundfanges, und nicht von so wohlausgerüsteten Schiffen, sondern nur von einer Brigg mit 22 und von einem Kutter mit 13 Mann unternommen. Sie segelten von England aus durch das atlantische Meer gerade nach dem Süden, um die ergiebigsten Jagdplätze aufzusuchen, und vermutheten dieselben an einem eingebildeten Continent zwischen und hinter den bereits entdeckten südlichsten Inseln Süd-Georgien, Süd-Schottland und den Falklandinseln. Sie stießen aber auf dieses Festland nicht, und fanden vielmehr, je weiter sie nach Süden vordrangen, desto weniger eine Spur, daß es ein solches geben könne. Jahrszeit und Zufall begünstigten diese kühnen Männer, daß sie weiter als je ein früherer Seefahrer gegen den Südpol vordrangen. Unter allen, die bisher diesen Weg eingeschlagen, war der berühmte Kapitän Cook am weitesten gekommen, nämlich bis zum 71° 10′ südlicher Breite. Weddel aber ist bis zum 71° 15′ vorgedrungen.

Seine Beobachtungen sind von großer Wichtigkeit. Er fand nämlich das Meer, je weiter nach Süden, desto freyer von Eis und hätte auf der spiegelplatten Bahn noch weiter vordringen können, wenn ihn nicht Mangel an Proviant, der herannahende Winter und die Besorgniß vor dem hinter ihm befindlichen Eise zur Rückkehr bewogen hätten. Er hält es für möglich und wahrscheinlich, daß man künftig werde bis auf den Punkt des Südpols schiffen können. Die großen und gefährlichen Eismassen, die bisher den frühern Seefahrern den Weg versperrten, hat er vorzüglich nur unter dem 61sten Grade in der Nähe der Inseln gefunden, und hier auch nur die größte Kälte. Weiter gegen Süden aber, unter dem 71sten und 74sten Grade fand er weniger Eis und weniger Kälte. Er schließt daraus, daß Eis und Kälte von der Nähe des festen Landes herrühren, und daß auch einzig aus diesem Grunde, weil gegen den Nordpol hin so viel Land sey, das nördliche Meer mehr Eis habe und kälter sey, während man bisher gerade der entgegengesezten Ansicht gehuldigt, und das Südmeer wegen des Mangels am Land für kälter gehalten hat. Uebrigens bemerkt der Reisende, daß im Südmeer das Eis viel unruhiger umhergetrieben werde, als im Nordmeer, und er ist mehrere Male nur durch große Anstrengung und gutes Glück der Gefahr, von den rollenden Eismassen versenkt zu werden, entgangen. Leider hat er über die Temperatur keine genauen Beobachtungen anstellen können, da seine Thermometer zerbrochen waren; doch behauptet er zufolge seiner eigenen Erfahrung, da er früher schon das nördliche Eismeer besucht hat, daß er es unter dem 70sten Grade südlicher Breite nur so kalt gefunden habe, als unter dem 60sten der nördlichen Breite.

Hat er kein Land gefunden und neue Inseln entdeckt, so hat er doch der Geographie einen Dienst geleistet, indem er alte, nur in der Einbildung existirenden Inseln von der Charte wieder weggelöscht hat. So behauptet er namentlich, daß die sogenannten Aurorainseln, welche die Spanier entdeckt haben wollen, in der Wirklichkeit gar nicht existiren, und wahrscheinlich nur schwarze Eisberge gewesen sind, die entstehn und wieder vergehn, und auch ihn selbst durch ihre Aehnlichkeit mit wirklichen Inseln oft beynahe irre geführt hätten.

Der Reisende betrieb übrigens sein Geschäft, den Seehundsfang, mit Fleiß und Glück und besuchte desfalls die oben genannten früher entdeckten Inseln. Er fand aber, daß die Habgier der englischen und nordamerikanischen Seehundsfänger an den besuchtesten Küsten diese

Digitized by Google

Seethiere schon beynahe gänzlich ausgerottet hatten. Dem Naturforscher werden die Notizen, die er über die Robben- und Vögelarten des Südmeers gibt, von großem Interesse seyn. Einer seiner Matrosen wollte auch eine Seejungfer mit grünen Haaren gesehen haben, der Berichterstatter läßt aber die Wahrheit dieses Umstandes dahin gestellt seyn.

Von den Falklandinseln erzählt uns Weddel gelegentlich folgende empörende Geschichte: Der nordamerikanische Kapitän Barnard befand sich im Jahr 1811 auf New-Island, einer dieser Inseln, um Seehundsfelle einzusammeln, und traf daselbst auf die Mannschaft eines englischen Schiffes, das eben gescheitert war. Es mochten etwa dreyßig an der Zahl seyn, einige Passagiere, unter denen sich Frauen befanden, mit inbegriffen. Er nahm sie freundlich auf sein Schiff, und behandelte sie auf das Gastlichste. Da indeß England zu jener Zeit im Kriege mit Amerika war, so erregte dies Zweifel an der Aufrichtigkeit seines Versprechens, sie bey der Heimfahrt in einem brasilianischen Hafen ans Land zu setzen. Wegen der größeren Menschenmenge auf dem Schiffe wurden Jagdvorräthe angestellt, um sich Vorräthe zu verschaffen, und während der Kapitän mit vieren seiner Leute sich auf einem Jagdzuge befand, schnitten die Elenden das Kabeltau ab, und fuhren, ungeachtet der Amerikaner, die sich noch nicht am Bord befanden, nach Rio-Janeiro.

Kapitän Barnard war bey seiner Rückkehr nicht wenig erschrocken, und konnte sich sich leicht denken, daß ihre Furcht, er möchte sie als Kriegsgefangene mit nach Amerika nehmen, sie zu diesem Schritte gebracht, obwohl sein Benehmen keineswegs geeignet war, einen solchen Verdacht in ihnen zu erwecken. Da sie ihm und seinen Gefährten auch nicht die geringsten Vorräthe dagelassen hatten, so mußte er auf Mittel denken, sich hier Unterhalt zu verschaffen. Zum Glück erinnerte er sich, daß er einige Kartoffeln gepflanzt hatte. Sie besorgten also diese aufs beste, und erhielten in der folgenden Jahreszeit einen Vorrath, der ihnen sehr zu Statten kam. Sie hatten überdies einen Hund, der ihnen dann und wann ein Schwein fing, und die Eyer des Albatroß, die zu rechter Zeit eingesammelt wurden, dienten nebst Kartoffeln als Surrogat des Brodes, so wie Seehundsfelle ihnen Kleider verschafften. Sie bauten sich ein steinernes Haus, das noch auf der Insel steht, und stark genug war, den Wintersturmen zu trotzen, und hätten verhältnißmäßig glücklich seyn können, wären sie nicht von Freunden und Bekannten abgeschnitten gewesen.

Für Kapitän Barnard, der Weib und Kinder daheim hatte, kam nun noch dazu, daß seine Gefährten, über die er keine andere Herrschaft ausübte, als die zu ihrem gemeinschaftlichen Wohle nöthig war, dennoch dessen überdrüssig wurden, die Gelegenheit ergriffen, sich mit dem Boote davon zu machen, und ihn allein auf der Insel ließen. Da er nun ganz verlassen war, wandte er seine Zeit dazu an, sich Kleider aus Seehundsfellen zu bereiten, und Nahrung für den Winter einzusammeln. Ein oder zwey Mal täglich pflegte er einen Berg zu ersteigen, von wo er eine weite Aussicht aufs Meer hatte, um zu sehn, ob kein Schiff sich zeigte. Die vier Matrosen kehrten indessen, nachdem sie erfahren hatten, wie unfähig sie waren, selbst gehörig für sich zu sorgen, nach einigen Monaten zu ihm zurück. Dennoch fand er es immer noch sehr schwer, Frieden unter seinen Gefährten zu erhalten; ja einer von ihnen hatte ihn sogar umbringen wollen.

Auf diese Weise lebten sie fort, und besuchten zuweilen die benachbarte Insel, um sich Lebensmittel zu holen, bis sie endlich nach zwey Jahren im Monat December 1815 von einem englischen Wallfischfahrer aufgenommen wurden.

Uebersetzungsliteratur.

1) **Des Publius Ovidius Naso Lieder der Liebe. Neue Uebersetzung in gereimten Jamben. Erstes Bändchen.** Leipzig, 1827. Magazin für Industrie und Literatur.

2) **G. Horatius Fl. Episteln. In deutschen Jamben von Dr. Joseph Nürnberger, königl. preuß. Hofrathe, Mitgliede der mathematischen Gesellschaft zu Hamburg, der naturforschenden Gesellschaften zu Gerba und Görlitz, und der oberlausitz'schen Gesellschaft der Wissenschaften.** Prenzlau, Druck und Verlag der Ragozyschen Buchhandlung, 1827.

Der Uebersetzer von Ovids Liedern der Liebe hat sich nicht genannt. Es ist gut, sich verborgen zu halten in gemeiner Sache. Besser freylich wäre es gewesen, er hätte sich mit dem gemeinen Gegenstande gar nicht befaßt, besser für ihn, denn es ist wahrlich eine schlechte Anwendung der Zeit, wenn man sich abmüht, in fließenden, schönen Reimen, wie wir dies dem unbekannten Herausgeber dieser Schrift ohne Widerrede zuerkennen, Ovids lüsterne, sinnliche Lieder wiederzugeben; besser für das leidende Publikum, das in der gegenwärtigen Periode an den Kotzebue und Clauren die Reinheit seiner Phantasie frühe genug verkaufen muß, und dem die Uebersetzungen des klassischen Alterthums auch nur das moralisch Klassische und ästhetisch Gediegene daraus zur Erhebung, Stärkung und Läuterung seines Geschmacks, sel-

Digitized by Google

ner Einbildungskraft und seines Gefühls bieten sollten. Es ist nicht zu läugnen, daß Ovids Poesie die eigenthümlichste und gefälligste auf dem römischen Parnasse ist, und daß er als Lyriker auch dem Horaz an Originalität und freyer Produktivität voransteht. Gleichwohl sind seine erotischen Dichtungen bey aller Leichtigkeit des Verses, bey aller Blüthe und allem Reize seiner Diktion so gemeinsinnlich, daß man das Publikum eher davor bewahren, als damit bekannt machen sollte.

Der anonyme Uebersetzer der ovidischen Amoren hat in dem Wechsel von sechs- und fünffüßigen Jamben sich mit Glück bewegt, und wir würden von seiner Feder eine ähnliche Umarbeitung anderer römischen Dichtungen, etwa der Trauerlieder des Ovid, mit Vergnügen lesen. Er gibt mit Freyheit und dennoch fortwährender Anschließung an den Sinn der einzelnen Worte das Original wieder. Wohl hätte er in einzelnen Stellen noch treuer bleiben können, trotz den Schwierigkeiten, welche Reim und jambisches Versmaaß ihm in den Weg legten, sogleich beym Anfang der ersten Elegie:

Arma gravi numero violentaque bella parabam
Edere, materia conveniente modis,

wo der Anonymus übersezt:

Ich wollte Schlachten singen, kühne Heldenlieder,
Und stürmend floß der Hexameter Fluth hinab.

Ferner in der zweyten Elegie „Triumph der Liebe“:

His tu militibus superos hominesque deosque:
Haec tibi si demas commodae, nudus eris.

Die Gottheit selbst besingen solche Heere,
Doch ohne sie bist machtlos Du und faad.

Eine sonderbare Accentuation findet sich gleichfalls an einzelnen Stellen, z. B. in der siebenten Elegie das mänalische Wild. Dies erste Bändchen umfaßt nur das erste Buch der Amoren Ovids.

Wenden wir uns zu Nr. 2), so bietet uns der bekannte Uebersetzer der Horazischen Oden eine jambische und gereimte Version auch der Episteln desselben Dichters. Er scheint mit Besorgnissen sein Buch in die Welt zu senden, denn der Schluß seines von Rousseau entlehnten Motto lautet:

Quel est le prix d'une étude si dure?
Le plus souvent une injuste censure!

Die verständige, concise Poesie, welche die Episteln des Horaz enthalten, und bey welcher diese in einer getreuen Uebersetzung nicht wohl gleiche Leichtigkeit, Anmuth und Gedrängtheit der Diktion besitzen können, ist im Ganzen von Herrn Hofrath Nürnberger richtig aufgefaßt worden. Doch wird auch die günstigste Kritik eine gewisse Schwerfälligkeit und Mühseligkeit nicht verkennen, die in manchen Theilen der Uebersetzung hervortritt und mit dem leichten, klaren und kräftigen Gange der Horazischen Satyre einen mehr oder minder auffallenden Kontrast bildet. Wir führen hier die bekannte Stelle an:

Vilius argentum est auro, virtutibus aurum.
O cives, cives, quaerenda pecunia primum est,
Virtus post nummos. (Epist. 1, 1.)

Darf denn die Jugend mit dem Gold den Kampf nicht wagen,
Wie seinerseits dem Gold das Silber weicht?
Allein in Rom, da wird man's euch ganz anders lehren:
Erst Geld, heißt's da, die Tugend kommt hernach u. s. w.
(Nürnberger S. 22.)

Ferner aus der zehnten Epistel des ersten Buchs:

Est ubi plus tepeant hiemes? ubi gratior aura
Leniat et rabiem Canis et momenta Leonis,
Quum semel accepit solem furibundus acutum?

Wo wehen wohl im Winter lauere Lüfte?
Wo mäßigt der Favon des Hundssterns wilde Wuth
Durch kühler-lächelnd Balsam schwang're düfte?

Auch ist das häufige o'r anstatt oder, mal anstatt einmal, g'radzu, nachgrade bald schleppend bald hemmend für den Fluß der Rede und den Leser störend. Die Accentuirung solang', vielleicht, indem, sobald, O'r mag' ich es gar u. s. w. vergl. S. 51, 99, 58, 106, ist sehr ungewöhnlich und unseres Erachtens unrichtig.

Wir sind jedoch dem fleißigen Uebersetzer schuldig, auch das Gute seiner Arbeit laut anzuerkennen, um so mehr, je schwieriger die Aufgabe war, die er sich steckte, und bey der er hinter Wielands leichterer Uebertragung zurückbleiben mußte. Zu den gelungensten Theilen seiner Uebersetzung gehört namentlich auch die Epistel an die Pisonen. Aus der ersten des zweyten Buchs heben wir folgende Stelle zur Beurtheilung für die Leser aus:

So wirkten Fried' und Glück in Gräcias schönen Fluren.
In Roma war nichts Aehnliches zu seh'n!
Der Morgen schaute dort schon frühen Fleißes Spuren,
Man sann nur drauf, Klienten beyzusteh'n,
Durch strenges Sparen sein Vermögen zu vermehren,
Das Geld auf sichere Zinsen auszuleih'n,
Von Aeltern lernen, und die Jüngern zu belehren,
Ein guter Wirth in aller Art zu seyn.
Wie ändert sich die Zeit, wie ändern sich die Sachen!
Den Kranz im Haar sieht man jezt Jung und Alt
Bey froher Cöna nur Bedacht aufs Versemachen;
Die Sucht gewinnt tagtäglich mehr Gewalt, —
Und hab' ich selbst gelobt, kein Reimlein mehr zu schreiben,
So lüg' ich doch, wie kaum ein Parther kann,
Mag ohne Schreibepult und Feder nimmer bleiben,
Und fange lieber schon früh' Morgens an.

Digitized by Google

Man wagt sich in kein Boot, weiß man es nicht zu führen.
Und an den Amboß wagt sich nur der Schmidt,
Den Versten nur steht zu, die Kranken zu kurieren,
Doch Verse schreiben, das macht (?) Jeder mit.
Indeß kann die Manie doch auch ihr Gutes haben.
Denn Dichter plagt doch wenigstens kein Geiz.
Und läßt man sie sich nur an ihren Versen laben,
So hat für sie Dürft weiter keinen Reiz.
Ein Versifex erträgt mit Lächeln Unglücksfälle,
Betrügt nicht, lebt von Brod und von Sallat,
Und ist er als Soldat nicht ganz an seiner Stelle,
So ist er doch nicht nutzlos für den Staat:
Er bildet — und das ist doch auch nicht zu verwerfen —
Der Kinder Mund für Samads süße Lust,
Weiß ihren Aeschen vor den Nießbrauch zu schaffen,
Und hütet Weibesbrüsten ihre Brust;
Er weiß, dem Neid, dem Zorn die Zügel anzulegen,
Verkündiget der Tugend hehr Gebot,
Versteht die Tugend durch Exempel aufzuregen,
Und ist der Trost in Krankheit und in Noth.
Wie ruten im Gebet sich Mädchen wohl und Knaben,
Gär' uns die heilge Muse Dichter nicht?
Des Weltes Ehor steht im Gebicht um Hymnengaben
Und Götter-Mah' verklärt das Gedicht;
Es leckt aus Hymnets Schooß den fruchtbar milden Regen,
Es bringt Gesahr und gift'gen Staaten vor.
Es schafft den Frieden uns, den reichen Erntesegen,
Und Heil' und Hymnet leihen ihm das Ohr.

Ueber einzelne Wörter und Phrasen der Ueberseßung in philologische Erörterungen und einzulassen, ist in diesen Blättern nicht der Ort; auch ist uns keine wirkliche Unrichtigkeit in der Ueberseßung aufgestoßen.

Eine historische Einleitung ist der Ueberseßung vorangesendet und dem Buche eine Abbildung der antiken Büste des römischen Dichters beygegeben. Das Aeußere ist überhaupt gefällig.

Topographie.

Zeichnungen und Notizen von den Arbeiten an dem Gange unter der Themse von Rotherhithe nach Wapping, London, Gedruckt bey G. Schulze, 13, Poland Street. 1827.

Der berühmte Tunnel des Hrn. Brunel in London ist in der vorliegenden Schrift kurz beschrieben und durch schöne lithographirte Zeichnungen verdeutlicht. Die verschiedenen Risse geben einen Durchblick durch die beyden offenen Tunnelgänge mit dem davon getrogenen und mit Schiffen bedeckten Flusse; eine Ansicht der Lage des Tunnel in Hinsicht auf die zu demselben führenden Hauptstraßen; ein Bild des Schachtes, von welchem aus der Gang angefangen worden, und durch welchen die Arbeit fortgesezt wird, mit offenem Gemäuer auf der einen Seite, um zugleich die Bauart des Thurmes erkennen zu lassen, welcher später zum Auf- und Absteigen für Fußgehende dienen soll; die Verhältnisse des Mauerwerks nebst den beyden gewölbten Wegen des Gangs, bey dem jede Strecke von einem Fuß 5500 Backsteine erfordert; die Ansicht der Arbeiter in dem 120 Tonnen schweren Schilde, der die ganze Vorderseite der Höhlung bedeckt, und dessen einzelne Gemächer vorgeschoben werden können; die einzelnen Verhältnisse dieses Schildes, durch welche sich die Arbeit des Herrn Brunel vor den beyden früheren Unternehmungen in den Jahren 1799 und 1809 mit der Aussicht auf den glücklichsten Erfolg auszeichnet; einen Durchschnitt quer durch die Themse, nebst den Schachten für die Fußgänger, und einen Durchschnitt des ganzen Werks der Länge nach, mit den Oeffnungen zum freyen Durchgang von einem Weg in den andern; einen Plan der Gegend an beyden Ufern der Themse, in welcher die zum Tunnel führenden Schneckenwege angebracht werden sollen; die Zeichnung der Einbrüche des Wassers in den Gang und der nunmehr getroffenen Schutzmittel gegen weitere Verletzungen des Werkes von dieser Seite; und eine Angabe der verschiedenen Erdschichten, durch welche man bey dem Einsenken des Schachtes und dem Graben des Ganges gestoßen ist. Die Beschreibung ist an manchen Stellen für Laven fast zu gedrängt. Um so belehrender sind die beygefügten Zeichnungen.

Erziehungsschriften.

Pestalozzische Blätter für Menschen- und Völkerbildung u. s. w. von Dr. Johannes Niederer. Ersten Bandes zweyter Heft. Aachen. 1828. 565 S.

Den Plan dieser Zeitschrift hat unser Literaturblatt vor kurzem bey Anzeige des ersten Hefts gemeldet. Die Materialien, welche dies zweyte Heft für Pestalozzis Charakteristik enthält, sind um so werthvoller, als sie zum Theil seinem eigenen schriftlichen Nachlaß entnohen sind. Es gehören dahin der als Zeugniß und Bekenntniß über sich selbst an den Minister Stapfer in Bern geschriebene Brief und die dem Decan Itz, als Berichterstatter über die Anstalt in Burgdorf an die helvetische Regierung, überschriebene Selbstschilderung. Eben so werthvoll ist der Aufsatz des nunmehr als Director der Kantonsschule in Trogen wirkenden Hrn. Krüsi, eines Appenzellers, mit der Aufschrift: „Mein Leben und Wirken in der Pestalozzischen Erziehungsanstalt: ein Beytrag zur innern Geschichte derselben im Herbstmonat 1816.“

Digitized by Google

№. 69.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 26. August 1828.

Pädagogik.

Blicke auf die Taubstummenbildung und Nachricht über die Taubstummenanstalt zu Leipzig, von M. Karl Gottlob Reich. Leipzig, 1828.

Es geschieht in der gegenwärtigen Zeit für Erziehung und Unterricht der unglücklichen Taubstummen allenthalben sehr Vieles auf deutschem Boden, besonders in Preußen, Sachsen, Bayern und Würtemberg. In Leipzig, Berlin, Königsberg und in andern Städten sind Institute errichtet, in welchen Kinder, die durch den Mangel des Gehörsinns und der Sprache fürs Leben untauglich und von allem gesellschaftlichen Umgang und Nutzen für immer abgeschlossen zu seyn scheinen, dem Kreise der Gesellschaft, den Geschäften des bürgerlichen Lebens und in gewissem Sinne auch dem Genusse des Daseyns näher gebracht werden. Die vorliegende Schrift, welche den ersten Lehrer an der Taubstummenanstalt in Leipzig zum Verfasser hat, gibt über die bisher versuchten Unternehmungen und die gefundenen Resultate auf diesem Felde pädagogischer Wirksamkeit willkommene Nachrichten und leitet die Aufmerksamkeit des Publikums nicht nur auf das einzelne Institut, an dessen Erhaltung und Förderung der Verfasser selbst arbeitet, sondern auch auf die ganze große Sache der Erziehung und Belehrung der Taubstummen, auf die verschiedenen Methoden ihrer Behandlung, und namentlich auf die Anerkennung der eigenthümlich deutschen Methode im Taubstummenunterricht und des ruhmwürdigen Mannes Heinicke, der sie zuerst angegeben und mit glücklichem Erfolge benützt hat.

Die Verschiedenheit der Methoden des Taubstummen-Unterrichts besteht bekanntlich darin, daß die Einen mit der Verständigung durch Pantomime und Schrift sich begnügen, wogegen die Andern auch die Erlernung der Wortsprache, Gewöhnung der Taubstummen zu artikulirter Rede für nöthig erachten, um den ganzen Kreis der für den Menschen erforderlichen Begriffe und Kenntnisse ihnen beizubringen. Der berühmte Abbé de l'Epée, welcher das erste Taubstummeninstitut in Frankreich gründete und die Erziehung und Unterrichtung der Taubstummen in ein geregeltes System von Grundsätzen nach seinen und seiner Vorgänger Ansichten zu bringen suchte, war der Meinung, man dürfe alle Hülfe für die Taubstummen von der sichtbaren Sprache der Schrift oder der Gebärde erwarten; denn, wer in dem Taubstummen, dem er unsere Sprache lehren wolle, mit dem Vermögen zur Sprache auch das zu seinem Denken mit Begriffen voraussetze, der thue dies auf das Zeugniß der Pantomime, welche der Zögling selbst schuf und worin eben das Daseyn jenes Vermögens sich offenbare; daher müsse auch an diese im Taubstummen vorgefundenen, von ihm selbst geschaffenen Gebärden aller Sprachunterricht sich anknüpfen. Und diese Elemente der Mittheilung können wohl zu einer vollkommenen, unserer geistigen Wortsprache völlig analogen Sprache, sowohl in Hinsicht ihrer Begriffe als auch der grammatikalischen Formen ausgebildet werden. (S. 14.) Dagegen nehmen deutsche Taubstummenlehrer nach dem Vorgange Heinickes, dessen von der französischen Theorie abweichende Grundsätze sie so oft mißverstehen, ihre alleinige Zuflucht zur Wortsprache, verwerfen die Zeichensprache der Pantomime ganz, und bilden so ein anderes Extrem gegenüber den französischen Schulen. Herr Reich aber bemerkt richtig und erweist gründlich, daß am sichersten nur der Mittelweg zwischen den beyden obengenannten Extremen zum glücklichen Ziele führen könne. Er sagt, bey den Letzteren verkenne man die Hülfe, welche die Pantomime dem ersten Unterrichte und dem darin gewandten Lehrer selbst zur Entwickelung abstrakter Vorstellungen leiste, man suche das Sprachbedürfniß des Taubstummen allein in den Formen unserer Wortsprache, dem man durch Einlernen der Wörter und einen stufenweisen grammatikalischen Unterricht abhelfen zu können hoffe. Aber dabey nehme man den Gehör- und Sprachlosen gleich einem Vollsinnigen, der, auch wenn er eine völlig fremde Sprache in der Schule erlernt, doch immer schon eine Sprache mitbringt, mit der er das zu Erlernende vergleicht, woran er das Neue anreiht; während der Taubstumme kein Analogon von Sprache, keine bestimmten Vorstellungen und Begriffe, weil diese ja erst

Digitized by Google

mit und an der Sprache sich ausbilden, besitze. Erst müsse man also durch die von ihm selbst geschaffene Mienensprache und durch das Spiel der Gebärden ihn vorbereiten, für die Wortsprache und deren verschiedenartige, ohne jene Vorbereitung immer für ihn unverständliche Formen. Der Lehrer müsse erst den Taubstummen in seiner (des Taubstummen) Sprache verstehen, müsse erst erfahren, was bey dem Mangel des wichtigsten Organs zur Bildung abstrakter Begriffe und rationaler Ideen, wie und in welchem Zusammenhange zu denken und was nicht zu denken er im Stande ist, ehe der Versuch gemacht wird, ihn zum Verständniß, zum Gebrauch unserer, der Wortsprache einzuleiten. Auf der andern Seite weist der Verfasser nach, daß die Erlernung unserer Wortsprache darum für einen vollständigen Taubstummenunterricht unerläßlich sey, weil nicht einmal durch das geschriebene Wort, sondern erst durch artikulirte Töne das klare Denken sich bilde und auch bey unserem Schreiben und Lesen uns ein geheimes Gefühl des Artikulirten, ein leises Bewußtseyn der Wortsprache begleite. Die Schrift könne nie zur Entwickelung der Begriffe bey von Kindheit an Gehörlosen führen, noch Form des Denkens werden. Die Pantomime aber sey am wenigsten im Stande, ein umfassendes Gebiet von Kenntnissen und Vorstellungen aus dem gemeinen und täglichen Menschenleben, zumal, deutliche Erkenntniß der religiösen und sittlichen Gegenstände zu verschaffen. Es müssen daher beyde Methoden verbunden, und ein weiser Gebrauch beyder nach ihrem Verhältniß zur Aufklärung und Weiterbildung der Taubstummen eingeführt werden.

„Ohne richtige Erkenntniß des hier dem Leser und Erzieher entgegen tretenden Gebrechens, der Natur desselben und seines sinkenden Einflusses auf die gesammte geistige Bildung, ohne Einsicht in des Gehörlosen Empfindungs-, Vorstellungs- und Denkweise ist eine richtige Behandlung dieses Menschen und Freude an seiner Erziehung nicht zu erwarten.“ (S. 10. 11.) Deshalb räth der Verfasser, das Gebrechen selbst genau zu beobachten und an jedem einzelnen Taubstummen diese Beobachtungen zu wiederholen, auf das Gemeinsame bey allen, so wie auf die besondern Abweichungen des Gebrechens bey den Einzelnen wohl zu merken, weil dann erst die sichere Methode gefunden werden könne, diese Unglücklichen in den Kreis des Lebens, seiner Thätigkeiten und Genüsse einzuführen. „Wir beobachten zuvörderst den aufgenommenen Zögling in seinen pantomimischen Aeußerungen und nach seinem ganzen Wesen, um hinter seine individuellen Anlagen und die Eindrücke zu kommen, welche in ihm vorhanden seyn können. Bald wird dann auch mit der Bildung zur Artikulation und mit der Anleitung zum Schreiben der Anfang gemacht, in welchen beyden wir aber nichts erkennen, als das Mechanische in der Grundlegung zur Sprache. Wichtiger ist es uns, die Aufmerksamkeit — den innern Sinn im Schüler — zu wecken, zu richten und zu üben, daß er der Eindrücke seiner sinnlichen Wahrnehmungen sich bewußt werde, und sein Verstandes- und Begriffsvermögen auf dem Wege der Anschauung und Vergleichung der Sinnengegenstände um ihn her, zur Auffassung ihrer wesentlichen und zufälligen Merkmale anzuregen.“ (S. 67. 68.)

In vier Klassen ist das Institut zu Leipzig, welches etwa vierzig Zöglinge zählt und Jeden sechs bis neun Jahre zu behalten sucht, eingetheilt. Die vierte Klasse umfaßt die Anfänger, welche durch pantomimische Verständigung (im Allgemeinen und Wesentlichen hat die natürliche Pantomime aller Taubstummen von gesundem Verstande übereinstimmende Grundzüge und verähnlicht sich noch mehr durch Zusammenwohnen und täglichen Umgang) zu Vorstellungen und Begriffen geleitet und einzelne artikulirte Worte mit Hinweisung auf bestimmte Vorstellungen oder Anschauungen auszusprechen und zu schreiben gewöhnt werden. In der dritten kommen erweiterte Verstandes- und Gedächtnißübungen, Schreiben mit der Feder anstatt des Griffels, erste Bekanntschaft mit der Druckschrift, erstes Zahlenrechnen, erste Zeichnung und erste Grammatik vor. In die zweyte Klasse gehört die Entwickelung abstrakter Begriffe, Anleitung zum freyeren Gebrauche des Beobachtungs- und Urtheilsvermögens und Erweiterung des grammatikalischen Unterrichts. Hier tritt die Pantomime als Form des Denkens immer mehr zurück gegen die Wortsprache, die das Unsinnliche und Geistige zu bezeichnen geeigneter ist, als selbst die künstliche Pantomime, welche übrigens und aus eben diesem Grunde, weil sie in Hinsicht treffender Bezeichnung der Wortsprache nachsteht, im Leipziger Taubstummeninstitute nicht gebraucht wird. In der ersten Klasse wird zunächst an der sprachlichen Ausbildung der Zöglinge gearbeitet, besonders die Umgangssprache ihnen beygebracht, realistische Kenntnisse nach ihren Bedürfnissen ihnen mitgetheilt; vornämlich aber Unterricht in der Religion und zugleich Vorbereitung auf Confirmation und erstes Abendmahl findet in dieser Abtheilung statt. Wie schwer es sey, den im Umgangsleben Unerfahreren die Sprache des Umgangs zu lehren, zeigt der Verfasser S. 71 durch einzelne Beyspiele, wornach die Schüler gegen Wörter und Sätze, die der Sprachgebrauch nicht anerkennt, nach ihrem Gutdünken oder ihrer besten Ueberzeugung bilden. So schrieb z. B. ein Zögling, daß seine Schwester Gemutter gestanden sey, weil er für ein weibliches Wesen das Wort Gevatter oder Gevatterin unpassend fand. Auf die Frage: bey welcher Stadt liegt dein Dorf? antwortete ein Schüler: das Dorf liegt nicht, sondern die Häuser alle stehen. Ein anderer schrieb: Ich habe nicht gelogen, sondern gewahret. Ein vierter habe in sein Tagebuch geschrieben:

Digitized by Google

„aber weil es regnete, so zogen wir uns anständig wieder aus.“ Er wunderte sich über die Inkonsequenz unserer Sprache, da man doch sage: sich anständig anziehen.

Der Stifter der Leipziger Taubstummenanstalt war im Jahre 1788 Samuel Heinicke, über dessen Schicksale, Ansichten und Bestrebungen Herr Reich in der vorliegenden Schrift Nachrichten mitgetheilt hat, die dem deutschen Publikum um so interessanter seyn müssen, je deutlicher aus denselben hervorgeht, daß Heinicke nicht ein Nachahmer der Franzosen war, sondern frey und selbstständig zu gleicher Zeit mit dem Abbé de l'Epée, ja noch einige Jahre vor diesem dem Unterrichte von Taubstummen sich widmete, und in Deutschland als Taubstummenlehrer bekannt war, ehe das Werk des edelsinnigen und aufopfernden Franzosen erschien. Aus dem damaligen Kurfürstenthum Sachsen gebürtig, war er durch mancherley Schicksale nach Hamburg und Kopenhagen verschlagen worden. Der Dienst eines Schullehrers und Kantors in Eggendorf, einem Dorfe bey Hamburg, sollte ihm Ruhe gewähren. Hier nahm er sich nun eines taubstummen Knaben, der eines Müllers Sohn war, liebevoll an, und unterrichtete denselben — schon früher hatte er in Dresden nicht ohne Glück einen ähnlichen Versuch unternommen — mit so schönem Erfolge, daß er ihn nach zweymaliger Prüfung durch Geistliche der Confirmation übergeben konnte. Freylich hatte er an dem Pastor von Eggendorf einen starken Gegner. Dieser hielt es für einen Frevel, taubstumme Personen zu unterrichten; man dürfe nicht dem Rathschlusse Gottes vorgreifen und den Schöpfer meistern wollen!! Heinicke fuhr indeß unerschrocken und durch Männer, wie Reimarus, Heusler, Birsch, Unger u. A. aufgemuntert, in seinen Bemühungen fort, bis der Kurfürst von Sachsen, der nachmalige König Friedrich August, ihn ins Vaterland zurückberief und ihn mit königlicher Hand bey seinem Werke unterstützte.

So war Heinickes Werk ohne Einfluß der Pariser Taubstummenanstalt entstanden. Es bewährte aber seine Eigenthümlichkeit am reinsten durch die Grundsätze, die seinen Leistungen vorschwebten und die noch jezt leitende Regel der Erziehung und des Unterrichtes in dem Leipziger Taubstummeninstitut sind. Heinicke wollte seine Zöglinge, so weit nur immer möglich, entstummen, d. h. sie in den Stand setzen, auf mündlichem Wege mit den hörenden Menschen zu verkehren, sie durch Beobachtung der Bewegungen ihres Mundes zu verstehen und von ihnen verstanden zu werden. Merkwürdig ist hier der Versuch, die Deutlichkeit der Aussprache der Vokale durch eine, der des Gehörsinns analoge Skale des Geschmackssinnes hervorzubringen und dauerhaft zu machen. „Wenn man die verschiedenen Eindrücke des sauern, süssen, bittern Geschmacks, die zwischen diesen noch liegenden Stufen oder Geschmackstöne, wie man sie auch nennen könnte, und ihre Intervallen beobachtet, wenn man den Schüler, der die Vokale nach den Gesetzen des Sprachmechanismus vollkommen artikuliren gelernt hat, bey jedem reingebildeten Vokale die ihm entsprechen sollende Geschmacksspecies schmecken, so den Eindruck des Geschmacks mit dem der Artikulation empfinden und verbinden läßt, und durch öftere Wiederholung diesen Eindrücken Festigkeit und Dauer zu geben bemüht ist; so hat und thut man, was er meint, und was man damals ein Geheimniß nannte. Heinicke bediente sich für die fünf Hauptsprachlaute eben so viel schmeckender Flüssigkeiten als Merkmale, und zwar zu dem a des reinen, also an sich geschmacklosen Wassers, zu o des Zuckerwassers, zu u des Baumöls, zu e des Wermuthextraktes und zu i des scharfen Essigs. Von den ersten beyden Flüssigkeiten könnte man den Schüler etwas vor und nach dem ausgesprochenen Laute in den Mund nehmen lassen; bey den drey übrigen ist es genug, sie an einem seiner damit benäßten Finger ihn schmecken zu lassen. Für die zwischen diesen liegenden, gleichsam legirt verschmolzenen Laute ä, ö, ü und die kontrahirten ei (ai), au, äu (eu) ließen sich wohl auch noch zwischen und außer jenen liegende Geschmackstöne als Merkmale auffinden. Es dürfte aber nöthig seyn, zu bemerken, daß dieser Akt nur mit den älteren, bereits mehrere Jahre unterrichteten und geübten Schülern vorzunehmen ist, die auf alle diese modificirte Empfindungen zu achten und derselben sich bewußt zu werden fähig sind.“ (S. 32. 33.)

Das Institut zu Leipzig hat am vierzehnten April dieses Jahres seinen ein-und-fünfzigsten Geburtstag gefeiert. Es ist erfreulich zu sehen, wie nach langen und bittern Widersprüchen die Ansichten Heinickes über Taubstummenunterricht dennoch sich Bahn gebrochen haben, und wie aus den kleinen Anfängen seines Werkes nicht nur eine große und kräftige Anstalt am ursprünglichen Orte des Stifters hervorgegangen ist, sondern auch theils durch Bewußtseyn von Privaten, theils durch Unterstützung der Regierungen Institute sich gebildet haben, die den Grundsätzen des Stifters der Leipziger Taubstummenanstalt folgen. Den Prüfungen einer dieser Töchterschulen hat Referent mit inniger Freude beygewohnt. Es ist die Taubstummenanstalt zu Winnenden im Königreiche Würtemberg, welche seit der kurzen Zeit ihres Bestehens unter kräftiger Mitwirkung von Freunden aus allen Ständen, vornämlich aber durch die so besonnene als rastlose Thätigkeit und den frommen Sinn ihres ersten Lehrers, Herrn Schmidt, zu schönen Ergebnissen bereits geführt hat. Eine schwierigere Aufgabe und ein langsameres Fortschreiten des Unterrichtes läßt sich in irgend einem anderen Felde des Lehrberufes nicht denken. Sprache und

Digitized by Google

Gehör, glaubt man, müsse von einer Stunde dem sich abmattenden Lehrer vergehen. Aber die heitere Ruhe, die bey der höchsten Anspannung und äußersten Ermüdung in seinen Zügen sich abspiegelt, der unverdrossene Ernst, mit dem er immer aufs Neue an die schwierige Arbeit zurückkehrt, und die heilige Liebe, die ihn bey der Heilung der armen, hülflosen Wesen belebt und stärkt, sind kräftigend zugleich für den theilnehmenden Beobachter. Wir glauben uns nicht getäuscht zu haben, wenn wir das von Bouilly und Kotzebue so rührend geschilderte Bild des Abbé de l'Epée vor uns sahen, und wünschen jeder ähnlichen Anstalt solche Lehrer und Vorsteher, die durch innere, göttliche Kraft und Liebe so das Schwerste tragen und vollenden.

G.

Länderkunde.

Geographisch-statistisch-topographisches Handwörterbuch von Großbritannien und Irland zur Kenntniß der Natur- und Kunstmerkwürdigkeiten dieser Länder für Geschäftsleute, Naturfreunde und Reisende. Nach den neuesten und besten Quellen bearbeitet und mit einem vollständigen Meilenzeiger versehen von Rudolph v. Jenny. Wien, 1828. Im Verlage von J. G. Heubner. 8. 702 S.

Der Verfasser des vorliegenden Werkes gibt keine eigenen Erfahrungen und Untersuchungen, an Ort und Stelle gemacht — denn nirgends in seinem Buche haben wir eine Hindeutung darauf gefunden, daß er selbst in den brittischen Reichen längere oder kürzere Zeit hindurch sich aufgehalten, — wohl aber eine gewissenhaft treue und fleißige Sammlung des Besten, was er in englischen Originalien, besonders in der neuesten, im Jahre 1825 erfolgten Ausgabe von Capper's Topographical Dictionary of the united Hingdom, in den Reisebeschreibungen von Garnett, Löwenthal, Macdonald, Meidinger, Nemnich, Niemeyer, Rivinus, Spieker und der Frau Johanne Schopenhauer, so wie in mehreren deutschen geographischen Journalen für seine Zwecke Geeignetes und Zuverläßiges antraf. Recht gerne ertheilen wir ihm das Zeugniß, welches er in der Vorrede (S. II.) ausspricht, daß er seine Aufgabe nicht leicht genommen, daß er nicht flüchtig, nicht mechanisch und gedankenlos, sondern mit ruhiger Umsicht, mit besonnenem Fleiße das Interessante in jeder Beziehung aufgesucht und zusammengereiht habe.

Die statistische Einleitung des Werkes hätten wir umfassender gewünscht. Wir verweisen für die Bearbeitung einer zweyten Auflage seiner Schrift Herrn von Jenny auf das in diesen Blättern ohnlängst von uns angekündigte treffliche Handbuch für Reisende in Italien von Neigebaur, der seinem Werke die gleiche Einrichtung, wie sie das vorliegende hat, gegeben, aber den ersten allgemeinen Theil mit großer Gründlichkeit und, wenn der Ausdruck erlaubt ist, mit gedrängter Ausführlichkeit abgefaßt hat. Die Hauptmomente der brittischen Geschichte namentlich sind wohl zu dürftig abgehandelt und genügen weder für den Zweck des Laven, einen behülflichen Ueberblick der geschichtlichen Erfahrungen der brittischen Inseln zu erhalten, noch für das Bedürfniß des Kenners, sich durch Nachschlagen zu orientiren. Ueber die kirchliche Verfassung und die Verhältnisse der verschiedenartigen Bekenntnisse wären weitere Erörterungen und Nachweisungen wünschenswerth. Ueber den Charakter und die Lebensweise der Engländer, der Schottländer und der Irländer erhält man zwar einzelne sehr gute Darstellungen in dem Werke selbst unter den Artikeln England, Irland, Schottland, und wir rechnen diese physiognomischen Zeichnungen mit zu dem Trefflichsten, was Herr von Jenny im vorliegenden Buche uns dargeboten hat. Gleichwohl scheint uns eine Zusammenfassung des allen drey durch ein Staatsgesetz verbundenen Nationen Gemeinsamen, der brittischen Individualität, in den ersten Theil oder die Einleitung unerläßlich zu gehören.

Die topographisch-statistische Darstellung der einzelnen Reiche, Provinzen, Städte u. s. w. ist, wie in Neigebaurs Schrift über Italien, sehr passend in alphabetischer Ordnung gegeben. Es ist dem Verfasser wirklich gelungen, ein ansprechendes und anschauliches Lokalitätsgemälde von ganz Großbritannien zu entwerfen. Die interessantesten Notizen über die einzelnen Orte findet man hier beysammen, mögen diese sich in politischer, militärischer, commercieller, antiquarischer, literarischer, artistischer oder pittoresker Hinsicht auszeichnen. Besonders hat sich der Verfasser bemüht, überall historische Erinnerungen anzuknüpfen und so von der Gegenwart aus den Blick des Lesers auf die Zeiten bürgerlicher Kämpfe in England, der Kämpfe zwischen den beyden Rosen, der sächsischen Dynastieen und römischen Ansiedelungen zu erweitern. Kurze, treffende Naturschilderungen sind nicht vergessen. Vorzüglich aber wird der Handel Englands berücksichtigt. Ein Anhang beschreibt das englische Postwesen und enthält einen Meilenzeiger, so wie Andeutungen zu Reiserouten. Das Aeußere des Werkes ist sehr zu loben.

Digitized by Google

№. 70.

Literatur-Blatt.

Freytag, den 29. August 1828.

Der Mensch oder die fünfzehn Paradiese des Herrn Bory de St. Vincent.

Der Artikel **Homme** von Bory de St. Vincent ist im sogenannten klassischen Wörterbuche der Naturwissenschaften zu Paris 1825 erschienen und zuvor besonders gedruckt worden; nun erscheint er zum drittenmal, in zwey Bänden, angeschwollen durch Noten und Fehler, und von der Akademie gelobt soll er zum viertenmal als großes Werk erscheinen. Der Name Vincent's, der die Canarischen Inseln, Isle de France, fast ganz Europa besucht hat, reich ist an Protektion, und aus dessen fruchtbarer und, wie er glaubt, seinen Gegnern furchtbarer Feder noch viele Schriften hervorzukommen drohen, alles dies hat die Aufmerksamkeit auf „Bory's Menschen und seine fünfzehn Paradiese“ rege gemacht, und dazu kömmt, daß er nicht ansteht zu behaupten, es sey ein kurzer Abriß seiner Lektüre und Beobachtungen von fünf und zwanzig Jahren, die Skizze des großen Werkes, das er herauszugeben gedenke, von dem er jetzt den — mittelmäßigsten Artikel mittheile.

Der Hauptgedanke, der durch das ganze Buch geht, ist: daß der Mensch nicht mehr und eher weniger sey als ein Affe und ungefähr eben so viel als eine Fledermaus. Es ist daher lächerlich, wenn ihr ihn König der Erde nennet; denn der Mensch wäre nie dazu gelangt, in Familien zu leben, wenn das Kind von der Mutter, die es nährt, nicht — umarmt würde. Und ist der Mensch etwas anders als ein Affe, da seine Lippenbildung, wie bey den Affen, ihn seine Neigung durch den — Kuß ausdrücken läßt? Herr Bory, der sich auf seinen Reisen dem großen Ozean näherte, sollte doch wissen, daß auf einem großen Theile der Erde kein Mensch den andern küßt, sondern die Nase wider die Nase des andern legt. Der weiße Fremdling sogar, der zum Tode bestimmt war, ist unverletzlich, sobald ein Häuptling der Wilden seine ozeanische Nase wider die europäische drückt.

Das Familienleben, glaubt also der Verfasser, war eine Folge der Lippenbildung, und der Art, wie der Säugling genährt wird — was doch bey vielen Stämmen auf andere Weise geschieht — und mit Konsequenz behauptet er weiter, daß die Geradheit der menschlichen Ideen davon komme, daß die Augen vorwärts und gradaus schauen. Denselben Vortheil findet er bey den Affen, und deswegen gibt es „bey den civilisirtesten Völkern sogar sehr viele Personen, deren Verstand dem des untersten Affen nicht gleichkömmt.“

Die Affen-Natur des Menschen nachzuweisen, hätte Bory vielleicht wohl gethan, Affen und Menschen für eine einzige Spezies anzusehen. Er findet aber besser, die Menschen allein in 15 Spezies einzutheilen. Er rühmt sich, daß Niemand noch so viele Spezies aufgefunden, und hat das Vorgefühl, daß ihrer noch mehr als 15 seyen.

Spezies des Hrn. Bory sind die Abkömmlinge eines Menschenpaares, welches ursprünglich in einem der fünfzehn Paradiese entstand. Die Lage dieser Paradiese bestimmt er nach Graden der Länge und Breite. Mehr Paradiese darf jeder annehmen; wer eins geringer annimmt, baut Luftschlösser.

In fünfzehn Paradiesen wuchsen folgende fünfzehn Spezies, wovon

A. XI Glatthaarige.

I. Die Japetische Spezies. Sie dankt ihren Namen nicht Japhet, sondern dem Horazischen Verse:

Audax Japeti genus,

„welchen Vers einstimmig das gelehrte Alterthum auf die „Menschen der westlichen Regionen der bekannten Welt „anwendete.“ Sie theilt sich ein in:

1) Gens togata, welches er erklärt: Racen, welche jederzeit weite Gewänder trugen, bey welchen die Sitten durchgängig die Frauen den Männern untergeordnet, ja zu ihren Sklavinnen gemacht haben, und bey welchen der Kopf im Alter am häufigsten an der Stirn kahl wird, und 2) in Gens bracata, wovon unten. Nun tragen zwar auch z. B. die Türken, Perser weite Gewande, auch bey ihnen sind die Frauen untergeordnet, ja eher Sklavinnen als bey der pelasgischen Race, welche

Digitized by Google

hieher gehört, aber diese sind wahrscheinlich Ausnahmen, und Ausnahmen nennt Borv Moustra, d. i. Ungeheuer, abnorme Menschen. Genug, die „Leute mit der Toga“ theilen sich ein in:

a) Kaukasische Race, 5 Fuß 4 Zoll hoch. „Diese „Race hat sich gegen die allgemeine Ansicht nicht durch „Gewalt der Waffen ausgedehnt; aus ihren Bergen sind „nie Ströme von Kriegern gekommen, welche Reiche „zerstörten oder gründeten.“ Gegenwärtig ist zwar vielmehr die allgemeine Ansicht, daß die Völkerwanderung mehr von den Steppen Mittelasiens, als von den schönen Bergen des Kaukasus ausging; woher aber die Verschiedenheit der dortigen Sprachen, wenn nicht wenigstens einzelne Völker den andern Platz machten? Die Geschichte der Völkerwanderung enthält mehrere Namen von Stämmen, die sich noch im Kaukasus vorfinden, und die sich dahin nicht von Europa aus zurück flüchteten. Wir brauchen aber dabey nicht zu verweilen, da Borv die frühern Ansichten durch nichts als durch eine Behauptung angrif.

b) Pelasgische Race, 5 Fuß 3 Zoll hoch. „Der „Kopf des Jupiter Olympius, des Apoll von Belvedere, „die Venus von Medicis geben einen genauen Begrif „der Züge, welche diese Race charakterisiren mußten.“

Die zweyte Abtheilung der japetischen Spezies nennt Borv gens bracata. „Sie trägt enge Kleider, die Sitten „haben den Mann der Frau untergeordnet; das Haupt „wird im Alter am Scheitel kahl.“ — Zu ihr gehören:

1) Die celtische Race — 5 Fuß 3 Zoll hoch — sie kam dem Verfasser zufolge nach Spanien, als dieses Land „wahrscheinlich im Süden noch zu Afrika gehörte.“

2) Die germanische Race — 5 Fuß 6 bis 7 Zoll hoch — „flegmatisch, lymphatisch, von weichem Gewebe, „schwammig, werden weist sehr dick, ihre Zähne sind ge„wöhnlich schlecht; brutal tapfer; tragen geduldig die „übelste Behandlung.“ Der Colonel Borv de St. Vincent behauptet hier zum dritten Male, daß man „aus den „Germanen mit einem Stock und Rhum oder Brannt„wein ziemlich gute Soldaten-Maschinen machen könne.“ Wenn, Herr Colonel, sich so geradezu alles Verdienst absprechen, wenn man sich selbst auf dem Felde der Ehre mit einigen germanischen Individuen gemessen hat? Vor zwey Jahren führte ich die obige Stelle im Literaturblatte an, und da Sie in diesem Citiren mit seltenem Urtheil eine Rüge fanden, so entschuldigen Sie sich gütigst in einer anderthalb Seiten langen Anmerkung, und ich darf Ihre Entschuldigung um so eher genehmigen, als sie darauf hinaus läuft, daß Sie nicht der erste seyen, welcher die Behauptung aufgestellt (soll wohl heißen: abgeschrieben) habe, und daß Sie nicht von den Deutschen reden, sondern von den — Engländern.

Gut! nach dieser Ehrenrettung der Deutschen wollen wir bey einem so delikaten Punkte nicht verweilen; auch muß ich bedenken, daß Hr. Borv die Slaven sogar für Germanen hält, welche mit dem Branntwein u. s. w. noch bekannter sind als wir Deutsche, und in diesem Augenblicke vom Verfasser selbst für mehr als ziemlich gute Soldaten-Maschinen erkannt werden müssen; daß also der Vorwurf nicht uns allein gilt, sondern auch England, Dänemark, Schweden, Rußland u. s. w., kurz fast ganz Europa, natürlich mit Ausschluß von Frankreich. Wir rügten aber auch den Verfasser, weil er behauptete, die „germanischen Damen röchen meist nach „frisch geschlachtetem Fleische“ (la plupart répendent une odeur de viande fraichement tuée). Die Kritik, welche sich auf bloßes Anführen der Worte beschränkte, mochte Hrn. Borv einigermaßen in Verlegenheit setzen; und er änderte seinen Satz folgendermaßen: la plupart répandent une odeur qu'il est difficile de qualifier, mais qui rappelle celle de la chair des animaux fraichement dépecés. Welcher Thiere? Soll wohl dépecés heißen? Wo wurden die Erfahrungen eingesammelt? Beyseht sich auch dies wiederum auf England, Rußland u. s. w.? Vielleicht ist Hr. Borv so gütig, uns in seiner vierten Auflage zu antworten.

Des Hrn. Borv Germanen theilen sich ein in:

a) Variété teutone. Ihr Paradies ist dreyfach: Harz, Tyroler-Alpen und die Quellen der Sale. Ihre Sprache ist eher hart und verbös als reich. Besonders aber ist ihr Paradies Schwaben, und weil sich hier so viele Spezies drängten, heißen sie Alle Manuen. Sie sind also mehrere Spezies, haben verschiedene Paradiese? — Nein, blos eine Variété, d. h., wie wir gesehen, Individuen, die sich von einer Spezies blos durch untergeordnete Charaktere unterscheiden. Solche Individuen sind auch alle die von der

b) Variété slavone, und wiewohl Varietät einer Race einer Spezies, haben sie dennoch — ein eigenthümliches Paradies!

II. Arabische Spezies. Charakteristisch ist bey ihr, daß die Männer sehr groß, die Weiber sehr klein sind. Der Verfasser glaubt dem Reisenden Bruce aufs Wort, daß es auf mehr als der Hälfte der bewohnten Erde drey weibliche Individuen gegen ein männliches gebe. Die arabische Spezies theilt sich in:

1) atlantische Race, genannt nach dem Gebirge Atlas, welches ihr Paradies — sollte also Spezies heißen? Auch sie kam nach Spanien, ehe eine Meerenge dies Land von Afrika trennte, und nach den kanarischen Inseln, „welche damals wohl nur eine Insel ausmachten;“

2) adamische Race, genannt nach Adam. Kein Zweifel, daß ihr Paradies Abyssinien war, denn dort gibt es jährliche Sündfluthen, ein Reisender hat

Digitized by Google

es gesehen. Von da aus läßt Bory dieselbe sich ausdehnen bis „Daarfour, Bournou und nach dem Sudan qui „est le bassin du Niger, bis nach dem persischen Meerbusen, bis an den Euphrat, Orontes, Jordan....."

III. Hindu-Spezies — 5 Fuß 2 Zoll hoch — „Ihre Gesichtszüge sind mehr japetisch als arabisch." Warum trennt sie Bory von dem sudax Japeti genus? „Wegen ihrer Farbe." Wir werden unten sehen, ob er hiervon überzeugt ist. Die Frauen der Hindus beurtheilt er nach den Bajaderen; von den Männern sagt er: „sie sind industriell" (S. 229), „ziemlich industriell" (230), „weder träge noch thätig." „Sie wandern nie ungezwungen aus." Fast möchte ich diese Idee nen nennen, denn sie ist so lange widerlegt, daß man sie beynahe vergessen. Die weite Verbreitung der Hindus, ihre Handels-Ansiedlungen nahe bey Europa beweisen das Gegentheil. Feldzüge machten sie nie ungezwungen, aber die Europäer haben die ruhigen Hindus oft genug dazu genöthigt. Paradies: „Die Himalaya-Berge." Die Hindus freylich möchten es eher nach Ceylon versetzen.

IV. Scythische Spezies, 5 Fuß hoch. „Ihre „Augen stehen so weit von einander, daß der Zwischen„raum oft mehr als eine Handbreite beträgt."

V. Sinische (chinesische) Spezies, 5 Fuß bis 5 Fuß 1 Zoll. „Sie ist fast immer mit der vorigen verwechselt worden." Versteht Bory unter der vorigen die Tataren, so hat man diese immer, mit Recht, für die Eroberer Chinas gehalten; und will derselbe zeigen, daß sie urforuglich aus einem andern Paradiese kommen, so ist sein Beweis noch zu erwarten.

VI. Hyperboräische Spezies, 4½ Fuß hoch: sie besteht aus Lappen, Samojeden und den Bewohnern des nördlichen Amerikas, welche alle „weder Religion noch Kultus haben." In Betreff der Samojeden ist dies längst widerlegt; die Lappen sind zum Theil bekehrt; die Eskimos würden es seyn, wenn nicht die europäischen Missionäre plötzlich durch die Einlagen an den Ufern Grönlands aufgehalten worden wären. „An starken Getränken finden sie nicht viel Geschmack." Die russischen Handelsleute freuen sich, das Gegentheil bestätigen zu können.

VII. Neptunische Spezies, auf Inseln und Küsten zwischen den Tropen, von Madagaskar an ostwärts rund um die Erde bis zur Neuen Welt und auf dieser von Californien bis Chili. „Wie alt die „Civilisation der Inca's und des Montezuma's sey, kann „man nicht wissen." Gleich darauf: „Sie war offenbar „keine dreyhundert Jahr alt." Eine Seite weiter: „Sie „waren de tems immémorial auf ihren Inseln." Was macht aber den Charakter dieser uralten Spezies mit neuer Civilisation aus? „Sie ist essentiellement aventurière." An Abenteuerlichkeit seiner Ansichten könnte Hr. Bory für einen Neptunier gelten, und die Art, wie er sie ausspricht, ist von dem Elemente Neptuns durchwässert. Bis die ermähnte Spezies näher bekannt sey, unterscheidet er einstweilen drey Racen:

1) Malai'sche Race, 5 Fuß 3 bis 4 Zoll hoch. Sie hat alle Farben, schwarz, weiß u. s. w. Wer noch einiges Gewicht auf die Eintheilung in japetische und Hindu-Spezies legte, könnte nun füglich verlangen, daß die Malaien aus zwey Spezies bestünden. — „Nein, „ihre Farbenverschiedenheit rührt her von Mischung, Nähe „des Aequators und andern Oertlichkeiten." An allen andern Stellen seines Buches läugnet Bory den Einfluß der Aequators-Nähe ab, und thäte er es nicht, so hätte er noch weniger Grund gehabt, seine zwey Bände zu schreiben, als er nach den bisherigen Bemerkungen hatte. Bey allem dem fragt er (Band II., S. 70) Hrn. v. Paravey naiv: „Wie können Sie sich denken, daß ein rother „oder gelber Mensch neben seinen weißen auch schwarze „Kinder habe?" Doch vielleicht hat Bory noch einen wichtigeren Grund für die Annahme seiner Malai'schen Race: „das Innere des Mundes war bey den Individuen, „welche ich sah, violett, wie bey einer Varieté der Hunde, „den Moysen." Die violette Farbe kömmt aber ja vom Betel-Kauen, und warum alsdann die Malaien für eine Race und die Moyse für eine Varietät ansehen, zumal da nach Hrn. Bory's Ansicht die Hunde mehr mit den Menschen gemein haben, als man bisher glaubte?

2) Oceanische Race, größer als die andern der neptunischen Spezies; Paradies: Neuseeland — wiewohl nur Race. Gern möchte sie Bory für Amerikaner halten — denn noch Niemand, glaubt er, stellte sie mit diesen in Vergleich; wahrscheinlich wird er aber seine falsche Ansicht aufgeben, wenn er sich aus Cooks Reisebeschreibung überzeugen läßt, daß man jenen Vergleich, wiewohl irriger Weise, schon anstellte. Mit der alten Welt läßt er die Neptunier zu der Zeit Verbindungen anknüpfen, als man noch vom Paradiese Neuseeland aus über Anstralien weg, welcher Welttheil noch nicht da war, zu den Hindus und Adamiten schiffen konnte.

3) Papua, von mittlerer Größe. Diese Race ist aus Mischung mit der Spezies der Melanien entstanden. Warum macht sie aber alsdann nicht Bory zu einer Varietät, wie seine Teutonen oder Slaven? Oder, wenn sie „Hybriden, Maulesel" sind, warum sind sie nicht ausgestorben?

Wenn ein Recensent die falschen und schädlichen Ansichten eines Buches tadeln will, so ist es ihm lieb, wenn der Autor diese Ansichten recht deutlich ausgesprochen hat; denn alsdann braucht er die Worte des Autors nicht erst zu erklären, um sie zu tadeln. Zum Lobe des Hrn. Bory sey es gesagt, daß man Falsches nicht klarer sagen kann als er. Wie doch steht er über denen, welche ihre trügerischen Ansichten in tiefscheinende, dunkle Philosopheme ein-

Digitized by Google

schließen! Aber im Buche des Hrn. Bory tritt ein anderes Uebel ein; es gehört zu den Büchern, aus welchen man Alles beweisen kann, und table ich ihm eine Stelle, wird er mir gleich eine andere Seite aufschlagen, wo er das Gegentheil von dem sagt, was ich table. Bemerke ich ihm z. B.:

„Sie sagen Th. I. S. 518: Die Sitten der Papuas „des Hrn. Lesson sind ungefähr die der Melanier, „und nach unsrer Ansicht entscheidet dies „ihre Identität" —

so kann er mir antworten:

„Sage ich nicht Th. I. S. 317: „Sitten lassen „nichts auf Verwandtschaft schließen; sonst „könnte man sagen, die Staare und Wölfe bey uns „kommen von den Papageyen Polyneſiens und von „den Hyänen Afrikas, weil sowohl Staare als Pa„pageye sprechen lernen, und weil sowohl Hyänen als „Wölfe Schaafe essen, wenn die Schäfer nicht auf „diese Acht geben."

„Aber warum finden Sie Th. II. S. 77 unwahrscheinlich, daß Afrika außer dem Nil Ströme habe, die mit den europäischen zu vergleichen seyen, da doch in der Bay von Bennin z. B. bedeutende Strom-Mündungen sind?" Es hilft mir nichts, Herr Bory kann erwiedern:

„Lesen Sie doch Th. II. S. 49, wo ich es wahr„scheinlich finde, daß im innern Afrika große „Ströme seyen."

VIII. Australische Spezies. Hierüber hat er am wenigsten unrichtige Ansichten, weil er fast nichts von ihr weiß. Immerhin findet er es wahrscheinlich, daß die Menschen dieser Spezies als ganz neue Bewohner der Erde das innere Australien, welches zuletzt aus den Fluthen emporstieg, à peu près désert lassen.

IX. Kolumbische Spezies, von hohem Wuchs. Paradies: der Fuß der Allegany u. a. Berge. Bietet der Verf. bey den andern Welttheilen einige Belesenheit auf, ohne zu gesunden Resultaten zu gelangen, so kömmt er in Betreff Amerikas eben so weit ohne Quellenkenntniß.

X. Amerikanische Spezies, nach Amerikus genannt, wie obige nach Kolumbus, die Kaffrische nach ihrem Glauben oder Unglauben, die arabische nach ihrem Lande u. s. w. Nachdem er den Ausgangspunkt der amerikanischen Spezies aufs bestimmteste angegeben, lebt er der Hoffnung, daß sie mehrere Spezies bilde.

(Beschluß folgt.)

Philosophie.

Ueber den Begriff der Vernunft und über den nothwendigen Vernunftgebrauch in den Gegenständen der Religion. Von Michael Aschenbrenner, Professor der Philosophie am königl. bayr. Lyceum zu Aschaffenburg. Bamberg und Aschaffenburg, in Kommission bey Johann Christian Dresch. 1827.

Ruhige Prüfung, klare Ansichten und lebendige Liebe zu denselben sind viel werth in einer unruhigen, unklaren und in so mancher Beziehung metten Zeit. Eine Seltenheit ist zudem die Aufrichtigkeit der Ueberzeugung, die Verläugnung der Eitelkeit und des Stolzes, die nicht nur den Parteymachern und muthwilligen Polemikern, sondern so häufig auch den edelsten und anerkanntesten Vorgängern im Gebiete des philosophischen Forschens abgeht. Herr Professor Aschenbrenner hat in der vorliegenden Schrift, die zugleich als Programm zur Jubelfeyer des Direktors Hoffmann am Aschaffenburger Lyceum ausgegeben worden ist, als einen klaren, besonnenen Freund und Forscher der Wahrheit und als einen solchen sich bewährt, dem es nicht darum zu thun ist, eine neue Ansicht über ein altes Wort geltend zu machen und dadurch in die Stellung der Parteyen und Meynungen noch größere Verwirrung zu bringen, sondern der nach einer klaren Bezeichnung des Unterschieds in den vorhandenen Definitionen der philosophischen Systeme über den Begriff der Vernunft und nach bestimmter und kräftiger Ausscheidung der Verstand und Vernunft als höchste Potenz des Vorstellungs- und Denkvermögens identificirenden Ansicht, so wie der pantheistischen und mystischen Theorien über die Erkenntniß des Göttlichen im Menschen durch seine Vernunft, zu jenem allen psychologischen Beobachtungen am Besten entsprechenden Dualismus sich bekennt, der die menschliche Freyheit vindicirt, ohne die Absolutheit Gottes oder die göttliche Bestimmung des Menschen aufzuheben. Die Nothwendigkeit, daß in Sachen des religiösen Glaubens die Vernunft mitspreche und die von einer Offenbarung der Außenwelt ihr dargebotenen Belehrungen und Vorschriften an dem inneren göttlichen Gesetze prüfe, wird einleuchtend nachgewiesen. Der schwächste — wir möchten sagen, unglückliche, Theil des vorliegenden Schriftchens ist das darin enthaltene Historische. Herr Prof. Aschenbrenner gibt sich nämlich die Mühe, zu beweisen, daß nach den von ihm bezeichneten Grundsätzen auch die Kirche das Recht der Vernunft, über Annahme und Verwerfung gewisser Dogmen zu entscheiden, ehre und sicherstelle. Seine Belege sind überaus dürftig und können es auch wohl nicht anders seyn.

Digitized by Google

№. 71.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 2. September 1828.

Der Mensch oder die fünfzehn Paradiese des Herrn Bory de St. Vincent.

(Beschluß.)

XI. Patagonische Spezies, 5 Fuß 10 Zoll hoch, aus sehr wenig Individuen bestehend — scheint neu zu seyn. Die Australier sind also neu, weil sie schwach, die Patagonen wahrscheinlich, weil sie stark sind? Sind aber die Patagonen ihrer geringen Anzahl wegen neu, so werden die nördlichen Indianer auch immer neuer werden.

B. IV. Kraushaarige oder Neger.

XII. Aethiopische Spezies. Diese Spezies, bey welcher er Einiges mit anatomischer Genauigkeit angibt, weil er Sömmerings Werke zur Hand hatte, gibt ihm Gelegenheit, die japetische Spezies mit verdienter Strenge der Unmenschlichkeit gegen die Mulatten anzuklagen. Ich hoffe, dies gilt nicht den Teutonen und Slaven. Ist aber hier der Ort und ist es in Frankreich noch an der Tagesordnung, in folgende intolerante Schmähworte auszubrechen:

„Im Allgemeinen haben sich die Religionen, welche „mit Ausnahme derjenigen, deren Mittelpunkt „Rom ist, Anhäufungen von verdammungswürdigen „Irrthümern und beklagenswerthem Aberglauben sind, „in den Zeiten der gröbsten Unwissenheit gebildet, „und mußten daher weiter das Gepräge der Finster„niß ihres Ursprungs tragen. Ihre Einführung in „die menschliche Gesellschaft war die größte aller „Geißeln, welche je auf die Menschheit geschlagen „haben!!“

An den Füßen der Neger findet Bory den Uebergang zu den Orang-Utangs, welche gute Gelegenheit er benuzt, von der großen Fassungskraft zweyer ausgezeichneten Männer zu reden: Lillet Geoffroy, Korrespondent der Akademie des Sciences ist ein Neger, der Staatsminister und Pair Lainé ein homme de couleur. Aber so groß ist die Meynung Borys von den Orangs, daß die beyden angeführten Männer sich durch die Zusammenstellung nicht beleidigt fühlen werden.

XIII. Kaffrische Spezies. — Männer groß, Weiber klein (wie die Adamiten). — „Ihr Name hätte nie in die Naturgeschichte kommen sollen.“ Herr Bory ist einer der ersten, der ihn hineinbringt, und wenn man einmal eine Reform macht, so lasse man auch die kleinen Fehler nicht länger obwalten. Wozu die Namen der Spezies abwechselnd nach Patriarchen, Ländern, Entdeckern, Farben, Religionen, dem audax Japeti genus, Meeren, Gebirgen u. s. w. nennen? Warum nicht diesen Gebirgen der Vorrang, wenn die Menschen von ihrem Fuße kommen? Jene heißen Kaffern (Ungläubige), erwiedert er, „wie man uns Hunde nennt.“ Ich habe vergessen zu zählen, wie oft er von den chiens de Français redet; er rächt sich hinlänglich an allen Nationen durch Eintheilung in Spezies, worunter sogar eine Race wenigstens im Munde einer Hunde-Varietät ähnlich ist, und noch mehr durch die Zusammenstellnng mit Fledermäusen.

XIV. Melanische Spezies. „An Kopf und Rumpf Afrikaner, an Extremitäten Neuholländer.“ Labillardière hat sie in Vandiemensland gesehen und Freycinet (ohne es bisher haben drucken zu lassen) im Feuerlande; und sind zwey gleichlautende Erzählnngen nicht genug, um eine Spezies anzunehmen? Das wenige hier angeführte Anatomische führt zu keinem Schluß. Weil ihre Hütten auf Pfählen stehen und man mit einer Leiter hinaufsteigt (was doch auch im Hinterindien, Kamtschatka u. s. w. der Sicherheit wegen der Fall ist), sieht Bory in ihnen fast eben so unmittelbare Geschöpfe als in den Mollusken. Endlich die

XV. Hottentott'sche Spezies macht den Uebergang zu den Genera Orang und Gibbon, mithin zu den Affen. Seine anatomische Kenntniß über dieselben will Bory aus mündlichen Unterredungen besitzen. Jene Halb-Affen haben große Konformität mit den Hyperboräern; er selbst erkennt in ihnen Uebereinkommendes mit dem — arabischen Stamme, und Denham mit dem von Mandara. Dies beweist nichts für die Annahme einer

Digitized by Google

besondern Spezies. Aus den Abkömmlingen der Holländer und Hottentotten entsteht eine Klasse, deren Schimpfnamen er verstümmelt, und als Namen neuer Hybriden in die Naturgeschichte einführt. Müssen sie aussterben? — Warum machen aber die Hottentotten den Uebergang zu den Affen? Treten sie durch ihre Füße in das Genus der lezteren, wie die Neger? „Nein, wegen ihrer Stupidität.“ Herr Bory, gedenken Sie doch Ihres Freundes Lillet Geoffroy, und daß Sie selbst ausdrücklich bemerken:

„Neun Zehntel der Individuen, welche die „japetische Race ausmachen, stehen nicht „weit über den Hottentotten in der Aus„bildung ihrer Vernunft.“

Nachdem der Verfasser hierauf über die Monstra gesprochen, fragt er am Ende — was er bisher vorausgesezt hat — ob jede Spezies ihre besondere Wiege habe? Antwort: Ja. Zum Beweis:

„Herr Virey glaubt es. Ich selbst habe es schon 1804 geglaubt“ — 1801 glaubte er frevlich auch, daß die Egypter, betrübt, keine Menschenversteinerungen zu finden, ihre Pyramiden bauten, um wenigstens durch diese Steine künftige Naturumwälzungen zu überleben — „und die Spezies, zu welcher wir gehören, braucht „ihren Ursprung nicht eher von denselben Stellen, als die „andern herzuleiten, als die Sapaschus der Antillen „aus Afrika zu kommen brauchen, wo es Papions gibt, „oder von den Orang-Utangs Indiens.“

In Australien erschien, Bory zufolge, der Mensch spät, weil er dort schwach ist, und weil der Welttheil früher unter Wasser stand; im südlichen Amerika, weil der Mensch dort stark und in geringer Anzahl ist; in Amerika überhaupt, weil dort die Berge nicht verehrt werden, die Menschen also nicht von den Bergen kamen, und das Tiefland lange unter Wasser stand; um aber die Wiegen der Spezies (ja nicht foyers, wie sie Virey nennt) zu finden, braucht man nur — Brué's Mappemonde v. J. 1820 anzusehen. Einst stand das Wasser hoch — und damals machten die canarischen Inseln sammt Afrika nur eine Insel aus — aber nie konnten die Aethiopier nach diesem canarischen Lande gelangen, weil sie keine Schifffahrt trieben — und Afrika bestand aus zwey Inseln, einer südlichen und einer nördlichen — und hieraus sind die Ansichten der Griechen und Römer über die Küsten von Afrika zu erklären.

Man sieht, Herr Bory ist kein bloßer Dilettant im Bereiche der Naturgeschichte; vielleicht ist er noch glücklicher in seinen „Untersuchungen über die Wichtigkeit der philolo„gischen und statistischen Forschungen für die Naturge„schichte des Menschen.“ Die Ozeaner sind in Neuseeland, die Lappen am Nordpol entstanden, und als sie in ihren Paradiesen erwuchsen, „mochten ihre Spra„chen légèrement verschieden seyn.“ Seine Ansicht über die Bevölkerung der Erde, welche er vor zwey Jahren nicht um einige Milliarden bestimmen konnte, und welche ich damals nicht allein rügte, hat er geändert, und das Wort Milliards in Millions verwandelt!

„London, Paris, Berlin, Petersburg und „einige andere Städte, welche nicht exi„stirten, zählen mehr Einwohner als „ganz Italien unter den Cäsaren.

Wie kam der Mensch aus dem Naturzustande zur Civilisation?

„Der Mensch darf 1) die wenige Zeit, die er hienie„den lebt, nicht vergeuden, zahllose Bände zu durch„blättern. 2) Was über den Menschen vor Cabanis „und Bichat geschrieben worden, enthält, Locke und „Leibnitz ausgenommen, zusammen vielleicht keinen „halben Oktavband, der aufbewahrt zu werden ver„diente.“

In diesem Kapitel lernen wir noch einige neue Ansichten kennen:

„Erst war der Mensch monogam; dann lernte er „sprechen.“

„Der Thurm von Babel stand in Nubien.“

„Es gab mächtige Staaten, wo die Wissenschaf„ten sogar in Ehre standen, viele Jahrhunderte be„vor man die Schrift ersann.“

Aber trotz dieses hohen Alters der Wissenschaften läßt Bory nicht im goldenen, silbernen, ehernen, eisernen Zeitalter den Menschen aus dem Thiere hervortreten, sondern im gegenwärtigen, im Vernunft-Zeitalter.

Die Geschichte des Menschen ohne Anatomie des Leichnams, bemerkt er selbst, kann nichts anders seyn als ein Gewebe von Deklamationen. Diese Ansicht ist nicht neu, aber Niemand hat sie besser bewiesen, als Bory in seinem Werke über die funfzehn Paradiese. Unter seiner anatomischen, aufschneiderischen Feder sind die funfzehn zu etwa fünf-und-zwanzig geworden, ohne daß er es merkt. Aber lächerlich ist es, findet er, anzunehmen, daß jede einzelne Insel Antochthonen gehabt habe; lächerlich, zu wähnen, daß alle Menschen von den Hindus abstammen, welche den andern nicht ähnlicher sehen als die Karaiben den Deutschen. Lächerlich ist es, nicht einzusehen, daß die alte Nordsee das ganze Bassin der Weichsel u. s. w. in neuerer Zeit als man glaubt noch bedeckte, und wer dort gewesen, muß glauben, daß er das Zurückziehen des Meeres zu alt glaubt. Die Staaten des Mithridates erstreckten sich wahrscheinlich viel weiter nach Nordost, als man gemeiniglich glaubt.

Digitized by Google

Die Bewohner des nördlichen Europas und die von Asien konnten sich erst kennen lernen, als Rußland und Polen aus dem Wasser hervortraten, und diese geographische Aenderung ist bey weitem jünger, als man sich gemeiniglich einbildet; wie denn andrerseits an der Stelle des rothen Meers kein Meer war (zur Zeit wahrscheinlich, als die Kinder Israel durch dasselbe hindurchzogen?) und schon um die heroische Zeit, sobald nur das Meer verschwunden war, eilten die Scythen nach Griechenland; vor dreytausend Jahren lebten in Rußland keine anderen Geschöpfe als Fische; des Tacitus Germania war noch nichts anders als das Hochland, welches der Rhein vom Celtenland, und die Donau vom Abhang der hohen Alpen trennt, und gewiß lag also die Insel, welche wir für Rügen halten, viel südlicher, als man gemeiniglich glaubt.

Die funfzehn Paradiese des Hrn. Bory de St. Vincent baden in Paris Aufsehen erregt, und sind verkauft worden comme de petits pâtés. Freylich fand eine Zeitschrift einiges an seinen Ansichten auszusetzen, dagegen zeigte er selbst in einer andern sein eignes Buch an, und sein endloser Artikel ist — von ihm selbst unterschrieben. Solche Aufrichtigkeit verdient Anerkennung. Die Naturwissenschaften sind nicht blos die Lieblingsstudien, sie sind der „Trost“ des Hrn. Bory, ein so erhebender Trost, daß ihm „die Kenntniß einer Spezies oder eine Race „Menschen eben so viel werth ist, als die einer Meduse, „eines Kenguru's, Metrosideros oder eines wüsten „Vorgebirges;“ den Hypothesen besonders ist er Feind, er verficht sogar die seinigen nicht, sondern stellt sie ueber sans prétention (ohne Beweise) hin.

Dramatische Dichtkunst.

Margot Stofflet, ein historisch-romantisches Gemälde aus dem Vendeekriege. In vier Akten für die Bühne bearbeitet von Adalbert vom Thale. Berlin, Posen und Bromberg bey Mittler, 1828.

Die französische Revolution und nicht minder die auf sie folgende Periode Napoleons sind unstreitig voll des reichsten poetischen Lebens. Schon in der einfachen Geschichtserzählung wirken sie echt poetisch durch das Erhabene und Wunderbare der Charaktere und ihrer Schicksale, der Begebenheiten und ihrer Katastrophen. Dem Dichter bieten sie daher einen unerschöpflichen Stoff dar, und wenn allerdings die wirkliche Geschichte für die poetische Darstellung erst immer in eine gewisse perspektivische Ferne zurücktreten muß, so hat doch er rasche Wechsel der Zeit jene Begebenheiten der Revolution in der That schon in eine weite Ferne zurückgedrängt, und es ist kein Grund vorhanden, warum man nicht wenigstens gewisse Episoden daraus jetzt schon in Romanen und auf der Bühne behandeln sollte, wenn auch noch manche Rücksichten obwalten, die uns theils die Erinnerung an jene Zeit schmerzlich machen, theils uns verhindern, so unparteyisch, wie der Dichter soll, ihre Erscheinungen aufzufassen.

Ob gerade der Vendeekrieg die Ehre verdient, vor allen andern Begebenheiten jener großen Revolution auf der tragischen Bühne der Deutschen vorherrlicht zu werden, das möcht' ich bezweifeln. Paris bot weit größere Scenen, weit größere Charaktere, weit folgenreichere Thaten dar, als jene Vendée. Da nun aber der Dichter einmal gerade diese Episode sich gewählt, so wollen wir weiter nicht mit ihm rechten, warum er keine schönere ausgesucht, sondern nur fragen, wie er seinen Stoff behandelt hat? Natürlich ist die erste Frage: zu welcher Partey hat er sich geschlagen? zu welcher schien ihn die Waagschale der poetischen Gerechtigkeit am natürlichsten hinzuneigen? Herr Adalbert vom Thale hat es für gut gefunden, die Vendéer in die Lichtseite, die Republikaner in die Schattenseite zu stellen, schlechterdings die Partey der ersteren zu nehmen und die letzteren in beliebter Manier als entmenschte Barbaren zu schildern. Dies scheint mir unpoetisch, weil es unrecht ist. Allerdings waren die Vendéer herrliche und großmüthige Menschen, die für das, was einmal ihre Ueberzeugung war, zu ihrem höchsten Ruhm gekämpft haben bis zum Untergange; aber waren denn nicht auch ihre Gegner, die Republikaner, wenigstens damals noch, von einem großen Glauben erfüllt, von nicht minder erhabener Begeisterung ergriffen, und zu eben so herrlichen Opfern bereit? Beyde Parteyen befanden sich in einem Irrthum, aber beyde glaubten die Wahrheit auf ihrer Seite zu haben, und beyde zeigten sich gleich groß und erhaben in dem unseligen Kampf, der aus diesem Zwiespalt der Ansichten hervorging. Wie mag nun ein Dichter sich herausnehmen, das klare Zeugniß der Geschichte zu verfälschen, und alle Ehre, allen Ruhm, alles Recht nur auf eine Parten zu häufen? Gesetzt aber auch, der Dichter dürfte so einseitig verfahren, so gebot ihm doch die Wahrheit der Geschichte, die Parten, für die er sich allein interessirte, auf eine tragische Weise untergehn zu lassen, und gerade dieser Untergang hätte uns allein mit jener Einseitigkeit aussöhnen können, weil wir immer geneigt sind, die Parten der Unglücklichen zu ergreifen. Statt dessen aber gefällt es Herrn Adalbert vom Thale, sein Drama mit einer Niederlage der Republikaner, und mit einem Triumph der Vendéer zu schließen; wobey er es ganz unentschieden läßt, was weiter aus diesem Kampfe wer-

Digitized by Google

den soll. Wie verlassen seine Helden in ihrem Freudentaumel, können uns aber nicht mit ihnen freuen, denn wir wissen aus der Geschichte, daß sie nur zu bald wieder das herbste Mißgeschick erfahren und untergehn. Wozu also der voreilige Jubel und das absichtliche Ignoriren eines tragischen Ausgangs, der die Vendéer doch wahrhaftig mehr ehrt, als jener vorübergehende Triumph. Der Vendéekrieg war ein Trauerspiel, und als ein solches mußte der Dichter ihn auffassen. Er mußte tragisch mit dem fünften Akte schließen, nicht mit einer zufällig heitern Scene des ersten Akts.

Ist nun aber dieses Herausreißen eines kleinen Glücksfalls aus seiner großen tragischen Verbindung offenbar ein Mißgriff, so ist die Art, wie es dem Dichter gefallen hat, diesen Glücksfall der Vendéer insbesondere darzustellen, noch weit strenger zu rügen. Ich gestehe, daß mir seit langer Zeit kein Beyspiel von so unwürdiger, ja um den Accent der Verachtung darauf zu legen, von so erbärmlicher Mißhandlung der Geschichte durch die Dichtkunst vorgekommen ist, als der vorliegende, Walter Scotts Napoleon ausgenommen. Um dieses strenge Urtheil mit den gehörigen Entscheidungsgründen zu belegen, hören wir zuerst, was der Dichter sagt, und dann, was die Geschichte sagt.

Der Dichter zeigt uns auf der einen Seite die Vendéer unter der Anführung des bekannten Wildmeisters Stofflet, dessen Tochter er zur Heldin des Stücks erhebt; auf der andern Seite aber die Republikaner, deren Anführer Quétineau die Rolle des verlornen Sohnes spielen muß. Der Dichter macht ihn nämlich zu einem Sohn Stofflets, der, vom Sturm der Revolution ergriffen, der Fahne der Republikaner gefolgt ist und jetzt als ihr Anführer gegen seinen eignen Vater zu Felde ziehn muß. Sein armes Herz kämpft nun natürlich zwischen der Pflicht gegen die Republik und zwischen der Kindes- und Bruderliebe. Endlich siegt die letztere, und im Augenblick des Kampfes fällt er mit einigen Getreuen verrätherisch über seine eignen Leute her, besiegt sie und geht zu den Vendéern über. Das findet nun der Dichter sehr edel, und ein allgemeines Jauchzen über diese herrliche That beschließt das Schauspiel.

Die Geschichte dagegen erzählt Folgendes: General Quétineau, keinesweges ein Sohn Stofflets und keinesweges zweydeutig und schwankend in seinem Patriotismus, vertheidigte die Stadt Thouars gegen die überlegene Macht des großen königlichen oder katholischen Heeres der Vendée, das unter Bonchamps, Elbée, Lescure, Larochejaquelein, Charetineau und Stofflet ihn belagerte. Da er sich nicht länger halten konnte, entschloß er sich, um dem Ruin der Stadt vorzubeugen, sich zu ergeben; und weil er früher einmal den Vendeeanführer Lescure gefangen und gut behandelt hatte, so wurde ihm seine Großmuth jetzt erwiedert; man behandelte ihn freundschaftlich, und suchte ihn zu bewegen, die Sache der Republikaner zu verlassen, und zu den Vendéern überzutreten; obgleich nun aber Quétineau voraussah, daß ihm bey der damals herrschenden Strenge, die Republikaner wegen der Uebergabe von Thouars den Proceß machen würden, und daß er verloren sey, wenn er zu ihnen zurückkehre, so war er doch hochherzig genug, alle Anerbietungen der Vendéer auszuschlagen, freywillig zurückzugehn, und selbst die Richter zu fordern, die ihn verdammen sollten *).

Welches Betragen ist nun eines Offiziers würdiger, das, was der Dichter ihm aufbürdet, oder das, was die Geschichte von ihm rühmt? und was ist poetischer? Wie kam, dürfen wir sagen, Herr Adalbert vom Thale dazu, einen achtungswürdigen Charakter in einen nichtswürdigen zu verwandeln? und wie kommt unsere Bühne dazu, mit solchen Nichtswürdigkeiten beschimpft zu werden?

W. M.

*) Vergleiche Thiers Geschichte der französischen Staatsumwälzung, übersetzt von Mohl. Vierter Band. S. 133.

Reiseliteratur.

Kleine Ausbeute aus dem Leben für das Leben. Gesammelt auf einer Ferienreise nach London und Paris. Von M. A. Ries. Darmstadt, Heyer. 1827.

Auf einer Reise nach London und Paris läßt sich eigentlich eine mehr als „kleine Ausbeute" gewinnen: indeß war es auch nur eine Ferienreise, deren Beschreibung hier vorliegt, denn in noch nicht zwey ganzen Monaten machte der Verfasser die Reise von Darmstadt aus auf dem Rheine über Rotterdam nach London und über Paris zurück. Sie selbst macht auch keine großen Ansprüche. Eine gelehrte Abhandlung wollte R. nicht geben, nur eine schlichte, freundschaftlich gut gemeinte Erzählung. Wer London und Paris bereits kennt, dem wird die „kleine Ausbeute" gerade nicht viel Neues bringen, aber er wird, was sie anspruchslos bringt, gern noch einmal lesen, und wer beyde Städte noch nicht kennt, der lernt wenigstens Etwas von beyden kennen. Unter andern erwähnt der Verf. des Grabes unsers Landsmanns K. M. v. Weber in der katholischen Kirche der Irländer; aber er sagt nicht, ob die uns einmal mitgetheilte Inschrift auf demselben: „Hic jacet Carolus Maria, Freyherr von Weber, *nuper praefectus musicorum sacelli regii apud regem Saxonum, natus Eutin inter Saxones*" u. s. w., mit ihrem Gemisch von Latein und Deutsch, mit dem: „Eutin (für Utini) inter Saxones (für inter Holsatos, denn Eutin liegt in Holstein), mit dem „regii" und „regem" wirklich darauf zu lesen ist?

Digitized by Google

N°. 72.

Literatur-Blatt.

Freytag, den 5. September 1828.

Vermischte Schriften.

Ueber die Sprache. Rede, daß ich dich sehe! Heidelberg, bey E. F. Winter. 1828.

So einfach der Titel dieser Schrift lautet, so ist er doch allgemeiner, umfassender, als ihr Inhalt. Dieser besteht nur aus einigen Abhandlungen über verschiedene Gegenstände, die dem Sprachgebiet angehören, dasselbe aber keineswegs erschöpfen. Gleichwohl befriedigt uns Alles, was dargeboten wird, an und für sich in hohem Grade. Der erste Aufsatz handelt vom Rhythmus und macht das bekannte Gesetz der begriffsmäßigen Accentuation der modernen Sprachen und insbesondere unserer Muttersprache gegen das der quantitirenden alten Sprachen geltend. Der zweyte Aufsatz wägt die Gründe für und wider den Purismus ab, warnt gegen das Gezwungene, Unnatürliche, Unangemessene desselben, erklärt sich aber für denselben, so weit dieses von ihm vermieden und wie fern er, so modificirt, allerdings von der Vernunft geboten wird. In einer dritten Abhandlung wird die Frage: Wodurch bildet sich eine Sprache? im Allgemeinen dahin beantwortet: Wodurch sie entsteht, durch Geist und Leben und deren immer höhere Entwickelung. Der vierte Aufsatz handelt endlich von den „Rückschritten der Poesie," welche nach dem ungenannten Verfasser mit den Fortschritten der Vernunft nothwendig zusammen fallen, und, wohl verstanden, nur zu einer Einkehr der Phantasie aus dem äußeren, sinnlichen Naturleben in das innere, geistige Leben der Gemüthswelt führen können. In diesem geistigen Leben des Gemüths erblickt der Verfasser den einzig wahren, lauteren, zugleich aber unversiegbaren Quell, aus welchem alle neuere Poesie zu schöpfen habe, und diese könne, behauptet er ferner, immer nur eine ächte und keine spiegelfechtende seyn, sofern sie durchaus lyrisch bleibe. Wir sind keineswegs abgeneigt, dieser Ansicht beyzutreten; wenn damit nicht etwa alle neuere Poesie auf Lieder- und resp. Oden-Dichtung beschränkt, vielmehr nur gesagt ist, daß alle Gattungen der neueren Poesie, sollen sie gedeihen, den lyrischen Charakter annehmen, vom innersten Leben des Gemüthes die Feuertaufe empfangen müssen. Fast möchten wir dem Verfasser die letztere Meynung als die seinige beylegen, wenn er nicht gar zu heftig die Möglichkeit eines modernen Epos bestritten hätte. Freylich müßten wir für ein solches alle Gedanken an ein homerisches aufgeben; nicht aber so ganz in Beziehung auf das Nibelungenlied, welches der Verfasser aus Vorurtheil zu gering schätzt, eben so wenig auf andere mittelalterige epische Dichtungen und auf ossianische. Diese tragen alle bereits den Charakter des lyrischen an sich, und was uns mit Recht von denselben zurückhält, und aus ihnen nicht aufgenommen werden dürfte, ist, und zwar einzig und allein das Barbarische, Ritterlichrohe, Verworrenmystische oder selbst Heidnischabergläubische, welches den Zeiten ihrer Entstehung angehört, und auch eigentlich nur stoffartiger Natur ist. Milton's verlornes Paradies und selbst Klopstocks Messias sind und bleiben immer die ersten Lösungen der unendlichen Aufgabe für das höchste moderne Epos. — Selbst die dramatische Poesie könnte zu immer höherer Vervollkommnung, Läuterung und Verklärung hervorgehen, so oft sie eine lyrische Wiedergeburt erführe. Namentlich müßten immer mehr alle Spuren eines griechischen Fatums aus demselben schwinden, und das Schicksal der tragischen Helden immer reiner als das erscheinen, welches sich aus ihrem eignen Geist und Gemüth entbunden. — Was allen genannten Aufsätzen des Verfassers einen ganz eigenthümlichen Werth gibt, ist, daß er keineswegs als eigentlicher Sprachgelehrter oder Aesthetiker spricht. Vielmehr stellt er sich auf den freyeren Standpunkt philosophischer und literargeschichtlicher Betrachtung. Es ist das Leben des Geistes selbst, von dem er überall ausgeht, zu dem er stets wieder zurückkehrt. Das gibt seiner Darstellung eine erfreuliche Energie und Frische. Um so bedauerlicher ist es uns vorgekommen, daß er hie und da Einseitigkeit und mindestens halbe Vorurtheile nicht hat überwinden können. Namentlich tritt mehr, als billig und mit dem wahren Verhalt der Sache verträglich ist, eine Bitterkeit gegen die neuere deutsche Literatur, ja ein völliges Ignoriren derselben hervor. Wir sind allerdings auch der

Digitized by Google

Meynung, daß sie noch lange nicht das geleistet habe und leisten könne, bis wohin zu gelangen dem Geiste unsrer Sprache bestimmt zu seyn scheint. Aber wenn der Geist unsrer Sprache in der That ein so ausgezeichneter ist, wie der Verfasser selbst anerkennt, so wird er auch, wenn die Zeit für ihn erfüllt ist, in voller Herrlichkeit seine Selbstentfaltung vollbringen. Auch ist in der That nicht jede seiner bisherigen Hervorbringungen so gänzlich werthlos, als es seiner, in einzelnen Individuen sich selbst überflügelnden, Sehnsucht nach Vollendung vorkommen mag. Der Mißmuth hat überdieß selber eine lähmende Gewalt und nur sofern Werth, als er am Ende wieder der Vater des Muthes wird, der allein Kraft zum Vorwärtsdringen gibt.

Schließlich müssen wir noch eines Anhanges erwähnen, den der Verfasser unter der Aufschrift: „Stolübungen" seinen Aufsätzen beygefügt hat. Einige dieser Uebungen dürfen kleine Meisterstücke genannt werden. Es sind eigentlich Aphorismen über allerley, besonders über politische, religiöse, kirchliche und moralische Dinge, und sie zeichnen sich durch Kürze, Klarheit und Bündigkeit des Ausdrucks aus, z. B.:

55. Die Furcht vor dem Neuen. So fürchteten sich Diocletian und Galerius vor dem Christenthume. Constantin stellte sich an die Spitze der gefürchteten Partey, und hatte nicht nöthig zu erschrecken vor seiner eignen Macht.

40. Ugolino und seine Zeiten. Glückliche Zeiten! in welchen man die Leute einsperren mußte, damit sie verhungerten. Zu andern können sie es ganz bequem im Freyen thun.

19. Verfassungsformen. Von außen schaffen wollen, was aus dem Innern sich entwickeln muß, heißt Leichen schminken, um sie zu beleben.

18. Das gefährliche Spiel. Den guten Geist sollten sie so wenig an die Wand malen als den bösen; er kommt sonst auch. Zur Verklärung ihrer Sünden lassen sie die Religion ins Leben treten, aber sie tritt ins Leben. Sie wissen nicht was sie thun. Dieser Schatten erinnert an den Körper, dem er angehört, und ihre Fabel — an die Moral.

23. Der Rollentausch. Es hat große Herren gegeben, die sich ihre Reden von Andern machen ließen, aber die Antworten darauf diktirten sie selbst.

26. Die Zwangswahl des neunzehnten Jahrhunderts. Auch in der Türkey gibt es endlich eine Repräsentation, sogar in Spanien, — und zwar eine der bewaffneten Macht. Gleichviel, das Reich der Täuschungen hat aufgehört; die Willkühr des Schwächern büßte den alten Zauber ein, und ein Recht des Stärkern trat an ihren Platz. Volk oder Pöbel, Cortes oder apostolische Junta, Gesetze der Janitscharen, eine sich berathende oder sich prügelnde Repräsentation, eine Regel auch den Herrschern oder die Zügellosigkeit auch der Beherrschten, — das ist das Alternative unsrer Zeit.

49. Reformationen und Revolutionen. Reformationen und Revolutionen bestehen vielleicht wie Lebensluft und Scheidewasser aus denselben Grundstoffen, in einem umgekehrten Verhältnisse. Sechs und sechzig Theile Stickstoff und drey und dreyßig Theile Sauerstoff liefern die Luft, in der wir leben und gedeihen, und umgekehrt sechs und sechzig Theile Sauerstoff und drey und dreyßig Theile Stickstoff das zerstörendste Auflösungsmittel, das es gibt. So mögen sechs und sechzig Theile Vernunft und drey und dreyßig Theile Gewalt eine vortreffliche Reformation abgeben, während die nämlichen Bestandtheile im umgekehrten Verhältniß jenes politische Königswasser ausmachen, in dem das Kronengold sich auflöst, und so wenig als in dem chemischen sich etwas Lebensfähiges erzeugt oder erhält.

50. Der günstige Augenblick. Welches der günstigste Augenblick zu Verbesserungen? — Der, in dem sie noch nicht so dringend nöthig sind. Eben weil sie sich noch aufschieben lassen, verzögert sie nicht; Ihr sparet sie nur jenem ungünstigen Zeitpunkt auf, in welchem Ihr sie nicht länger verweigern dürft. Erntet Ihr auch früher keinen Haß für das Gute, das Ihr unterlaßt, so erntet Ihr später noch weniger einen Dank für dasjenige, das Ihr thut.

62. Die verwandelten Sterne. Unter Ludwig XIII. bieten einige Hofastronomen Sonnenflecken für Sterne, und nannten sie zu Ehren der Bourbons sidera Borbonia. Die Flecken sind noch zu sehen, aber keinem fällt es ein sie noch für Sterne anzusehen.

67. Fürstengroßmuth. Eine königlichere Großmuth gibt es nicht als die Sparsamkeit. Jeder aus der Tasche des Fürsten geschenkte Thaler ist nothwendig ein aus der Tasche des Volks genommener; jeder nichtgenommene wird dem Fleiße des redlichen Erwerbers geschenkt.

77. Fallstaff als Finanzminister. Man verlas ein Budget. „So viele Millionen für das Heer, so viele für den Hof, hunderttausend für die Oper, fünfzigtausend für die Affen im königlichen Thiergarten, und für den Volksunterricht — zwanzigtausend." Ich glaube Fallstaffs Rechnung zu hören: zehnzehn Schillinge für Branntwein, zehn für Sect, acht für Zucker, und einen halben Pfennig — für Brod.

83. Die Segler im Dunkeln. Schiffe segeln bekanntlich schneller bey Nacht, und unsre politischen Steuerleute rühmen das Nämliche von ihren Staatsschiffen. Sie mögen Recht haben, die Eiligen; man segelt besser im Dunkeln; aber man sieht nicht so gut. Schneller wird

Digitized by Google

ihr Schiff dahinfliegen, aber vielleicht nur um so schneller der Klippe zu, an der es untergeht.

88. Der Sprecher auf St. Helena. Niemand sprach von ihm, als nur er selbst nicht aufhörte von sich zu sprechen, und Appellationsrechtfertigungen herzusagen an die Nachwelt. Der Wetterwolke ähnlich zog er verheerend über die Länder her, und bildete auch er seinen eignen Widerhall.

100. Wozu die Schriftsteller? Wozu in den Gewölben der Westindischen Docks zu London die kleinen Spiegel, die man den Eintretenden reicht, um die matten und zerstreuten Lichtstrahlen, die spärlich in das Gewölbe hineinfallen, zu sammeln, und leuchtend auf jeden beliebigen Punkt zu lenken! Unsere Erde ist wohl nur ein solches Kellergewölbe in der großen Stadt Gottes, und auch der größte Geist ein bloßer Handspiegel, der das Licht nur sammelte, nicht schuf. Aber weil er unzerbrochen behandelt auch blenden kann, zerschlagen sie ihn, und greifen sich lieber durch die liebe Finsterniß zu irgend einem Fasse hin, vor dem sie liegen bleiben. — Gute Nacht!

Dichtkunst.

Poetische Betrachtungen in freyen Stunden von Nicolaus. Mit einer Vorrede und einem einleitenden Gedichte begleitet von Friedrich von Schlegel. Wien, gedruckt und im Verlage bey Carl Gerold. 1828.

Der Verfasser der vorstehenden Gedichtsammlung ist in Oberitalien geboren. Er hat erst in späteren Jahren die deutsche Sprache kennen gelernt. Um so erfreulicher ist sein Auftreten mit Dichtungen, welche, abgesehen von ihren übrigen Vorzügen, eine gefällige Form in der sprachlichen Darstellung zum Ruhme gereicht. Der berühmte Friedrich von Schlegel hat ihn beym lesenden deutschen Publikum eingeführt und die Richtung seines poetischen Talents in der kurzen Vorrede zu bestimmen gesucht, aus welcher wir Folgendes ausheben:

„Die angeborne Liebe des Deutschen zur Poesie zeigt sich auch darin, daß hier nebst allen andern Wegen der sinnenden, erfindenden, spielenden Phantasie und den mannichfachsten Weisen kunstreicher Form und künstlerischer Nachdichtung nicht selten auch eine andere, eigenthümliche und sehr einfache Art von Dichtung blos aus der Quelle des forschenden Gedankens und ernster Gesinnung hervorgeht. Schon im Anfange und in der früheren Zeit unsrer geistigen Entwickelung bemerken wir eine solche Richtung in fast allen Hervorbringungen von Klopstock, und in vielen, besonders den früheren, Schillerischen Gedichten. In der neuesten Zeit ist nach dem Charakter derselben, wo durch die allgemeine Richtigkeit die entgegenstehende Strenge so leicht und wie von selbst in jedem tiefern Gemüthe hervorgerufen wird, diese ernste Gedankenpoesie noch allgemeiner auch bey andern Völkern hervorgetreten. — Einen ähnlichen Ursprung, eine dieser verwandte Richtung haben auch die hier gesammelten Gedichte."

Aus einer, wenn auch eben nicht tiefen und vielseitigen, doch ernsten, sittlichreinen und großentheils klaren Reflexion sind die Dichtungen des Herrn Nicolaus hervorgegangen. Seine Darstellungen gehen gewöhnlich von einem religiösen oder moralischen Gegensatze aus: Welt und Christus, Sinnenlust und Glaube, Egoismus und Liebe, das Nichtige, scheinbar Beglückende, Täuschende, Verderbliche auf dem einen, das Wahre, wahrhaft Beseligende, ewig Dauernde auf dem anderen Pole dieser Gegensätze bilden den Inhalt der meisten von seinen Gedichten, Geist und Ton ist jedoch in vielen derselben so ganz verschieden, daß die Verschiedenheit des Ursprungs und die Verschiedenheit der philosophischen und theologischen Ansichten des Verfassers daraus unverkennbar ins Auge springt. In vielen Gedichten spricht sich eine klare religiöse Moral aus, die an die kräftigen Aeußerungen der Kantischen und Fichtischen Schule erinnert, z. B. S. 65:

Resignation.

Wer die Welt nur verflagt, nicht sich selbst, ist ein Thor!
Die Welt ist noch jetzt, wie zuvor!
Der Mensch nur allein
Schaffet die Pein:
Mög'
Er sich üben
Die Tugend zu lieben,
Und wohl ist dann Alles bestellt, —
Nicht die Welt macht den Menschen, der Mensch macht die Welt! —

Die Reflexion des Dichters hat jedoch in den meisten seiner poetischen Erzeugnisse eine christliche Grundlage; von Allem, was die äußere Welt ihm anzuschauen, zu erfahren, zu genießen darbeut, führt ihn sein frommes Gemüth zu dem Höheren und Ewigen zurück. Diese fromme Lebensansicht spricht sich öfters als eine lebendig klare, besonnene und vernünftige aus, indem sie eine praktische Richtung sucht und ihre Abneigung gegen das Spiel der Phantasie mit dem Heiligen bekennt; z. B. am Schlusse des Gedichtes, Wechselspiel des inneren Lebens:

Nur die Vernunft allein, die denkend glaubt, ist wahrhaft göttlich.

Von seinen inneren Erfahrungen, von den Gefahren seines Herzens, von dem Kampfe und endlichen Siege

Digitized by Google

seines Willens reden die meisten dieser Dichtungen, welche eben dadurch oft monoton geworden sind. Sehnsucht nach dem Ewigen, heilige Liebe zu Christus und zu allem Guten und Edeln tritt aus jeder Betrachtung hervor. Besonders ist es die Freundschaft, welche den Sänger begeistert, durch welche er aus den Verderbnissen der Welt zum lichteren Daseyn gerettet worden zu seyn rühmt, und deren einzig theuren Gegenstand er mit der innigsten Liebe und einem Wohlgefallen, das nie genug sich aussprechen kann, schildert.

Eine dritte Richtung der Reflexion des Herrn Nicolaus, den beyden früheren ganz entgegengesezt, und daher mit einer Reihe von Widersprüchen sein Buch erfüllend, ist eine katholisch-mystische, die, wenn sie aus reiner Mystik hervorginge, reine Laute, wie Novalis gebären könnte, weil sie aber aus oberflächlichen und unklaren Regungen und einer damit verbundenen verkehrten schwarzen Welt- und Lebensansicht entspringt, taube Blüthen oder ungesunde Früchte treibt. Es ist eine überspannte Phantasie, wenn der Jüngling zum Himmel, d. h. zu Gott, dem Unendlichen und Alleinheiligen zu beten anhebt, und seinem unendlichen Liebessehnen, wie das Gedicht „Liebessehnen" enthält, das Bild der Maria sich darstellt, und in ihrem Anschauen seines Herzens Sehnsucht, „sein süß Verlangen" sich befriedigt fühlt: dahin gehört wohl auch die ideale Auffassung des Klosterlebens in unsern Tagen, wo im gebildeten Deutschland nur eine Stimme über den Werth solcher weiblichen oder männlichen Klausuren herrscht. Dahin gehört namentlich das Sonett an Friedrich von Schlegel, dessen Schluß folgender ist:

Leuchte denn zu deinem ew'gen Ruhme,
Leitend uns zur hohen Gnadenpforte, —
Als ein seltner Stern im Christenthume.

Verworrenheit herrscht schon in dem Gedichte „Gegensätze," das folgenden mystischen Schluß hat und diesen oder jenen verleiten könnte, den Verfasser der Anhänglichkeit an das System des ewigen Nichts zu beschuldigen (S. 102):

Doch werden wir eher
Nicht Bürger des Lichts,
Als bis wir Gott näher
Geworden zu Nichts!

Unwürdig ist dagegen das Spielende, Tändelnde in dem Liedchen „blinde Kuh" (S. 62):

Wer den Glauben nicht gefunden,
Wer die Liebe nicht erkannt,
Ahnet nicht sein Vaterland —
Hat das Höchste nicht empfunden!
Spielt im Leben blinde Kuh,
Denn er hat die Augen zu;
Wandelt wie das Heidenthum
Scheu im Nebel stets herum —
Ohne Rast und ohne Ruh! —

Doch rühmen wir gerne zur Ehre des Dichters, daß er es zu solcher Unklarheit, solchem Spiel der Phantasie (wovon ihn auch ferner die bey ihm vorherrschende Verstandesthätigkeit behüten möge), solch ausschweifender Typik noch nicht gebracht hat, wie Herr von Schlegel in dem der Schrift vorstehenden Cyclus von allegorisch-dogmatischen Liedern „das Hieroglyphenlied oder Anklänge und Bilder der Zeit und der Zukunft." Welches Heil in solcher Poesie und in der ihr zum Grunde liegenden religiösen Ansicht liegen soll, sehen wir nicht ein.

Geschichte.

Geschichtliche Unterhaltungen. Auch unter dem Titel: Die Menschheit auf ihrem Schicksals- und Bildungsgange, während der vier ersten Jahrtausende. Dargestellt von P. Scheitlin und J. J. Bernet. Erster Band in vier Heften. Mit vielen Abbildungen und Charten. St. Gallen, bey Huber und Komp. 1827.

Man hat in der neueren Zeit mannichfache Versuche angestellt, das Studium der Geschichte dem größeren Publikum anziehend zu machen. Zu diesen Versuchen gehört auch das vorliegende Werk. Die Verf. haben sich vorgesezt, mit wenig Räsonnement zu erzählen, um dem Leser desto größeren Reichtum geschichtlichen Stoffes darbieten zu können. Doch halten sie sich besonders lange bey der vorgeschichtlichen Zeit auf und suchen die annehmbarsten Theorien über das Entstehen der Erdoberfläche, über die Schöpfungen der voradamitischen Periode, über die Bildung der organischen Welt, über die indische, persische, ägyptische, griechische und andere Kosmogonien mitzutheilen. Mit rühmlichem Fleiße ist Vieles, namentlich aus neueren Reisebeschreibungen gesammelt, und die zum Theil wohlgelungenen Bilder dienen zur willkommenen Erläuterung.

Auffallend ist der Ton, in welchem dies historische Werk an einzelnen geschrieben ist. So heißt es mit sonderbarer Laune S. 171: „die älteste Indierzeit gehört ins plusquamperfectum u. s. w. Fast ließe sich aus diesen Worten auf die amtliche Stellung des Verfassers schließen. Provinzialismen, wie z. B. S. 345: ab ihren rauhen Bergen, lassen sich eher verzeihen. Uebrigens ist sonst die Darstellung klar, durch einfache Betrachtungen und passende Citate belebt und der Fassungskraft der Leser, für welche das Buch zunächst bestimmt ist, angemessen.

Digitized by Google

№. 73.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 9. September 1828.

Lustspiele.

Im Allgemeinen sind die Lustspiele von heute wie die von gestern, und der Thespiskarren fährt in den alten längstbefahrnen Gleisen gemächlich fort. Nur selten unterbrechen ausgezeichnet schöne, oder wenigstens sonderbare Lustspiele die lange Folge alltäglicher Bühnenplattituden, wie sie noch immer im Geschmack Kotzebues als deutsche Original-Lustspiele, oder als Bearbeitungen französischer Modestücke zu Tage gefördert werden. Auch sind die wenigen bessern Lustspiele gewöhnlich nicht bühnengerecht, und die vielen bühnengerechten gerade die schlechtesten. Dies ist ein alter Uebelstand, über den man nicht genug klagen kann. Die Poesie und das Theater wollen sich nicht vertragen; die feinsten Scherze und Anspielungen, der kühnste Humor, die abentheuerlichsten Verwicklungen passen nicht mehr auf unsere Bühnen, mögen sie auch noch so poetisch seyn. Deswegen liegen alle Lustspiele Shakespeares in Büchern vergraben, aber welche Bühne darf es wagen, sie ins Leben zu rufen? Auf der andern Seite nehmen sich wieder die gemeinsten und alltäglichsten Späße und Verwechslungen auf der Bühne recht gut aus, wenn sie nur einigermaßen durch die Kunst des Schauspielers unterstüzt werden, und so gewährt uns etwas auf der Bühne Unterhaltung, was wir unausstehlich finden würden, wenn wir es blos in einem Buche läsen. Da es nun einmal so ist, so haben unsere besten komischen Dichter wie billig mit Shakespeare sich getröstet, nur für die Lektüre geschrieben, und auf den Theatereffekt verzichtet; die geringern Bühnendichter aber verdienen ihrerseits wieder Entschuldigung, daß sie nichts Besseres machen, weil die Bühne nun einmal das Bessere nicht verträgt.

Unter den Lustspieldichtern der ersten Art steht gegenwärtig, seitdem Ludwig Tieck keine Lustspiele mehr schreibt, Graf Platen oben an. Die Schauspiele von August Grafen von Platen-Hallermünde (Stuttgart und Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1828) sind ohne Zweifel das Ausgezeichnetste, was die komische Muse in der jüngsten Zeit uns dargeboten hat. Wir glauben uns hier auf das Urtheil beziehen zu müssen, welches wir über Platens früheres Lustspiel, die verhängnißvolle Gabel, in Nr. 97 des Literaturblatts von 1826 ausgesprochen. Man hat dies Urtheil partheyisch gefunden, allein wir bekennen uns herzlich gern zu einer Partheylichkeit für das echt Poetische, Geistvolle und Vernünftige, wie es in jenem polemischen Lustspiel sich beurkundet hat. Wir wiederholen, daß wir Graf Platen unter den neuern deutschen Dichtern für einen der besten halten, und daß wir in seinen Dichtungen vollkommen bestätigt finden, was er im vorliegenden Werk S. 5. im Prolog des ersten Lustspiels von sich selber sagt:

> Ein Dichter lädt an keinen kargen Tisch,
> Er fühlt sich reich und lebt verschwenderisch;
> Weil er sich eher jeden Fehl verzeiht,
> Nur nicht gedankenlose Nüchternheit.

Allein er weiß wohl, daß dieser Gedankenreichthum, und diese die Nüchternheit vernichtende Begeisterung, die seine Poesien auszeichnete, gerade das sind, was ihm die gemeine Welt am wenigsten verzeiht, und was beym gegenwärtigen Zustand des Geschmacks am wenigsten Glück machen kann. Daher sagt er im Prolog zum dritten Stück S. 148.

> Bedenkt, wie viel er zu bekämpfen hat,
> Den diese Zeit, die disharmonische,
> Für das harmonische Geschäft erzog!
> Nur durch Begeisterung gedeiht die Kunst:
> Bey diesem kalten, kritischen Geschlecht,
> Wo angefochten wird, statt anerkannt,
> Wärs Noth, die Dichter schlössen Aug' und Ohr,
> Und sonderten sich von den Menschen ab,
> Um nur allein mit ihrem tiefsten Selbst
> Und mit der Vorwelt Schatten umzugehn,
> Damit nicht stets, anstatt gehofften Lohnes,
> Ein eitles Echo schwanker Theorie
> Verirrend hemme jede Thätigkeit.

Schon längst, namentlich aber seit den Parabasen, hat man dem Dichter ohne Widerrede die höchste Meisterschaft in der Behandlung des Verses zugestehn müssen; so groß aber auch dies Verdienst ist, so sind wir doch

Digitized by Google

immer geneigt, den Inhalt über die Form zu setzen, und loben an dem Dichter weit mehr seine Gedanken, als seine Worte, oder doch die schöne Form nur wegen des schönen Sinnes. Beydes finden wir bey Graf Platen durchgängig beysammen. Er besizt das, was alle größern Dichter vor den kleinern auszeichnet, Gedanken- und Bilderreichthum, eine Allgegenwart des poetischen Geistes, wenn wir so sagen dürfen. Gemeine Dichter haben oft nur einen einzigen guten Grundgedanken, den sie in trivialen Worten bis ins Unerträgliche ausspinnen; die echten Günstlinge der Muse dagegen verstehen es, jede Seite, jede Zeile ihrer Werke mit poetischem Geist zu beseelen. Eine Dichtung ist nur dann etwas werth, wenn jedes Wort darin eine Schönheit für sich enthält; aber wie viele Gedichte gibt es nicht, die im Ganzen vielleicht etwas werth sind, aus denen man aber auch ohne Schaden ganze Seiten und Scenen weglassen könnte?

Platen hat in dieser Hinsicht Shakespeare, Calderon und Ludwig Tieck sich zum Muster genommen, so wie überhaupt diese Dichter auf seine dramatische Werke den meisten Einfluß geübt zu haben scheinen. Er hat, wie sie, novellen- und romanzenartige Stoffe dramatisirt, und dabey Humor und Witz mit dem Ernst und der Würde der altromantischen Liebe und Ehre anmuthig wechseln lassen; nur das dritte romantische Element, die Andacht und Frömmigkeit, hat er nicht, wie Calderon und Tieck, in den Zauberkreis seiner Poesie mit aufgenommen.

Das vorliegende Werk enthält zwey Lustspiele und ein Schauspiel. Das erste, der Schatz des Rampsinit, ist nach der bekannten Erzählung des Herodot bearbeitet. Der Dichter gibt diese anmuthige Geschichte mit großer Treue wieder, wie der Vater der Geschichte sie berichtet; doch erlaubt er sich einige Zusätze, die äußerst natürlich sind, und das Ganze ungemein verschönern. Er läßt nämlich des Königs Rampsinit Tochter den Dieb des Abends bey seinem verbotenen Gang im Garten antreffen, und flicht so eine Liebesgeschichte ein, die eben so originell als zart durchgeführt ist. Die Nacht erscheint jezt in ihrer doppelten Eigenschaft, als Freundin der Liebe und der Diebe, und eine List schlägt die andere. Alles endet befriedigend und ergözlich. Auch eine Nebenperson, ein gelehrter reisender Prinz aus Nubien, ist gar artig als Freyer und Rechenkünstler in die Geschichte verflochten. Wir können uns nicht enthalten, als Probe aus dieser schönen Dichtung ein Lied herzusetzen, welches die Königstochter Diora singt:

Durch die Lüfte schwerbeklommen
Kommt der volle Mond geschwommen!
Weil er keine Ruhe findet,
Wandelt stets der Liebentflohte
Sachte, sachte,
Und verschwebet und verschwindet,
Als er just zu ruhn gedachte.

Ueber goldner Erdenfluc
Schwebt der Frühlingswind, der laue,
Und er fächelt mit Gekose
Primel erst und Pulsatille
Stille, stille,
Aber eh sich zeigt die Rose,
Treibt ihn fort ein fremder Wille.

Auf smaragdnen, grünen Wogen
Kommt der schöne Sawan gezogen,
Und mit schmerzlichem Behagen
Furcht er Linien und Kreise
Leise, leise,
Und vergeht in seinen Klagen,
Eh er kommt an's Ziel der Reise.

Nicht mit Unrecht fügt die horchende Zofe hinzu:

Wenn du es singst, versteh ich erst dies Lied,
Du lässest hören das Unhörbare,
Das Unbegreifliche, die Seele selbst.

Das zweyte Lustspiel, der Thurm mit sieben Pforten, ist uns unbedeutender vorgekommen, als das erste. Es hat denselben Grundgedanken, wie die Entführung aus dem Serail, die Italienerin in Algier und Kotzebues gefährliche Nachbarschaft. Ein Dei von Tunis hält eine schöne Europäerin in einem Thurm gefangen; ihr Liebhaber bahnt sich durch einen unterirdischen Gang den Weg in den Thurm, und äfft nun den Dei gerade, so wie der Kotzebue'sche Liebhaber den bekannten Schneider Fips äfft, indem er ihm seine Geliebte bald vor dem Thurm bald wieder in dem Thurm zeigt. Diesem an sich gewiß sehr lustigen Schwank fehlt nichts als die Originalität. Der Dichter hat sie indeß reichlich durch Witz und eine schöne Sprache ersezt.

Das dritte Stück, Treue um Treue, ein Schauspiel in fünf Akten, ist ungemein lieblich und vom echten Geist der altromantischen Chevalerie durchdrungen. Aucassin, Sohn des Grafen Garin von Beaucaire, liebt die schöne Nicolette, ein geraubtes Mädchen von unbekannter Herkunft, und vergißt über seiner Liebe die Waffen. Ein Feind seines Hauses, Graf Florestan von Valence, erhebt Fehde wider Garin, und belagert ihn in seinem Schloß. Aucassin ergreift endlich die Waffen, siegt und nimmt Florestan gefangen, läßt ihn aber wieder frey und gibt ihm sein eignes Schwert, da Garin ihm gegen sein Versprechen Nicolette entführt und ihn selbst, um ihn von einer Mesalliance zurückzuhalten, in einen Thurm sezt. Unterdeß wird Nicolette von Seeräubern geraubt, und kommt nach Karthago, wo sie als Tochter des so eben verstorbenen Königs wieder erkannt wird. Der neue König Nimeddin will sie zu seiner Gemahlin machen; allein

Floreftan, um ſeinem Beſieger und Befreyer die Treue zu halten, begibt ſich nach Karthago, um Nicolette zu erlöſen. Er trifft auf Nureddin, den er nicht kennt, und macht ihn zum Vertrauten des Geheimniſſes. Der König ſelbſt iſt edel genug, ohne ſeine Großmuth zu verrathen, ihm Nicolette zuzuführen; beyde kehren nach Beaucaire zurück und alles endet mit einer fröhlichen Hochzeit.

Sollen wir nach vielem Lobe auch etwas an den Dichtungen des Grafen Platen tadeln, ſo möchte dieſer Tadel zunächſt einiges an der Scenik treffen. Beſonders im erſten und zweyten Stück finden wir zuweilen Scenen nur erzählt, die ſich und ſelbſt darſtellen ſollten. So hätte der Dichter z. B. im erſten Stück beſſer gethan, das erſte Begegnen des Diebes und der Königstochter in die Scene ſelbſt einzuführen, ſtatt es blos erzählen zu laſſen. Beyde treten als ſchon Bekannte auf, und wir vermiſſen um ſo mehr die Scene des Bekanntwerdens, als ſie der Dichter ohne Zweifel ſehr zart und lieblich behandelt haben würde. Auch im zweyten Stück ſcheint ſich der Dichter zu übereilen und unterläßt es, und die zweyte und ſtärkſte Ueberraſchung des Dels, da er zum zweyten Mal das Mädchen, das er außerhalb des Thums glaubt, wieder im Thurm verſchloſſen antrifft, lebendig vors Auge zu führen, indem er dieſe Scene ganz übergeht, und es dem Leſer überläßt, ſie ſich ſelber auszumalen. — Sodann möchten wir den liebenswürdigen Dichter auch noch auf eine Kleinigkeit aufmerkſam machen, die uns bey der Durchleſung ſeiner Schauſpiele zuweilen geſtört hat. Dies iſt das Herbeyziehen von Wortſpielen, wenn dieſelben nicht ganz bequem und natürlich, gleichſam von ſelbſt ſich darbieten. Er kann ſich deßfalls allerdings mit Shakeſpeare entſchuldigen, der ſich ebenfalls in Wortſpielen häufig übernimmt; allein die Zeiten Shakeſpeares waren andre als die unſeren, und die engliſche Sprache ſelbſt iſt gefälliger zum Wortſpiel als die unſrige. Wir müſſen geſtehn, daß uns geſuchte Wortſpiele, wie folgende:

(S. 83) „Was ich zapfe, das trink ich auch. Ich halte meinen Thut unter. — Eine gute Unterhaltung.“

(S. 161) „Er iſt im Anzug gegen unſre Stadt. Mag er im Anzug ſeyn, mein Anzug paßt nicht für den Krieg.“

unmöglich gefallen können. Der Dichter iſt ſo reich an echtem Sachwitz, daß er gewiß dergleichen Wortkünſteleyen unterlaſſen kann, ohne etwas zu verlieren.

Dramatiſche Studien von Moritz Rapp. Erſtes Stück. Die Prager Schlacht. Stuttgart bey Gebrüder Franckh. 1828. Der ſinnige Dichter dieſes mehr luſtigen als traurigen Schauſpiels hat dafür den ſonderbaren Titel: „Studien“ gewählt, und wir können uns dieſen Namen auf doppelte Weiſe deuten. Es ſpricht ſich darin theils die Anſpruchsloſigkeit des Verfaſſers aus, der noch nichts Vollendetes, ſondern erſt Skizzen und Vorarbeiten zu geben prätendirt, theils aber auch ein eigentliches Studium, eine tiefſinnige Spekulation, und eine für den komiſchen Dichter vielleicht zu ſtrenge Vermühung, Forderungen der Philoſophie mit denen des Witzes und der guten Laune zu vereinbaren. Dies iſt eine vorherrſchende Eigenthümlichkeit unſeres Dichters, und ſie iſt gewiß originell. Allein wir halten nur dafür, daß aus einer ſo ſeltnen Miſchung verſchiedenartigen Samens allmählich eine herrliche Blüthe ſich entwickeln könne, während uns bis jetzt beyde Elemente noch etwas zu heterogen und in ihrer Verbindung gezwungen vorkommen. Als Philoſoph ſtellt ſich Herr Rapp wie billig auf den höchſten Standpunkt und bezeichnet die politiſche Bedeutung des ſiebenjährigen Krieges, die Lage Friedrichs des Großen und ſeiner Gegner, die Beziehung jener Ereigniſſe auf die Folgezeit ꝛc., auf die treffendſte Weiſe; allein da er keine philoſophiſche und politiſche Abhandlung, ſondern ein Schauſpiel ſchreibt, ſo ſieht er ſich auch genöthigt, ſeine Reflexionen den handelnden Perſonen ſelbſt in den Mund zu legen, und dadurch leidet nothwendig die dramatiſche Wahrheit und Natürlichkeit Abbruch. Jene handelnden Perſonen waren nicht in der Lage, ſo umfichtig zu überlegen, und ſolche prophetiſche Blicke in die Zukunft zu thun, wie es wohl jetzt, ſiebzig Jahre ſpäter, der Verfaſſer vermag; und am wenigſten konnten ſie an einem blutigen Schlachtplatze, bey Prag, ſich ſolchen Spekulationen überlaſſen. Auch mußte der Dichter, um jene Reflexionen in den Reden der auftretenden Perſonen anzubringen, ihre Charaktere gewaltig modificiren, und wenn durchgängig ſchön und wahr iſt, was ſie ſagen, ſo iſt es doch nicht immer natürlich und mit ihrem bekannten Charakter nothwendig zuſammenſtimmend. Friedrich der Große ſelbſt iſt deßfalls nicht richtig gezeichnet, er iſt zu regelmäßig philoſophiſch, zu gleichmüthig, zu wenig launenhaft, kurz, ſchneidend, ſpöttiſch, und dann auch wieder zu wenig einſchmeichelnd und liebenswürdig. Wir ſind der Meynung, die großen politiſchen Beziehungen und ſelbſt die Begebenheiten mußten einem Dichter weniger gelten, als der Charakter Friedrichs; vom Dichter mußten wir zunächſt ein Charaktergemälde erwarten, und dies ſo wenig idealiſirt als möglich, mit allen kleinen, ja kleinlichen Zügen, die wir einmal bey dem alten Fritz gewohnt ſind, und von denen ſich unſre Phantaſie auf keine Weiſe losreißen kann. Auch wäre Hr. Rapp ohne Zweifel beſſer, als irgend ein anderer Dichter, im Stande geweſen, uns ein ſolches treues Gemälde nach der Natur zu geben, da es ihm in den Nebenfiguren ſeines Schauſpiels ſo vortrefflich gelungen iſt, die Natur in ihren feinſten Zügen zu copiren. Sein Gedicht zerfällt in zwey Hauptarthien,

Digitized by Google

wovon die eine mehr in die italienische, die andre mehr in die niederländische Schule einschlägt. Der König und sein Generalstaab, so wie sein Gegner, Feldmarschall Brown, kurz die Noblesse unter den handelnden Personen sind idealisirt und reden in feyerlichen Jamben; neben oder unter ihnen spielen aber auch die gemeinen Soldaten eine bedeutende Rolle, und sie, als der Pöbel des Dramas, sind ganz nach dem Leben gezeichnet und reden in der ungeschminkten Prosa ihres Landesjargons. In dieser untergeordneten Parthie nun hat der Dichter ein unvergleichliches Talent zur Schau gelegt. Gleich einem Teniers malt er uns den Pöbel unter dem Marketenderzelt, und wir finden Züge dabey, die uns vollkommen an Shakespeare erinnern. Hier ist sogar jede philosophische Absicht des Dichters unmittelbar zu einer Schönheit geworden. Seine Absicht war ohne Zweifel, der idealen Parthie in der realen, und den sich zankenden Potentaten in dem wesentlich einigen Pöbel ein Gegengewicht zu geben. Nicht ohne tiefe Ironie ist nun in der scheinbaren Verschiedenheit der deutschen Völkerstämme, die hier im Lager zusammenkommen, wie sie von Osten und Westen her geworden und zusammengetrommelt wurden, doch die wirkliche Uebereinstimmung des deutschen Charakters durchgeführt, während in der scheinbaren Aehnlichkeit der Häupter die politische Zwietracht gezeigt wird. So erscheint der ganze Kampf nur auf der Höhe und Oberfläche der deutschen Nation, ohne daß dadurch die tiefe und breite Basis verrückt wird. Es ist gewiß ein sehr glücklicher und erfreulicher Gedanke des Dichters, bey dem vorübergehenden Kampfe der Helden gleichsam die ganze deutsche Nation als Chorus eintreten zu lassen, und daß dieser Chorus Pöbel ist, verstärkt nur die treffliche Ironie. Wie richtig überhaupt der Standpunkt ist, aus welchem der Dichter den siebenjährigen Krieg betrachtete, mögen folgende Worte Friedrichs darthun:

Wir kämpfen um den Herd nicht mehr, nicht um
Ein Vaterland; des Volks Gewerbe blüht
In meinen Landen, wie der Künstler.
Man schafft sich sein genießen Theil und gibt
Dem König gerne, was des Königs ist.
Nur lange Ruh bringt Stecken der Maschine.
Des Lebensblut gewinnt in trägen Schläuchen,
Die Silberadern rosten mit den Eisen.
Da muß in gährender Entzündung durch
Gewaltsam eingebrochene Canäle sich
Die Flutung theilen und in's Gleiche setzen.
Was feine List und fein gesponnene Netze
Von Schätzen eingesponnen, kommt zumal
Durch freye That der Ehr und Tapferkeit
An's helle Licht zum allgemeinen Frommen.
So müssen jetzt zwey Arme eines Riesen
Sich wechselweis im wilden Kampf zerfleischen,
Um stockendes Geblüt in Gang zu bringen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dramatische Literatur.

Der Fall von Missolonghi, Drama in drey Akten von Gustav Joseph Krahe, Lehrer der Mathematik, der französischen Sprache und des Zeichnens in München. Frey bearbeitet nach der Geschichte des griechischen Freyheitskrieges von 1826. München, gedr. bey Franz Joseph Hübschmann, 1828.

Schon der Titel dieses Dramas erregt die Ueberzeugung, daß hier nur die Rede von Schauer- und Mordscenen seyn kann, die bey den wenigsten Lesern einen willkommenen Beyfall zu ernten geeignet sind. Wenn die furchtbaren Ereignisse, die Griechenland das allgemeine Mitleid und die thätige Hülfe ihrer Mitmenschen in Europa erwarben, immer mit Antheil und mit schmerzlich zerreißendem Mitgefühl in den öffentlichen Blättern gelesen wurden, so bieten sie doch schwerlich einen anmuthigen Stoff zur Dramatisirung dar. Liest man die Geschichte, so weiß man, daß die Wahrheiten, welche sie enthält, mehr herbe als angenehme Gefühle erregen können; allein der Wunsch sich mit dem Inhalte dessen bekannt zu machen, was die graue Vorwelt in ihrem Schooße birgt, das Verlangen sich zu unterrichten, und bey den Denkmalen dunkler Vergangenheit sich Trost, Belehrung und Muth für manches Schwere der Gegenwart zu holen, leitet sanft über die schroffen und eckigsten Stellen hin, die sonst wohl Herz und Fuß verwunden würden; wenn man aber in Augenblicken, wo der Geist einer freundlichen und leichten Zerstreuung bedürftig ist, diese in poetischen oder prosaischen Dichtungen sucht, die dem Gemüthe Erheiterung zu bringen bestimmt sind, so überrascht es unangenehm, wenn man sich in Gräuelscenen verirrt sieht, die der Seele nur Schauer zu geben vermögen. Das vorliegende Schauspiel wird deßhalb wenigen Lesern Vergnügen verschaffen, und dürfte auch hinsichtlich der Personen, welche zur Ausschmückung des eigentlichen Ereignisses angebracht sind, nicht sehr befriedigend seyn. Es bestehen diese in der Tochter des Kommandanten von Missolonghi, Noto Botzaris und ihrem Verlobten, welcher sich freywillig dem gefährlichen Unternehmen unterzieht, die griechischen Besitzhaber mit der trostlosen Lage der Festung bekannt zu machen, und dann von den Türken aufgefangen und zu Tode gemartert wird. Seine Braut ermordet der eigne Vater, einem Versprechen gemäß, das er dem Eidam geleistet hat, im Moment ehe er die Felsen in die Luft springen läßt; mithin erscheint diese Schauderscene ziemlich überflüssig, weil ja der ohnehin gewisse Tod das junge Mädchen vor der Schande bewahrt hätte. Große Ideen finden sich keine, und das Ganze ist ein ärmlich bearbeitetes Stückwerk. Die Sprache ist zwar Prosa, allein die Stellung der Worte und der Fall der Sätze dringt doch eine Art Jamben hervor, die ziemlich hart zu lesen sind.

Digitized by Google

N°. 74.

Literatur-Blatt.

Freytag, den 12. September 1828.

Lustspiele.

(Fortsetzung.)

So viel vom Ganzen des Dramas. Im Einzelnen der Form müssen wir dem Dichter großes Lob zugestehn. Fern von den gewöhnlichen deklamatorischen Gemeinplätzen ist seine Sprache durchgängig reich an Gedanken, Bildern und Witz, und wenn seine Verse nicht immer den höchsten Wohllaut athmen, so ist gerade die Gedankenfülle daran Schuld, und wie viel lieber sind uns nicht Gedanken in schmucklosem Verse, als sinnloses Geklingel! In der treuen Kopie der Volksgesinnung und Volkssprache und namentlich der besondern Provinzialdialekte besizt der Dichter eine wahre Meisterschaft. Er zeichnet den Märker so treu wie den Oestreicher, den Sachsen so treu wie den Schwaben, und gerade die Kontrastirung verschiedner Landsmannschaften wirkt hier vortrefflich. Unter andern führt der Dichter einen Schwaben ein, der dem König die Art und Weise erzählen muß, wie er zu seinen Fahnen gekommen. Diese gar artige Erzählung können wir uns nicht enthalten, zur Probe des Uebrigen hierherzusetzen:

Soldat.

's mag jetzt a Wocha zehne sey, do gang i mit mei'm Cammerada ge Stougert ruff, und hent wölla—n Arbeit suocha beym neua Schloß, wo se bouet. Und wio mer in's Thor sind, z'nächst bey der Stiftskirch, do jagt's 's Brückle nunter mit Herra—n und Buoba—n und Mädla—n und runter uff da Märkt. Mier, net foul, sind au hintadrei'. Do standet a paar Kerle am Rothhous mit wüothige Hüot und Bortan—n uffm Buckel, und dia thüont ganz hoffärtig und saget: jez isch g'scheha, mier hents vom Reichstag, grad kommet mer. Der König von Preußa, der ischt's Reichs Feind, und der ganz Krais thuot scho' werba, und der Herzog wird ich au ous der Wolla jaga. Jez hättet se solla seha dees Lamento von dene Leut z'sama. Ach der brav König, der tapfer König; der hebt os allei' no', daß se os net katholisch machet. Noi' des thüont mer net, mer leibt's net, was Teufels! Nu aber, was hilfts, d'Generäl vom Herzog kommet rei' und Soldata—n und Recrutta werdet z'samatrieba, was ufz'treibet ischt.

König.

Na, und ihr Zwey?

Soldat.

Wier zwai standet jez drouſſa—n— in der Eßlinger Vorstadt und hent nu' z'gucket. Da kommet von z'Eßlinga rei' die Soldata vom Reich, wio se's g'haißa hent; dio sind dort z'samma komma g'wä von dene Reichstädt und dene Klöschter dort rum. Aber die Soldata, höret se. Do ist 's Radwirth von Weilerstadt sei 'Knecht vorna drous komma; der hot's Moß net g'hett, dem hent se en alte Trommel vom Eßlinger Rothhous rumg'henkt, und so ist er derher g'loffa mit ama rotha Röckle und en Bourahout uf, und druff g'schlaga wio b'sessa. I schrey im zuo: Ghotts Blitz, Frieder, jez dir hent se a nett's Affajäckle a' thu' und des Mooschtfäßle, wo do—n umhoscht. Er aber guckt me kaum über d'Achsel a' und schlegt ällaweil ärger druff. Dernooch kommet a paar uff Gäul, dia saget, se seyet Dragoner; i hett's für Poschknechte g'holta—n in ihre große Stiefel und gelbe Coletter und mit so 'ma Hurlebusch in der Anka. Einer hot vorna druff, ufm Caskett a Blechle g'hett; drum sey er der Leutnant hot er g'sagt, uud der hot' no, wie se hent uf da—n alta Hafamärkt num wölle, da Drogoner neba—n—m g'stupft, wio mers denn mach, daß der Goul rechts num gang; er soll im helfa. Was will e viel schwätza; der Herzog hat indesse—n—au ousheba lossa, und uns hot mers Gucka—n au verthu'; mer hent halt müossa—n unter d'Herzegliche.

König.

Und ihr zogt gegen mich zu Felde?

Soldat.

O ha, älls g'mach, Herr König, a Tager achte währt's; do hot mer os a bisle g'exerziert ghett, jez soll älles ufmarschiera—n—am Schloß, weil der französisch Commissär do sey; der soll d'Armee a'gucka—n und ufnemma, weil mer mit Frankreich au alliert gwä sind. Nu'

Digitized by Google

kommet selt viertoused Mann z'sama. Der verfluocht Franzos kommt derher g'ritta, grüoßt kei'n Mensch, a klei's liederlichs Mändle, wio will e saga, net so groß als d'Marketendere do; sitzt ganz krumm uff sei'm Gäule, 's Hüotle im G'sicht drinn und so—n—a Brilla—n—uf. Wio nu' der Kerle derher kommt und nechs als krumme Mäuler mache ka', do schreit älles, vor dem keiner präsentiert, und wio d'Offecier fluochet, do geht's vollends los und ousenander. Mier lasset uns net verkaufa, schreiet se, wer a rechter Kerle ist, der kommt mit und goht. So goht älles durcheinander und keine toused sollet se drinna b'halta hann. Unser Housa, mit dem mier fortzoga sind zum Canstadter Thor nous, hot sich am Kahiastei' b'roth-schlagt, was z'thu' sey. Do stoht einer uf und secht: höret, i waiß ebbes g'scheit's. I bi amol Stallknecht gwä beym Herzog Eugen; wisset er, der ist beym König von Preußa General. Zu dem ganget mer, ohne weiters, der versorgt os älle. Dees hat in ei'g'leuchtet, und mier laufet mir nechs dir nechs Preußa zuo, unterwegs hemmer g'sagt, mer stoßet zo de Oestreicher und so simmer glücklich rei' komma. Und da Herzog hemmer richtig troffa—n—in Torgau, und der hot os au glei ei'thaila lossa. Und nu' simmer do und do wöllet mer bleiba, Herr König, so lang se os b'haltet.

Hoftheater von Barataria, von dem Verfasser des' goldnen Kalbes, Graf C. E. Benzel-Sternau. Vier Bände. Leipzig bey Gerhard Fleischer, 1828. Unlängst zeigten wir in diesen Blättern die französischen proverbes dramatiques an, hier sind ähnliche deutsche. Diese zahlreichen kleinen Lustspiele enthalten gleich den Fabeln eine gewisse Moral, die ihr Stichwort und zugleich ein Sprüchwort ist. Sie sind kurz, wie die Vor-, Zwischen- und Nachspiele, und weniger für die große Bühne, als für Liebhabertheater und für Abendunterhaltungen vornehmer Zirkel berechnet, so wie es die ursprüngliche Bestimmung von Kotzebues dramatischen Spielen zur geselligen Unterhaltung auf dem Lande war. Sie geben sich, ihrer Natur nach, nicht für mehr aus, als für leichte gelegentliche Unterhaltungen, und die ausdrückliche Einschränkung, die in dem Worte „Hoftheater" liegt, läßt uns von diesen Spielen von vorn herein mehr Rücksicht auf das Anständige und Conventionelle, als auf das Echtkomische erwarten. Man darf mithin keine zu strengen Forderungen an sie machen. Der Verfasser ist bekannt. Sein goldnes Kalb, sein Jason, sein früheres Lustspiel „Weiß und Schwarz" haben ihm längst seine Stelle in der Literatur, wie sein früheres Ministerium unter dem Großherzog von Frankfurt in der politischen Geschichte angewiesen. Feinheit, Menschenkenntniß, leichte spielende Ironie zeichnen ihn als Lustspieldichter aus, und obgleich wir es im Ganzen nicht billigen können, daß er sich zu sehr an die leichte Manier Kotzebues gehalten hat, so übertrifft er doch denselben an Delikatesse und Feinheit bey weitem. Im Scherzenden, im verdeckten Spott, in der Ironie ist er gewiß am ausgezeichnetsten, weniger im Rührenden und Idyllischen. Die hier vorliegenden Lustspiele sind theils von der ironischen, theils von der sentimentalen Gattung, und die erstern durchgängig besser, als die leztern, die überhaupt zu sehr an die alte, nunmehr abgekommene Manier der Kotzebueschen und Iffländischen Rührspiele erinnern, und uns beweisen, daß der Dichter einer frühern Generation angehört. Am wenigsten möchten wir es billigen, daß er zuweilen ein Plagium sich erlaubt oder nur mit geringer Veränderung ein altes schon bekanntes Lustspiel umarbeitet. So ist z. B. das vierte Stück des ersten Bandes: „Des Dichters Dachstübchen, oder Gott gibt nicht mehr Frost als Kleider," nicht mehr und nicht weniger als der alte längst bekannte arme Poet von Kotzebue. Dagegen finden sich in dieser bändereichen Sammlung auch viele sehr artige neue Sachen, und der Dichter kann mit Goethe sagen: wer vieles bringt, wird jedem etwas bringen. Theaterdirektionen werden wohlthun, sich in dieser reichen Auswahl von kleinen Stücken in der Gattung des feineren Lustspiels umzusehen. Das Aeußere des Werkes ist sehr solid und geschmackvoll.

Auch Raupach ist seit einigen Jahren als Lustspieldichter aufgetreten, und obgleich es scheint, als ob dieser Dichter mehr natürliche Anlage für die poetische Behandlung tragischer, als komischer Stoffe besitze, so sind doch seine Lustspiele immer durch irgend etwas Geistreiches ausgezeichnet und erheben sich über die Klasse der gemeinen deutschen Originallustspiele oder französische Bearbeitungen, womit jährlich unsre Bühnen überschwemmt werden.

Raupach ist ein sehr talentvoller Dichter und würde sich unsern wenigen Dichtern erster Klasse anreihen, wenn ihn nicht eine merkwürdige Selbstbeschränkung zurückhielte. Wenn wir seine Dichtungen lesen, so scheint es uns oft, er dürfe nur wollen, um ihnen die klassische Vollendung zu geben, aber dann fehlt auch immer dieser Wille oder die ihn bedingende Kraft, und es bleibt uns etwas zu wünschen und zu bewundern übrig. In seinen Trauerspielen verfehlt er immer einen gewissen innerlichen Mittelpunkt im Hauptcharakter, und in seinen Lustspielen einen gewissen äußerlichen Mittelpunkt in der Haupintrigue. Sein sonst so schönes Trauerspiel: Isidor und Olga, verfehlt seine Wirkung vorzüglich durch den Mangel jenes Mittelpunktes im Hauptcharakter, dem Fürsten. Dieser Charakter besteht nur in einem unnatürlichen Schwanken und Oscilliren zwischen zwey Extremen, die sich nie in einem Charakter zusammen finden können. Wer so unmenschlich roh handelt, wie dieser Fürst, kann nicht zugleich so großartig fühlen, wie ihn der Dichter immer in der nächsten Scene fühlen läßt. Im Lustspiel

Digitized by Google

aber verfehlt der Dichter eben so jenen außerordentlichen Mittelpunkt, die Hauptscene, zu der alle komischen Kräfte zusammenwirken sollen. Hier schwanken und osciliren die Scenen und Begebenheiten, wie im Trauerspiel die Charaktere und Gesinnungen ohne wahren Mittelpunkt, und darum schwankt auch unsre Theilnahme, unser Genuß und unsre Bewunderung. Wir können die Richtigkeit des ausgesprochenen Tadels sogleich an den ersten der beyden vorliegenden Lustspiele erproben: Kritik und Antikritik, Lustspiel in vier Aufzügen von Dr. Ernst Raupach, Hamburg bey Hoffmann und Campe, 1827. Schon die Eintheilung in vier Akten deutet den Mangel einer Mitte, eines Culminationspunktes, an, und ist für die Harmonie der dramatischen Handlung keinesweges so gleichgültig, als man seit einiger Zeit angenommen zu haben scheint, da in den Akten die Zwey- und Vierzahl immer mehr die alte regelmäßige Drey- oder Fünfzahl verdrängt. Wir finden nun wirklich in den vorliegenden vier Akten keinen rechten Gipfelpunkt, keine rechte Hauptscene und Katastrophe. Die Intrigue ist folgende. Gegen eine eitle junge Dichterin, die ihren Liebhaber den Musen aufgeopfert hat, spinnt dieser Liebhaber mit Hülfe seines Bruders, ihres eigenen Oheims und ihres bestochenen Verlegers ein Komplott an, um ihr das Dichten und Schreiben zu verleiden und sie in den Arm der Liebe zurückzuführen. Sie hat ein schlechtes Trauerspiel sehr scharf kritisirt, und die Verschworenen geben vor, der Verfasser desselben, dem sie den erdichteten Namen Löwenklau geben, schnaube nach Rache und sey eben in der Stadt angekommen, sie dafür zu züchtigen. Sie malen ihr fein schreckliches Bild in den grellsten Zügen und setzen sie wirklich in die peinlichste Angst. Sie soll erklären, nie mehr schreiben zu wollen, oder seine ganze Rache fühlen. Mittlerweile kommt ein wirklicher Löwenklau an, ein reisender Student, der zufällig auch abschreckend genug aussieht und als ein Enthusiast für Shakespeare wie dessen Pistol bramarbasirt. Auf dieser zufälligen Dazwischenkunft des wahren Löwenklau liegt offenbar der Accent, hier sollte die vis comica sich erschöpfen, hier erwartet gewiß Jedermann eine äußerst komische Hauptscene des Zusammentreffens zwischen der Dichterin und dem Studenten, als dem vermeinten Autor. Diese Scene müßte dann am besten gewirkt haben, wenn beyde Theile, die betrogne Schöne und die Betrüger, durch die Ankunft des wahren Löwenklau überrascht worden wären. Aber es hat dem Dichter unbegreiflicherweise gefallen, uns um diese Scene zu bringen, und uns dafür mit einer Menge andrer sehr unnützer Scenen hinzuhalten, bis es nicht mehr Zeit dazu ist. Die Ankunft des Studenten bewirkt gar keine Hauptscene, keine komische Ueberraschung. Er wird, nachdem er sich nur einer untergeordneten Person, dem Kammermädchen, von ungefähr gezeigt, sogleich von den Verschwornen in Beschlag genommen und wieder entfernt. Dann spielt die Intrigue ohne ihn weiter fort. Man ängstigt die Dame so lange, bis sie aus der Stadt flüchtet. Unterwegs in der Herberge soll sie der Bruder ihres Liebhabers in der Verkleidung des beleidigten Autors überfallen und aufs Aeußerste treiben, der Liebhaber selbst aber alsdann scheinbar retten und dadurch ihr Herz wieder gewinnen. Der Bruder erscheint in seiner Maske und quält die Dame so arg als möglich. Dann geht er fort, und gleich darauf erscheint der wahre Löwenklau wieder, der zufällig hier übernachtet und von dem Lärm geweckt wird. Seine Erscheinung kann nun auf die Dame keine sonderliche Wirkung mehr machen, da sie ja eben erst den Bruder ihres Liebhabers für den Gefürchteten gehalten hat, und man muß sich wieder wundern, warum der Dichter nicht wenigstens noch den wahren und falschen Löwenklau in dieser letzten Scene zusammengeführt hat, was offenbar noch eine komische Wirkung hervorgebracht hätte, die von nun an nicht mehr erzielt werden kann. Die Dame entdeckt jetzt natürlich das ganze Komplott, und ihr Liebhaber, der sie zu retten erscheint, erfährt nichts als Spott. Indeß entschließt sie sich, ihm ihre Hand zu reichen. Die Intrigue, und der sie störende Zufall waren ursprünglich ganz artig eingeleitet, aber der Dichter hätte weit mehr daraus machen, weit überraschendere Scenen daraus entwickeln können. Indeß hat das Gedicht auch so, wie es ist, viele komische Situationen, die Charaktere sind gut gehalten, und die Sprache ist höchst gewandt und voll Humor und Witz.

(Beschluß folgt.)

Dichtkunst.

1) Auserlesene Sammlung der besten deutschen Gesellschaftslieder. Neue sehr vermehrte Auflage. Mit einem Opferkranze auf den Altar der Geselligkeit von Friedrich Haug. Heidelberg bey J. Engelmann. Auch unter dem Titel: Allgemeines Heidelberger Commersbuch. XIV und 461 S. kl. 16.

2) Fabeln für Jung und Alt, von Fr. Haug. In sechs Büchern. Mit einem Titelkupfer. Heidelberg, Engelmann, 1828. 318 S. 16.

Der Herausgeber von Nr. 1. hat sich eine schwierige Aufgabe gemacht, indem er zweyen Bedürfnissen (laut der zwey Titel) auf einmal genügen wollte. Schwerlich nämlich möchten die besten deutschen Gesellschaftslieder immer auch die besten deutschen Studentenlieder und umgekehrt

Digitized by Google

seyn. Der deutsche Student, so lang er in seiner Eigenthümlichkeit besteht, lebt in einem Kreise von Ideen, die dem Philister, wie er jeden Nichtakademiker zu nennen beliebt, nothwendiger Weise fremd sind, und ihm selbst, sobald der unschuldige Rausch der Studentenjahre vorüber ist, gar bald entfremdet werden, die man ihm aber, so lang er in seiner imaginären Republik lebt, wohl schwerlich mit Gewalt oder mit Ueberredung wird nehmen können. Der Liedersammler für die Studentenwelt hat also wohl mehr nur die negative Pflicht, alles Rohe, Gemeine, Unsittliche, was jene Burschikosität, übertriebene oder mißverstanden, hervorgebracht haben könnte, auszuschließen, und auf die Veredlung des Studentenlebens in seinem eignen Kreise zu denken, als die Studiosen durch seine eignen Lieder zu ordentlichen jungen Philistern zu erziehen. Er wird z. B. denselben nie zumuthen dürfen, zu singen:

„Ein warmes, immer reges Herz,
Bey hellem Licht im Kopfe,
Gesunde Glieder ohne Schmerz,
Und Heinrichs Hütten im Topfe,
Und guter Muth und guter Wein,
Soll nirgends künftig selten seyn.

Das Weib soll hold dem Mann gesinnt,
Zu seiner Wonn' ihn binden,
Der Mann beglücken Weib und Kind,
Und jeder Liebe finden.
So däucht's uns gut beym goldnen Wein,
So wollen, wirs, so soll es seyn!“ —

So sehr ein ehrlicher Fünfziger, dem es an Amt, Brod, Ehehälfte nicht gebricht, nach Herzenslust in diese Strophen eines freylich an sich selbst nicht eben zu den „besten, deutschen“ gehörigen Gesellschaftsliedes (S. 90 ff.) einstimmen mag, eben so wenig darf der letztere angehalten werden, mit jungen achtzehnjährigen Freunden zu singen (S. 297):

„Nur der Ehr' und Freyheit weihe
Ich mein blankes Burschenschwert!“ u. s. w.

Inzwischen trifft dieser Tadel ja doch nur den Titel; denn dieße dieser: „Lieder für Studenten und für Philister,“ so ließe sich gegen diese Mischung nichts einwenden. Auch finden wirklich beyde viele schöne, in jedem Fall fast alle gewohnten Gelänge ihrer Gesellschaft. Ernstlicher gemeint ist unsre Ausstellung, daß sehr viele, gute neuere Lieder, ja gerade diejenigen, die, vom philisteriösen und vom burschikosen Tone gleich entfernt, Gegenstände von allgemeinem Interesse mit einer poetischen Freyheit und Natürlichkeit behandeln, die zu allen Verhältnissen paßt, und den geselschlichten Bürger, wie den scheinbar geschlossen Burschen begeistern muß: — daß gerade diese Lieder in der vorliegenden Sammlung vergebens gesucht werden, und, während hier und da durchaus obscure Namen und Machwerke vorkommen, man sich umsonst nach einem Schenkendorf, Uhland, W. Müller, Kerner u. A. in dem Büchlein umsieht. Unter die minder bekannten Lieder, für deren Aufnahme wir dem Herausgeber dankbar sind, gehören das ächte Studentenlied: „Leben und sich nicht erfreun“ von Gries, und das treffliche Lied für Philister: „Was gleicht wohl auf Erden dem Trinkvergnügen“ (S. 231) von Schlotterbeck, ein Lied, das allein schon beweist, daß der Verfasser von der Kritik nicht schlechweg unter die Gelegenheitsdichter im gewöhnlichen Sinne geworfen werden sollte.

Der Anfang zu Nr. 1) und dann Nr. 2) führt uns auf Friedrich Haug. Die außerordentliche Leichtigkeit zu reimen, welche dieser fruchtbare Schriftsteller besitzt, hat ihm mannichfachen, harten Tadel zugezogen. Wir wünschen aber, daß vor allen Dingen anerkannt werden möchte, daß Haug einer der wenigen ächten Epigrammatisten Deutschlands ist, und daß sich aus seinen verschiedenen Epigrammensammlungen leicht eine Auswahl von Sinngedichten veranstalten ließe, wie wir seit Logau keine erhalten haben. Wenn ein Dichter in einer einzelnen Gattung es zu einer solchen Virtuosität gebracht, so darf man wohl vieles Andere in den Kauf nehmen. Ueberdies ist auch in beyden vorliegenden Gaben dieses Dichters, besonders wo er ins Feld des Witzigkomischen hinüber streift, gar Manches Beachtenswerthe und recht Eigenthümliche enthalten. Z. B. im Gesellschaftslied Nr. 1. S. 419.

„Ein Gläschen ist gut, und ein Liebchen ist gut,
Und ein Pfeifchen ist gut in der Sommers Glut,
Und die Welt ist gut, und das Volk ist gut,
Und wir alle sind gut in der Schatten Hut.“ —

und wie dieser gutmüthige, animalische Guckuckruf eines harmlosen Trinkers weiter heißt. Die Fabeln (Nr. 2.) enthalten manche gelungene Nachahmungen aus fremden Sprachen, namentlich aus dem Ungarischen; das Eigne des Dichters würde mehr gefallen, wenn nicht ein unglückliches Gemisch von klassischen, romantischen, gelehrten und populären Vorstellungen und Redensarten, die besonders den Reim des Dichters blokirt halten, der natürlichen Darstellungsweise nur allzuoft Eintrag thäten. Aber da wimmelt es von Reimen wie: Proklamation und Staatsraison, Antiquar und Kunstaltar, Cythere und Pseudolehre, und ein und dasselbe Gedicht rührt den Hirten Fernando, eine Sirene und den Gott Neptun zu Einem Brey.

Frey von dieser Manier und auch sonst unter den besten sind: die Frösche und der Hund S. 16. Fabel S. 20. Die Spinne und die Biene S. 48. Bescheidenheit S. 72. Der Adler und der Papagey S. 104. Rabe und Nachtigall S. 184. Hügel und Berg S. 281.

Digitized by Google

№. 75.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 16. September 1828.

Lustspiele.

(Beschluß.)

Das zweyte Lustspiel, die Bekehrten, (Hamburg bey Hoffmann und Campe 1827) ist der Anlage nach weniger des ecatomischen Effektes fähig, als das erste, wenn es auch regelmäßiger, fleißiger und glücklicher ausgeführt ist. Das Ganze beruht auf einem etwas unnatürlichen Charakterzuge, und es ist vielleicht die Frage, ob der Dichter sich erlauben durfte, der Natur Gewalt anzuthun, wenn der komische Gewinn davon nicht erheblicher war. Ein alter Graf hat die Geliebte seines Neffen selbst, indeß nur in der guten Absicht geheyrathet, sie für ihn zu ziehen und ihm dann zurückzugeben, denn die guten Kinder sind beyde gar eigensinnig und würden sich ohne diese heilsame Zucht durch wechselseitige Eifersucht das Glück ihres Lebens zerstört haben. Nachdem der Graf die schöne Clotilde einige Jahre den sich gehabt, stirbt er zum Schein, bleibt aber in der Verkleidung eines Einsiedlers in der Nähe. Die junge Wittwe und der Neffe sehn sich wieder, plagen sich aber neuerdings mit Eifersucht, und werden erst bekehrt, als der Oheim sich entdeckt, ihnen ihre Thorheit verweist und ihre Hände großmüthig ineinanderlegt. Das Verfahren des Alten ist zu unnatürlich und gesucht, als daß die Intrigue uns wohlgefallen könnte, doch sind die Zwischenspiele zweyer burlesken Personen, eines Narren und eines Kammermädchens, recht artig, im Geschmack Shakespeares und, wenn auch für die Bühne vielleicht zu unpopulär, doch wegen des reichen Witzes angenehm zu lesen.

In den Lustspielen und Erzählungen von Carl Lebrün, Mitdirektor des Hamburgischen Stadttheaters, (Mainz bey Kupferberg, 1827) finden wir drey Lustspiele, die indeß nur in der bekannten Manier des Verfassers Bearbeitungen älterer oder fremder Originale sind. Im Ganzen ist dieses jetzt so weit um sich greifende und völlig fabrikmäßige Bearbeiten nicht die glänzendste Seite unserer dramaturgischen Thätigkeit, doch in der zahlreichen Schaar der Bearbeiter zeichnet sich Lebrün immer durch Gewandtheit und Geschmack vor andern aus. Er wählt fast durchgängig nur heitre leichte Sachen aus, und gewiß verstehen es nur wenige, den liebenswürdigen Leichtsinn von den Pariser Bühnen auf die unsrigen so ungezwungen zu verpflanzen, als er. Das erste der vorliegenden Stücke, Spiele des Zufalls, ist eine bloße Umarbeitung von Jüngers Strich durch die Rechnung. Sie ist im Allgemeinen gelungen zu nennen, denn der Verfasser hat alles beym Alten gelassen, was dem komischen Effekt dienen konnte, und nur das weggelassen und mit einigen neuen Zusätzen ergänzt, was vielleicht in jenen umständlichen Zeiten Jüngers nicht auffiel, unserem rascheren Jahrhundert aber Langeweile machen muß. So hat er namentlich den alten Wachtmeister, der im letzten Akt erscheint, und die Katastrophe, auf welche wir doch sehr gespannt sind, ungebührlich lange aufhält, mit vollem ästhetischen Rechte in der Umarbeitung gänzlich weggelassen, und durch Zusammenziehung der letzten Scenen dem Ganzen, das so munter und lebhaft angefangen, auch einen muntern Schluß gegeben. Das zweyte Stück: Zeitungstrompeten, ist eine freye Bearbeitung nach dem Französischen und das beste in dieser Sammlung. Es ist eine Satyre auf die Lobbudeley der Rezensenten, und sie findet in Deutschland mehr, als irgend anderswo, ihre Anwendung. Der Hauptheld ist Dorn, Redakteur einer kritischen Zeitschrift, der, um den Mäcen zu spielen und ein Zeugniß seiner Macht zu geben, einen jungen namenlosen Arzt durch das Lob seiner Zeitungstrompete plötzlich berühmt macht, aber zu spät erfährt, daß derselbe Arzt sein glücklicher Nebenbuhler bey einem reichen Mädchen ist, und nun vor Wuth und Eifersucht sich nicht zu lassen weiß, und doch die einmal übernommene Rolle des Großmüthigen ausspielen muß. Leider ist dieser feile, eitle, boshafte Charakter nicht ganz blos aus der Luft gegriffen. Viele Züge dieses Charakters sind sehr genau nach dem Leben gezeichnet, und besonders die Züge der Eitelkeit und Ingrimmigkeit scheinen wie aus dem Spiegel eines namhaften kritischen Polterers in Deutschland geflossen zu seyn. Der Verfasser hat in diesem Lustspiel zugleich mit einer nicht unedlen Freymüthigkeit seinem eigenen schrift-

Digitized by Google

stellerischen Treiben das Urtheil gesprochen, indem er den geringen Werth der Bearbeitungen fremder Stoffe eingesteht, und sie höhern Bestrebungen unterordnet, ihnen aber doch die Anerkennung sichert, die der leichte Scherz verdient. Das lezte Stück, Postwagenabentheuer, ebenfalls nach dem Französischen, hat weniger Werth. Die Intrigue ist etwas abgedroschen, und besteht nur darin, daß ein alter Vormund wieder einmal um eine reiche Mündel geprellt wird. Dieses uralte Thema erscheint hier nur insofern in einer neuen Variation, als der glückliche Liebhaber nur gleichsam wie im Fluge auf einer Poststation sein Mädchen dem Alten entführt, und die ganze Handlung in der größtmöglichen Schnelligkeit vor sich geht.

Die Spenden für Freunde des Scherzes von A. Albini (Berlin, im Verlage von Ludwig Hold, 1827) enthalten drey neue Lustspiele, alle in der schon bekannten etwas breiten Manier des Verfassers. Das erste führt mit dem oben erwähnten Raupachschen Lustspiel den gleichen Titel, die Bekehrten, ist aber im Inhalt sehr davon verschieden. Mit Beziehung auf die Theilnahme der Deutschen an den griechischen Angelegenheiten führt der Dichter zwey alte Herren auf, Türkennagel und Griechenburg, wovon, wie ihr Name besagt, der eine die Partey der Türken, der andere die der Griechen nimmt. Der erstere wird aber durch Studenten, welche sich in türkische Gesandte verkleiden, gefoppt. Der Gedanke ist durchaus nicht neu, und schon Holberg, Kotzebue, L. Robert haben Narren aufgestellt, die sich durch vorgebliche Gesandtschaften prellen lassen. Das zweyte Stück, die Menagerie, zeigt uns einen Engländer, der zu Fuß in Deutschland reist, um sich eine Frau zu suchen. Aus diesem Gedanken hätte der Dichter weit mehr machen können, als er gethan hat. Zu welchen herrlichen Satyren, Vergleichungen und Kontrasten hätten ihm die verschiedenen Frauenzimmer dienen können, mit denen er den Engländer zusammengebracht haben würde; allein er macht eine sehr abgedroschene Verwechslungsintrigue daraus, und lähmt unser Interesse durch die Langweiligkeit eines alten Barons, wie denn überhaupt seine Lustspiele fast immer einen alten langweiligen Mann enthalten, dessen Reden zu lesen oder auf der Bühne anzuhören man nicht immer Geduld genug behält. Das dritte Stück, der kleine Proteus ist eine Nachahmung von Kotzebues kleinem Deklamator.

Jahrbuch deutscher Bühnenspiele, herausgegeben von Carl v. Holtei. Siebenter Jahrgang für 1828. Berlin 1828 in der Vereinsbuchhandlung. Diese Sammlung eröffnet Karl Immermanns schelmische Gräfin, Lustspiel in einem Akt, eine Bearbeitung der bekannten Romanze: die gefällige Frau. Die Gräfin erfährt, daß ihr Gemahl heimlich ein Landmädchen liebt, und läßt die Hütte dieses Mädchens mit den kostbaren und bequemen Möbeln ausschmücken, die der Herr Graf in seinem eignen Zimmer gewohnt ist. Er wird dadurch heftig überrascht, geht in sich und schwört der gefälligen Frau fortan ewige Treue. Ursprünglich war diese Anekdote in der Romanzenform sentimental aufgefaßt; Herr Immermann hat sie mehr leichtfertig genommen. Obgleich etwas frivol, ist das Stück doch artig und unterhaltend, und wir müssen bekennen, daß uns Herr Immermann in diesem Lustspiel besser gefällt, als in seinen Trauerspielen. — Die harmlose Muße des Herrn v. Holtei beschenkt uns diesmal mit einer Liederposse, der Kalkbrenner, worin er in seiner schon bekannten Manier den schlesischen, Berliner- und Studenten-Dialekt contrastirt, so wie er früher Wiener und Berliner in ihren verschiedenen Mundarten einander gegenüberstellte, Daraus entsteht denn ein eignes Genre von Späßen, das immer ein gewisses Publikum für sich haben wird, aber auch nur von lokalem Interesse bleibt. Wenn es ein Dichter darauf anlegt, Albernheiten der niedrigsten Gattung auf die Bühne zu bringen, so kann er wohl sein Glück nicht anders machen, als wenn er sie durch etwas Provinzielles und Lokales gleichsam zur Personalsatyre erhebt. — Das Schauspiel, Treue siegt in Liebesnethen, von P. A. Wolf, ist in seinen langfortlaufenden Trochäenketten und eingeflochtenen Sonetten wohl zu lyrisch gehalten, als daß es auf den Bühnen ausgezeichneten Beyfall finden könnte; doch auch hier erkennen wir den zarten Sinn und das feine Gefühl wieder, das in allen Werken des liebenswürdigen Dichters vorherrscht. — Kunst und Natur, ein Lustspiel von Albini, hat dieselben Mängel, die wir oben an seinen übrigen Lustspielen gerügt. Alles ist breit und viel zu redselig, und ein äußerst langweiliger Alter spielt auch hier wieder eine Hauptrolle. Ueberdies ist der Contrast eines überbildeten und eines natürlichen Mädchens gar zu grell aufgefaßt, beyde Charaktere sind übertrieben. An sich ist das Contrastiren zwar gewiß ein gutes dramatisches Hülfsmittel, aber es darf nicht abgenuzt werden. Herr Albini hat dieses Mittel in den meisten seiner Stücke, namentlich auch in Zu zahm und zu wild, angewendet, und überall zu grob in Schwarz und Weiß gemalt, so daß die Illusion wegfällt, daß man, die Absicht des Dichters, Effekt zu forciren, allzu deutlich merkt. — Das folgende Lustspiel, die Sonette von Wilibald Alexis, leistet das nicht, was wir von dem in vieler Hinsicht so ausgezeichneten Dichter erwarten konnten. Wir müssen überhaupt die Bemerkung machen, daß Lustspiele, die nur von Schauspielerinnen, Direktoren, Rezensenten und Gelegenheitsdichtern handeln, in der Regel eben so wenig werth sind, als lyrische Gedichte auf die Dichtkunst, auf die Muse, auf den Gesang, auf die Harmonie ꝛc. Wir wollen Thalien nicht

Digitized by Google

im Negligée zu Hause sehen, noch weniger aber ihr Hauswesen auf der Bühne. Die Erfindungskraft des Dichters und Schauspielers muß sehr erschöpft seyn, wenn er keine andere Rolle mehr finden kann, als die angeborne. Im Grunde aber ist es eine Art von Handwerkseitelkeit, die seit einiger Zeit die Bühne mit Stücken überschwemmt, in welchen nur die Zunftgenossen der Bühne selbst auftreten, um sich theils auf Kosten der übrigen Welt, theils auf Kosten gewisser Nebenbuhler Complimente zu machen. Eine solche Eitelkeit muß sich auf ziemlich natürliche Weise in großen Städten erzeugen, wo die Zunftgenossen zahlreich genug sind, ihr eigenes Publikum zu seyn; allein sie ist und bleibt eine Schmarotzerpflanze am dramatischen Zweige der Kunst. — Die neuen Proberollen von Ludwig Robert gehören auch in diese Gattung, indeß dürfen wir sie wohl als eine ehrenvolle Ausnahme betrachten; denn obgleich der Dichter einen Schauspieldirektor und eine Schauspielerin auftreten läßt, so wechselt doch die letztere mit sehr vielen Rollen ab, in der bekannten Weise, wie in Kotzebues Schauspieler wider Willen und in dem neuen Stück: Komm her!

Ein anderes Lustspiel von Holtei, die deutsche Sängerin in Paris (Berlin 1826 in der Vereins-Buchhandlung) ist ebenfalls ein Zunftstück von der erwähnten Art, und gehört zu den vielen Plattituden, welche die liebenswürdige Demoiselle Sontag unschuldiger Weise veranlaßt hat. Man kann den Deutschen nicht absprechen, daß sie zu bewundern verstehn und zu hassen, aber um diese Empfindungen auszusprechen, um zu loben und zu tadeln, besitzen sie selten die erforderliche Grazie.

Gleiche Schuld, gleiche Strafe, Lustspiel in drey Aufzügen, nach dem Französischen von F. C. Schmidt. Hamburg, Herold'sche Buchhandlung. Dieses Stück ist nichts mehr als eine ziemlich unbedeutende neue Bearbeitung der längstbekannten, schon mehr als einmal in Novellen bearbeiteten, Anekdote von einem Ehemann, der sich auf dem Ball in eine fremde Maske verliebt, und, als es zum Demaskiren kommt, dahinter seine eigene Frau findet.

Die Faschingsbilder von Eduard Gasperini, (Cölln 1828 bey Papperd und Kohnen) sind bey Gelegenheit des neuerdings berühmt gewordenen Cölner Carnavals entstanden, und man darf sie als eine schwächere Nachahmung des Goetheschen Jahrmarkts von Plunderweilen betrachten. Der Dichter zeigt nicht, wie Goethe, eine ganze Welt im Guckkasten, sondern begnügt sich mehr mit Anspielungen und Satyren auf Zeit- und Moderereignisse, z. B. auf Türken und Griechen, auf den Affen Joko, auf Theaterunwesen, ꝛc.

W. M.

Kirchliche Statistik.

Die schottische Nationalkirche, nach ihrer gegenwärtigen innern und äußern Verfassung. Mit einem Vorwort des königlichen Consistorialraths, Professors Herrn Dr. A. Neander. Ein Beytrag zur Charakteristik der evangelischen Kirchen. Von Aug. Fr. Leop. Gamberg, evangel. Pfarrer zu Seebeck u. s. w. Hamburg, 1828. Bey Friedrich Perthes.

Nicht leicht ein anderes Land bietet dem kirchlichen Interesse so mannichfaltige und zugleich originelle Gestalten zur Beobachtung dar, als Schottland seit den Tagen seiner Reformation. Nicht nur im Kampfe gegen die früher dort so mächtig gewesene römische Kirche, sondern vornämlich auch im Gegensatz gegen die Bestrebungen der weltlichen Macht, gegen die Interessen der schottischen und französischen Höfe, gegen den Einfluß Englands und der bischöflichen Kirche desselben hat sich das kirchliche Leben und besonders die Form und Verfassung der Nationalkirche in Schottland ausgebildet. Obgleich in den neueren Zeiten die Besetzung der geistlichen Stellen den Patronen und somit die der größeren Hälfte kirchlicher Aemter der Krone wieder zugefallen ist; so hat doch im Ganzen der äußeren Einrichtungen und Gebräuche, wie im Wesentlichen des Dogma die schottische Nationalkirche von den Grundsätzen, welche Johann Knox und seine Anhänger aus Genf herübergeholt und eingeführt hatten, nichts verloren. Wenig theologische und philosophische Gelehrsamkeit findet man zwar unter dem Klerus im Vergleich mit dem protestantischen Deutschland. Ein strenges Festhalten am Symbol der Kirche, wie es in Deutschland mehr und mehr zum Aergerniß gereicht und in Abgang kommt, gilt unverrückt in Schottland noch; wer von den Punkten der Westminster-Confession of Faith abweicht, wird als ein Läugner der Offenbarung selbst angesehen, und jeder Geistliche wird auf das Symbol verpflichtet. Daneben wohnt aber in Schottland ein freyes kirchliches Leben, eine lebhafte praktische Bewegung der Gemüther; und die Entfernung aller zwingenden liturgischen Vorschriften, die Freyheit von allem äußeren Gesetze des religiösen Vortrags und der kirchlichen Gemeinschaft befördert und stärkt die innere religiöse und kirchliche Lebenskraft. Dazu hilft die Nahrung des Pietismus von einer Seite, die Förderung der häuslichen Versammlungen und Gottesdienste zur Erbauung, Belehrung und Erhebung; noch mehr aber der durch die ganze Bildung der schottischen Nationalkirche hindurchgehende Gegensatz der Evangelischen und der Moderaten. Dieser Gegensatz ist ein gedoppelter, einmal ein politischer, dann ein kirchlicher und dogmatischer. Die Moderaten, welche immer mehr die Ueberzahl ausmachen und

Digitized by Google

die Uebermacht gewinnen, ohne jedoch die Grundsätze und Bestrebungen ihrer Gegner, der Evangelischen, verachten zu können, neigen sich zu den Wünschen der Regierung hin; sie bilden die Partey der Ministeriellen. Dagegen sind die Evangelischen und Liberalen, welche die Unabhängigkeit des kirchlichen Vereins vom Staate in jeder Beziehung, besonders auch im Punkte der Pfarrerwahl freye Bestimmung der Gemeinden ohne Einfluß der Patronen und der Regierung in Schutz nehmen, Jene geben zwar um keinen Preis die freye presbyterianische Verfassung auf; aber es ist ihnen eben so sehr um Sicherstellung des Königthums, wie der Kirche zu thun, und ihr ruhiges Verhalten, ihre gemäßigten, vermittelnden Vorschläge in Dingen, die das Verhältniß zwischen Staat und Kirche betreffen, haben ihnen den Namen der Moderaten erworben. Die Evangelischen sind nur der Sache der Kirche zunächst zugethan: sie glauben mit allen Kräften und selbst mit Gewalt jede Art von Eingriffen in die Rechte einer presbyterianisch-freyen Verfassung abtreiben zu müssen, und sind daher nicht selten stürmisch im Verlauf der Geschichte zu Werke gegangen. Weniger streng ist der Unterschied beyder in dogmatischer Hinsicht, soferne man die Einen Lehrer des Evangeliums und die Anderen Prediger des Gesetzes nennt; ungültig ist es, die ersteren in die Klasse der protestantischen Supernaturalisten, die anderen unter den Haufen der Nationalisten zu stellen. Denn allgemein herrscht eine supernaturalistische Tendenz in den theologischen Ansichten der schottischen Geistlichen vor, welche von der mystisch-praktischen Richtung getragen wird, die das religiöse Denken und Leben des ganzen Volkes seit dem Jahrhundert der Reformation genommen zu haben scheint. Jene Entgegensetzung der Parteyen aber im kirchlichen Leben und zum Theil auch im öffentlichen religiösen Vortrage erhält die Augen wachsam, und das Interesse auf jeder Seite lebendig, und durch verhältnißmäßiges Entgegen- und Zusammenwirken sind die schönsten Ergebnisse für das religiöse und sittliche Gedeihen der schottischen Nation hervorgegangen. Am merkwürdigsten ist aber in der schottischen Nationalkirche die kirchliche Verfassung nach ihrer äußeren Seite in der Lostrennung vom weltlichen Regiment und von den Gesahren weltlicher Episcopalgewalt, wodurch die englische und in Deutschland die lutherische Kirche leidet, und, nach ihrer innern Seite, in dem wohlgegliederten Systeme kirchlicher Synoden und Presbyterien, welche das kirchliche Interesse nähren und steigern, und jedem Bürger des kirchlichen Gemeinwesens die gebührende Stellung anweisen.

Der Verfasser der vorliegenden Schrift, Herr Gamberg, hat als Berliner Domkandidat mit Unterstützung seines Königes eine Reise nach Schottland zur Untersuchung der dortigen kirchlichen Verhältnisse im Jahre 1824 unternommen, und, so viel es ihm vergönnt war, an Ort und Stelle den kirchlichen Zustand Schottlands beobachtet. Er hat mit Liebe seinen wichtigen und bey dem Mangel an literarischen Hülfsmitteln schwierigen Gegenstand bearbeitet und, so viel vorhandene historische, statistische und kanonische Schriften dabey Hand reichen konnten, diese eifrig benützt. Auch glauben wir gerne, daß er den wirklichen Zustand der Religion und der Kirche in Schottland zu schildern befliessen war. Gleichwohl scheint seiner Glaubwürdigkeit Mehreres entgegen zu stehen. Einmal hat er nur wenige Monate sich in Schottland aufgehalten. Ferneck war er, wie er selbst gesteht, der dortigen Umgangssprache nicht völlig Meister. Zudem ist die Richtung seiner Ansicht eine pietistische und ausschließend orthodoxe. Wie Manches mag unter diesen Umständen ihm unbemerkt entgangen, wie manches Bedeutungsvolle ihm unwesentlich erschienen, wie manches Unwichtige bedeutend und charakteristisch vorgekommen seyn. Er entwirft von dem Leben und Gedeihen der schottischen Nationalkirche ein so glänzendes Gemälde, daß wir kaum umhin können, zu glauben, er habe durch die unklare Brille seiner Neigung und Ansicht Alles betrachtet. Wir geben ihm gerne zu, daß in Schottland die reinste evangelische Gestalt und die vernünftigste Verfassung der Kirche sich erhalten habe. Aber den religiösen Zustand des Volkes und seine öffentliche und Hausandacht, seine geistige und sittliche Fortentwickelung möchten wir schon deßhalb nicht eine „Schule Christi“ mit dem Verfasser nennen (S. 9), weil dieses Volk sich selbst das frömmste der Welt und seinen Klerus den erleuchtetsten und würdigsten zu rühmen liebt (S. 251). Es ist überhaupt gewagt, nach fünfmonatlichem Aufenthalt unter einem Volke ihm die Palme der religiösen und kirchlichen Vollkommenheit vor anderen zuzuerkennen. Möchte es Schleiermacher gefallen, seine bevorstehende Reise nach England auch auf Schottland auszudehnen. Solchem Urtheile würden wir williger vertrauen.

Uebrigens bleibt der Fleiß des Verfassers und seine Begeisterung für seinen Gegenstand, ob sie ihn gleich zu weit geführt haben mag, löblich. Die Beschreibung des öffentlichen und Privat-Kultus ist anziehend, die der Verfassung der Nationalkirche Schottlands, und der von ihr abweichenden Gemeinden und Sekten belehrend. Auffallend ist hier unter anderem namentlich auch die Abneigkeit der Glassiten oder Sandemanier mit der griechischen Kirche in dem Grundsatze der Befähigung zum geistlichen Amte, S. 243: „Mangel an Gelehrsamkeit und Betreibung eines bürgerlichen Gewerbes schließt nicht, nur die zweyte Heyrath und überhaupt der Mangel eines der vom Apostel Paulus bezeichneten Erfordernisse von der Wählbarkeit aus.“

Digitized by Google

N°. 76.

Literatur-Blatt.

Freytag, den 19. September 1828.

Griechenland.

Das Bataillon der Philhellenen, dessen Errichtung, Feldzug und Untergang. Von J. D. Elster, ehemaligem Doktor-Major des Bataillons. (Aus dessen Tagebuche). Baden, im Verlag der Diebold'schen Buchdruckerey. 1828. XVIII und 226 S. 8.

Dieser zwar kleine, aber sehr werthvolle Beytrag zur Geschichte der blutigen Kämpfe für Griechenlands Befreyung vom Sklavenjoche, trägt überall das Gepräge ungeschminkter Wahrheit, und rührt von einem Manne her, dem seine Gefährten und alle, die ihn kennen, das Lob eines wackern Philhellenen ertheilen, der in ihrer Schaar tapfer gefochten und als Arzt mit gewissenhafter Sorgfalt seine Waffengefährten verpflegt hat. „Es muß den Leser dieser Schrift ansprechen, sagt die Vorrede des ungenannten Herausgebers gleichfalls mit Wahrheit, wenn er durch Herrn Elsters Darstellung mit der schlechten Seite des Griechen im Bilde des Verräthers Gogo und anderer, so wie mit dem edlen und der Veredlung fähigen Charakter derselben in den Zügen des Sulioten Markos Botzaris, des tapfern Spiro u. a. m. bekannt gemacht wird. Wie merkwürdig ferner, in das innere Leben der kleinen Philhellenenschaar hinein blicken zu können, in ihre durch Nationalität, Geltendmachung frühern Vorranges u. s. w., so leicht erklärbaren Zwiste und Zerwürfnisse, die wir gerne wieder vergessen und verzeihen, wenn wir die Männer alle am Tage der Schlacht, im Angesicht der Feinde, Eines Sinnes, Eines Entschlusses, Einer Hinopferung für die große Sache hellenischer Freyheit erblicken. Nicht als Gelehrter, sondern als Mithandelnder, über Begebenheiten, von denen er sagen kann: quorum pars magna fuis, spricht der Erzähler im Tone des Mannes, der im Feldlager, im mühevollen Kriegerleben wandelt, was gerade am meisten mit den in ihrer Art einzigen Schicksalen der Kampfgenossen Normanns vertraut machen kann. Für überspannte Griechenfreunde ist das Buch eben so wenig geschrieben, als für Griechenfeinde, wohl aber für Freunde der griechischen Sache selbst."

Von Errichtung des Bataillons zu Corinth im Frühling 1822 bis zur Schlacht bey Peta und dem Untergang der Philhellenen umfaßt die Geschichtserzählung nur wenige Monate. Ein Häuflein von einhundert und sechszig Mann bestand die Schlacht mit einigen Tausend Feinden und unterlag gleich den Heiden von Thermopylä. Achtzehn derer, die sich durchgeschlagen hatten, trugen ihr Leben aus dem Kampfe, um von dem Heldenmuthe der Gebliebenen wie von dem eigenen zu zeugen. Der Leser wandelt und lebt unter ihnen, theilnehmend in den schönen Gefilden an ihren Freuden und Leiden, vielfach unterhalten und angezogen durch Charakterzüge und Anekdoten, belehrt aber auch durch einzelne für die Geschichte bedeutsame Aufschlüsse. — Als Probe von Herrn Elsters Darstellung heben wir etliche einzelne Züge seines Gemäldes aus. Bey der Ueberfahrt nach Missolonghi wird man mit den griechischen Seeleuten auf angenehme Weise vertraut gemacht. „Die Mannszucht auf den griechischen Schiffen war vorzüglich. Viel ruhiger geht es auf ihnen zu, als auf europäischen Kauffahrtey- oder Kriegsschiffen; nur selten unterbricht der Ruf des Steuermanns oder des Schiffs-Lieutenants die Stille. Dieser Zuruf geschieht (manchmal nur vermittelst einer Pfeife) gewöhnlich in einem durchaus freundlichen Tone, während es scheint, ein europäisches Schiff könne nur durch beständiges Fluchen und Schimpfen dirigirt werden. Hier könnten wir auf unsere Humanität nicht wenig eingebildeten Europäer einmal bey den verwilderten Griechen in die Schule gehen. Auf den Zuruf oder Pfiff des wachthabenden Officiers fliegt Alles mit der bewundernswürdigsten Schnelle und Geschicklichkeit an den Ort, wo geholfen werden muß. Beym Segelrollen und Aufziehen winden und schlingen sich gleichsam die griechischen Matrosen um die Segelstangen herum. Sie gehen selten auf den Strickleitern zurück, sondern packen irgend einen herabhangenden Strick, und sind so im Nu wieder am Bord. Sie setzen, wie es scheint, etwas darein, sich durch Verwegenheit und Geschicklichkeit

Digitized by Google

auszuzeichnen. Ich sah z. B. einmal, als noch ein Seitenlegel angemacht werden sollte, einen Matrosen am äußersten Ende der Segelstange mit unbegreiflicher Leichtigkeit herumtanzen, ohne daß er sich mit den Händen festgehalten hätte, bis er plötzlich ins Meer stürzte. So gingen die Prophezeihungen einiger von uns, die seiner verwegenen Behendigkeit mit Kopfschütteln zugesehen hatten, in Erfüllung. Dennoch hatte er unter allen Theilnahme erregt, und wir waren eifrig bemüht, seinen Körper im Meere zu entdecken. Vergebens! denn schon sprang der Verlorne am hintern Theil des Schiffes lachend an Bord. Er war gar nicht ins Meer gefallen, sondern gesprungen, und sodann, um uns zu necken, eine Strecke unter dem Wasser fortgeschwommen. Dieser Spaß erinnerte mich unwillkührlich an die Tauchekünste der alten Griechen, mit welchen die Athenienser, z. B. bey der Belagerung von Syrakus, die gegen sie im Hafen eingerammten Pfähle tief unterm Wasser absägten." — Nicht minder rühmlich ist für das Griechenvolk oder einen Theil desselben nachstehendes Zeugniß, bey Anlaß einer reichen Mahlzeit, wo europäische Eßlust der griechischen Mäßigkeit contrastirend gegenüberstund: „Die Griechen essen äußerst wenig und trinken noch viel weniger, so wenig, daß man sagen kann, sie brauchen ihren vielen, vortrefflichen Wein, wie wir die Arzney. Viel trinken ist bey ihnen verhaßt, ein Betrunkener ist verachtet, und es wird ein solcher, wie ein Ehrloser aus ihrer Gesellschaft verbannt. In Argos sah ich einen betrunkenen Griechen, der in seiner Betrunkenheit Excesse begehen wollte, steinigen. Er blieb für todt liegen, und jeder Vorübergehende spie ihn an.

Als Gegenstück dessen, was rühmlich von dem erdrückten Volke zu melden war, wählen wir „die Müßiggänger in Anatoliko und Missolonghi." Von diesen erzählt Herr Elster also. „Wir kamen nach Anatoliko. Da war kein Hanch von Wohnstube, kein Kramladen, in denen nicht müßige griechische Soldaten zu treffen gewesen wären. Lebensmittel in Ueberfluß und aller Art wurden hier von Landleuten und Einwohnern der Stadt feilgeboten. Der Anblick derselben erregte in uns, die wir so viele Wochen gedarbt hatten, ein wahrhaft heißhungriges Verlangen darnach. So kamen wir auf dem Platz St. Angelo an, wo ich einst dem Primas, wegen seiner schmählichen Behandlung türkischer Gefangener, heftig zugesetzt hatte. Jetzt mußten wir froh seyn, daß wir bey ihm auf unser inständiges Flehen nur einige Paras erhielten, die man uns aber wie den verächtlichsten Landstreichern vor die Füße warf. Ich mußte mich dazu noch glücklich preisen, nicht erkannt zu werden, wozu mehr mein Krankseyn, als meine Bemühung mich unkenntlich zu machen, helfen mochte. So verächtlich man uns aber ein Almosen gegeben hatte, so sehr erquickten uns nichts desto weniger die dafür eingehandelten Eßwaaren. — Wir machten uns alsbald auf den Weg einen Kahn nach Missolonghi zu suchen, und mußten zu dem Ende durch eine enge Gasse, in welcher sich viele Kaffeehäuser befanden. In allen ging es hoch her, denn sie waren von Singenden, Spielern und Politikern übervoll. Es zeichneten sich unter diesen vorzüglich griechische Soldaten aus, die ihren leichtgläubigen Landsleuten die unverschämtesten Lügen erzählten, und vor aller Welt mit Großthaten prahlten, an die sie selbst nie gedacht hatten. Die Bescheidensten von ihnen behaupteten nur, im Verein mit den Philhellenen Siege über die Türken erfochten zu haben, andere aber in einem andern Kaffeehaus gingen so weit, sich einen vollkommenen Sieg über 30,000 Türken, den sie allein bey Komboti erfochten haben wollten, benzumessen. Wir, die wir wußten, daß diese Capitaneriegriechen an jenem Tage sich begnügt hatten, Verwundete und Todte auszuplündern und zu mißhandeln, mußten still vorüberziehen, und ließen und nach Missolonghi übersetzen. War die Menge müßiger Griechen, welche die Armee verlassen hatten, in Anatoliko groß gewesen, so glich Missolonghi einer Messe, auf der man sich nur mit Anstrengung durch die Menschenmassen drängen konnte. Insulaner, Morceoten, Epiroten, alle Stämme der Griechen trieben sich hier im buntesten Gemisch umher, zogen mit ihren schönen Waffen auf und ab, und gebärdeten sich wundersam und stolz gegen einander. Besonders suchten es die Capitani einander an reichem Waffenschmuck vorzuthun, mit dem angethan und vornehm schmauchend sie sich täglich auf Gassen und Markt sehen ließen. Die Begrüßungen, wenn zwey oder mehrere Capitanerien einander begegneten, waren die ausgesuchtesten, als ob sie nach einem Hofceremoniel bestimmt wären, und wenn dieses Benehmen einerseits auf Lächerliche gränzte, so empörte es doch auch anderseits wieder, weil es an die Unthätigkeit und üppige Ruhe erinnerte, der sich diese Menschen hingaben und auf welche sie sich noch dazu etwas einzubilden schienen. Alle Kaffeehäuser waren stets so voll, daß man kaum die Thürschwellen betreten konnte. Auf Straßen und freyen Plätzen hatten die Griechen künstliche Fontainen in blechenen Bassins errichtet, deren Wasserstrahlen auf kleine, mit Schellen behangene Mädchen fielen, und eine klingende Musik machten. Die Bassins waren mit Blumenkränzen behangen und mit Citronen, Limonen, Orangen und jeglichen Früchten belegt. Aus den Bassins, in welche die Wasserstrahlen abliefen, schöpften dabeystehende Verkäufer Limonaden aller Art, an denen man sich erquicken konnte. Es war, als würde hier ein ewiges Fest gefeyert, als wäre nicht allein die Freyheit Griechenlands, sondern auch Europas von den herumstehenden Müßiggängern errungen worden. Wenigstens gaben die dießigen denen in Anatolike, rücksichtlich der Kraft und Ueberschwenglichkeit ihrer Lügen, nicht das Geringste nach. Wunder von Tapferkeit

Digitized by Google

wollte jeder verrichtet haben, und es fehlte nie ein zweyter und dritter, der dem Prahler nicht itzedes Wort seiner Erzählung bekräftigt hätte, und so erwies sich mir das allgemeine Sprichwort nur zu richtig: „Keine Unwahrheit ist so groß, die nicht ein Grieche als wahr verbürgte.“ Allein die Sache war nicht eben unvortheilhaft; denn ruhige Einwohner von Missolonghi und solche Griechen, die nicht beym Heere gewesen, ließen den beredten Helden vortrefflich auftischen. — Um eben diese Zeit indeß häuften sich die schlimmen Nachrichten überall her, so daß alles verloren zu seyn schien. Ein Suliotenpriester erfüllte täglich die Straßen von Missolonghi mit Ach und Wehe über die üppige Unthätigkeit seiner Landsleute. Diese versammelten sich um ihn und hörten ihm zu. Wenn er dann von seinen Bußpredigten zu Ermahnungen fortschritt, mit grellen Farben die Noth des Vaterlandes, die Gefahr der Freyheit und Religion schilderte und zu Muth und Tapferkeit aufforderte, indem er mit Begeisterung die Schatten der alten, griechischen Helden heraufbeschwor, so fanden die Griechen ein großes Wohlgefallen daran, ließen sich jedoch in ihrem trägen nichtsnutzigen Lebenswandel nicht im mindesten stören. Sie fielen endlich auch den Cyphoren der Stadt zur Last, und diese ließen, um ihnen den Aufenthalt in Missolonghi zu verleiden, alle Kaffeehäuser, Weinkeller und Kramläden schließen, umsonst: Die Tapferen brachen diese mit Gewalt auf und begingen Excesse über Excesse. Um diese Zeit kam die Leiche des Kyriakos in Missolonghi an, der an der Spitze seiner tapfern Schaar und an den Ufern des Acheron gefallen war, nachdem er dort den Türken verzweifelte Gegenwehr geleistet und beträchtlichen Schaden zugefügt hatte. Nach seinem Fall hatten seine Getreuen den Kampf mit erneuerter Wuth begonnen, um den Leichnam ihres Führers den Feinden zu entreißen. Es war ihnen gelungen; sie aber waren nun vollends zu einem kleinen Häufleiu zusammengeschmolzen. Dieses hatte sich mit seiner theuren Beute eingeschifft und brachte jetzt des Helden entseelten Leib zu dessen Freunden im Vaterlande. Kaum war derselbe in Missolonghi ans Land gesetzt worden, so erhoben sich die Klagen der Weiber auf allen Straßen. Der Suliotenpriester stürzte, wie wahnsinnig, herbey, und forderte laut alles Volk auf, den Tod des Helden blutig zu rächen an den Feinden des Vaterlandes. „Während du verruchtes Volk schriee er gegen die Griechen) in Völlerey und verhaßtem Müßiggange lebst, fallen deine Brüder von der Uebermacht des Feindes. Aber diese Helden, die fürs Vaterland gebiutet, werden in die Gesellschaft der Seligen eingehen, ihr Verwerfenen aber werdet in den tiefsten Schlund der Hölle fahren. Großer, allmächtiger Gott! rief er in heiliger Wuth aus, schleudere deine Feuer unter diese Gottlosen, daß sie erkennen deinen Zorn und thun, wozu ihre Pflicht sie ruft.“ Dann warf er sich über den Leichnam, küßte das Tuch, in das derselbe gewickelt war, mit Inbrunst, hob den Blick gen Himmel und sprach mit dumpfer Stimme ein dreymaliges „Wehe!“ aus. Wie diese Scene in der That ergreifend war, so machte sie auch auf die Griechen einen erschütternden Eindruck, und es ging eine große Stille durch die Versammlung. Allein bald wurde ihnen das Bewußtseyn der Schuld, das sie erregt hatte, lästig, und sie suchten es durch Toben, Schreyen und Lachen, in das sie ausbrachen, zu übertäuben. Hierauf erklärten sie den widerwärtigen Bußprediger für wahnsinnig, riefen dies öffentlich aus, und befahlen ihm, er solle sich entfernen. Er aber blieb ruhig stehen und sagte: „Tödtet mich, wenn ihr wollt, zerfleischt mich, wenn eure Blutgier darnach verlangt, die Wahrheit wird dennoch bestehen in alle Ewigkeit. Und wahrlich, bey dem Allmächtigen und Hohen, der da Richter ist, euer Loos ist gefallen. Dieses ganze Geschlecht von Hellas wird und muß untergehen und kein Schatten von euch dürig bleiben. So habe ich in den heiligen Büchern gelesen und in unserm ehrwürdigen Thun!“ — Er schwieg und die Griechen brachen in lautes Geächter aus. Eine alte Griechin schlich sich durch die Menge hinzu, küßte das Kleid des Priesters und führte ihn aus dem Getümmel.“ — Mächtig ergreifend und ihres Gegenstandes vollkommen würdig gehalten ist die Erzählung der Schlacht bey Peta und des Unterganges der Schaar jener Edlen, auf die mit Recht das der Schrift vorgesetzte Motto aus Theodor Körner Anwendung leidet:

Mag der Staub gefallner Helden modern,
Die dem großen Tode sich geweiht;
Ihres Ruhmes Flammenzüge lodern
In dem Tempel der Unsterblichkeit.

Biographie.

Wahrheit aus Jean Pauls Leben. Drittes Heftlein. Breslau, im Verlag von Jos. Max u. Comp. 1828.

„Ich beschwöre Dich — ich erscheine Dir sonst — daß Du nach meinem Tode derb und frey schreibst, nicht verdammt kleinstädtisch-zart und delikat über alles. O! ich bitte Dich; und mache diese Stelle zum Motto Deines Aufsatzes.“

So hatte im Jahre 1802 Jean Paul an den Herausgeber des biographischen Werkes, dessen drittes Heft vor uns liegt, geschrieben. Jene Worte des großen Todten mußten diesem Hefte deßhalb vorgedruckt werden, weil nun des Herausgebers eigene Feder beym Mangel an Jean Pauls autobiographischen Vorlesungen, welche das erste Bändchen enthielt, und nach einem Auszuge aus seinem Vita-Buche, der das zweyte Bändchen füllte, die Lebensschicksale des verstorbenen Freundes und die Entwickelung seines inneren im äußeren Leben schildern mußte. So schmerzlich es zu bedauern ist, daß die humoristische Erzählung Jean Pauls von

Digitized by Google

seinem Leben und Treiben schon bey den frühen Kindesjahren abgebrochen wurde, so erfreulich ist der ruhige Ton und die gewissenhafte Sammlung und Anordnung der zur Ausführung der weiteren Schicksale des Dichters vorhandenen Materialien. Ja, wir glauben im Ganzen durch diese besonnene Zusammenreihung eine bessere Biographie zu erhalten, als sie der Dichter selbst gegeben hätte, obwohl bey jeder Wendung seines Lebens, bey jedem Eintreten neuer, überraschender, sonderbarer Erfahrungen in dem Leser eine wehmüthige Ahnung von der Fülle tiefer, weicher und witziger Gedanken aufsteigen muß, die wir nun entbehren, weil die Hand und das Herz des Geliebten unter dem Boden ruht.

Der Herausgeber hat sich bemüht, überall Originalien zu geben. Er hat Briefe Richters aus seinen Gymnasial- und akademischen Jahren aufgenommen, hat Briefe seiner Freunde, besonders des würdigen Pastors Vogel in Rehau, an ihn, eingeschalten, und so das Knaben- und Jünglingsleben des Dichters mit seiner äußern Bedrängniß und Düsterheit und mit seiner innern Kraft, Reinheit, Heiterkeit und Frische uns vorgeführt. In mehreren Briefen herrscht freylich eine solche Monotonie und solches Einerley des Inhalts, daß wir den Grund ihrer vollständigen Mittheilung nicht absehen. Gleichwohl gibt das Ganze ein klares und für Jünglinge namentlich erweckliches Bild der frühen geistigen Regsamkeit und der literarischen Rastlosigkeit, die schon im sechszehnten Lebensjahre eine Menge philosophischer und psychologischer Aphorismen, vom Geiste des Humors und der Satyre belebt, produzirte und die sittlichen Ideale der Menschenbrust, den reinen Adel der geistigen Natur nie aus dem Auge verlor. Aus den Bemerkungen, die sich der Jüngling Jean Paul in den Jahren 1779, 1780 und 1781 unter der Aufschrift „Uebungen im Denken“ aufzeichnete, und die seine innere Weltanschauung und Selbstbeobachtungsgabe, die großen Fortschritte seines Räsonnements und seine vielseitige Geistesrichtung beurkunden, entnehmen wir folgende. Sie lassen einen schönen Blick in das lautere und unter dem Drucke der äußeren Verhältnisse kindlich frohe Gemüth werfen:

„Unser Schöpfer hat alle Mittel angewandt, um in uns die Liebe gegen Andere zu erwecken, zu nähren — die Liebe, die uns selbst das Leben so süße macht, die uns jedes Leiden mit verdoppelter Kraft ertragen läßt. Eine Flamme lodert unaufhörlich in unserem Busen, die uns zur Freude entzündet, wenn wir Andere fröhlich sehen, und die unser Herz in Unmuth kochen läßt, wenn Andere Thränen vergießen — wir nennen sie Menschenliebe. Ein Mittel hierzu sehe ich in jener Anziehung, die man Schönheit heißt. Dieser Reiz im Anblick, der unsere Seele so anlockt, dieses Schmelzende, das unsere Herzen in Wehmuth zerfließen und unsere Augen zärtliche Thränen heraus weinen läßt — dieses Göttliche in menschlichen Gesichtern knüpft das Band, das ohnehin ein immer reger Trieb bindet, noch fester, noch inniger zusammen. O! ich möchte eher vor dem Bilde alles Schönen und Vollkommenen niederfallen, hierauf zu ihm weinen, als wollüstige Gedanken haben.“ (S. 82. 83.)

„Mancher denkt recht gottesfürchtig zu seyn, wenn er die Welt ein Jammerthal nennt. Aber ich glaube, er würde es eher seyn, wenn er sie ein Freudenthal hieße. Gott wird mit dem eher zufrieden seyn, dem alles in der Welt recht ist, als mit dem, dem gar nichts recht ist. Bey so vielen tausend Freuden in der Welt — ist es nicht schwarzer Undank, sie einen Ort des Kummers und der Qual zu nennen? (S. 95).

Von Leipzig, wo er Theologie studiren sollte, schrieb er an seinen verehrten Freund Vogel und bat um die Mittheilung von „Lessings Fragmenten,“ welche früher Vogel ihm versagt hatte. „Folgendes Dilemma scheint mir allzeit sicher: entweder dieses Buch enthält Wahrheiten oder Irrthümer. Ists erste: so kann nichts hindern, es zu lesen — ists lezte: so überredet es entweder nicht, weil die Gründe zu schwach sind, — und dann schadet es auch nicht — oder es überredet. Was hab' ich aber im lezten Falle für Gefahr zu befürchten, wenn ich eine Wahrheit, von der ich nicht aus Gründen überzeugt bin und die bey mir blos Vorurtheil ist, mit einem Irrthum vertausche, der mir wahrscheinlicher und einleuchtender ist?“ (S. 17).

Schon die frühen Schicksale seines Lebens weckten in Jean Pauls Gemüthe Vorstellungen, Bilder, Scenen, die in seinen Romanen später hervortreten. Sein Geist entfaltete sich und kam zur Offenbarung zuerst auf dem Gebiete philosophischer Beobachtung und Forschung. Von da aus prüfte er die Erscheinungen der Welt und des Lebens mit dem Blick der Satyre und die ward ihm Brücke zur Poesie. Er selbst sagte einmal, ihm sey es ergangen, wie dem deutschen Volke überhaupt mit seiner Bildung; erst sey er Philosoph gewesen und dann Dichter geworden. Die poetische und gemüthliche Seite seiner Natur entwickelte sich vornämlich durch den Umgang der Freundschaft, durch seine Correspondenzen mit dem bald nach dem Universitätsleben in Jean Pauls Armen gestorbenen Oerthel, welchem der zurückbleibende Freund in der Vorrede zur zweyten Auflage der Grönländischen Prozesse ein schönes Denkmal gesezt hat. Originell ist die schnell vorübergehende Erscheinung der Liebe des Leipziger Studenten zu einem Mädchen in oder bey Hof, von welcher Jean Paul, als er das Erkalten ihrer Neigung merkte, Zurücksendung seiner Briefe sich erbat und diesen lezten Brief an die Geliebte mit den Worten schloß: „Meine Silhouette machen Sie zu einer Papillotte.“

Junge Autoren, welche vergeblich mit dem Wunsche, sich gedruckt zu sehen, an den Thüren der Verleger anpochen, mögen sich mit dem unglücklichen Richter trösten, dem die innere Stimme deutlicher und wahrer, als manchem Versler und Novellisten unsrer Tage, das Bewußtseyn seines Werthes und die Hoffnung des endlichen Sieges über alle äußeren Schwierigkeiten nährte, und der die bittersten Leiden in ruhigem Ton und mit heiterem Humor seiner verarmten Mutter zu schildern im Stande war.

Digitized by Google

№. 77.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 23. September 1828.

Schriften über Kirche und Kirchen-Verfassung.

Der Werth, welcher den religiösen Institutionen der Völker zukommt, wird durch den Charakter ihrer religiösen Vorstellungen bedingt, so wie von diesen die ganze Gestaltung des äußeren kirchlichen Lebens, die Zahl und Beschaffenheit der einzelnen Einrichtungen und Gewohnheiten, gleichsam die Verkörperung der religiösen Idee oder des Dogma, ausgeht. Unverkennbar ist, wie sehr die Richtungen der katholischen und der protestantischen Kirche aus einander gehen, wie sie in dieser Verschiedenheit der Richtungen mit dem Fortgange der Zeit immer bestimmter, und, leider muß man oft wahrnehmen, auch feindseliger sich gegen einander abschließen, wie sich dadurch aber nicht nur die Verschiedenheit der Kirchen-Verfassungen, sondern auch die Verschiedenheit der religiösen Ansichten und Zwecke herausstellt. Wie der Protestantismus nur in der Idee unermüdeter Forschung und Weiterbildung sich selbst klar werden kann; so muß hier auch der Begriff der Kirche immer reinere Entwickelung erwarten, und das Bestehende der protestantischen Kirchenverfassung darf nie als ein Unabänderliches, sondern nur als ein höherer Durchbildung, größerer Reinigung Bedürfendes, als ein Durchgangspunkt zur Realisirung des vollkommenen evangelisch-kirchlichen Lebens betrachtet werden. In der katholischen Kirche dagegen, wo das Gegebene ein Göttliches, das geschichtlich Allgemein gewordene ein Produkt des in der Kirche oder deren Repräsentanten waltenden göttlichen Geistes genannt wird, darf der kanonisch-bestehenden Anordnungen keine aufgegeben, keine auch nur angegriffen werden, wenn die Grundsäulen dieser Kirche, Tradition und Primat, nicht untergraben, und mit diesen das ganze Gebäude der Hierarchie gestürzt werden soll.

Ein Ueberblick der interessantesten neuesten Erscheinungen auf dem Felde der kanonischen Literatur wird unsere Leser von der oben berührten unversöhnlichen Scheidung der Ansichten und Richtungen in beyden Kirchen überzeugen, und zugleich darthun, wie einseitig und unglücklich alle Versuche seyn müssen, die so getrennten Parteyen dogmatisch und kirchlich zu vereinigen, wie nur das völlige Uebergehen der einen in die andere mit Aufgebung ihrer trennenden Principien denkbar sey. Wir werden auf der katholischen Seite vorerst das Streben, durch historische Forschungen die Gestalt der hierarchischen Einrichtungen auszumitteln, und dadurch als ursprüngliche und wahre zu erweisen, sodann aber durch die feinste Kunst philosophischer Spekulation dieses Streben unterstützt finden. Auf der entgegengesetzten Seite wird uns zuerst an der Hand der Rechtsphilosophie die protestantische Kirche begegnen, und ihre historischen Nachweisungen werden wir theils nur auf dem Gebiete der ältesten Kirche, theils in den Zeiten der Reformation, um die frühen Strahlen der freyeren und dem Bestehenden oft so ganz widerstreitenden Theorien zu zeigen, antreffen.

Die vorzüglichsten Denkwürdigkeiten der christ-katholischen Kirche, aus den ersten, mittlern und letzten Zeiten. Mit besonderer Rücksichtnahme auf die Disciplin der katholischen Kirche in Deutschland. Von Anton Joseph Binterim. Vierter Band. Erster Theil. Mainz 1827. Simon Müller'sche Buchhandlung.

Nachdem der Verf. in den früheren Bänden von den einzelnen Gliedern des kirchlichen Körpers, von den kleinsten bis zu den größten, von den Täuflingen bis zu den Bischöfen ꝛc. gehandelt, gibt er im vorliegenden Bande die Geschichte der heiligen Orte, der kirchlichen Gefäße, Kleidungen, Bücher, der liturgischen Handlungen und Gebete. Er gibt eine Geschichte aller Eigenheiten in der äußeren Gestaltung der katholischen Kirche, und führt die frühesten Anordnungen und Gewohnheiten des kirchlichen Lebens durch alle Stufen ihrer Entwickelung in verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Völ-

Digitized by Google

tern, namentlich aber in deutschen Landen hindurch bis auf ihre gegenwärtige Beschaffenheit. Besonders interessant ist es, in den Zeiten des Mittelalters vor, unter und nach den Carolingern den Ritus und das Ceremonienwesen ins Unendliche vom glanzvollsten Pomp bis zu den kleinlichsten Observanzen und Einrichtungen herab sich vervielfältigen zu sehen. So Ungeheures leistete jene fromme Zeit in äußeren Werken, daß z. B., wie uns S. 152 erzählt wird, im zehnten Jahrhundert in England eine Orgel war, die oben zwölf, unten aber vierzehn Bälge hatte, die von siebenzig Männern gezogen wurden, und den Wind in vierhundert Pfeifen mittheilten; zwey Organisten spielten, jeder sein Alphabet regierend.

Mit allen diesen historischen Darstellungen hat der Verfasser keinen andern Zweck im Auge, als die Ursprünglichkeit der Institutionen seiner Kirche zu beweisen. Dieser Zweck hat ihn aber oft zur Annahme bloßer Vermuthungen verleitet. Als Brücke, um spätere Ansichten und Gebräuche in die ersten Zeiten hinaufzuschieben, hat er die ihrem Ursprunge nach so unsichern apostolischen Constitutionen und ähnliche Schriften gebraucht. Indeß muß er doch von manchem selbst eingestehen, daß es erst in den spätern, im zehnten, zwölften Jahrhundert oder noch später aufgekommen sey. Ueberdies zeigt der Verfasser einen großen Eifer gegen alles Protestiren und Reformiren in Glaubens- und Kirchensachen, und einen eben so großen Wundersglauben.

Die Einheit in der Kirche, oder das Princip des Katholicismus, dargestellt im Geiste der Kirchenväter der drey ersten Jahrhunderte. Von Johann Adam Möhler. Tübingen, bey Heinrich Laupp. 1825.

Die wichtigsten Ideen dieser Schrift und der Gang ihrer Entwickelung sind in Folgendem enthalten. Der göttliche Geist theilt von den Aposteln aus durch die Gemeinschaft der Liebe, die er wirkt, den christlichen Glauben und die christliche Wahrheit mit. Die Kirche ist dadurch, daß der Geist Gottes sie gebildet, der unversiegliche, stets sich erneuende und verjüngende Schatz des neuen Lebensprincips, die unerschöpfliche Nahrungsquelle für Alle. Daher ist der Geist nur in der Kirche wirksam, die Wahrheit nur in der Kirche, in dem Bund der göttlichen Liebe. Der durch alle Glieder sich fortpflanzende Geist ist der Keim und das innerste Wesen, oder, wie Herr M sagt, die innere Seite der Tradition. Weil aber das gottgewirkte innere Leben der Gläubigen auch einen Ausdruck sucht, so entsteht aus dem Glauben der Kirche die Lehre derselben; der Geist aber geht dem Buchstaben voran; wer den Geist nicht hat, wird den Buchstaben, der an sich todt ist, nicht verstehen. Die Kirche allein ist also Auslegerin der Schrift. Was aber Lehre des Geistes sey, erfährt der Einzelne aus der Lehre der Gesammtheit der Kirche nach ihrer zeitlichen und räumlichen Ausdehnung. So ist die Tradition das von den Aposteln an verkündigte, durch alle Jahrhunderte fortlaufende Wort des göttlichen Geistes, welches derjenige gleichfalls nicht begreift, der sich, von der Gesammtheit losgerissen, blos an die Schrift hält. Tradition und Schrift aber durchdringen sich wechselseitig, sie gingen in einander über und lebten in einander. Vereinzeltes Leben bildet sich im Gegensatze gegen die Kirche. Weil aber dort die Liebe, das Princip der Anschließung fehlt, darum auch die Wahrheit. Die Häretiker alter Zeiten gehen daher von dem Grundsatze der Unterfuchungsfreyheit aus, verlassen eben damit die Kirchen-Gemeinschaft, suchen das Heil in Begriffen, statt im Leben, kehren so zum Heidenthum zurück, und bey aller Sehnsucht, das Urchristenthum wieder herzustellen, haben sie keinen Schlüssel dazu, weil ihnen die Liebe und der Geist der Kirche fehlt. Daher mißhandelten sie die Schrift und warfen sich bald dem Rationalismus, bald einem separatistischen Mysticismus in die Arme. Seitdem aber — heißt es S. 140 — das Christenthum wieder mehr zu Ehren gebracht ist, und Christus in seiner eigenthümlichen Würde wieder erkannt wird, regt sich auch überall die Sehnsucht wieder nach Vereinigung und bey den tiefsten protestantischen Theologen am meisten. Die Häresie ist ein Ausfluß des Geistes dieser Welt, ein Abfall von Christus, also etwas Böses. Sie hat kein eigenthümliches Seyn, fällt nur in die Entwickelungsperiode und in die Zeit des Kampfes der Kirche mit der Welt hinein, ist bloße Negation, blos vorhanden, um das Gegentheil zu immer klarerem Bewußtseyn zu bringen, die Kirche wieder ihren (der Häresie) Willen zu erheben und fester zu gründen. — Obgleich Einheit in der Kirche herrscht dennoch die mannichfaltigste Entwickelung geistiger Individualitäten, des kirchlichen Lebens und des Mittel; Einheit in der Vielheit aber, wie bey der Häresie Vielheit ohne Einheit.

Die Kirche, nicht ein bloßes Institut zur Beförderung und Erhaltung des Glaubens, sondern ein Erzeugniß des vom Geiste gewirkten Glaubens und der christlichen Liebe, ist der verkörperte Geist der Gläubigen (S. 195). Die unsichtbare Kirche ist ein bloßer Begriff, der nur in der vom Geist und Leben der Kirche losgerissenen Häresie erzeugt werden konnte. Das gemeinsame Leben der Gläubigen ist durch zwey Faktoren bedingt, durch den in ihnen wirkenden Geist und die vom Geist gebildete Kirche, die aber freylich nur in der Reflexion, nicht im Leben getrennt sind. So ist die Kirche ein lebendiger Organismus, worin der Einzelne erst durch Aufnahme der Frey-

Digitized by Google

heit Aller frey wird. Die Gemeinde fühlt sich in Liebe so verbunden, und strebt so sehr nach Vereinigung, daß diese inneren Bewegungen der Liebe sich nicht eher befriedigt fühlen, bis sie sich in einem Bild der Liebe abgedrückt sehen. Dies Bild der Liebe ist der Bischof, der lebendige Centralpunkt der nach Einigung strebenden Christen-Gesinnung, die zum Bewußtseyn, zur Selbstanschauung gekommene Liebe der Christen, und das Mittel, sie festzuhalten. Der Geist Gottes wählt dieses Abbild der Liebe durch die Glieder der Gemeinde. Die Wahl aber wird durch den gleichfalls vom göttlichen Geiste gewirkten Unterschied der Gaben in der Gemeinde, deren Mitglieder in ihrer Liebe alle das Priesterthum besitzen, begünstigt. Der Erleuchtetste und sittlich Beste wird Bischof. Die Weihe theilt ihm nicht den Geist und höhere Gaben mit, sondern bezeugt nur, daß in ihm der Geist und höhere Gaben wohnen. Sobald aber im Laufe der Zeit in den Mitgliedern der Gemeinden der Glaube und die Liebe abnahm, wurden die Bischöfe nicht sowohl Abbilder, als Vorbilder der Gesammtliebe, sie wurden gleichsam das Gesetz in denen, in welchen die Liebe unkräftig geworden war. Die Bischöfe haben sich nicht, wie Manche behaupten, erhoben, sondern das Volk war gesunken. — Der Bildungstrieb der Kirche suchte noch höhere Einheitspunkte, und es entwickelte sich der Metropolitan-Verband. Ueber diesem steht die Einheit des gesammten Episkopats durch schriftlichen Verkehr und durch die großen Synoden, auf welchen die gesammte Kirche in ihren Bischöfen als die verkörperte Liebe zum Bewußtseyn kam, auf welchen, weil die Liebe, darum auch die Wahrheit (namentlich in Beziehung auf die Lehre von Christus) ihren vollkommenen Ausdruck erhielt. Noch ist das Ganze nicht geschlossen, wenn nicht der Organismus der die Kirche repräsentirenden Bischöfe in einem Einheitspunkte sich anschaut. Auch der Primat ist in den ersten Jahrhunderten in Petrus nur typisch, später im Keime wirklich vorhanden, so ferne keine zur Bildung des gesammten Kirchenkörpers beitragende Thatsache aufgefunden werden kann, in welcher nicht die römische Kirche mithandelnd, vorzüglich bestimmend und ausgezeichnet in die Zeit eingreifend mitgesetzt gewesen wäre. Das hierarchische System des Mittelalters sey freylich — nicht durch Betrug, sondern durch Täuschung — ausgeartet.

Diese Ideen erklärt der Verfasser für die Ansicht der Kirchenväter der drey ersten christlichen Jahrhunderte. Die von ihm angeführten Stellen beweisen dies theils nur scheinbar, theils sehr unvollkommen. Zu einer gelehrten exegetischen Widerlegung ist hier nicht der Ort. Den aufmerksamen Lesern des Obigen wird aber nicht entgangen seyn, wie viel Rehnlichkeit diese Theorie mit demjenigen, was aus der Philosophie der neuesten Zeiten sich entwickeln läßt, namentlich aber mit dem Systeme eines der größten Denker unter den protestantischen Theologen habe, der den Geist der von Christus rezierten und belebten Kirche heiligen Geist und das in dem Gläubigen allein Wirksame nennt, und dem das Böse als vor Gott nicht seyend, aber die Erlösung bedingend oder vielmehr durch diese zu ihrer Entwickelung und Vollendung bedingt, gilt. Uebrigens leidet die Möhler'sche Theorie an mehrern innern Widersprüchen; wie kann z. B. die Schrift unentbehrlich heißen, wenn sie doch an sich todt ist, und nur durch die Tradition, die älter ist und den Geist in sich trägt, verstanden wird? Wie kann eine freye Entwickelung geistiger Individualitäten statt finden, wenn der göttliche Geist wesenhaft den Einzelnen sich mittheilt? Wozu bedarf es der Nachfrage nach dem, was die Kirche seit den Aposteln allgemein gelehrt, wenn der Geist dem Einzelnen wesenhaft innewohnt? Wie kann in der Kirche der Geist wirken, wenn die Layen den Glauben und die Liebe so weit verlieren, daß Beydes in die Bischöfe gleichsam sich flüchten muß? Wie kann überhaupt bey einem so materialischen Wirken des Geistes von der Freyheit noch die Rede seyn? u. s. w. Wenn ferner so Manches, z. B. die Erhebung der Bischöfe, ihr Betragen, namentlich die Aufführung des römischen in den ersten Jahrhunderten, den klaren Zeugnissen der Geschichte gemäß eine ganz andere Gestalt und Deutung gewinnt, als sie in diesem Idealisirenden Systeme, das die Kirche, nicht die unsichtbare, sondern die sichtbare, zu einem Reich der Liebe, den Papst zum Centralpunkt und Vorbild der Liebe, dem absoluten Gegentheil des häretischen Egoismus, verklärt, erscheinen; so wird auch die orthodoxe katholische Kirche, so sehr auch ihren Grundsätzen und ihren Härpteren geschmeichelt wird, an einem Buche kein Gefallen finden, welches den wichtigsten Lehrsätzen des tridentinischen Concils über Tradition, Priesterweihe, Primat u. s. w. allzufreye Erklärungen, oft das gerade Gegentheil entgegenstellt. Das Buch ist in einer schönen fließenden Sprache und in einzelnen Theilen mit hinreissender Darstellung abgefaßt.

Was hätte eine deutsche Fürstin auf das, wie öffentliche Nachrichten behaupten, von einem Souverain an Sie gerichtete Schreiben, wegen Ihrem (s) Uebertritt (s) zur katholischen Confession, antworten können? Von Dr. Fridolin Huber. Rotweil, Herder'sche Buchhandlung. 1826.

Ein liebenswürdiger Charakter spricht aus dieser kleinen Schrift den Leser an. Es enthält eine Rechtfer-

Digitized by Google

tigung der Herzogin von Anhalt-Köthen gegen die von ihrem königlichen Bruder über ihren Uebertritt zur katholischen Kirche ihr gemachten und durch öffentliche Blätter bekannt gewordenen Vorstellungen. In der Ueberzeugung, daß jener Schritt aus keiner unreinen Absicht, vielmehr blos aus Liebe zur Wahrheit gethan worden sey, vertheidigt der Verfasser denselben mit allen denjenigen Gründen, welche seine begeisterte Anhänglichkeit an den Glauben und die Verfassung seiner Kirche ihm eingibt. Auf dem Wege selbstständiger Prüfung habe die Fürstin entdeckt, daß in der protestantischen Kirche das Princip der Glaubensfreyheit frühe wieder aufgegeben, und durch Festhaltung gewisser Glaubensnormen in den symbolischen Büchern der Rückweg zum Katholicismus angetreten worden, daß die christlichen Lehren nach Anzahl und Deutung bey Jedem verschieden und deshalb keine feste Ueberzeugung und keine innere Glaubensliebe hier zu gewinnen seyen. Dagegen wird der katholischen Kirche wegen der Einheit des Dogma zu allen Zeiten und an allen Orten und wegen der Schriftmäßigkeit desselben der Vorzug ertheilt; hier allein finde das Gemüth Befriedigung und sicheren Trost. Im Weiteren entwickelt nun der Verf. seine Ansicht von den einzelnen Artikeln des katholischen Glaubens und von den Grundgesetzen der katholischen Kirche. Hier zeigt sich aber, wie er, der Verfechter der Einheit, in einem Gegensatze nicht nur gegen die Theologie und das Kirchenrecht des römischen Hofes, sondern auch des Tridentinums sich befindet. Die Tradition der Kirche gilt ihm nicht als feststehend und positiv einführend, sondern nur das Dunkle der Schrift erklärend. Das Abendmahl ist nur eine sinnbildliche Vorstellung des Todes Jesu. Es gibt keine Erlassung göttlicher Strafen durch die Kirche. Das Fastengebot fordert überhaupt eine enthaltsamkeitmäßige Lebensweise. Wallfahrten sind ein wahrer, höchst verderblicher Mißbrauch. Mit Bestimmtheit wird der Begriff einer alleinseligmachenden Kirche verworfen. Der Primat ist zwar zur Erhaltung der Einheit in Glauben und Kirche so nothwendig, daß ohne ihn keine wahrhaftige Kirche gedacht werden kann; dennoch aber ist dieses Oberhaupt nicht Alleinrichter in Glaubens- und Disciplinarsachen, vielweniger ist er in seinen Aussprüchen unfehlbar ꝛc.

Wenn Herr Dr. Huber glaubt, daß die protestantische Kirche deßhalb zu Grunde gehen müsse, weil sie des äußeren allumfassenden Bandes ermangle; so täuscht er sich wohl selbst über die Idee wahrer geistiger Einheit, die aus ganz anderen, als dem obigen Grunde, unter den Protestanten, wie unter den Katholiken, noch fehlt.

Ueber Glauben, Tradition und Kirche. Sendschreiben an Herrn Dr. Fridolin Huber, von Dr. Schneckenburger. Stuttgart, bey Johann Friedrich Steinkopf, 1827.

Herr Dr. S. tritt in dem vorliegenden Buch mit den beyden vorgenannten Schriftstellern der katholischen Kirche in die Schranken. Seine Polemik scheint zunächst nur eine ganz specielle Richtung nehmen zu wollen. Aber sie gilt nicht nur diesen beyden Vorfechtern zweyer verschiedener Auffassungsweisen des Katholicismus, sondern überhaupt jeder Ansicht, die, der Glaubensfreyheit und ungezwungenen Schriftforschung abhold, zur Tradition, zu einem authentischen Auslegen der Offenbarung und zu irgend einer Art von äußerem Oberhaupt der Kirche sich hinneigt. Er weist mit dialektischer Gewandtheit und Schärfe, mit gründlicher Kenntniß der historischen Quellen und mit nüchterner, klarer Exegese seinen Gegnern die Unhaltbarkeit ihrer Principien, die Widersprüche in ihren Behauptungen und Beweisen, die Unrichtigkeit ihrer geschichtlichen Angaben nach. Seine Angriffe gegen die Theorie Möhlers werden jedoch für diejenigen, welche die betreffende Schrift desselben nicht gelesen haben, an Deutlichkeit verlieren, weil die Ansichten Möhlers nicht in dem erforderlichen Zusammenhang, in welchem sie verstanden werden wollen, noch mit der gehörigen Deduction des Einzelnen aus dem obersten Grundsatze angeführt sind. Auch wünschten wir dem geistvollen Verfasser mehr Haltung und edeln Ton im Streite mit Männern, deren wissenschaftlicher Eifer Achtung verdient. Er liebt den Witz, z. B. S. 121: „Wenn die mystische Grundlegung seines (des Möhler'schen) Katholicismus vom heil. Geiste in uns, und der Liebe als Furcht desselben und als Quelle der Tradition, eine durchgängige Verführung des sonst so herb Scheinenden war, so kann man die historische Deduction des Papstthums recht eigentlich eine Verzuckerung der Geschichte nennen. Die Dekretalen des, falschen Isidor waren Billets doux, Liebes-Seile, Ausprägungen jener in Einem concentrirten und aufgeregten Geisteskraft. In den Scheiterhaufen der Ketzer, in den Verheerungen und Verfluchungen ganzer Länder — da sieht man ja leibhaftig die Liebes-Flamme lodern, den Liebes-Geist mit seinen Segnungen wehen. Und als gar drey Einheits-Punkte und Liebes-Träger den heiligen Geist der Christenheit unter sich theilten, hat sich da nicht augenscheinlich ein tiefes Mysterium geschichtlich symbolisirt?“

(Beschluß folgt.)

Digitized by Google

N°. 78.

Literatur-Blatt.

Freytag, den 26. September 1828.

Schriften über Kirche und Kirchen-Verfassung.

Ueber Glauben, Tradition und Kirche. Sendschreiben an Herrn Dr. Fridolin Huber, von Dr. Schneckenburger. Stuttgart, bey Johann Friedrich Steinkopf, 1827.

(Beschluß.)

Die Ansichten des Verfassers über den Bestand und die Hoffnungen der protestantischen Kirche sind in folgenden Hauptstellen enthalten: die Staatsgewalt ist Anfangs nur subsidiarisch eingetreten; wird sie einen Raub aus dem machen, was ihr nur zukommt, daß sie es zum Segen derer, denen es eigentlich gebührt, verwalte? Unverkennbar liegt in unsern Symbolen der altchristliche Grundsatz, daß alle mündigen Glieder der Kirche zusammen die Kirchen-Gewalt theilen. Daß sie alle wirklich in Ausübung derselben kommen, darauf muß das Sorgen der Staats-Vormundschaft gehen, nicht nur weil die ursprüngliche Norm einer christlichen Gesellschaft in der alten ersten Kirche es so verlangt, sondern weil es auf die Erreichung des Kirchenzwecks selbst, den doch jede Kirchen-Regierung wollen muß, unverkennbar vom größten Einfluß ist, daß eine Form ins Leben trete. Was in etlichen reformirten Ländern zum Segen der Kirche besteht, was in Bayern zum Theil an dem Mißkennen ihres eigenen Besten von Seiten der Evangelischen gescheitert ist, das wird — so verlangt es der Geist des Protestantismus — nach und nach allgemein werden müssen, Presbyterial- und Synodal-Verfassung, unter der Leitung der bürgerlichen Gewalt (S. 161).

Ueber die oberbischöfliche Hoheit der Regenten. Ein Kapitel aus dem allgemeinen Kirchenrechte. Von Dr. Jonathan Schuderoff. Ronneburg, 1826. Im literarischen Comptoir.

Zu denjenigen, welche am frühesten das Bedürfniß einer Reformation der protestantischen Kirchenverfassung nach innen und außen ausgesprochen und beachtungswürdige Vorschläge zur Verbesserung des kirchlichen Wesens gemacht haben, gehört unstreitig der Verf. der vorliegenden Schrift.

Seine Grundsätze sind folgende: Staat und Kirche sind in ihren eigenthümlichen Zwecken getrennt. Die Staatsgewalt soll auf dem Felde der Religion und Kirche, des Glaubens und Kultus nicht eher befehlen oder verbieten wollen, als bis die öffentliche Wohlfahrt bedroht ist, und sich um die, von der Kirchengesellschaft in der Kirche zu treffenden oder getroffenen Einrichtungen, daferne sie nur dem durch Vernunft bestimmten Staatszwecke keinen Eintrag thun, nicht kümmern. In dem Sinne also, in welchem der Papst über die katholische Kirche, kann der Fürst nie Bischof, er kann nicht Kirchenherr werden in der protestantischen Kirche, deren Regierungsprincip ihrem Ursprung und ihrer Natur nach ein demokratisches ist. Das Episcopalrecht ist hier nur das des Oberaufsehers, sofern der Fürst Schutz- und Schirm-Herr aller in seinem Gebiete aufgenommenen Konfessionen und Kirchen ist, ein Ausfluß seiner Hoheitsrechte. Aber auch dann, wenn einem Fürsten die Bischofswürde in einem engeren Sinne ausdrücklich und förmlich oder stillschweigend übertragen wäre, dürfte er nicht die ganze Kirchen-Gemeinde, deren Mitglied er ist, repräsentiren wollen und willkührliche Aenderungen treffen in Dogma und Kultus, sondern müßte mit der Gemeinde und deren Vertretern zu Rathe gehen. Bey der Bestimmung der Verhältnisse der verschiedenen Religionsbekenntnisse und Parteyen wird festgesezt: Gegen- und Wechselseitigkeit, vollkommene Reciprocität; Unverletzlichkeit jeder Partey in Lehre und Kultus; das Recht der Censur ohne Haß und Gunst bey vorwaltenden Feindseligkeiten, mit steter Hinsicht auf den Grundsatz freyer geistiger Entwickelung; Freyheit des Bekenntnisses und Freyheit des Wechsels desselben. Nach diesen Grundsätzen werden mehrere Vorkommenheiten der neueren und neuesten Geschichte geprüft. Den Schluß bildet die Ausführung des Satzes, daß die Ausübung der Kirchenrechte den Regenten weder an Macht, noch an Geld noch an Ruhe und Zufriedenheit Zuwachs

Digitized by Google

gewähre, worin Wink und Aufforderung liegt, die Rechte, die ihnen nicht frommen, denjenigen, welchen sie vernünftiger Weise zukommen, zurückzugeben.

Das öffentliche Recht der evangelisch-lutherischen Kirche in Deutschland, kritisch dargestellt von Johann Gottfried Pahl. Tübingen, bey Ludwig Friedrich Fues. 1827.

In der Bestimmung der Grundbegriffe stimmt der bekannte Verf. mit Schuderoff und mit dem zu gleicher Zeit erschienenen „Kirchenrecht nach Grundsätzen der Vernunft und im Lichte des Christenthums" von Professor Krug, Leipzig, 1826, (s. Literaturblatt des vor. Jahrs Nr. 84) zusammen, zeichnet sich aber vor beyden durch seine schöne, anziehende Darstellung aus. Er bekennt sich allenthalben frey zum kirchlichen Republikanismus und untersucht das Mangelhafte und Nachtheilige des gegenwärtigen Bestandes der rechtlichen Verhältnisse in der lutherischen Kirche Deutschlands nachzuweisen.

Nach der die Grundbegriffe des allgemeinen Kirchenrechts enthaltenden Einleitung finden wir eine übersichtliche Geschichte der christlichen Kirche überhaupt und der evangelisch-lutherischen insbesondere. Eine Geschichte des Kirchenrechts und der Kirchenverfassung ist freylich bey einem solchen Werke unerläßlich. Herr Pahl hat diesem historischen Theile seiner Schrift einen ausgedehnteren Umfang gegeben, und die Entstehung und Fortbildung der Kirche mit ihren großen und kleinen Hemmnissen, Auswüchsen, Drangsalen und Hülfsmitteln in einem großen und ergreifenden Bilde an unserem Auge vorübergeführt. Ueber die Bildung der evangelisch-lutherischen Kirchenverfassung in Deutschland heißt es S. 163: „Die weltliche Gewalt hatte die Kirche in sich aufgenommen, die Regierung derselben sammt dem Rechte der Gesetzgebung und der Verfügung über ihre Güter an sich gezogen, und ihre weitere Entwickelung von ihrem Willen abhängig gemacht. Dieser Zustand, durch die Noth herbeygeführt, in welcher die Partey, die sich von Rom getreunt hatte, einer neuen Unterjochung nur dadurch vorgebeugt sah, wenn sie sich in die Arme der Regierungen warf, konnte blos ein provisorischer seyn, da diese Partey, sobald durch ihr vertragsmäßiges Anerkenntniß jene Gefahr beseitigt war, die Selbstständigkeit vindiciren mußte, die der Zweck und die Natur ihres Vereins unerläßlich forderten. Es wäre, nachdem der westphälische Friede die staatsrechtliche Existenz der protestantischen Kirche garantirt hatte, die Zeit gewesen, ihre Bildung dadurch zu vollenden, daß die Fürsten die Dictatur, die sie während ihres Werdens ausgeübt, niederlegten, sie in die ihr gebührende Autonomie einsezten, und sich in das ihnen gegen sie zustehende Schutz- und Aufsichtsverhältniß zurückzogen."

Bey der Entwickelung der geistigen Grundlage der protestantischen Kirche und Kirchengesetzgebung wurden Schrift und Vernunft als Grund und Basis alles kirchlichen Lebens, namentlich als Gesetzbücher für das innere Kirchenrecht, die Staatsverträge dagegen als Quellen des äußeren betrachtet. Das römisch-kanonische Recht gilt als umgestürzt und hat nicht einmal eine subsidiarische Auctorität für die evangelische Kirche. Mit allen Waffen und von jeder Seite greift Herr Pahl die Festsetzung eines kirchlichen Lehrbegriffs oder gar einer kirchlichen Glaubens-Norm in den sogenannten symbolischen Büchern der evangelischen Kirche an; Einheit im Glauben sey der Vereinigungspunkt bey den Protestanten und Einheit des Glaubens an das Evangelium und die Gebote Christi könne bey der mannigfaltigsten Verschiedenheit der dogmatischen Auffassungsweisen stattfinden; eine bindende Norm des Glaubens und der Lehre widerstreite einer der wesentlichsten Richtungen des Protestantismus, dem Grundsatze der Perfektibilität.

Im Weiteren unterwirft der Verf. alle Versuche, das Episcopalrecht der Fürsten zu vindiciren, der strengsten Kritik, deren Resultat schon im Beginne mit folgenden Worten angedeutet wird: „Aus der Geschichte der Reformation geht das Ergebniß hervor, daß sie, in so fern sie, neben der Ausmittlung und Darstellung des reinen christlichen Lehrbegriffs, auch die Bildung einer demselben gemäßen kirchlichen Verfassung beabsichtigte, ihren Zweck nur zur Hälfte erreicht, und deshalb die vollständige Lösung der Aufgabe, die sie sich gesezt, spätern Zeiten überlassen hat. In der Regel ist das fürstliche Regiment in der Kirche ein absolutes; selten findet es sich durch Gesetze gemildert. Die Kirche, dem Staate unterthan, muß ihm oft dienstbar werden, indem er sie zu seinem Werkzeuge für unrechtliche und profane Zwecke herabwürdigt. Dieser Ordnung der Dinge aber konnten, wie Allem, was inconsequent und rechtswidrig ist, keine gute Früchte entsprießen. Ihre Erzeugnisse sind Untergang der Selbstständigkeit der Kirche, Verschmelzung ihres Eigenthums mit dem des Staats, Lähmung des kirchlichen Lebens, Sieg der Gewalt über den Geist und die Ueberzeugung, Erlöschen der evangelischen Freyheit in der Wirklichkeit und in der Idee, Gewöhnung der Gemeinden an mechanischen und schweigenden Gehorsam, weltliches Beamtenthum an der Stelle des geistlichen Berufs, Stillstand auf dem Wege der Vervollkommnung, Verwandlung der Gewissenspflichten in Pflichten des Zwangs, Verdunkelung der höheren kirchlichen Zwecke, hier Erstarrung, dort Unfriede in den Gemeinden, Schwäche gegen außen, im Innern eine traurige, dem höchsten Ziele mühsam entgegenstrebende Lethargie."

Digitized by Google

Um diesem eben so freymüthig und kraftvoll, als wahr geschilderten Zustande abzuhelfen, oder, wie es S. 242 heißt, das thatsächlich bestehende, aber weder historisch noch rechtlich auf Uebertragung beruhende Kirchen-Regiment der weltlichen Regenten, auf dem Wege ruhiger und gesetzmäßiger Reform, durch den rechtlichen Zustand zu ersetzen, macht Herr Pahl Vorschläge zu einer Repräsentativ- und Synodal-Verfassung der lutherischen Kirche. Er theilt hiebey die gesetzgebende und verwaltende Behörde; die Gesetzgebung kommt theils den Gemeinde-Synoden, theils der General-Synode, die Regierung der Gesammtkirche dem Oberkirchenrath, zwischen welchem und den Gemeinden mehrere vermittelnde Organe da seyn müssen, die kirchliche Gemeindeverwaltung aber dem Gemeindekirchenrathe zu.

Doch meint der Verfasser: „Die von der kirchlichen Behörde angewandten Zucht- und Besserungsmittel dürfen den äußeren Zustand des Straffälligen nicht schmerzhaft modificiren oder auf seine bürgerliche Existenz einen nachtheiligen Einfluß haben; sie dürfen schlechterdings nur moralischer Art, müssen also von allem Zwange und von aller Erregung fremder Motive der Furcht und des Eigennutzes gänzlich entfernt seyn, da Besserung ein völlig freyer Akt des seiner bisherigen Verkehrtheit entsagenden Willens ist, u. s. w.“

Die vielen historischen und statistischen Anmerkungen beurkunden die Kenntniß der verschiedenen deutschen Kirchenordnungen. Unter Anderem wird hier aus älteren würtembergischen Verordnungen aus dem sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert angeführt: Die Geistlichen mögen wohl Wein in ihren Häusern ausschenken und darin zehren lassen, doch ohne Gestattung der Unzucht, und daß sie kein Handwerk daraus machen. An Sonn- und Feyertagen sollen sie sich des Büchsen- und Armbrustschießens in Gesellschaften, um des Exempels willen, und die Versäumniß des Katechismi zu verhindern, enthalten; jedoch mögen sie wohl eine Gesellschaft und guten Montag halten. Die Weiber der Geistlichen, wenn sie ihre alamodischen Kleider nicht abthun wollen, sollen zur Strafe gezogen, diejenigen aber, an denen keine Erinnerung helfe, in ein Kloster eingelegt, oder im Pfarrhause an eine Kette gelegt werden.

Grundlinien zu einem allgemeinen kanonischen Recht. Von C. A. Eschenmayer, Professor in Tübingen. Tübingen, bey Heinrich Laupp. 1825.

Mit demselben milden, frommen Geiste, der alle Werke dieses supranaturalistischen Philosophen und Gegners des Rationalismus durchdringt, ist auch das vorliegende Werkchen abgefaßt. Er sieht von den im Zeitlaufe entstandenen Kirchenverfassungen ab, und macht sich zur Aufgabe, zu bestimmen, wie sich die Kirche gestalten müßte, wenn sie als reines Organ des Evangeliums und der apostolischen Grundlegung sich aussprechen würde. Er will sich so über die Verschiedenheit der Konfessionen stellen, und für alle Konfessionen auf gleiche Weise die rechtlichen Verhältnisse angeben. Indem er aber vorerst nur demjenigen rechtliche Sanktion zuerkennt, was in den heiligen Urkunden postulirt oder angeordnet wird, stellt er sich offenbar in den strengsten Gegensatz gegen das katholische Princip auf die Seite des Protestantismus, so unverkennbar durch die ganze Schrift hindurch die Tendenz des edlen Mannes ist, Winke zur Vereinigung der getrennten Parteyen zu ertheilen.

Kirche und Staat erscheinen ihm als die zwey wesentlichsten Bestandtheile im Begriffe des kanonischen Rechts, und ihr Verhältniß zu einander muß dreyfach bestimmt werden. Rechte der Kirche, wogegen der Staat Verbindlichkeiten übernimmt; Rechte, welche vorzugsweise dem Staate gebühren, wobey dann die Kirche Verbindlichkeiten übernimmt; und gemeinschaftliche Rechte Beyder, so daß die zu verhandelnden Gegenstände eine beyderseitige Uebereinstimmung erfordern. Als Institutionen Christi und seiner Apostel werden das Lehramt, die Scheidung der kirchlichen und weltlichen Verfassung, das Schiedsrichteramt der Kirche, jedoch mit Ausschließung aller Strafgewalt, Innerlichkeit des wahren und Einfachheit des äußeren Gottesdienstes, Weihung der Priester, (sie ist der vom Himmel im Namen Jesu ersehnte Segen zum Berufe im Dienste des Herrn, aber die unerläßliche Bedingung dabey ist, daß sowohl derjenige, welcher den Segen gibt, als der, welcher ihn empfängt, an den Namen Jesu glauben. S. 47.) Sittenrichteramt, Kirchen-Buße (Excommunikation, jedoch ohne als bürgerliche Strafe zu wirken, als reinreligiöses Korrektionsmittel), Aufsicht durch den geistlichen Stand und das aus Geistlichen bestehende Konzilium angeführt. Aus dem historischen Element der Kirche aber geht das Recht der Reformation für dieselbe hervor. Der Staat, dessen Oberhaupt beym Regierungs-Antritt als Schirmvogt der Kirche die Weihung derselben empfangen sollte, hat das Recht (!) der Toleranz, der Advokatie, wornach er auch die Partikularkonsuden beruft und leitet, das Recht der Oberaufsicht. Die gemischten Rechte von Kirche und Staat umfassen die erworbenen Rechte der Kirche, das Amortisationsrecht, das Kirchengut und die Reformation einzelner religiöser Gebräuche. Im letzten Abschnitte des Buches wird die kanonische Beschaffenheit des Hierarchismus untersucht. „Der Wahn, daß die Kirche wie der Staat organisirt seyn, und ihre

Digitized by Google

Einheit wie diese des Staats in der Einheit der Person und ihrer Macht sich darstellen müsse, ist der große Mißverstand des Hierarchismus.“ Die Reformation wurde geweckt; sie siegte über den Hierarchismus, ohne sich jedoch über den Dogmenstreit, die andere Quelle des Uebels in der Kirche, erheben zu können; sie hatte Rückkehr zum Evangelium und Vergleichung der evangelischen Forderungen mit den kirchlichen Satzungen bewirkt, aber sie hielt noch an Dogmen fest und stritt um dieselben, und so meisterte und bequemte sie selbst die heiligen Urkunden nach dem Princip des Rationalismus, der zwar, weil er nur wenig ins Leben der Kirche eingreift, weniger schädlich ist, als der Hierarchismus, aber dennoch auch das christliche Princip verkennt. Endlich werden Vorschläge zu Concilien gemacht. Ein allgemeines christliches Concil, aus dem Vertrauen der gesammten Geistlichkeit gewählt und mit Vermischung von Layen von den Regenten sanctionirt, aber ohne Schein von Superiorität oder Hierarchismus, möge stattfinden, oder, da solches dem Verf. schwer auszuführen dünkt, einstweilen ein allgemeines protestantisches Concil, um auf der Basis der heil. Schrift ein festes Regulativ des protestantischen Kirchenrechts zu entwerfen. Auch das Papstthum, heißt es S. 196, lasse sich mit einer recht guten Idee verbinden, sobald es die Rolle der Herrschaft ablegt, und gleich dem Vorbilde Christi die Rolle der Vermittlung und Versöhnung übernimmt. Durch das allgemeine Concilium soll ein kirchliches Ephorat aufgestellt werden, dessen Vorstand etwa der Papst wäre.

Die Vertheilung der kirchlichen Befugnisse und Rechte zwischen Staat und Kirche ist hier offenbar sehr willkührlich und beruht auf einer unklaren Ansicht von den staatskirchenrechtlichen Verhältnissen. Dem Staate wird auf das innere Leben und die eigenthümliche Fortbildung der Kirche ein Einfluß gestattet, der weder im Evangelium noch in der Vernunft, sondern allein in den frommen Hoffnungen und Bildern eines liebewarmen Gemüthes begründet seyn kann. So tritt auf der einen Seite die Idee des Cäsareopapats, auf der andern der Unterschied zwischen Klerus und Layen, eine Stütze des hierarchischen Systems, dem doch Eschenmayer so laut seine Feindschaft erklärt, hervor. Die Worte der Schrift sind häufig in einer falschen Deutung genommen, und so auf kirchliche Anordnungen normativ bezogen. Um aus denselben einen allgemeinen kirchlichen Organismus zu konstruiren, welcher alle religiöse Bedürfnisse befriedigen und somit auch alle Konfessionen vereinigen könnte, hat sich der würdige Verfasser von seiner individuellen geistigen Richtung verführen lassen, ein Conglomerat katholischer und protestantischer Ideen, die bey näherer Prüfung in der Theorie wie in der Wirklichkeit unvereinbar sind, in der Bibel und den apostolischen Anordnungen zu finden. So lobenswerth jede irenische Tendenz und auch die hier ausgesprochene ist, so wenig können die gegebenen Vorschläge vor dem Richterstuhle der Kritik gelten. Sie beweisen aufs Neue, wie schwer eine Union der so völlig auseinandergetretenen Partieen sey, und bestätigen wohl noch mehr, daß nämlich an eine vertragsmäßige, durch Abtretung von beyden Seiten entstandenen Union gar nicht gedacht werden dürfe.

G.

Vermischte Schriften.

Gottfried und Maria oder die Wallfahrt ins Wildkirchlein. Mit einer Beschreibung und Abbildung dieser merkwürdigen Stelle des Appenzellergebirgs in der Schweiz. Von W. B. Wachtel. St. Gallen, gedruckt bey Zollikofer und Zäblin. 1828. 143 S. 8.

Religiösen Sinn und vertrauensvollen Glauben an die Vorsehung Gottes zu verbreiten, ist der Zweck dieser kleinen Schrift, worin Dichtung und Wahrheit mit einander vereinbart sind. Das Christenthum der Liebe wird darin zum Theil aus dem Munde eines Eremiten gelehrt; nicht das Christenthum einer besonderen Kirche oder Konfession. „Ob dann aber wohl ein Eremit so gesprochen? Was thut der Name? Welch einer Kirche Herrmann zugethan gewesen? Dem Wahrheit liebenden ist Wahrheit stets aus jedem Munde willkommen; sie trägt ihr Zeugniß in sich selbst, in ihrem Wirken, in der Liebe, daran erkenne sie.“ Der schöne Zweck hätte eine sorgfältigere Ausführung verdient: Die Schreibart ist vernachlässigt und die Erzählung selbst ziemlich verwirrt, mitunter auch unverständlich, stirans in der ersten Hälfte, worin eine Auswanderungsgeschichte nach Amerika vorherrscht. Die Wallfahrt zum Eremiten des Wildkirchleins ist anziehender, noch dem Leben gezeichnet, darum wahrhaftiger, erfreulicher und ergreifender. Manches ist darin zart gedacht und eben so ausgesprochen.

Das vorgesetzte Kupfer stellt die romantischen Umgebungen des Wildkirchleins, nach Wehels Gemälde vor.

Digitized by Google

№. 79.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 30. September 1828.

Zeugniß über Heinrich Pestalozzi,

von seinem Jugendfreund dem Zürcherschen Pfarrer, Joh. Rudolph Schinz, dem Verfasser der „Beyträge zur Kenntniß des Schweizerlandes," am 12. April 1783, in dem vertraulichen Schreiben an einen Freund ausgesprochen.

Sie haben das „Schweizerblatt" von Pestalozzi sich angeschafft, es mit einigem Vergnügen gelesen, und wünschen etwas Näheres vom Lebenslaufe dieses Mannes zu hören. Niemand kann Ihnen hierin wohl besser dienen als ich. Mit diesem Heinrich Pestalozzi, von gutem Hause, ging ich schon in die allerunterste Schule. Der Schulmeister behauptete, es könne und werde aus dem Knaben nie etwas Rechtes werden, und alle Mitschüler verlachten und verspotteten ihn wegen seiner unangenehmen Gesichtsbildung, seiner außerordentlichen Nachläßigkeit und Unreinlichkeit. In den höheren Schulen bekam Pestalozzi den Ruf eines sonderbaren Menschen, der bey aller beybehaltenen, unausstehlichen, äußerlichen Unreinlichkeit und Unachtsamkeit dennoch, wenn es seyn mußte, und er einmal von seiner beständigen Gedankenzerstreuung zu sich selbst gebracht wurde, genau den Punkt traf, zu welchem man ihn leiten wollte. Von seinem funfzehnten bis zum zwanzigsten Jahre, wo er die öffentlichen Schulen verlassen hatte, und von seiner Mutter (den Vater hatte er früh verloren) sich selbst überlassen wurde, gerieth er hinter die alten Klassiker, und von diesen fiel er mit mir und Vielen meiner hiesigen Altersgenossen in den Taumel der Rousseau'schen Philosophie und ergab sich der Schwärmerey der stoischen Selbstverläugnung und körperlichen Abhärtung. Noch erinnere ich mich, wie wir damals zusammen den Staat und die Kirche in unsern Hirngespinnsten umbildeten, und uns zu griechischen Heldenthaten tüchtig, zum Opfer für das Vaterland geschickt glaubten. Wir gehörten zu jener Conföderation des Füßli, Lavater, Escher und anderer, welche den Landvogt Grebel verklagten, den Zunftmeister Brunner verunglimpften, und schlechte Pfarrer befehdeten, — eine Jugend, die damals ihren Vätern und der Regierung Kummer und Verdruß machte. In unserm zwanzigsten Altersjahre (denn Pestalozzi und ich sind 1745 geboren) führten die verschiedenen Berufsarten, die wir wählten, uns auseinander. Pestalozzis Kopf war noch immer durch Außerordentliches erhizt. Tschiffeli zu Bern war damals das Orakel der Landwirthe und sah goldene Berge aus seinen Grapp-Pflanzungen entstehen. Pestalozzi, der einen tiefen Haß auf das verfeinerte Stadtleben geworfen hatte, begab sich zu Tschiffeli, um von demselben in der Theorie und Praxis der neuen Landwirthschaft unterrichtet zu werden, und blieb länger als ein Jahr auf dessen Gut zu Kirchberg. Den Kopf voll Wind, das Herz voll Muth zu eignen Unternehmungen, kam er nach Zürich zurück, beredete einen reichen Kaufmann zur Association und kaufte zu Birr, im Amte Königsfelden, in Entfernung von allen Menschenwohnungen, unten an der alten Burg Brunegg, bey 40 Morgen Landes, ließ ein zu seinen Absichten zweckloses, sonst sehr geschmackvolles Haus und andere Gebäude, gegen mein und aller Freunde Rath und Zureden, aufführen, und hoffte auf der Grapp-Pflanzung alle Auslagen wieder zu gewinnen. Ein Mensch, der die Sterne sieht und mißt, der das beste und feinste sittliche Gefühl hat, aber dabey für allen Detail des menschlichen Lebens und der häuslichen Bedürfnisse keinen Sinn, weder Auge noch Ohr hat, und während er in den Gestirnen herumdenkt, in die Grube strauchelt, die vor seinen Füßen aufgedeckt ist, der mit keinem Menschen reden oder handeln kann, ohne durch seine unangenehme Figur, durch sein jastiges, ungeordnetes, besinnungsloses Betragen zu mißfallen. — Wie konnte Der jemals sich begründete Hoffnung machen, im thätigen Leben glückliche Fortschritte zu thun? Die Grapp-Pflanzung gedieh übel. Tschiffeli gewann nichts dabey, und Pestalozzi, der Lehrjünger, kam dabey noch zu Schaden. Er konnte nicht Rechnung halten, wie er sollte, weil er sich nie mit den Kleinigkeiten des Rechnungswesens beladen wollte, sondern nur im Großen es durchdachte. Daher entstand in seiner Oekonomie eine Verwirrung, die wichtiger war, als er selbst glaubte, und bey deren Entdeckung die schöne, junge, an-

Digitized by Google

gesehene und bemittelte Tochter, die er in diesem Zeitpunkte windiger Hoffnungen geheyrathet hatte, sehr bestürzt wurde. Von dem vornehmen Kaufmann, der seine vielen Tausend Gulden zugleich mit Pestalozzis eigenem, zugesetzten Gelde in der größten Gefahr sah, ward ich zum Mittelmann erbeten, weil derselbe sich auf meine etwelche, durch Erfahrung erworbene, landwirthschaftliche Kenntnisse verließ. Ich untersuchte, und brachte es zur Liquidation, bey welcher der Kaufmann auf beyläufig 5000 Gulden freudigen Verzicht that, wenn damit dem unerfahrenen Speculanten geholfen werden könnte. Nach mißlungenem Versuche in der Grapykultur unternahm Pestalozzi eine Sennerey, für die er seine Felder in Cysarsettebau verwandelte. Endlich gab er, nach diesfälligen, ebenfalls schlechten Proben seiner Feldbaupraxis, auch diese Idee auf, um sie mit einer andern zu vertauschen, nämlich auf seinem Gute eine Erziehungsanstalt für verlassene, heimathlose, von liederlichen Eltern schlecht besorgte Bettelkinder zu errichten, sie zur Sittlichkeit und Arbeitsamkeit zu gewöhnen, und mithin diese Kinder, die, ohne Erziehung, der menschlichen Gesellschaft zur Ueberlast würden, durch eine solche Einleitung in den Taglöhnerstand zu nützlichen Gliedern der Menschheit zu bilden. Nach dem Erziehungsplan mußten die Kinder bey gutem Wetter auf den Feldern arbeiten, bey schlechtem Wetter aber und im Winter ihr Brod mit Baumwollenspinnen gewinnen und verdienen lernen. Eine herrliche, menschenfreundliche Anstalt, die nothwendig den Menschenfreunden, bey Regenten und Landesvätern Aufsehen erwecken mußte. Pestalozzi gab einen weitläufigen, durch seine beredte Darstellung hinreissenden Plan dieser Anstalt im Druck heraus, wodurch er, vermittelst einer zinslosen Geldentlehnung auf gewisse Jahre bey seinen Freunden, die zu diesem Institut nöthigen Fonds sammelte. Für Zürich machte Pestalozzi mich zum Sammler. Ich erhielt einen ziemlich bedeutenden Beytrag auf mehrere Jahre und steuerte auch mein eigenes Scherflein dazu. Rathschreiber Iselin in Basel erwies sich in jener Stadt als vorzüglicher Beförderer und Gönner dieser Anstalt. Sarasin und viele andere reiche Basler opferten beträchtlich für diesen Zweck. In Bern wurden die Herren von Grafenried von Burgistein und Junker Effinger, Herr zu Wildegg, ganz von Pestalozzis Idee belebt. Sie boten diese Privatanstalt der Aufmerksamkeit ihres Staates würdig, und wirklich begünstigte der Stand Bern Pestalozzis Anstalt durch verschiedene, wiederholte Beyträge, und ließ Kinder aus verschiedenen Aemtern dahin verlegen. Ein Paar Jahre ging die Sache gut. Trefflich wenigstens waren die Nachrichten, die in Iselins Ephemeriden und in andern öffentlichen Blättern darüber gegeben wurden. Immer aber pflanzten sich die Fehler des hell und sublim denkenden Urhebers und Leiters der Anstalt, nämlich Unordnung und Unreinlichkeit, in Prari auch auf die Kinder fort. Allmählig zog das Gerücht von dieser Anstalt dem Pestalozzi mehrere Freunde aus der Versammlung zu Schinznach zu. Diese kamen, nachdem Pestalozzi zuvor davon in Kenntniß gesetzt war, in großer Anzahl zu ihm auf Birrfeld. Auch ich war dabey, und fand hier einen schicklichen Anlaß, dem Pestalozzi die den meisten verborgenen, mir aber auffallenden Fehler in freundschaftlicher und vertraulicher Unterredung nachzuweisen. Hierauf ging es etwas besser; aber der weise und scharfsichtige Theoretiens, dabey höchst unglückliche Practicus, ließ sich eine andere Speculation beyfallen. Er, der mit Geld nicht umzugehen wußte, der den Mittelweg zwischen dem leichtgläubigsten Zutrauen und einem unbedingten Mißtrauen gegen die Menschen niemals kannte, der zum calculiren und scripturiren, zum gemeinen Handel und Verkehr viel zu gut war, dehnte seine Spinnerey auf Kaufhandel mit Baumwollentüchern, auf Besuchung der Messen u. s. w. aus. Dadurch kam die Erziehungsanstalt in Abgang, die Haushaltung in Verlust und er selbst in solche Gefahr seines Vermögens und seines ehrlichen Namens, daß er nur durch völlige Nachsicht seiner Gläubiger und durch die Unterstützung seiner Freunde von Verzweiflung und gänzlichem Untergange zu retten war. Er befand sich in der dringendsten Noth, und hatte gar oft in seinem sonst ammuthigen Landhause weder Geld, noch Brod, noch Holz, sich vor Hunger und Kälte zu schützen. Dazu kam noch eine traurige, langwierige Krankheit seiner Frau, Druck und Unterdrückung, Zertretung von Innen und Außen. Wir, seine Freunde, riethen ihm, alle Handelsspeculationen ganz aufzugeben, seine zum Theil noch verschuldeten Güter zu verpachten, mit der Wirthschaft sich, als dazu ganz unfähig, nicht mehr zu beladen, sich in sein Haus und in seine Stube zurückzuziehen, seine früheren Anlagen zu belebender Philosophie wieder zu prüfen und zu üben, sich mit dem neuesten Zustande der Literatur bekannt zu machen, auf die Höhe der Denkungsart der heutigen gelebrten Welt zu setzen, sich aufs Bücherschreiben zu verlegen und dieses zu seinem Broderwerb zu machen. Der so vielen mißlungenen Versuche im praktischen Leben müde, trat nun Pestalozzi ins blos intellektuelle zurück, worin er ehedem, als Jüngling schon, so starke Odemzüge gethan hatte. Er folgte dem Rathe seiner Freunde nun so lieber, als er selbst Drang und Trieb dazu fühlte. Er schrieb (1781) sein Volksbuch: Lienhard und Gertrud, welches so wohl gelang, daß er nicht blos Geld damit machte, sondern daß, nachdem man ihm, wie allen Unglücklichen, in seiner Unterdrückung nur mit Verachtung, Spott und Hintansetzung begegnet hatte, er nun wieder von allen Seiten gesucht, gerühmt und mit Ehren überhäuft wurde. Bern gab ihm, als Einwohner dieses Kantons, eine goldene Medaille von

Digitized by Google

50 Dukaten mit der Aufschrift; Bene merenti — nebst 50 Dukaten in baaren Geld (die ökonomische Gesellschaft in Bern nämlich machte ihm dieses Geschenk). Die Familie Pestalozzi schenkte ihm 100 Landthaler. Die Basler Mäcenaten schmeichelten ihm aufs neue. Carl von Vonstetten trug ihm vortheilhafte Bedingungen an, wenn er zu ihm auf seine Güter im Welschland ziehen wolle. Herr Effinger zu Wildegg ließ in seinem Wagen mit Livrobedienten den Pestalozzi zum Essen abholen. Der Finanzminister, Graf von Zinzendorf und viele Große in Wien wollten den Verfasser des trefflichen, in seiner Art einzigen Buchs näher bey sich haben, und schrieben ihm in den schönsten und schmeichelhaftesten Ausdrücken. In allen Zeitschriften wurde das neue Volksbuch als ein Meisterstück recensirt und gewrieen. Pestalozzi schrieb hierauf (1782) Christoph und Else, oder sein zweytes Volksbuch, welches weniger Dichtung und Geschichte, aber desto mehr Theorie der Sittenlehre für den gemeinen Mann enthält, allein nicht das Glück hatte, so zu gefallen, wie das erste Volksbuch. Nun schrieb Pestalozzi das „Schweizerblatt“ und versiegt sich schon wieder in Räsonnements über Dinge, die ganz außer seinem Gesichtskreise lagen; er schrieb es nur so zwischen andern Geschäften hinein, in Zerstreuung und im Taumel über sein besseres Glück. Darum gelang es ihm auch nur so mittelmäßig; darum ist so wenig Einheit, Ordnung und Zusammenhang darin. Dieses ist Pestalozzis kurze, aber wahre Biographie. Sähen Sie diesen meinen Freund nur einen Augenblick, so würde sein hageres, schwarzes Gesicht in allen Zügen Ihnen dies mein entworfenes Bild von Pestalozzi bestätigen, und dessen über alle Begriffe gehende Lebhaftigkeit Ihnen die edlen Gefühle seines Herzens offenbaren.

Geschichte.

Geschichte des Kaiserthums von Trapezunt, verfaßt von Jac. Ph. Fallmerayer, Prof. der allgemeinen Geschichte am K. B. Lyceum zu Landshut. Eine von der königl. dänischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen mit Auszeichnung gekrönte Preisschrift. München, 1827. Verlag von Anton Weber.

Welchen Werth vorliegendes Werk in rein-wissenschaftlicher, in gelehrter Hinsicht habe, überlassen wir andern, genauer zu bestimmen. Uns interessirt hier der Gewinn besonders, den durch dasselbe Weltgeschichte und Geschichtschreibung erhalten haben. In dieser Beziehung ist es die Gesinnung, die Ansicht und die Darstellung vorzüglich, welche Beachtung verdienen. Um unsern Lesern von allen diesen, wie sie durch das ganze Werk walten, eine anschauliche Vorstellung zu geben, führen wir einige Absätze aus der geistvollen Vorrede an:

„Wenn durch Unterjochung der weltlichen Macht durch Priester und Kirche die wahre Freyheit der Völker und ihre politische Glückseligkeit ausschließlich begründet werden könnte, wie es einige sagen, so hätte die griechische Nation fürwahr zu keiner anderen Zeit dem Andrange der Muhammedaner des Morgenlandes unbezwingbarere Bollwerke entgegenzustellen gehabt, als in den vier letzten Jahrhunderten ihres politischen Daseyns. Der Sieg der Kirche war vollendet, göttliche und menschliche Rechte untereinander gemenget, und kein anderer Gedanke schien die Gemüther der Bewohner von Konstantinopel und Trapezunt zu erfüllen, als ihrem Nationaldogma über den Ausgang des heiligen Geistes den Sieg in der christlichen Welt zu gewinnen, und endlich die einzig wahre Weise und das rechte Maaß zu finden, wie man die Gottheit kirchlich ehren soll. Und doch fiel Griechenland gerade zur Zeit des höchsten Triumphes der Priestermacht in die Knechtschaft eines Volkes, welches man lange als die Antipoden der Kultur und des Lichtes anzusehen, und gemeiniglich sogar Feinde des menschlichen Geschlechts zu nennen gewohnt war.“

(Man) „muß eingestehen, der schmähliche Fall der Griechen sey ein Wink, durch welchen der Urheber der Natur die Sterblichen belehren wollte, daß es eine Thorheit sey, mit Vernachlässigung oder Verachtung irdischer Anstalten die Menschen gleichsam zu entsinnlichen, und in die Träumereyen einer metaphysischen Glückseligkeit zu versenken, ohne dabey die Hoffnung zu verlieren, dem Drucke irdischer Uebermacht zur Zeit der Prüfung und Gefahr Widerstand leisten zu können. In dem christlichen Griechenlande wurde nicht, wie im Occident, die geistliche Macht weltlich; sondern die weltliche geistlich. Und das Tugend-Ideal, welches sie, nach dieser unnatürlichen Verwandlung, der Nation als Ziel ihres Strebens hinstellte, war gegen die ursprüngliche Anlage und Natur des menschlichen Geschlechts. — Wie ein fressender Wurm haben jene theologisch-ascetischen Einrichtungen, zu welchen alle, durch schlechte Gesetzgebung und durch langen Druck weltlicher Despoten erniedrigte Völker zuletzt nothwendig hingetrieben werden, die Grundfesten der griechischen Staaten untergraben. Griechenland war ein weites Mönchskloster, dessen Bewohner die Natur des Freundes und des Kriegers, des Bürgers und des Menschen ausziehen mußten, um nach der ihnen auferlegten

Digitized by Google

Treue gerechtfertigt zu seyn. Hierin liegt das Geheimniß der Siege des Halbmondes über die morgenländische Christenheit. Der Griechе hatte die Waffenkünste völlig vergessen; und einen zitternden, aber auf wunderbare Rettung hoffenden Zeitgling fand der brutale Türke, als er mit gezücktem Schwerte das Erbtheil der Paläologen und Comnenen verlangte ꝛc."

Was nun den Gegenstand des Werkes selbst, die Geschichte des Kaiserthums Trapezunt, betrifft, so erscheint dieselbe uns keineswegs von so geringer, weltdistorischer Bedeutung, als neulich noch ein junger Gelehrter geäußert hat, und aus dem fast gänzlichen Stillschweigen geschlossen werden könnte, mit welchem sie in sonst rühmlichen Welthistorien übergangen wird. Die Errichtung dieses Kaiserthums, welche nicht anders als durch Losreissung seines Gebietes vom grossen, griechischen Kaiserthum, dessen Provinz es anfangs war, geschehen konnte, hat gewiß nicht wenig zum nachmaligen Sturze des letzteren beygetragen. Nicht minder bedeutend hat sich Trapezunt auch dadurch gemacht, daß es lange Zeit der Mittelpunkt des orientalischen Handels, den Europa mit Asien führte, gebildet hat; und seine geographische Lage, sein Klima, die umgebende Natur ist in dieser Beziehung so günstig, daß es unter den jetzt waltenden und sich vorbereitenden Umständen leichtlich aufs neue zu einem äusserst ausgezeichneten Handels-Ort wenigstens emporblühen dürfte. — Der Verfasser hat sich schon in dieser Beziehung ein großes Verdienst erworben, daß er die Geschichte dieses fast verschollen gewesenen Ortes und Reiches mit Berücksichtigung aller der Momente bearbeitet hat, die seine Bedeutenheit fürs Kultur- und Handelsleben ins Licht stellen. Die politischen Aktionen seiner Herrscher gehören nicht zu den blendenden, obgleich manche derselben nicht unrühmlich, ja der alten Griechen würdig sich gegen diese Feinde des christlichen Glaubens vertheidigt haben. Dennoch traf auch Trapezunt Konstantinopels Schicksal nicht unverschuldet im Jahre 1462, da es sich nicht selten aus Feigheit oder aus Neid und Haß gegen den christlichen Bruderstaat, gegen Byzanz mit dessen Feinden, den Türken, verbunden hatte. — Dies Alles, so wie die Urgeschichte und Entstehung des Trapezuntischen Reichs, die Gründung desselben durch die ungerecht vom Konstantinopelschen Kaiserstaat verdrängten Comnenen, der Kampf, den diese gegen die Türken, wie gegen die alte Trapezuntische Aristokratie anfangs siegreich, dann mit Unglück geführt, bis das Reich nach zweyhundertjährigem Leben untergegangen, wird eben so befriedigend erzählt, als die Staatseinrichtungen, Kulturverhältnisse und das religiös-kirchliche Wesen auseinandergesetzt.

Dichtkunst.

Gedanken und Dichtungen auf meinem Weg zwischen der Schweiz und Schweden von Hector Zollikofer. Zweyter Theil. St. Gallen bey Huber und Comp. 1827. 296 S. 8.

Der Verfasser dieses Buchs ist ein Art Naturdichter, der es aber mit der Natürlichkeit bekanntlich etwas zu weit getrieben, indem er sich von der Schweiz nach Schweden und wieder heraus auf eine Weise durchgeholfen, deren rechten Namen man nicht gern nennt; er selbst jedoch berichtet in dem zweyten Bande mit Wohlgefallen, wenn ihm eine hohe Herrschaft für präsentirte Gedichte ein Viaticum reichen lassen (S. 21), oder wenn er an der Tafel eines Landedelmanns hat speisen dürfen. (S. 212.) Mit dieser nicht sehr rühmlichen Lebensweise contrastirt der zuversichtliche und oft hochfahrende Ton, mit welchem der Verfasser seine vermischten Gedanken Preis gibt (z. B. S. 96.), auf eine unangenehme Weise. Diese Gedanken selbst tragen übrigens das Gepräge eines guten Kopfes, der Musse hat, was er sieht, hört, erfährt und liest, umwandeln, und mit den verschiedenen Seelenvermögen zu bearbeiten. Man findet neben vielen schiefen, manche treffende Bemerkungen, zwischen viel Salbadery manches Gedichte, selbst Tiefere, besonders unter den, zum Theil vorzüglichen, Paradeln. Der Styl erinnert an Jean Paul. — Unsers Schriftstellers Lieblingsdichter ist Matthisson, dessen Poesie er mit Glück nacheifert. Seine Kritik beschränkt sich auf Matthisson, Schiller, Klopstock, Goethe, Salis, die er S. 247 ff. unter dem Bilde von Gebirgsgipfeln zu charakterisiren versucht; noch werden erwähnt Wieland, Clauren (als Romantiker, der am stärksten in beharrlichem Zauber ist!!!) Walter Scott, Zschokke (als Meister im Dahinreissenden!). Von Religion und Christenthum ist sehr oft die Rede, zum Theil mit Geist. Wir würden Vieles in dem Buche anmerksamer würdigen, und für unsere Leser auch Proben anbeheben, wenn die Art und Weise, wie Herr Zollikofer, der einen so ehrenwerthen Namen führt, sein Talent ankündigt hat, uns nicht verstimmt hätte. Möchte es hingehen, daß er, auf keine andere Weise im Stande zu reisen, mit Selbstverläugnung zu diesem erniedrigenden Mittel geschritten ist, aber damit noch selbstgefällig zu prahlen, und sich wohlgemuth an den Pranger zu stellen, das ist zu viel.

Digitized by Google

N°. 80.

Literatur-Blatt.

Freytag, den 3. Oktober 1828.

Dichtkunst.

Albrechts von Haller Versuch schweizerischer Gedichte. Zwölfte, vermehrte und viel verbesserte Original-Ausgabe, begleitet mit der Lebensbeschreibung des Verfassers. Durchgesehen und besorgt von Johann Rudolph Wyß, Professor der Philosophie. Bern, bey der typographischen Gesellschaft. 1828. LXXX und 287 S. 8.

Bald ist nun ein Jahrhundert abgelaufen, seitdem (1732) die erste Ausgabe dieser Gedichte, freylich damals nur auf eine kleine Zahl derselben noch beschränkt, erschienen ist. Die eilfte erschien 1776 kurze Zeit vor dem Tode des berühmten Verfassers, dessen damaliges Vorwort vielmehr auch besagte, daß er sie nicht besorgt, denn daß er sie besorgt hätte. „Wann die Seele (so drückt der sterbende Haller sich aus) mit trauriger Empfindung des Verwesens ihres Körpers beschäftigt wird, so sind freylich alsdann matte Ausdrücke, ungelenke Sylben, halbrichtige Reime nicht mehr solche Uebel für sie, daß sie die wenigen ihr noch vorgezählten Stunden zu der Ausbesserung ihrer jugendlichen Arbeiten anwenden möge: die Ewigkeit hält ihr den blendenden Begriff ihrer Unendlichkeit vor, sie ist billig desjenigen einziges Geschäft, der auf ihrem Rande geht.“ Seit dem Tode Albrechts von Haller (geb. 1708, gest. 1777) und seit der lezten eben gedachten Original-Ausgabe seiner Gedichte sind nun zwar Nachdrucke, theilweise Aufnahme und Uebertragungen in poetische Sammlungen und dergl. manche erschienen: aber erfreulich und für die Unternehmer rühmlich ist die gegenwärtige, mit Sorgfalt und Liebe veranstaltete Ausgabe, unter Benutzung von Quellen und Erinnerungen, die in Bern nur gefunden werden konnten, an der Stätte ihrer Geburt, wo noch ein Sohn des Verewigten und einer seiner geliebtesten Schüler (jener, der gewesene französische Kriegskommissär Haller, dieser, der durch seine naturgeschichtlichen Schriften rühmlich bekannte Pfarrer Wyttenbach) leben. Die typographische Ausstattung gleicht derjenigen der eilften, sich durch die Dunkerschen Vignetten empfehlenden Ausgabe. Ihr vom gleichen Künstler gestochenes ähnliches Bildniß des Greisen Hallers ist beybehalten. Vier der älteren Vignetten wurden gegen diese sehr gefälligen vertauscht, die übrigen aufgefrischt. Jene vier neuen (zu denen einheimische Künstler, die Herren König, Löhrer und von Burgdorfer die Zeichnungen lieferten) sind die Vorstellung eines Aelplerfestes zu dem Gedichte die Alpen; das Wohnhaus, worin Haller starb und wo Kaiser Joseph ihn besucht hatte; eine Vignette zu dem Gedicht über die Ewigkeit und eine Abbildung der von Caldelari aus Lugano in Alabaster gehauenen Büste Hallers in der Gallerie des Bernischen Museums.

Daß der Sammlung der Gedichte eine biographische Notiz des Verfassers und eine Charakteristik des Dichters vorgesezt wurde, war eine zu gerechte Erwartung des Publikums, als daß sie nicht hätte vorgesehen werden sollen. Der Herausgeber wollte dieselbe auch befriedigen, aber im Gefühl objektiver und subjektiver Schwierigkeit einer ganz genügenden Lösung der Aufgabe, hat er es durch sinnige Wahl und Zusammenstellung von Materialien mehr als durch derselben Verarbeitung zu einem gediegenen Ganzen gethan. Er wählte Cuviers biographische Notiz in der Biographie universelle, übersezte sie, berichtigte und vervollständigte Manches mit eingeklammerten Zusätzen, und da Cuvier das Verdienst des Dichters am wenigsten, vielmehr aber die Verdienste des Naturforschers, des Arztes und des Universal-Gelehrten beachtet und gewürdigt hatte, so wurden acht ältere und neuere Stimmen und Urtheile deutscher Literatoren und Kunstrichter über den Dichter, der Cuvier'schen Notiz angereiht. Voran Hallers Selbstbeurtheilung und die Parallele mit Hagedorn, seinem Jugendfreunde aus der Dichtungsperiode, in einem des Wiederabdrucks in jeder Hinsicht werthen Briefe an von Gemmingen; hernach, was gleichzeitig Bodmer und Zimmermann zum Preise von Hallers Dichtungen gesagt hatten; aus späteren Zeiten aber die Urtheile Küttners, Jördens, Eichhorns, Wachlers und Bouterweks, in denen Lob und Tadel in

Digitized by Google

ziemlich richtigem Ebenmaaße können aufgefunden werden, und unter welchen dasjenige Bouterwecks leicht den Vorrang verdienen möchte. Sein in umständlicher Entwickelung begründetes Urtheil besagt wesentlich: Unter allen Dichtern des Alterthums und der neueren Zeiten ist keiner, der sich über das Gewöhnliche erhoben hat, in einem solchen Grade Gelehrter gewesen, als Haller. Aber nie hat seine Muse mit Kenntnissen geprunkt, und durch keines seiner Gedichte hat er die falsche Meynung befördert, daß die Poesie nur eine verkleidete Wissenschaft sey. Wenn er Verse machte, suchte er Gefühle und Gedanken auszusprechen, die sein Gemüth innig bewegten. Aber eine schöpferische Phantasie hatte nicht Raum in diesem für die Wissenschaften vorzüglich gebornen Kopfe. Die Grundlage seiner Poesie ist didaktisch. Mit moralischer Strenge auf sich selbst und die Welt reflektirend, suchte er seinen Betrachtungen über die Würde und die Bestimmung der menschlichen Natur eine Form zu geben, die dem Gefühle nicht weniger als dem ernsten und ruhigen Verstande angehörte. Kräftig und wahr dichtete er, wie er dachte. Alltägliche Gedanken in wohllingenden Versen hatten keinen Reiz für ihn. Zwischen dem Excentrischen und dem Gemeinen erhielt er sich in einer glücklichen Mitte um so leichter, da seine Liebe zu den Naturstudien ihn auch in der Poesie von dem Unnatürlichen entfernte. Der religiöse Sinn, der ihm bey den Naturstudien innwohnte, gab auch seinen poetischen Gemälden eine unerkünstelte Feyerlichkeit. Das gewöhnliche Geschäft seiner Phantasie, wenn er dichtete, war aber nur dieses, die kräftige Sprache seines Verstandes und seines Gefühls durch Bilder zu beleben. Alle Gedichte Hallers sind geistvoll; alle haben einen edeln Ton; aber das moralische Interesse ist in ihnen auf eine solche Art vorherrschend, daß das ästhetische dadurch geschwächt wird; es fehlte diesem mehr wissenschaftlichen als dichterischen Kopfe bey allen Talenten zur Poesie eine gewisse Geistesfreyheit, in der sich der wahre Dichter, der mehr darstellen als lehren will, unabhängig von den strengeren Pflichtbegriffen erhält, die der eigentlichen Moral überlassen bleiben müssen.

Zum Schlusse dieser Anzeige mögen nun noch etliche der Anekdoten stehen, die aus mündlicher Ueberlieferung vermuthlich zum ersten Mal bekannt gemacht, dem Cuvier'schen biographischen Umrisse einzuschalten wurden.

In seinem neunten Jahre schmiedend aus der Schule nach dem Hasli, hinter dem Bremgarten-Walde, wo damals seine Mutter wohnte, traf eines Tags der Knabe eine Bettlerin an, die Holz auflas, und gab ihr freudig sein ganzes Taschengeld, war aber am folgenden Morgen bis zum Weinen betrübt; als er nicht — zufolge des gelesenen biblischen Buchstabens — das Doppelte in seinem Beutelchen fand.

Einige Tage nach dem Besuche Kaiser Josephs im Todesjahre Hallers (1777) kam ein Hausfreund, der französische Pfarrer zu Bern, um ihm seine Theilnahme über die Verbrung zu bezeugen, die ihm widerfahren sey. Da verfeyte Haller mit Gelassenheit und ohne der Sache weiter im mindesten zu gedenken: „Selig sind die, deren Namen im Himmel geschrieben sind! Eine andere Ehre, ein anderes Glück suche ich nicht.“ — Wenig bekannt ist, daß Haller bey jenem Besuche sich zufällig beklagt hatte, er sey nicht im Stande, die ächte Chinarinde zu erhalten, und daß Joseph mit wohlwollender Sorgfalt diesem Bedürfnisse abzuhelfen eilte, so daß die bald erfolgte Sendung, mit einem Geschenke von Tokayer Wein begleitet, dem Leidenden noch vor seinem Ende zu statten kam. Fortwährend wird das Andenken dieses ehrenden Besuches erhalten durch die Inschrift in der untern Hausflur seiner Wohnung, wo der gelehrte Bibliothekar von Sinnes zugleich die Verdienste Hallers in Lapidarstil ausgedrückt hat: Memoriæ Alberti Halleri, doctrina et ingenio nulli mortalium sui ævi secundi quem in hac domo inter morbos et studia vitam degentem Josephus II., Cæsor Augustus edit; nunc fatis abreptum lugent Amici, Patriæ, Musæ. — Als der Kaiser den Kranken verließ, äußerte er gegen den ihn begleitenden Sohn desselben: Votre père, voilà un homme comme j'en ai peu connu. Le génie allié à le vertu. Quelle richesse, quelle dignité dans ses discours! Quelle mâle éloquence! Qu'il est dommage, que la porte de ce grand homme soit si prochaine. Je lui dois deux heures delicieuses.

Geschichte.

Die Schweiz in ihren Ritterburgen und Bergschlössern historisch dargestellt von vaterländischen Schriftstellern. Mit einer historischen Einleitung von Professer J. J. Hottinger in Zürich und herausgegeben von Professor Gustav Schwab in Stuttgart. Erster Band. Mit Kupfern. Chur 1828. J. F. J. Dalp, Begründer und Verleger dieses Werks. Groß 8. 462 S.

Der Verleger dieses interessanten Werks, ein leidenschaftlicher Liebhaber seiner heimathlichen Bergschlösser, faßte zuerst den Gedanken, nach dem Beyspiel des Gottschalkischen Werks über die deutschen Ritterburgen,“ ein ähnliches über die in der Schweiz zu besorgen. Da er indeß von jahrelehrn und zum Theil sehr ausgezeichneten schweizerischen Geschichtsfreunden und Geschichtskennern unterstützt wurde, und da überdies der in Riemanzen so glückliche und beliebte Dichter Gustav Schwab es übernahm, die interessantesten Sagen, die sich an jene Burg-

Digitized by Google

gen knüpfen, in ein poetisches Gewand einzukleiden und dem Werke einzuverleiben, so ist dieses nunmehr weit glänzender ausgestattet, als sein Gottschalk'scher Vorgänger. Der historische und poetische Theil ist so ausgezeichnet behandelt, daß er nichts zu wünschen übrig läßt; nur der landschaftliche hätte etwas weniger stiefväterlich von dem Verleger besorgt werden sollen. Zwar finden wir vor dem Buch ein sehr anständiges Titelkupfer von Rauch nach Hamberg, aber die sechs landschaftlichen Kupfer sind zu mittelmäßig und keine passende Zierde für das sonst typographisch schöne Werk. Es wäre gewiß besser gewesen, wenn wir nicht blos von sechs, sondern von allen Burgen ein treues Abbild erhalten hätten, und wenn diese Kupfer nur einigermaßen glücklicher ausgefallen wären, als die vorliegenden, so würden die Kosten wohl durch den größern Absatz aufgewogen worden seyn; denn bey Werken dieser Art liebt man einmal die veranschaulichenden Kupferstiche, und sie werden vermißt; der historische Text allein genügt nicht, man will auch sehen. Leicht kann der Verleger diesen Wunsch, den gewiß die meisten Leser mit uns theilen werden, bey den folgenden Bänden befriedigen, und dann auch wohl die fehlenden Kupfer zum ersten Bande nachliefern *).

In keinem Lande, Schottland vielleicht ausgenommen, sind die alten Burgen von solcher historischen Wichtigkeit, als in der Schweiz. In andern Ländern knüpft sich das Hauptinteresse der Geschichte an Könige und große Städte, in der Schweiz aber an kleine Dynasten, kleine Gemeinden, und fast jede Burg, jedes Dorf ist hier von Wichtigkeit. Die Burgen insbesondere erwecken hier große geschichtliche Erinnerungen, weil sie fast alle in dem Riesenkampf der Bauern mit dem Adel gebrochen wurden. Sie zeugen von der Kraft alter Heldengeschlechter, die gewaltiger als anderswo, zugleich interessanter sind durch ihren Untergang; und sie zeugen von dem Anfang der Schweizerfreyheit, einem der größten Ereignisse der europäischen Geschichte. Ueberdies erinnern die Burgen der Schweiz an so vieles andere, was nicht blos für die Schweiz interessant ist, an das Habsburgische Haus, an die Minnesänger, deren eine große Anzahl in jenen Burgen, vorzüglich am Bodensee gesungen, endlich an so viele poetische Sagen, deren Heimath die schöne Schweiz ist. Wir dürfen daher erwarten, daß nicht nur Schweizer, die das Subscribentenverzeichniß fast allein ausfüllen, sondern auch andere Deutsche an dem vorliegenden Werke Antheil nehmen werden.

Der erste Band beginnt mit einer allgemeinen historischen Einleitung von dem rühmlich bekannten schweizerischen Geschichtforscher, Professor J. J. Hottinger in Zürich, und mit einer Darstellung des Charakters der schweizerischen Ritterburgen im Allgemeinen von dem als schweizerischer Topograph vorzüglich durch sein Handwörterbuch für Schweizerreisen bekannten fleißigen Pfarrer Lutz von Läufelfingen. Dann folgen die geschichtlichen Schilderungen von 27 Burgen, zum Theil von Kupfern und Romanzen von Gustav Schwab begleitet. Es sind Folgende: Habsburg, Neuhabsburg, Arbon, Altenklingen, Bischofszell, Aigremont, Hohen-Sax, Forsteck, Frischenberg, Altenburg, Fahrwangen, Trostburg, Freudnau, Königstein, Tägerfelden, Schenkenberg, Wädenschwyl, Weißenburg, Ramstein, Greyerz, Iberg, Dornach, Mont-Salvens, Reußeck, Balm, Hünenburg, Ringgenberg. Wer Johannes Müllers Schweizergeschichte kennt, wird bey vielen dieser Namen schon große Erinnerungen in sich geweckt fühlen. Noch viele sehr bedeutende Namen, wie z. B. Baden, Kyburg, Lenzburg, und alle Burgen der westlichen und südlichen Schweiz sind noch den folgenden Bänden vorbehalten. Die Verfasser jener historischen Schilderungen der einzelnen Burgen sind fast durchgängig Eingeborne des Kantons, dessen Burgen sie beschrieben haben, und wir bemerken mehrere ausgezeichnete Schweizer darunter, die auch im Ausland bekannt sind; außer Hottinger und Lutz noch Professor Ernst Münch (jetzt in Löwen), Dr. Herne (Verfasser des Diodto), Professer H. Escher in Zürich (dessen Aufsatz über Wädenschwyl von vorzüglichem geschichtlichen Werth ist), Franz Kuenlin ꝛc. Kupferstiche erhalten wir von Habsburg, Neuhabsburg, Schenkenberg, Greyerz, Iberg und Ringgenberg.

Als eine der schönsten Zierden des Werks wird Jedermann die sieben Romanzen von Gustav Schwab anerkennen müssen. Sie beziehen sich auf örtliche Sagen und sind im Inhalt und Ton so schön, als man es von einem Dichter erwarten kann, der in der Romanze Uhlands ältester und bester Schüler ist. Die Romanzen sind: die gute Frau auf Aigremont, die Steinblöcke von Fahrwangen, der Gant des Herrn von Ramstein, und folgende vier, denen wir den Vorzug geben, die Thorbrücke, der Bube auf der Weißenburg, der Wettstreit, und der Burgbau. Die letztere steht sinnig zum Schluß des Bandes, und ist so schön und beziehungsreich, daß wir uns nicht enthalten können, mit diesem Beleg unsers Lobes die Kritik zu schließen. Die Sage spricht von einem Herrn von Altigauenberg, dessen Geschlecht am Brienzersee im Berner Oberlande blühte.

Der Burgbau.

„Auf, Meister, auf und baue mir
Ein festes, hohes Haus;
Mein brauch's zu seyn des Landes Zier,
Es sey des Landes Graus!

*) Dem Vernehmen nach beabsichtigt der Verleger ein mit dem Werk parallellaufendes Kupferwerk, was allen unsern Wünschen entsprechen würde.

Wo an der Wanderstraße hart
Ein Hügel heimlich lauscht,
Von finsterem Gebüsch umstarrt,
Vom trüben Bach umrauscht:

Dort tret es vor des Fremdlings Blick
Wie ein Gespenst hervor,
Und keinen send es mehr zurück,
Den je verschlang sein Thor.

Aus kleinen Augen tückisch soll
Es spähen in das Thal,
Rundum ein Graben, Wassers voll,
Und Brück und Thüre schmal.

Und Thürme hoch und Mauern dicht,
Und Scheun' und Keller weit,
Man stürm' es nicht, man zwing' es nicht,
Es trotze Welt und Zeit:

Und weh des Maules stillem Zug
Den Bergespfad hinan,
Und weh dem Knechte hinterm Pflug
Und seiner Stiere Bahn!

Und weh dem Wild, und weh dem Holz
In meines Nächsten Wald; —
Sprich, willst du bau'n ein Haus so stolz,
So gräßlich von Gestalt?

Mit Schweigen hört der Meister zu,
Und spricht: „Ich führ's hinaus,
Ich bau' es fest, habt gute Ruh',
Doch sagt: wie heißt das Haus?"

Da lacht der Ritter grim und reckt
Die Hand aus über's Land:
„Mein Haus, das Alles zwingt und schreckt,
Schadburg es sey genannt!"

Und wie der Greis das Wort vernahm,
Er rief: „daß Gott erbarm!"
Der Zorn ihm in das Auge kam,
Und in den alten Arm;

Und schwingt sein Beil und fährt herein
Dem Herrn durch Helm und Haupt;
„Geleget ist der erste Stein,
Jezt schadet, mordet, raubt!"

Das war des ersten Zwingherrn Tod
Im edlen Schweizerland:
Seit half ihm Gott aus aller Noth
Durch seiner Männer Hand!

Unterhaltungs-Literatur.

Thaddäus Bulgarins sämmtliche Werke aus dem Russischen übersezt von August Oldekop. Zwey Bände. Leipzig, 1828, bey Carl Cnobloch.

Herrn von Bulgarins Werke gehören zu den angenehmsten, literarischen Bekanntschaften, die wir neuerdings gemacht haben, und der Uebersetzer hat sich den Dank der deutschen Lesewelt dafür verdient, daß er dieselben bey ihr eingeführt. Der Ton, welcher durch alle Abhandlungen und Aufsätze des Verfassers herrscht, ist so ganz und gar der gebildetste französische, daß die Bemerkung, sie seyen aus dem Russischen übersezt, für einen deutschen Leser keineswegs überflüssig genannt werden kann. Leichtigkeit, Gewandtheit und Feinheit der Wendungen und des Ausdrucks charakterisiren dieselben; nur eine größere Fülle von Bildern, ein kühnerer Schwung der Phantasie gibt ihnen ein weniger französisches Colorit, und würde den russischen Ursprung verrathen, wenn dieß auch nicht durch die Wahl der Gegenstände, die alle ein russisches Interesse haben, geschähe. Dem Stoffe nach zerfallen die Aufsätze in historische und in Darstellungen aus dem Kriegerleben. Besonders leztere, in welchen der Verf. meist Selbsterlebtes schildert, zeichnen sich durch ästhetische Form aus, und vornehmlich ist es wiederum eine sehr lebhafte Einbildungskraft und der leichte Wechsel von feiner Empfindung und gutmüthigem Humor, Scherz und Witz, der ihnen ein eigenthümliches Interesse verleiht. Nicht alle möchten jedoch den deutschen Leser so sehr ansprechen, als den russischen. Jene machen wir inzwischen auf folgende Darstellungen aufmerksam: das Dampfboot oder Erzählungen eines Griechen von früheren Schlachten; Wo ist sie? oder das Phantom des Glücks; Begebenheiten eines Ulanen-Cornets bey Friedland am 2. Juni 1807; endlich: Kriegerleben. Vorzüglich in der ersten und zweyten Darstellung hat der Verf. sehr glücklich die novellistische Form angewendet und äußerst treffende Sittenschilderungen eingeflochten. Von den historischen Aufsätzen möchten für uns die wichtigsten seyn: Marina Miniszech, Gemahlin des falschen Demetrius; Bekanntschaft mit Napoleon auf dem Vorposten bey Bautzen im Jahre 1813; Gedanken über Suworows Charakter; und: Charakter Peters des Großen. In diesen historischen Aufsätzen verläugnet sich zugleich der russische Verf. am wenigsten; die Charakteristiken Suworows und Peters des Großen sind baare Panegyriken. Peter wird bald der Sonne, bald Gott selber verglichen, die leidenschaftlichsten Ausbrüche seines Zorns übergangen oder als Akte des höchsten Gerechtigkeitssinnes gepriesen. Suworows natürlicher Cynismus erscheint hier als überlegtes Mittel, die Aufmerksamkeit der höheren Cirkel auf sich zu ziehen und den Soldaten zu gewinnen, seine oft tolle und nuzlose Aufopferung der Truppen als taktischberechnete Maßregeln. Endlich soll auch Napoleon von Suworow seine Taktik erlernt haben. Doch widerspricht sich hier der Verf. selbst, indem er anderwärts Suworows Kriegsmanier und Taktik so durchaus originell findet, daß sie ihm von keinem hätte abgelernt, ja selbst von ausgezeichneten Kriegsmännern kaum hätte verstanden werden können.

W. B. M.

Digitized by Google

№. 81.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 7. Oktober 1828.

Taschenbücher auf 1828.

1) Cornelia.

Als wir diesen Almanach aufschlugen, fiel uns das treffliche Titelkupfer gleich als eine gute Vorbedeutung in die Augen. Es ist das Porträt der schönen Johanna von Arragonien, nach Leonardo da Vinci gestochen von Passini. Freylich konnten uns hinter diesem schönen Bildchen die übrigen historischen Kupfer, welche wieder, wie in den frühern Jahrgängen, Scenen aus den rheinischen Sagen von Karl Geib darstellen, um so weniger gefallen. Sie sind gar zu mittelmäßig, und manierirt, und ihre jährliche Wiederkehr ist uns eben keine angenehme Ueberraschung. Warum, dürfen wir fragen, hat es der Verleger nicht vorgezogen, zu den nämlichen rheinischen Sagen, statt der so ganz alltäglichen historischen Kupfer, lieber landschaftliche zu geben, nämlich Darstellungen der alten Bergschlösser, Klöster ꝛc., welche der Schauplatz und die Heimath jener Sagen sind? Dies würde eine Gallerie rheinischer Landschaften gegeben haben, die von bleibendem Werth gewesen wäre, indeß die Ritter-Fräuleins und Mönche in den historischen Bildern, wie billig, nur angesehen und wieder vergessen werden. Wir machen diese Bemerkung nicht blos in Bezug auf die Cornelia, sie paßt auch auf viele andere Taschenbücher, die ein besondres provinzielles Interesse ansprechen, z. B. die Alpenrosen, das neue Tyroler Taschenbuch, das schlesische Taschenbuch, Eidora ꝛc.

Unter den Erzählungen der Cornelia finden wir mehrere, die sehr anziehend sind, zuerst Sonnenblüthe von Spindler, die abentheuerliche Geschichte eines otaheitischen Mädchens, die als Kind von ihren Eltern geopfert werden soll, aber durch einen Engländer befreyt und in sein Vaterland gebracht wird, wo sie nach mancherley neuen Gefahren endlich glücklich wird. Die Pathen von Friederike Lohmann ist ebenfalls sehr unterhaltend, und besonders die Mystifikation, womit das Ganze beginnt, das wunderbare Geisterreich, das sich uns öffnet, versezt uns in eine angenehme Spannung; allein der Schluß, die etwas zu prosaische Auflösung des Ganzen hat uns nicht befriedigt. Wir sind der Meynung, daß man die Geister nicht citiren soll, um sie wieder gleichsam beschämt abziehn zu lassen. Der Dichter darf ihre schauerliche Wirkung nicht mißbrauchen, nicht hervorrufen und willkührlich wieder vernichten; wenn er an die düstern Mächte sich wendet, muß er sie auch walten lassen. Allein wir haben keinen Dichter, nur eine Dichterin vor uns, und dieser dürfen wir wohl die Weichheit des Herzens verzeihen, mit der sie die Heldin rettet und vor den Geistern bewahrt. Auch die Warner von Therese Huber enthalten viel Zartes und Schönes. Diese Erzählung hat einen streng moralischen Sinn, indem sie vor allen Verirrungen und Selbsttäuschungen warnt, welche die Sittsamkeit eines liebenden Mädchens bedrohen; die Trockenheit aber, die vielleicht in dieser Moral liegen möchte, ist durch die liebliche idyllische Einkleidung aufgehoben, und die Heldin, ein armes als Magd dienendes Bauernmädchen vom Bregenzersee, hat in der That durch die Farbe ungeschmückter Wahrheit und Natur von der Verfasserin ein anziehendes Kolorit erhalten. Mittelmäßiger scheinen uns die übrigen Erzählungen, Wiedersehen über dem Grabe von Mosengeil, worin ein Mädchen auf dem vermeintlichen Grabe ihres Geliebten diesen selbst wieder findet, und die Hirten auf Lesbos, ein ländliches Gemälde in fünf Idyllen von Karl Geib, in Geßners Manier. Der Schreibtisch vom Herausgeber des Taschenbuchs, A. Schreiber, hat uns am wenigsten gefallen, und wir können unsern Tadel nicht zurückhalten. Die Erzählung ist folgende: Ein junger Mann schwankt, ob er seine Geliebte, weil sie ein Kind der Liebe und arm ist, heyrathen soll; als er aber nach Hause kommt, findet er einen alten Schreibtisch, den seine Schwester für ihn gekauft, öffnet ihn und entdeckt in verborgener Schublade nicht nur eine Legitimation seiner Geliebten, sondern auch eine reiche Erbschaft. Dergleichen Erfindungen sind denn doch gar zu wohlfeil, wenn wir auch davon absehen wollten, daß ein Liebhaber, der so unzart zweifelt, des gefundenen Glückes nicht werth ist.

Digitized by Google

Von Gedichten, die überhaupt in den Taschenbüchern immer sparsamer werden, enthält das vorliegende nur wie gewöhnlich einige die Kupfer begleitende Romanzen von K. Geib und ein kleines Gedicht von Haug.

2) Frauentaschenbuch.

Das Titelblatt dieses Almanachs enthält Figuren von wirklich abschreckender Häßlichkeit, namentlich das oben angebrachte Kind ist unter aller Kritik verzeichnet und verzerrt. Eine solche Liederlichkeit verdient allerdings bey Kunstwerken, die sich der äußersten Eleganz zu befleißigen haben, die strengste Rüge, und wenn es sich allenfalls erklären ließe, warum Herausgeber und Verleger so wenig Achtung vor einem Publikum bezeugen, das alles in den Kauf zu nehmen sich gewöhnt zu haben scheint, so müssen wir doch wenigstens den Künstler fragen, wie er sich selbst ein so schimpfliches Denkmal hat setzen mögen, und wie es ihm möglich gewesen ist, selbst bey flüchtiger fabrikmäßiger Arbeit ein Kindergesicht und ein Kinderbein auf dem Titelblatt eines Frauentaschenbuchs schlechter zu zeichnen, als wir es auf keinem Paket Tabak suchen würden. — Indeß enthält der Almanach außer einigen historischen, ebenfalls nicht sonderlichen, und wegen des länglichen Formats mit widerlich hohen Figuren ausgestatteten Kupfern, doch zwey Abbildungen von Statuen eines alten unbekannten Nürnberger Bildhauers und zwey Prospekte der Stadt Nürnberg, die sämmtlich dem Taschenbuch zur Zierde gereichen und uns mit dem Titelblatt wieder aussöhnen.

Unter den Erzählungen erhebt sich die erste, der Rabob von Leopold Schefer, durch Originalität und große Mannichfaltigkeit der Verwicklungen und Charaktere über die Meeresfläche der gewöhnlichen Almanachsmanier; doch ist sie etwas zu stark englisirt, und wir glauben, daß es dem Deutschen bey all seinem Talent, fremde Eigenthümlichkeiten aufzufassen, doch allemal schadet, wenn er die eigne zu sehr darnach ummodelt. Die Auswanderer vom Herausgeber, Georg Döring, sind zwar nicht sonderlich gut erfunden, weil alles darin nur durch glückliche Zufälle zusammengeflickt wird; doch erregt die Heldin der Erzählung unsere Theilnahme, und wir würden darin nicht wieder lau werden, wenn der Dichter nicht so gar weitläuftig wäre, und das Ende, das jeder Leser eben lange voraussieht, gar zu weit hinausschöbe. Die Verwaisten von Mosengell enthalten eine rührende Familiengeschichte in der bekannten Manier des Verfassers, der so gern von unglücklichen Kindern, guten Pflegeeltern, von Unschuld, Tugend, Wohlthun und Dankbarkeit erzählt, und insofern immer unsere Achtung verdient, wenn er auch nicht immer sehr poetisch ist. Die Leibeigenen von Friederike Lohmann stellen eine Scene aus dem Leben der unglücklichen Margaretha, Tochter Kaiser Friedrichs II., der letzten Hohenstaufin und Gemahlin Landgraf Albrechts von Thüringen, dar. Auch die Manier dieser Dichterin dürfen wir als bereits aus vielen frühern Almanachserzählungen bekannt voraussetzen. Sie hat ziemlich viel mit dem Herrn Wilhelm Blumenhagen gemein, der sich ebenfalls darin gefällt, den Stoff für seine Novellen vorzugsweise aus der ältern deutschen Geschichte zu entlehnen.

In Versen enthält der Almanach ein Todtenopfer für Wilhelm Müller von Wilhelm Kilzer, und für Wilhelm Hauff vom Herausgeber, ferner einzelne Gedichte von Manfred, Alexander Baron Simolin, Krug von Nidda, von Mayer.

Libell-Literatur.

Kritik der neuesten Cotta'schen Ausgabe von Goethe's Werken ꝛc. Eine Beylage zu dem Werke: Goethe's Philosophie u. s. w. vom Prof. Dr. Schütz zu Hamburg. Hamburg 1828. Gedruckt und verlegt von F. H. Nestler. 12.

Herr Dr. Schütz, der bekannte Seelenverkäufer Goethes, will in dem eben genannten Schriftchen beweisen, daß er die Werke des Nestors der deutschen Literatur besser geordnet haben würde, als der Meister selbst. Nebendey enthält das Büchlein derbe, man dürfte wohl auch sagen gemeine, Ausfälle gegen die Verlagshandlung, deren rechtmäßiges Eigenthum der Verf. caperte, und unter einer andern Form von Nachdruck auf dem Seelenmarkte zum Verkauf ausbot. Die Angriffe gegen die Verlagshandlung übergehen wir, da wir zu eng mit derselben verbunden sind, als daß wir auch nur das Geringste darüber bemerken könnten. Auch über die Ausgabe selbst zu urtheilen, wollen wir uns für incompetent erklären, und da uns eben zufällig ein Heft einer englischen Zeitschrift in die Hände fällt, die man gewiß keiner Parteilichkeit beschuldigen kann, so geben wir das Urtheil derselben ohne ein Wort hinzuzufügen oder hinwegzulassen.

Siehe Foreign Review and continental Miscellany, March 1828. London, Black, Young et Young etc. p. 429.

(Goethes sämmtliche Werke. Vollständige Ausgabe letzter Hand. Vol. I—V. 16mo et 8vo. Stuttgart und Tübingen. — Goethe's collective Works. Complete Edition with his final corrections.)

„Fast spöttisch bemerkte Novalis über Goethe, daß es „das Grundgesetz seines Daseyns sey, alles, was er un

Digitized by Google

„ternehme zu vollenden, daß, an welchen Gegenstand er „sich auch wage, wie groß die Schwierigkeiten, oder wie „gering auch der Nutzen sey, er doch nicht davon weichen „könne, bis er sich dessen ganz bemeistert, es vollendet, „und den Erfolg sich selbst zugeeignet habe. Was auch „Novalis davon denken mag, so ist und bleibt es doch „eine Eigenschaft, die man eher in zu hohem als zu ge„ringem Grade besitzen soll; und geben wir, in freund„licherer Absicht zu, daß es sich mit Gretchen wirklich so „verhält, so stimmt diese seine lezte Beschäftigung voll„kommen mit seinem übrigen Leben überein. Aber eher „dürfen wir es wohl einen Glückszufall nennen, der ihm, „nachdem er so viele einzelne Unternehmungen beendigt „hat, nunmehr doch noch gestattet, die Details und Ver„bindungen des Ganzen besonnen zu ordnen, seine eigenen „Werke zu vervollkommnen, die lezte Hand an das höchste „derselben, seinen literarischen Ruf zu legen, und den „Druck derselben der Nachwelt in der Form „und Eintheilung zu übergeben, die er selbst „für die geeignetste hält *). Denn die meisten „unserer Leser werden wissen, daß der ehrwürdige Dichter „die lezten zwey Jahre einer geduldreichen und willkom„menen Durchsicht seiner sämmtlichen Schriften widmete, „von denen eine Ausgabe als die „lezte und vollständige“ „im Jahre 1827 unter den schmeichelhaftesten Ermunte„rungen von Außen, und mit so wohl eingerichteter „Beyhülfe begann, daß dadurch, wie wir hören, der be„ständige Fortgang des Werks gegen jeden Zufall ge„schüzt ist.“

„Dem Freunde der deutschen Literatur, und der „Literatur im Allgemeinen kann dieses Unternehmen nicht „gleichgültig seyn. Wer, wie wir, die Werke Goethes zu „den wichtigsten Erscheinungen unseres Jahrhunderts zählt, „den wird nicht allein ihre Korrektheit und Vollkommen„heit freuen, sondern er wird auch den Schlußstein eines „großen Baues bewundern, in dessen weiten, viel ver„zweigten Gängen er dem Meister folgen darf. Wir „dürfen hinzufügen, daß diese Ausgabe auch den Wün„schen des Bibliographen entsprechen wird. Ohne durch „Prunk und Ausstattung glänzen zu wollen, gehört sie „doch hinsichtlich der Korrektheit, und der wahren, ele„ganten Einfachheit, zu den besten Produkten der deut„schen Typographie. Auch der Preis scheint mäßig, so „daß wir nicht daran zweifeln, daß diese geschmackvollen „Bände in ihrem Vaterlande viele Freunde finden, und „nach und nach auch in manchen, unserer brittischen „Buchhandlungen anzutreffen seyn werden.“

*) Wie sehr doch die Entfernung den guten Engländer täuscht. Herr Dr. Schütz versteht das ja weit besser als Goethe.

W.

Hierauf folgt eine sehr weitläufige Kritik der Helena.

„So möge der Britte den Deutschen beschämen,“

Dr. W...

Dichtkunst.

Die heilige Familie, ein romantisch-religiöses Gedicht in zehn Gesängen von F. D. Heidelberg bey Winter. 1828.

Die ungenannte Verfasserin bietet uns ihre bescheidene Gabe auf eine so anspruchlose und demüthige Weise dar, daß sie dadurch die strengere Kritik entwaffnet, vor der allerdings das vorliegende Gedicht seinem äußern metrischen Verdienste nach nicht wohl bestehen kann. Die Herameter und Pentameter, in denen das Gedicht sich fortbewegt, sind häufig von jeder Regel frank und frey, so daß man in ihnen kaum noch eine Spur des Verses findet, z. B. S. 51 lautet ein Herameter:

Tiefe peinigende Reu' und natürliche Beschämung.

Indeß die Verfasserin gesteht diese Fehler selber ein, sie ist ein Frauenzimmer, sie wagt nicht, mit Johann Heinrich Voß in die Schranken zu treten; und es ist sogar löblich, daß sie auch den entferntesten Versuch dazu vermieden und lieber in der zwanglosesten Form ihre zarten und lieblichen Bilder und Gedanken uns dargeboten hat, anstatt sich mit einer Verskünsteley abzuquälen, durch deren eiserne Gebote gewiß manches vom Inhalt verunstaltet worden wäre. Der Dichter muß sich frey bewegen können, und wenn er auch kein Verskünstler ist, so kann er nichts desto weniger auch in unbeholfenen und falschen Versen noch ein sehr guter Dichter seyn.

Die Verfasserin gibt uns ein idyllisches Gemälde der heiligen Familie, welches mit der Geburt der Maria beginnt und mit dem ersten Auftreten des Knaben Jesu im Tempel zu Jerusalem endet, also die späteren Ereignisse und Leiden der Maria ausschließt und mithin ganz den heitern Charakter beybehalten durfte, den bisher die Maler mehr als die Dichter in den Darstellungen der heiligen Familie und Kinderzeit Christi so herrlich aufgefaßt haben. Man sieht, daß der Verfasserin, während sie im Ganzen sich streng an die Bibel hält, und deren einfache Erzählung so treu als möglich in ihr Gedicht aufzunehmen sucht, doch auch einige der vielen Gemälde von Raphael und andern großen Künstlern vorgeschwebt haben, und so stellt sich ihre zarte Idylle uns ziemlich malerisch dar. Wo ihr die dichterischen Farben fehlen, erinnert sie

Digitized by Google

wenigstens an die Bilder, die wohl jeden Leser bey einem so bekannten Gegenstand umschweben, und weit entfernt, unsere Phantasie durch störende Nebenzüge zu verirren, ist ihre Schilderung durchaus so rein, zart und sanft gehalten, daß ihr Eindruck vollkommen mit den Empfindungen harmonirt, die wir aus der biblischen Erzählung oder aus den besten malerischen Darstellungen der heiligen Familie zu schöpfen gewohnt sind. Das liebliche Bild der Mutter spiegelt sich hier wieder in einer weiblichen und mütterlichen Seele, und wie großartig und herrlich es sich in eines Mannes Seele spiegeln mag, natürlicher als hier kann es sich darin doch nicht darstellen.

Die mystischen Momente der Erzählung, namentlich die Empfängniß der Maria hat die Verfasserin, wie es auch gewiß am schicklichsten war, ganz treu nach der Bibel wieder erzählt, und sich nicht den mindesten exegetischen Zusatz erlaubt. Nur in Nebenpartheien des Gemäldes hat sie Verschönerungen angebracht, da wo sie auf keine Weise stören konnten. So finden wir insbesondere eine kleine Episode, welche den frommen Joseph betrifft. Dieser Charakter bietet dem Dichter gewiß viele Schwierigkeiten dar, und fällt leicht ein wenig ins Lächerliche. Hier ist aber die Verfasserin auf eine gar zarte Weise zu Werke gegangen. Sie zeigt uns Joseph in seinem ersten Zweifel, von dem ihn aber folgender Traum befreyt, den wir zugleich als Probe von der Form des Gedichtes mittheilen wollen.

Einsam, so deucht es ihm, stand er unter der Wölbung des Himmels,
Und gestaltlos umwogt's ihn, wie ein leuchtendes Meer;
Langsam den Wellen entstieg ein hoher erhabner Jüngling,
Um sein goldlockigtes Haupt floß ein mildleuchtender Glanz;
Mit seiner Rechten hielt er Maria, die reine Erwählte,
Und mit der Linken ergriff sanft er des Träumenden Hand;
So, wie des Schnees Geflock', so wirbelten knospende Rosen
Um das jungfräuliche Haupt windend im Spiel sich zum Kranz;
Schwebend weilt über der Stirn Mariens die bräutliche Zierde,
Nicht sie berührend, und wallt duftend zum Aether empor.
Und wie Joseph sich naht, die liebliche Braut zu empfangen,
Sproßen beschirmend um sie blühende Lilien auf;
Aber der Engel entschwebt in morgengeröthete Düfte,
Und des Erwachenden Blick grüßet den werdenden Tag.
Klar erkennt er den Sinn des Traumes und seine Bedeutung,
Und weil der Herr so gebot, folgt er ihm willig und gern.

Unterrichtswesen.

Ueber zweckgemäße Behandlung des mathematischen Elementar-Unterrichts. Von Christoph Bernoulli, Professor der Naturgeschichte. Basel, 1828. 15 S. 4.

Wenn nach und nach in vielen Schulen der Unterricht alter Sprachen durch den der Mathematik verdrängt wird, so ist Sorge zu tragen, daß nicht auch diesen leztern der Vorwurf des wenigen aus ihm hervorgehenden Nutzens treffe, welcher so vielfach, mehr oder weniger gegründet, dem erstern ist gemacht worden. Geschähe jenes, so würde die Schuld ohne Zweifel den Lehrer und die eingeschlagne fehlerhafte Lehrmethode treffen. Diese (sagt Herr Bernoulli) wird alsdann befriedigend erscheinen, wenn durch sie der jugendliche Geist eine mathematische Richtung erhält, indem er angeleitet wird alle Gegenstände auch von ihrer mathematischen Seite aufzufassen, und, wo er Größen erblickt, diese nach Maaß und Ziel näher zu erforschen; daß die Sätze, die er einmal als nothwendige Wahrheit erkannt, und wären es nur wenige, als lebendige Anschauung sein Eigenthum bleiben, und daß er sie gleich Lebenserfahrungen zu jeder Zeit zu benutzen verstehe ꝛc. Dafür räth der Verfasser in den Schulen allen geometrischen Unterricht stets in Verbindung zu setzen mit praktischem Unterricht im geometrischen Zeichnen, mit einem elementarischen Unterricht in der Physik und mit beständigen Berechnungen und Ausmessungen. Wie dies geschehen solle, das wird in der kleinen Schrift auf belehrende und anziehende Weise, und auf eigne Erfahrungen gegründet, umständlich entwickelt.

Statistik.

Notice sur les principaux tableaux du Musée impérial de l'Ermitage à Saint-Pétersbourg. A St. Pétersbourg, chez J. Brieff, à Berlin, chez T. Trautwein. 1828.

Eine gedrängte Uebersicht des Merkwürdigsten in der kaiserlichen Gemäldegallerie zu St. Petersburg muß Freunden der Kunst willkommen seyn. Der Verfasser hat auch eine geschichtliche Einleitung über den Ursprung und die Ausbildung der Sammlungen des Pallastes Eremitage vorangeschickt, und eine chronologische Tabelle aller Künstler, deren Werke sich in dem kaiserlichen Museum befinden, angehängt. Seine Beurtheilungen sind kurz, bescheiden und treffend.

Digitized by Google

N°. 82.

Literatur-Blatt.

Freytag, den 10. Oktober 1828.

Biographische Literatur.

Notice sur Alexandre Empereur de Russie par H. L. E. Ministre du Saint Evangile. Genève 1828. Mit dem Motto: Le coeur du roi est en la main de l'Eternel.

Herr H. L. C. (Empeta) aus Genf lebte mehrere Jahre bey Frau von Krüdener, die er auf ihren Zügen begleitete, worauf er in seine Vaterstadt zurückkehrte, und sich daselbst an die Momier-Gemeinde des Herrn Malan anschloß, später aber daraus trat, und einen eigenen Momier-Verein auf dem Bourg de four gründete. Derselbe, welcher die sonderbare Missionsbeyrath mit Dem. Fr. hatte, von der früher in einer Correspondenz des Morgenblatts die Rede war, und die nun vor sich gegangen ist.

Er erzählt in vorliegender kleinen Schrift der Fr. von Krüdener und sein Verhältniß zum Kaiser Alexander in Heidelberg und in Paris.

„Der Verfasser der Nouvelles Provinciales in der Revue politique vom Jahr 1825 sagt: Man muß Kaiser Alexanders Charakter Gerechtigkeit widerfahren lassen. Unmöglich kann man von unbeschränkter, alles vermögender Macht einen mäßigeren Gebrauch machen. Die Philosophie huldigt Alexander freylich nicht mehr, weil er sich zu der Partey gewendet hat, welche gegen die Philosophie kämpft. Bey Alledem muß anerkannt werden, daß er mit bewundernswürdiger Weisheit von einer Allmacht Gebrauch macht, die andere Herrscher mißbrauchen würden. Dies ist das wahre Zeichen von Großherzigkeit.“

Wenn sich Alexander mehr friedliebend als erobernd gezeigt hat, und wenn seine edlen Gesinnungen aus einer sehr dauernden Verläugnung eigenen Interesses bey dem Glück von Europa vorgeleuchtet haben: so geschah es nur, weil in seiner Seele mehr denn Philosophie lebte: nämlich die ihm über Alles schätzbaren Grundsätze und Gebote des Christenthums. Er liebte sie nicht nur, er hatte sie auch zur bleibenden festen Richtschnur seiner Handlungen gewählt. Die Züge, die ich nun von Alexander anführen will, werden Allen ein hinlänglicher Beweis seyn, wenn sie nicht von Vorurtheil und Partygeist befangen sind.

In dem ersten Theil seines Lebens war Alexander ein Weltmensch. Mit der Muttermilch hatte er den Sinn für Vergnügen und Genüsse eingesogen. Demungeachtet fand er darin, nach seinem eigenen Geständniß, keine Genüge. Alle Genüsse, die er sich so leicht verschaffen konnte, machten ihm keine wahre Freude. Umsonst suchte er sich zu betäuben, sein Bewußtseyn und sein Gewissen sprach stärker als die Welt, und ließ ihm keine Ruhe.

Er war überzeugt, daß endlich die Stunde kommen werde, wo er dem König der Könige Rechenschaft von seinem Leben und Handeln werde ablegen müssen. Er zitterte bey dem Gedanken vor diesem Richter zu erscheinen. Darum entschloß er sich sein Leben zu ändern: aber dergleichen Entschlüsse verlangen gewöhnlich so schnell wieder, als sie gefaßt waren. Gottes Gnade, die allein den Menschen ändern kann, hatte sein Herz noch nicht erreicht.

Alexander hatte von der Frömmigkeit Jung-Stillings, großherzogl. badischen Hofraths, sprechen hören, hoffte bey diesem verehrenswürdigen Greis den nöthigen Rath zur Beruhigung seines Gewissens zu finden, und sah ihn deshalb 1812. Jung hatte aber selbst keine einfachen und klaren Ansichten vom Evangelium, sprach dem Kaiser nur von der Alleinherrschaft Gottes, von seinen Rechten über alle Menschen, von ihrer von Gott gebotenen Pflicht allen göttlichen Befehlen nachzukommen und deshalb mit aller Anstrengung an der Zerstörung des Uebels und an der Uebung des Guten zu arbeiten. Aber er sagte Alexandern kein Wort von dem großen und ewigen Heil, das von Jesus ausgegangen, und von der Verzeihung der Sünden, die dem, der glaubet, umsonst gegeben wird. Daher brachte auch diese Unterredung keinen Trost in Alexanders Herz. Und wie hätte er ihn auch trösten können, da im Menschen kein anderer Friede walten kann, als das Gefühl seiner gewissen Versöhnung mit Gott.

Indessen wurde Alexander immer ernster. Man sah deutlich, daß er mit Eifer daran arbeitete, seine Leidenschaften zu zähmen, in bewegten Momenten Herr über

Digitized by Google

sich zu bleiben und sich nicht aufdringen zu lassen, wenn er innerlich unwillig gegen die werden wollte, die sich seinem Willen widersetzten. Man sah ihn oft und täglich in der Bibel lesen, die er immer bey sich führte *), und wie er sich bemühte ihren Geboten genau nachzukommen. Aber alle seine Bemühungen waren umsonst, und wie St. Paulus (Römer VII. 18.) sagt, fand er in sich das Mittel zum Guten nicht.

So war Alexanders innerer Zustand, als er 1813 St. Petersburg verließ und zu Feld zog. Eine Hofdame, die seine innern Kämpfe kannte, gab ihm im Augenblick seiner Abreise von Riga eine Abschrift des 91. Psalms (Qui habet in adjutorio Altissimi), und bat ihn denselben oft zu lesen, weil er darin den Trost finden werde, den er bedürfe. Schnell ergriff der Kaiser das Papier, steckte es in die Tasche und reiste ab. Da er hierauf drey Tage blieb ohne sich auszukleiden, so vergaß er ganz, was ihm die Dame gegeben. An der Gränze des Reichs hörte er die Predigt eines Bischofs mit an, der den 13. Vers des 91. Psalms zum Text genommen: Du wirst auf Löwen und Nattern wandern, den jungen Löwen und Drachen wirst du unter deine Füße treten. Diese Predigt, die etwas Prophetisches hatte, erregte seine Aufmerksamkeit. Wie groß war sein Erstaunen, als er am Abend seine Papiere durchsah, und dabey die Abschrift desselben Psalms fand. Er las ihn mit Rührung, und glaubte in diesem Umstand eine Fügung Gottes zu erkennen, auf daß er ernstlicher über sein wahres Heil nachdenke.

Einige Zeit hernach las er einen Brief, den Frau von Krüdener an Fräulein Sturdza geschrieben hatte, und wurde von der Salbung desselben ergriffen. Darin sprach Fr. v. Krüdener von der Barmherzigkeit Gottes, die den Sündern durch Jesus Christus offenbart worden sey. Diese Frau — so sagte er sich im Stillen — könnte mir wohl erklären, was in meiner Seele vorgeht.

Es begann der Feldzug von 1815. Sonntags den 4. Junius kam Alexander in Heilbronn an, um ins Hauptquartier in Heidelberg zu eilen. Als er sich Heilbronn näherte, traten ihm die Wahrheiten jenes Briefs lebhaft vor die Seele, und er wünschte lebhaft die berühmte Frau zu sehen. Er wußte nicht, daß sie seit drey Monaten ganz nahe bey der Stadt wohne. Aber auch Frau von Krüdener wünschte sehr eine Unterredung mit Alexander und war deshalb nach Heilbronn gekommen. So wie der Kaiser anlangte, trat sie ins Vorzimmer und übergab da dem Fürsten Wolkonski einen Brief, worin sie um Audienz bat. Als der Kaiser den Brief erhielt, fragte er, von wem er sey? — Von Frau von Krüdener, war die Antwort. Von Frau von Krüdener? rief er nun dreymal, welcher Fingerzeig der Vorsehung! Wo ist sie? Lassen Sie sie gleich herein kommen.

In dieser ersten Zusammenkunft bemühte sich Frau von Krüdener, den Kaiser in sich selbst eingehen zu lassen, indem sie ihm seinen sündigen Zustand, die Unordnungen seines vergangenen Lebens und den Stolz zeigte, der dem Regenerations-Plan seines Reichs zum Grunde gelegen hatte.

Nein, Sire, sagte sie ihm mit Heftigkeit, Sie haben sich dem Gottmenschen noch nicht wie ein Verbrecher genähert, der um Gnade bittet. Sie haben noch keine Gnade von Dem erhalten, Der allein auf Erden Macht hat, die Sünden zu vergeben. Noch sind Sie in diesen Sünden befangen, denn Sie haben sich noch nicht vor Jesus gedemüthigt. Noch haben Sie nicht wie der Zöllner aus Herzensgrund gesagt: O Gott, sey mir armen Sünder gnädig! Darum haben Sie keinen Frieden. Hören Sie die Stimme einer Frau, die auch einst eine große Sünderin war, nun aber Verzeihung all ihrer Sünden am Fuß vor Christi Kreuz gefunden hat.

In diesem Sinn sprach Frau von Krüdener mit Alexander fast drey Stunden lang. Der Kaiser konnte nur einige abgebrochene Worte hervorbringen, hatte den Kopf auf die Hand gestützt und vergoß einen Strom von Thränen. Alle Worte, die er hörte, waren, wie die Schrift sagt, ein zweyschneidiges Schwert, das ihm tief in Seele und Geist drang und über die Gedanken seines Herzens Gericht hielt. (Hebräer IV. 12).

Alexander war in einen sehr bewegten Zustand durch die Worte der Rednerin gekommen. Darum bat ihn diese um Verzeihung wegen des Tons, in dem sie zu ihm gesprochen. Verzeihen Sie, Sire, sprach sie zu ihm, und glauben Sie, daß ich in der vollen Aufrichtigkeit meines Herzens und vor Gott so gesprochen, und daß ich Ihnen Wahrheiten gesagt habe, wie noch nie Jemand; ich habe nichts als eine heilige Pflicht an Ihnen geübt. Hierauf erwiederte ihr Alexander: Seyn Sie ohne Furcht! all' Ihre Rede steht in meinem Herzen gerechtfertigt: Sie haben mir geholfen, auf daß ich Dinge in meinem Innern entdecke, die ich nie gesehen, ich danke Gott dafür. Aber ich muß oft dergleichen Unterredungen haben, und ich bitte Sie daher, sich nicht weit von mir zu entfernen.

Am folgenden Morgen reiste Alexander ins Hauptquartier. Kaum war er da angekommen, so lud er Frau von Krüdener ein, zu ihm zu kommen, da er ein dringendes Bedürfniß habe sich im Einzelnen und genau über das auszusprechen, was ihm so lange auf dem Herzen gelegen und alle seine Gedanken beschäftigt habe. Sie werden finden, schrieb er, daß ich ein kleines Haus vor der Stadt bewohne. Ich habe es vor allen andern gewählt, da ich da mein Panier, ein Kreuz, in einem Garten gefunden habe.

*) Alexanders Handbibel war eine französische Uebersetzung der Vulgata, gedruckt zu Köln in 8.

Digitized by Google

Frau von Krüdener folgte sogleich dieser Einladung. Sie reiste mit den Ihrigen am 8. Junius von Heilbronn ab, und kam am andern Morgen in Heidelberg an. Ihre Wohnung nahm sie in einem Bauernhaus am linken Neckarufer, am Fuß einer Anhöhe. Zehn Minuten von Alexanders Wohnung. Unter dies niedere Dach kam der Kaiser Alexander, wenn er sich seinen vielen Geschäften entzogen, gewöhnlich einen Tag um den andern, und blieb von Abends zehn bis zwey Uhr früh, wo er mit uns Gottes Wort las, und sich vertraut mit uns über die ewigen Wahrheiten des Heils unterhielt.

Diese Zusammenkünfte dauerten die ganze Zeit, wo Alexander in Heidelberg blieb. Mehrere Zeitungen behaupteten damals, sie hätten einen politischen Zweck gehabt; dem ist nicht so. Eine wunderbare Schickung brachte uns zu dem großen Fürsten, der, um sein Gewissen zu beruhigen, die Mitwirkung unserer Frömmigkeit verlangte. Wir hätten schwer an Gott zu sündigen, und die heiligen Rechte des Vertrauens zu verletzen geglaubt, das er in uns setzte, wenn wir ihm nur einen Augenblick von den vergänglichen Dingen dieser Welt gesprochen hätten. Wohl sind Leute von allen Parteyen in uns gedrungen für ihr Vorhaben und ihre Absichten beym Kaiser mitzuwirken: Wir aber haben dies Nie gethan. Nein, Nein! wenn man davon durchdrungen ist, daß nach dem Tod das Gericht folgt, das für die Ewigkeit spricht; wenn man weiß, daß der, welcher außer der Gemeinschaft Christi aus der Welt geht, stirbt, wie er geboren wurde, in der Verdammung; wer dies Alles bedenkt, der kann sich unmöglich mit andern Dingen beschäftigen. Er hat für nichts Sinn als für die unwandelbaren Wahrheiten des Evangeliums.

Alexander wünschte so lebhaft schnell in Erkenntniß der Wahrheiten fortzuschreiten, daß er uns immer einige Stellen der heiligen Schrift anführte um darüber zu sprechen, und was er darüber sagte, bewies, daß er vom Licht des heiligen Geistes erleuchtet war.

Als ich ihm das erste Mal vorgestellt wurde, sprach er einige Augenblicke mit dem Ausdruck tiefen Schmerzes über die Unordnungen seines früheren Lebens. Hierauf nahm ich mir die Freyheit ihn zu fragen: Sire, haben Sie jetzt den Frieden Gottes? Sind Sie gewiß, daß Ihnen Ihre Sünden verzieben würden? Hierauf schwieg er einen Augenblick. Es war, als frage er sich selbst, und als fürchte er, sich zu irren. Aber auf einmal schien ein Schleyer von seinem Gesicht weggenommen: er richtete es mit lebhaftem und reinem Blick gen Himmel und er antworte mit fester, voller, zuversichtlicher Stimme: „Ich bin glücklich... ja, ich bin sehr glücklich... ich habe den Frieden... den Gottesfrieden... Freylich bin ich ein großer Sünder.. aber seit mir Madame Odabey zeigte er auf Fr. v. Krüdener) gezeigt hat, daß Jesus gekommen ist zu suchen und zu erretten, was verloren war, seit dieser Zeit weiß ich... glaube ich, daß mir meine Sünden vergeben sind. Das Wort Gottes sagt: wer an Gottes Sohn an den Heiland glaubt, geht vom Tod zum Leben über ohne Gericht. Ich glaube... ja, ich habe den Glauben.. Johannes der Täufer sagt: wer an den Sohn und an das ewige Leben glaubt.... Aber ich bedarf fromme Gespräche, ich muß sagen und aussprechen können, was in mir vorgeht, ich muß guten Rath hören, es müssen mich Menschen umgeben, die mir helfen auf dem Pfad des Christen zu wandeln, und mich über das zu erheben, was irdisch ist, und die mein Herz mit himmlischen Dingen füllen."

Aus diesem Gespräch von dem ich nichts genaueres mehr sagen kann, ersah ich, daß Alexander das schönere Geschenk des Glaubens empfangen habe, des einfachen und festen Glaubens, der sich nur auf Gottes Wort stützt, und der, eben weil er von Gott kommt, über alles Denken und Reden der Menschen erhebt.

Im Gespräch kam er oft auf den Nutzen der heiligen Schrift, wenn man sie mit Unterwerfung liest. Eines Abends sagte er uns, daß er seit langer Zeit von Gott die Lust erhalten habe, in der Bibel zu lesen und zu beten, daß er alle Tage — so viel er auch Geschäfte habe — drey Kapitel darin lese, eins aus den Propheten, eins aus den Evangelien und eins aus den Episteln. Selbst im Krieg, und wenn die Kanonen um sein Zelt donnerten, lasse er sich nicht in seiner Andacht stören, in der Zeit wo er sich so zu Gott und göttlichen Dingen hingezogen fühle, bemühe er sich sein Leben so einzurichten, wie es die heilige Schrift befehle, und Alles zu vermeiden, was sie verbietet, aber er habe nie eine Sünde aus seinem Herzen reißen können; jetzt fühle er die Macht der Gnade und des Geistes Jesu, der uns allein die Kraft verleihen kann, das zu üben was er uns befiehlt; daß er endlich eine Ruhe und einen Frieden fühle der ihn in allen Lagen und Umständen seines Lebens begleite.

Sanft sprach ich ihm von der Wirksamkeit des Gebets der Getreuen, die sich ihrem Vater mit der Zuversicht nähern, daß er sie erhören werde. Ich führte bey dieser Gelegenheit mehrere Beyspiele an, wo Gebete auf eine wundervolle Weise erhört worden seyen. Hierauf erwiederte mir der Kaiser: „Ich kann Sie versichern, ich habe mich oft in mißlichen (er sagte Situations embarrassantes) Lagen gefunden, mit Hülfe des Gebets habe ich aber immer überstanden. Ich will Ihnen hier etwas sagen, was die Weltmenschen sehr in Erstaunen setzen würde, wenn es bekannt wäre. Wenn ich meine Minister den mir habe, die doch im Herzen nicht gleichen Sinnes mit mir sind, und wenn sie andere Meynungen und Ansichten von etwas haben, so streite ich nicht mit ihnen, sondern bete im Stillen. Dann sehe ich, wie sie sich nach und nach den Grundsätzen der Milde, der Barmherzigkeit und der Gerechtigkeit nähern."

Digitized by Google

Ein andermal sprach ich ihm von der Nothwendigkeit des festen Glaubens und bemerkte ihm dabey, daß derselbe auf Gottes Wort als eine feste unerschütterliche Grundlage fußen müsse; so habe Abraham an Gott geglaubt, und darum wurde er gerecht erkannt. „Ach ja, sagte Alexander, man muß den einfältigen und lebendigen Glauben haben, der nichts kennt als den Herrn, der da hofft, wo gar nichts zu hoffen ist, aber es gehört Muth dazu, Isaak zu opfern. Sehen Sie, der fehlt mir. Bitten Sie Gott, daß er mir die Kraft verleiht, Alles für die Nachfolge Jesu Christi aufzuopfern und dies auch vor den Menschen zu bekennen.“ Auf seine Aufforderung beteten wir Alle, um Gott um diese Gnade für Alexander zu bitten. Da wir knieend beteten: so erhob er sich nach einigen Augenblicken, die Augen voll Thränen, das Gesicht über strahlend von der süßen sanften Freude, die nur das Gefühl des Gottesfriedens und der Anblick seiner Liebe gibt. Er nahm mich bey der Hand, drückte sie und sagte zu mir: „Ach, wie stark fühle ich die Bruderliebe, welche die Jünger Christi unter einander verbindet!.. Ja, Ihre Bitte wird erhört, es wird mir von oben gegeben, öffentlich meinen Heiland zu bekennen.“

Während er in Heidelberg war, las er die Psalmen. Am 19. Junius hatte er den 35. Psalm gelesen (Judica, Domine, nocentes me). Abends sagte er uns, derselbe habe ihm alle Unruhe genommen, die er noch über den Ausgang des Kriegs gehabt, und er sey nun überzeugt, er handle ganz nach Gottes Willen.

Er gab mir die Bibel und bat mich, diesen Psalm vorzulesen. Zwischen den Absätzen theilte er mir die Umstände aus seinem Leben mit, die darauf Bezug hatten. Als ich an die Stelle kam: Sie haben mir Gutes mit Bösem vergolten, denn sie haben mir nach dem Leben gestrebt, ich aber habe mich in einen Sack gekleidet, wenn sie krank waren, ich kasteite meine Seele mit Fasten, und habe gehandelt, als ob es mein genauer Freund wäre, sagte er zu mir: „Ich bete Tag und Nacht für meine Feinde, und fühle, daß ich sie lieben kann, wie es das Evangelium befiehlt.“ Und bey den Worten: Erwache, Erwache, o mein Gott und Herr um mir Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und meine Sache zu vertheidigen, setzte er hinzu: „Gott wird dies thun, davon bin ich fest überzeugt, die Sache, um die wir kämpfen, ist seine Sache, denn es handelt sich dabey nur um das Glück der Völker. Ach, möge mir Gott die Gnade erweisen, daß ich Europa den Frieden verschaffen kann, gern will ich mein Leben dafür hingeben.“

Zwey Tage darauf wurden die von den Franzosen über die verbündeten Armeen errungenen Vortheile bekannt. Alle, die Alexander umgaben, waren voll Furcht und fast muthlos, er selbst aber hatte volles Vertrauen in den göttlichen Schutz, rief seinen Heiland an, und bat ihn um Rath und Stärke. Nach einem inbrünstigen Gebet griff er zur Bibel, um darin wie gewöhnlich zu lesen. Er schlug den 37. Psalm auf (Noli aemulari in malignantibus) und las ihn. Die göttlichen Verheißungen stärkten ihn mächtig, er eilte zu seinen Verbündeten, ermunterte sie Muth zu fassen, gerade gegen den Feind anzuziehen und den Sieges gewiß zu seyn. Indem er uns dies erzählte, fügte er hinzu, ich hätte gewünscht, Sie hätten damals den Ausdruck meines Gesichts gesehen, Sie hätten gleich die Ueberzeugung gehabt, daß ich von Oben unterstützt werde, und daß meine Seele mitten unter Beunruhigten und Beängstigten in tiefem Frieden war.

Als ich an dem Tag ins Zimmer trat, wo die Nachrichten vom Sieg der verbündeten Armeen eingetroffen waren, kam er mir mit herzlicher Freude entgegen, nahm mich bey der Hand, und sagte: „Ach, heute mein lieber Freund, müssen wir dem Herrn für seine Wohlthaten und seinen Schutz danken.“ Er fiel zuerst auf die Knie und vergoß heiße Thränen des Danks zu den Füßen seines schützenden, beseeligenden Gottes. Gestärkt vom Gebet, stand er wieder auf und sagte: „Ach wie glücklich bin ich! mein Heiland ist mit mir, er will sich meiner bedienen, um den Völkern den Frieden zu geben. Ach, wenn all' diese Völker die Wege der Vorsehung begreifen und dem Evangelium gehorchen wollten, wie glücklich wären sie!“ Diese letzten Worte sprach er mit dem Ausdruck wahrer Bruderliebe, die nur aus einem von dem heiligen Geist wiedergeborenen Herzen hervorgehen kann. Kurz darauf sagte er: „Ach wie glücklich würde es mich machen, wenn sich mein Bruder Konstantin belehren wollte; ich liebe ihn sehr, und es thut mir sehr weh, daß er noch in der Finsterniß der Sünde wandelt, ich trage ihn auf meinem Herzen, und ich werde nicht mit Gebet zum Allmächtigen aufhören, bis er ihm die Augen eröffnet.“

Als Alexander nach Frankreich zog, bat er uns, ihm zu folgen. Deshalb gab er uns Päße dahin, und verließ selbst Heidelberg am 25. Juni. Tags vorher hatte er von uns Abschied genommen.

(Der Beschluß folgt.)

Berichtigung.

In Nr. 81. des Literaturblattes Seite 321. Sp. 1, lese man: „Taschenbücher auf 1829“ statt Taschenbücher auf 1828. — Ferner in demselben Blatte Seite 323. Spalte 1. Zeile 9 von oben lese man in einigen Exemplaren „Goethen“ statt Grethen.

Digitized by Google

№. 83.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 14. Oktober 1828.

Biographische Literatur.

Notice sur Alexandre Empereur de Russie par H. L. E. Ministre du Saint Évangile. Genève 1828. Mit dem Motto: Le coeur du roi est en la main de l'Éternel.

(Beschluß.)

Wir blieben noch einige Zeit im Großherzogthum Baden, um die Wege frey werden zu lassen, und konnten nicht eher abreisen als am 8. Juli. Wir folgten in entgegengesetzter Richtung auf der Kourrier-Straße um die Orte zu vermeiden, die Napoleon noch besetzt hielt. Unsere Reise war sehr mühsam und peinlich mitten durch verwüstete Provinzen und verbrannte, rauchende Dörfer. Am 11. Juli kamen wir endlich in Paris an.

Am folgenden Morgen eilte Frau von Krüdener, ihrem Kaiser die Aufwartung zu machen. Sie hatte den Trost, ihn immer fester auf dem Weg des Heils wandeln zu sehen. Er bat sie, ihre Wohnung nahe bey ihm zu wählen, „weil ich — so sagte er — hier mitten in der Welt unsere Zusammenkünfte und Beredungen von Heidelberg fortsetzen will."

Alexander hatte eine Wohnung im Élisée-Bourbon bezogen, dessen Garten an die Champs-Élysées stößt. Frau von Krüdener nahm nach Alexanders Wunsch ihre Wohnung in dem Hôtel Montchenu, dessen Gärten auch an diesen Spaziergang stoßen. Alexander ging immer, so lang er in Paris war, durch die Champs-Élysées zu Frau von Krüdener, einen Tag um den andern.

Seine Lage war sehr mißlich und zart, denn alle Augen hatten sich auf ihn gerichtet, und jeder seiner Schritte ward beobachtet. Da er es so lange mit den Ungläubigen gehalten, die sich immer rühmten ihn in ihrer Mitte zu haben, so wußte er recht gut, daß er sich ihrem Tadel und Spott in dem Augenblick aussetze, wo er aus ihrer Gemeinschaft trete. Aber dies konnte seinen Glauben nicht erschüttern. Aus Gottes Wort wußte er, daß alle, welchen Standes sie auch seyen, Verfolgung leiden, wenn sie nach der Frömmigkeit in Jesus Christus leben wollen. (Timoth. III. 12.) Durch Gottes Macht hatte das Evangelium sein Herz durchdrungen. Er fühlte, daß er sich offen zu Jesus seinem Heiland bekennen müsse, und daß dies auf keine feyerlichere Weise geschehen könne, als wenn er sich mitten in der Hauptstadt der Weltlichkeit zu den Jüngern Christi bekenne, und wenn kein irdischer Grund ihn auf seinem Wege aufzuhalten vermöge. Bey alledem hatte er kein allzugroßes Selbstvertrauen, denn er kannte sein Herz, und deßwegen verließ er sich nicht auf die eigene Kraft. So sagte er uns: „beten Sie für mich, aber nicht, daß das Uebel abgewendet werde, das mir die Menschen thun können, das fürchte ich nicht, denn ich bin in den Händen Gottes, bitten Sie vielmehr den Allmächtigen, auf daß er mich stärke gegen den nachtheiligen Einfluß meines Aufenthalts in Paris. Bisher widerstand ich durch Gottes Schutz der Verführung. Aber der Mensch ist so schwach, daß er der Verführung unterliegt, die ihn überall umringt, wenn ihn Gottes Gnade nicht aufrecht erhält. Ich fühle, wie nothwendig es ist, die Welt zu fliehen, und deßhalb habe ich eine entlegene Wohnung verlangt. In meinem Haus herrscht Ruhe; ich höre und sehe nichts, was mich von meinen Pflichten entfernen könnte, ich arbeite, ich lese Gottes Wort, ich unterhalte mich durch Gebet mit meinem Gott, und ich sehe seinen gnädigen und barmherzigen Schutz in allem, was mir begegnet, und in allem, was ich durch ihn vermeide."

Vorzüglich bey seinem zweyten Einzug in Paris fühlte er Gottes besonderen Schutz, weil — dabey wenig Blut vergossen wurde. Auch war sein Vertrauen auf Gott so groß, daß er sorgfältig von seiner Wohnung den pomphaften Schutz entfernte, den andere Monarchen gern um sich haben. „Auf menschliche Weise zu reden, sagte er zu Frau von Krüdener, konnte ich erst nach sechs Monaten auf den Sieg hoffen, ich bin aber schon am achtzehnten Tag nach meiner Abreise von Heidelberg in Paris eingezogen, und habe dabey nur vierzig Mann verloren. Das

Digitized by Google

ist freylich viel, wenn man an den Werth eines Menschen denkt, aber ohne Gottes Schutz hätte ich eine große Menge Leute verloren, und hätte wohl unter den Schlägen und Künsten meines Feindes erliegen können. Wer sein Vertrauen auf Gott setzt, wird nie zu Schanden werden."

Alle, die von Alexanders Leben in Paris Genaues wußten, haben die mächtige Hand Gottes erkannt, die ihn vor großen Gefahren behütete. Man erzählt sich darüber Mancherley. Wir wollen nur Eins anführen, was wenig bekannt ist. Einmal trat Alexander bey Frau von Krüdener ein und sagte: „Nun, heute hat man mich vergiften wollen." — Wie, Sire, erklären Sie sich, was sagen Sie? ich bitte Sie. — Ja, man fand in meiner Vorrathskammer unter den Weinflaschen, die gewöhnlich auf meine Tafel kommen, eine Flasche vergifteten Weins, die auf unbegreifliche und unerklärliche Weise dahin gesetzt worden. Der Koch wollte sehen, ob es auch der rechte Wein sey, den ich gewöhnlich trinke, öffnete daher die Flasche und trank davon. Er wäre gestorben ohne die schnelle Anwendung der rechten Mittel... Ueberdies habe ich aber einen Brief erhalten... — Wir lasen eine fürchterliche Todesdrohung, weil Alexander nicht gewollt, daß der König von Rom auf den französischen Thron komme. Der Brief war unterzeichnet: der Hauptmann der Königsmörder (le capitaine des régicides). Wir waren ganz erschreckt, Alexander aber sagte: Seyn Sie ruhig, Gott wacht, er behütet mich, ich bin ohne Furcht, der Ewige ist mit mir, ich brauche also nicht zu fürchten, was mir Menschen thun könnten.

So war es auch leicht bey Alexandern den mächtigen Einfluß des heil. Geistes zu erkennen, der die Gläubigen mit aufrichtiger Verzeihung vergangener Beleidigungen durchdringt. Dies bewieß Alexander in jedem Augenblick seines Aufenthalts in Paris. So erfuhr er einmal, mehrere preußische Officiere wollten sich an den Franzosen rächen. Alexander ließ sie darauf zu sich kommen und sprach herzlich wie zu Waffengefährten zu ihnen, bemühte sich sie zu beruhigen und ihnen milde Gesinnung einzuflößen. Endlich sah er, daß sie ruhiger geworden waren. Da sagte er zu ihnen: „Sie tragen den Namen Christen, und wollen sich doch rächen.. ist das christlich gesprochen? Ach, ahmen Sie doch die nicht nach, die sich in Ihrem Vaterland so schlecht betragen haben! Geben Sie ihnen das Beyspiel der Verzeihung, so rächen sich Christen." Diese Worte brachten eine so große Wirkung bey den Officieren hervor, daß Alexander die große Freude hatte, sie in den friedlichsten Gesinnungen von sich gehn zu sehen.

Ein andermal drückte ihm Frau von Krüdener aus, wie sehr sie sich darüber freue, daß er Jemanden mit Großmuth, und ohne im Geringsten an eigenes Interesse zu denken, behandelt habe, wiewohl derselbe ihm sehr wehe und Unrecht gethan. Darauf erwiederte Alexander: „Madame, ich bin Christi Jünger, ich habe den Allem das Evangelium vor Augen, und denke nur daran; ich wenne auch, wenn man mich zwingen will, eine Meile zu machen, daß ich deren zwey zurück legen muß, und daß ich dem auch meinen Mantel geben muß, der mir mein Kleid nimmt."

Die Milde seines Herzens war die Folge seines lebhaften Glaubens an Jesum. Daher verzieh er nicht nur denen, die ihn beleidigt hatten, er demüthigte sich auch vor denen, die er gekränkt zu haben glaubte. Ich will in dieser Beziehung ein Beyspiel anführen, das beweisen kann, wie Alexander sich selbst durch die große Verschiedenheit des Standes, nicht irren ließ, wenn es sich darum handelte, einer Vorschrift des Evangeliums zu folgen.

Wenn er zu Frau von Krüdener ging, nahm er gewöhnlich den Kammerdiener des Prinzen Wolkonsky mit. Dieser hieß Joseph und der Kaiser hatte großes Vertrauen zu ihm. So kam er auch eines Abends. Im Vorzimmer der Frau von Krüdener fragt ihn der Kaiser: Joseph, hast du meinen Auftrag ausgerichtet? — Ach Sire, antwortet Joseph ganz beschämt, ich habe es vergessen.... Künftig, so erwiederte ihm der Souverain mit rauhem Ton — wenn ich dir etwas befehle, so verlange ich, daß es pünktlich ausgeführt werde. Mit diesen Worten trat er in den Salon. Frau von Krüdener ging ihm entgegen, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Alexander fühlte aber im Geist Gottes schon den Vorwurf für sein rauhes Wesen, er antwortete daher Fr. von Krüdener nur mit abgebrochenen Worten: Wohl, Madame... wohl... ja.. ziemlich wohl. Frau von Krüdener bemerkte des Kaisers Unruhe und sagte zu ihm: „Sire, was ist Ihnen? Sie sind bewegt?" Madame, es ist nichts... es ist nichts.. Um Vergebung... ich komme den Augenblick wieder. Alexander geht aus dem Zimmer, redet Joseph freundlich an und sagt zu ihm: Joseph, vergib mir, ich war hart und rauh gegen dich. Aber Sire, erwiedert der Diener voll Erstaunen... ich bitte Dich, verzeih mir. Joseph wagte nicht zu antworten, da ergreift ihn Alexander bey der Hand... Sag' mir, Joseph, daß du mir vergibst... Ja, Sire... Nun, ich danke dir.. So hatte denn Alexander gleich der Stimme seines Herzens gefolgt, und fand darum sogleich seinen Frieden wieder. Er trat herauf mit einem Ausdruck inniger Freude und reinen Gewissens ins Zimmer, und begann sogleich sein frommes Gespräch mit uns.

Am 10. September hielt Alexander Musterung über seine Armee bey Vertus in der Champagne, und am folgenden Tage wurde ein religiöses Fest gefeyert, dem wir

Digitized by Google

auf seine Einladung beywohnten. Es waren sieben Kapellen für den griechischen Kultus errichtet. Hundert und fünfzig tausend Mann ohne Waffen standen um diese Oerter zerstreut herum und sandten ihre Gebete zu Gott, zum Gott der Christen. Als Alexander von dieser Feyer zurückkehrte, kam er sogleich zu Frau von Krüdener. Kaum konnte er seine Freude mäßigen. „Dieser Tag, sagte er, war der schönste meines Lebens, und ich werde ihn nie vergessen. Mein Herz war voll Liebe für meine Feinde, ich konnte mit Innigkeit für Alle beten, und am Fuß des Kreuzes Christi habe ich das Heil Frankreichs von Gott erfleht."

Einige Tage vor seiner Abreise aus Frankreich sagte er zu uns: „Ich bin im Begriff Frankreich zu verlassen. Zuvor aber will ich durch einen öffentlichen Akt dem Gott Vater, Gott Sohn und Gott heiligen Geist die Huldigung und den Dank darbringen, die wir ihm schuldig sind. Darum will ich die Völker einladen, dem Evangelium gehorsam zu folgen. Hier ist der Entwurf dieses Akts. Ich bitte Sie, ihn mit Aufmerksamkeit zu durchgehen, und es mir zu sagen, wenn Sie darin einen Ausdruck finden, den Sie nicht billigen. Ich wünsche sehr, daß der Kaiser von Oestreich und der König von Preußen sich für diesen frommen Akt der Anbetung verbinden, auf daß wir sehen wie die Könige des Morgenlands, welche die Hoheit des Heilands anerkannten. Beten Sie mit mir zu Gott, auf daß meine Verbündeten gewiß sehen den Akt zu unterzeichnen."

Am folgenden Morgen kam Alexander um seinen Entwurf zu holen. Er hörte mit der größten Bescheidenheit unsere Bemerkungen an. Schon am folgenden Tag trug er den Bundesvertrag selbst zu den Verbündeten. Sehr erfreut war er, daß sie sogleich auf seine Ansicht eingingen. Am Abend kam er zu uns, und erzählte, wie Alles gegangen, und wir dankten Alle Gott für den glücklichen Erfolg.

So entstand die heilige Allianz, die Jedermann beschäftigt hat, und über die so entgegengesetzte Urtheile gefällt worden sind.

Wenn in der Folge andere Fürsten den in seinem Ursprung so einfachen und reinen Akt dazu gebrauchten, um darauf ihr eigenes politisches System zu gründen, so kann der daraus entstandene Mißbrauch der Geradheit und frommen Absicht Alexanders keinen Eintrag thun.

Der Akt lautete folgendermaßen:

Im Namen der heiligen und untheilbaren Dreyeinigkeit.

Ihre Majestäten der Kaiser von Oestreich, der König von Preußen und der Kaiser von Rußland sind durch die Reihe der großen Ereignisse in Europa seit den letzten drey Jahren, besonders aber durch die von der göttlichen Vorsehung auf ihre Staaten ausgegossenen Wohlthaten zu der innigen Ueberzeugung gelangt, daß sie künftig in ihren gegenseitigen Verhältnissen die erhabenen Wahrheiten zum Grunde legen müssen, welche die ewige Religion unseres göttlichen Heilands lehrt. Sie erklären daher feyerlich, daß dieser Akt keinen andern Zweck hat, als vor der ganzen Welt ihren unerschütterlichen Entschluß zu erklären, sie wollen in den Religionsangelegenheiten ihrer Staaten sowohl, als in den politischen Verhältnissen mit allen andern Regierungen nur die Vorschriften unserer heiligen Religion, die Vorschriften der Gerechtigkeit, der Frömmigkeit, der Menschenliebe und des Friedens zum Grunde legen, die ihre Anwendung nicht nur im Privatleben finden, sondern auch direkt auf die Entschlüsse der Fürsten einwirken, und alle ihre Maßregeln leiten müssen, da sie das einzige Mittel sind, menschliche Einrichtungen zu befestigen, und ihren Unvollkommenheiten abzuhelfen.

Demnach sind Ihre Majestäten über folgende Punkte übereingekommen:

Art. I. In Einklang mit den Worten der heiligen Schrift, die allen Menschen befehlt, sich als Brüder zu betrachten, wollen die drey kontrahirenden Monarchen einig und vereint bleiben durch die Bande wahrer und unauflöslicher Bruderliebe, sie wollen sich als Bürger eines Vaterlandes betrachten, sich bey jeder Gelegenheit und überall Beystand, Hülfe und Unterstützung angedeihen lassen; und da sie sich in Beziehung auf ihre Unterthanen und ihre Heere wie Familienväter betrachten, so wollen sie solche in dem Geist der Brüderlichkeit leiten und führen, von dem sie zum Schutz der Religion, des Friedens und der Gerechtigkeit durchdrungen sind.

Art. II. Hiernach soll künftig als einziger Grundsatz sowohl zwischen den besagten Regierungen als zwischen ihnen und ihren Unterthanen gelten, daß sie sich wechselseitige Dienste leisten, daß sie unwandelbares Wohlwollen zu einander hegen, und sich dabey nur als Glieder einer einzigen christlichen Nation betrachten. Die drey Fürsten betrachten sich selbst nur als Abgeordnete der Vorsehung, um die Zweige einer und derselben Familie zu regieren, nämlich Oestreich, Preußen und Rußland; sie erkennen dadurch an, daß das christliche Gesammtvolk, zu dem sie und ihre Nationen gehören, wirklich keinen andern Souverain und Oberherrn habe, als den, welchem alle Macht gehört, weil sich in ihm alle Schätze der Liebe, des Wissens und der unendlichen Weisheit vereinigt finden, nämlich Gott, unser göttlicher Erlöser Jesus Christus, das Wort des Allerhöchsten, das Wort des Lebens.

Digitized by Google

Ihre Majestäten empfehlen daher ihren Völkern mit der zärtlichsten Sorgfalt, daß sie sich täglich mehr in den Grundsätzen und in der Uebung der Pflichten stärken, die der himmlische Heiland den Menschen gelehrt hat; dies ist das einzige Mittel den innern Frieden zu genießen, der von dem guten Gewissen kömmt, und der allein dauerhaft ist.

Art. III. Alle Mächte, die sich feyerlich zu den heiligen Grundsätzen bekennen wollen, aus denen gegenwärtiger Akt entstanden ist, und die gleichfalls erkennen, es sey für das Glück der allyuiang bewegten Völker sehr wichtig, daß diese Wahrheiten künftig auf das menschliche Geschick allen möglichen Einfluß haben, alle diese Mächte sollen mit Freude, Liebe und Eifer in diesen heiligen Bund aufgenommen werden.

(Unterzeichnet): Franz. Friedrich Wilhelm.
Alexander.

Glücklich wären die Fürsten und Völker, die nach dem Beyspiel des frommen Alexanders in Jesus dem Gekreuzigten, den vom Vater gegebenen Heiland erkennen wollten. Wie er, würden sie himmlische Süßigkeit und eine innere Freude empfinden, welche die Welt freylich nicht begreift. Aber nicht allen ist der Glaube gegeben. (II. Thess. 3, 2.)

Die auffallendsten und erstaunenswürdigsten Beyspiele von Bekehrungen vermehren sich mit jedem Tag, die Weltleute sehen und besprechen sie, bleiben aber bey ihrem Unglauben. So wird das Wort der Schrift erfüllt; wenn unser Evangelium noch dunkel und umhüllt scheint, so ist es nur für die, welche sterben, und deren Sinn der Gott unserer Zeit umhüllet hat, nur für die Ungläubigen, auf daß ihnen nicht leuchte das Licht des Evangeliums, des Ruhmes Christi, welcher ist das Bild Gottes. (II. Corinth. IV. 3. 4.)

Ich schließe diese Schrift mit Anführung der Ukase, die Alexander im Jahr 1817 in seinem Reich ergehen ließ:

„Auf meiner Reise durch die russischen Provinzen habe ich zu meinem großen Leidwesen hören müssen, wie viele Geistliche ganz unpassendes Lob auf mich in ihre Predigten bringen, denn nicht mir gebührt Lob, sondern allein Gott. Wollte ich mir den Ruhm der Ereignisse zuschreiben, in denen sich lediglich die Hand Gottes zeigt, so hieße dies den Menschen den Ruhm zutheilen, der dem Allmächtigen gehört. Ich halte es also für meine Pflicht, dergleichen unpassende Lobeserhebungen zu verbieten, und ich empfehle dem Synod die nöthigen Verordnungen ergeben zu lassen, auf daß man solches meinen Ohren f unangenehme Lob künftig unterlasse.

Alexander,
Kaiser aller Reussen."

Herr Empeta, der Verfasser dieser kleinen interessanten Schrift, hatte sie nicht zum Druck bestimmt, sondern theilte sie nur im Manuscript den Sinnesverwandten mit. So kam sie auch in die Hände eines englischen Geistlichen, der den Kaiser Alexander in Moskwa, Aachen und zuletzt in der Krimm gesprochen hatte. Er bekehrte dem Verfasser, daß ihm Kaiser Alexander seine Bekehrung und die Entstehung der heiligen Allianz ganz auf die in der Schrift angegebene Art erzählt habe. Auch zu ihm hatte der mächtige Kaiser gesagt: „Sprechen Sie mit aller möglichen Freymüthigkeit zu mir. Zwey Christen, die zusammen kommen, müssen sich wie Gleiche unterhalten." Auch mit ihm hatte Alexander nie von politischen Dingen gesprochen, ihm aber eine Karte gezeigt, worauf er bemerkt, was er jeden Tag in der Bibel lesen wolle.

Referent, der Jahre lang in Rußland gelebt und darüber, so wie über Alexanders Regierung, geschrieben hat, als der Kaiser noch einer ganz andern Richtung folgte, Referent glaubt, daß diese kleine Schrift die interessanteste genannt werden kann, die über den Vielbesprochenen erschienen ist.

Man könnte mißtrauisch gegen sie seyn, man könnte mit vielen Genfern wiederholen, daß dabey die bekannte Eitelkeit der Sekte in Anschlag gebracht werden müsse, zu der Empeta gehört, ihr Streben Proselyten zu machen u. s. w., wenn alles Gesagte nicht so sehr mit dem Alexander in Einklang stände, wie er sich seit 1812 gezeigt, zumal für die, welche Gelegenheit hatten, den so ganz Veränderten in ihrer Nähe zu beobachten.

Wie klar und begreiflich wird nun Alles, was er für Frankreich bey dessen doppelter Eroberung that, und dem so ganz andere Motive untergelegt worden sind. Wie herrlich steht der Gründer der heiligen Allianz da, die so unsäglich mißdeutet, unrichtig angelegt und ihrem Sinn und Zweck nach selbst von Theilnehmern zum Vorwand ganz unchristlicher Maßregeln gebraucht worden ist. Gewiß muß in ihr — rein, wie sie den ihrer Entstehung war — der schönste Akt der Humanität erkannt werden.

Dr. Chr. Müller.

Digitized by Google

N°. 84.

Literatur-Blatt.

Freytag, den 17. Oktober 1828.

Dichtkunst.

Ludwig Neuffers poetische Schriften. Zweyter Band. Die Herbstfeyer. Eine Idylle in acht Gesängen. X und 269 S. Dritter Band. Der Tag auf dem Lande, eine Idylle in zehn Gesängen. X und 293 S. L. Voß. 1828.

Wir haben in einer früheren Beurtheilung von dem ersten Bande dieser Sammlung, welche, Herrn Neuffers lyrische Gedichte enthält, gesprochen, und bey aller Anerkennung ihrer Vorzüge, diese leztern doch nur in die Klasse der künstlichen Dichterblumen zu reihen vermocht. In diesen beyden Bänden tritt nun Herr N. mit zwey (übrigens schon seit einem Vierteljahrhundert im deutschen Publikum bekannten) epischen Dichtungen auf, in einer Dichtart, die, so sehr der Idyllen-Name auf Naivetät Anspruch zu machen scheint, doch offenbar in unserer Zeit ganz und gar der Kunst und nicht der Natur angehört. Zum Lieder singen kann und soll man auch noch heutzutage gedrungen werden; Niemanden aber kann man jezt mehr zumuthen, aus innrem Drang ein Epos oder eine Idylle in zehn Gesängen zu dichten, und wenn einer eine solche innere Nothwendigkeit als Mutter seines Gedichtes angeben wollte, man dürfte und könnte ihm keinen Glauben beymessen. Hier kann nur von Kunstbegeisterung die Rede seyn, von einem Triebe, gewisse Gedanken, Naturbilder oder Gefühle in der schönen Form einer solchen Dichtart mit der möglichsten Vollkommenheit wieder zu geben. Diesen Trieb aber, der unsern Dichter auf die Fußstapfen von Voß und Goethe geführt hat, wird man nach Durchlesung dieser Gedichte dem Verfasser nicht absprechen können; man wird vielmehr in ihm einen ausgezeichneten Beruf zu Lehrgedichten und schildernden Poesien dieser Art nicht verkennen, man wird zugestehen müssen, daß die Neuffersehen Idyllen zu den glücklichsten Nachbildungen jener Originale gehören. Dies hat in Beziehung auf den Tag auf dem Lande vor Allen schon bey dessen erstem Erscheinen mit richtigem Takte ein Nachdrucker empfunden, der ohne weiteres den Sänger der Louise auf den Titel sezte, und den Nachdruck so schnell vollendete, daß er fast zu gleicher Zeit mit dem Original im Publikum auftrat. Der berühmte Vatername sollte dem Kinde durch die Welt helfen. Die Erwartung betrog den Erfinder nicht; das Werkchen erhielt schnell eine große Celebrität und wurde an verschiedenen Orten mehrmals nachgedruckt. Auch Ref. erinnert sich in früher Jugend diese Idylle als eine ächt Voßische Frucht mit Respekt und Heißhunger verschlungen zu haben; aber er muß gestehen, daß er sie auch noch jezt, wo jene Täuschung längst vergangen ist, recht wohlschmeckend findet.

Doch wir müssen der Ordnung nach zuvor über die auch früher entstandene Herbstfeyer ein Wort sagen. Sie schildert eine dem Schwabenland eigenthümliche Festlichkeit, die hier zu Lande ein wahres Volksvergnügen bildet, zu dem Jedermann, selbst der Fremdere, Zutritt hat; an beyden Enden des Landes, wo der reichste Weinbau blüht, zu Heilbronn wie am Bodensee stehen um diese Zeit die Weingärten offen; zahlreiche Gesellschaften ziehen unter Musik und Gesang zur Weinlese hinaus, mischen sich hülfreich unter die Arbeiter, erquicken sich an beladenen Tafeln; Feuerwerke steigen; am Fuße der Berge, selbst auf der Heerstraße feyern Jünglinge und Jungfrauen fröhliche Tänze; die Vorübergehenden, wenn nur halbwegs befreundet, werden eingeladen Theil zu nehmen, ja nicht selten (wie dies Ref. an sich selbst erfahren hat) fällt man einem vorübergehenden Reisewagen in die Zügel, und führt den fremden Wanderer gefangen im Triumphe hinein in die Kreise der Freunde.

Der Inhalt des Neuffer'schen, schon im J. 1802 erschienenen Gedichtes darf als bekannt vorausgesezt werden, wir zergliedern ihn daher hier nicht, sondern sagen nur im Allgemeinen, daß dasselbe seinem Vorsatze vollkommen entspricht:

Einfach ist mein Gesang, der herbstlichen Bräuche Verkünder,
Ohne pruntenden Schmuck, nur daß die gefällige Muse
Bringt in die Arme der Braut den langabwesenden Jüngling.
Herrliches Land! wie hat die Natur Dich so reichlich gesegnet!

Deine Gefild' ein Blumengarten, die Triften von muntern
Heerden durchhüpft, ein wogendes Gold die reifenden Aecker!
Wässernde Bäche durchirren dein Erd', und wogende Flüsse
Rauschen dahin, und Wäldernacht umkränzt die Gebirge,
Und in Gehölzen von Obst verstecken sich lachende Dörfer.
Aber vor allem gepriesen ist mir die köstliche Rebe,
Welche die würzige Traub' und die Kraft des begeisternden Weines
Spendet, und oft aus der Fern' anlockt den reisenden Fremdling,
Wenn sein heimathlich Land die herbstliche Freud' ihm verweigert.
Jubel ist dann und Jauchzen daselbst, wenn die Trauben gereift sind.
Auf den sonnigen Höhn und die Winzer zur Lese sich rüsten.

Diese schönen Verse sind wirklich von einer innigen Liebe zu dem schönen Vaterlande des Dichters eingegeben, und müssen bey dem einheimischen Leser das Bewußtseyn jener Lieblichkeiten erhöhen, bey dem fremden aber eine Sehnsucht nach denselben erwecken. Was folgt, ist großentheils in demselben Tone, mit liebender Anhänglichkeit an schöne vaterländische Sitte gedichtet. Hier und da läuft etwas geschwätzige Breite und prosaische Wiedererzählung von Gewohnheiten mit unter, die wenigstens poetisch hätten gedeutet werden können. So hätte gleich das Einläuten des Herbstes (der sogenannte Herbstsatz) der Phantasie Stoff genug zu dichterischer Auffassung gegeben; aber der Verfasser führt nur den höchst prosaischen Grund an:

Also wills das Gesetz; damit unkluge Besitzer
Nicht die Güte des Weins durch schädliche Eile verderben,
Prüfen verständige Männer zuvor die Reife der Trauben.

Die Gestalten der Idylle sind so ziemlich die Voßischen; die Einführung von Begebenheiten erinnert etwas mehr an Hermann und Dorothea. Im leztern Styl ist namentlich der zweyte Gesang gedichtet, der die Heimkehr des Bräutigams Ludwig zu seiner Therese schildert. Der dritte Gesang mit seinem Grafen ist Voßischer. Das Verhältniß des adeligen Jünglings zu seinem Lebensretter Ludwig ist im vierten Gesang gut entwickelt, nur stören hier und da gar zu kühle Uebergänge in die Lebensprosa wie V. 116 ff. Aber eine vortreffliche Beschreibung des Weinbaus im Schwabenlande enthält der Gesang S. 112 ff. Etwas kalt läßt der siebente Gesang, denn die Großmuth Ludwigs gegen den jungen Winzer, der mit seiner Braut tanzen will, gränzt eher an Vornehmheit, und wird gegenüber von dem edeln, natürlichen Grafen fast komisch. In diesem und den folgenden Gesängen hätte überhaupt der ruhig nüchterne Ton der Erzählung einer bacchantischeren Beschreibung des Festes weichen dürfen, und den förmlichen Thee S. 240. ff. hätte der Leser füglich entbehren mögen. Gegen das Ende jedoch hebt sich das Gedicht wieder, und nach Franks herzlicher Erzählung von Theresens und Ludwigs keimender Liebe folgen schöne Wechselgesänge der Gäste zum Preise des Weines, und unter den Umarmungen des zweyten seligen Brautpaares schließt der freudige Herbsttag.

Sein Bruder ist der Tag auf dem Lande, der jedoch eine etwas andere Physionomie hat, etwas allgemeinere, flachere Züge, wie nicht anders zu erwarten steht bey einem so verbrauchten Thema, und das von Voß schon nach allen Seiten hin ausgeführt war. Doch hat der Dichter seinem ländlichen Gemälde Abwechslung und Interesse zu geben gewußt, besonders durch reichliche Einmischung treffender Beschreibungen und Betrachtungen ethischer Natur. Darunter rechnen wir hauptsächlich die Schilderung der süßen jungen Städter, die das schöne Landmädchen umflattern (S. 18 ff.), die heute noch so wahr ist, wie vor 28 Jahren; dann die ganze Schilderung der Braut (S. 24—45) in ihrem Thun und Treiben, das durchaus den Eindruck sittlicher Schönheit hervorbringt; das Zwiegespräch von Aelternfreude und ehelichem Glück (S. 65 ff.), die Worte des Hagestolzen (S. 70.) und seine episodische Erzählung von Thales und Solon (S. 71 ff.). Die politischen Betrachtungen des vierten und sechsten Gesanges gehören der Umarbeitung des Gedichtes vom J. 1814 an und tragen die Farbe der Zeit. Daß sie der Verf. auch jezt, wo vieles ganz anders geworden, nicht ausgemerzt hat (vergl. Vorrede S. IX) billigen wir vollkommen; Begeisterung bleibt schön, selbst wo sie nicht den Geist der Weissagung hat. Der fünfte Gesang, der den Kirchenbesuch und die Trauung schildert, ist ausgezeichnet und voll anmuthiger Ueberraschung. Die neuen, traurigen Geschichten, die sich vom siebenten Gesang an herein drängen, stören die Ruhe und Einheit des Idylls (die in der Herbstfeyer so schön erhalten ist) hier ein wenig, aber der neunte Gesang mit seinem Unsterblichkeitstrost im Munde Ottmars löst diese Dissonanz wohlthätig auf, und der zehnte Gesang trägt wieder ganz die heitre Farbe eines Tages auf dem Lande. Wir wollen diese Anzeige mit einer Schilderung der Städter schließen, die uns besonders wohlgelungen scheint. (S. 272 ff.)

„Oft zwar fliehen die Städter den Lärm volkwimmelnder Mauern
Und vertauschen die reinere Luft des freyeren Landes
Garn mit dem Kerkerdunst, der in ihren Wohnungen athmet;
Aber nicht um der Mutter Natur in Liebe zu opfern,
Und sich der Schöne zu freuen, der göttlichen, sondern der Mode
Kaltes Gebot, der Veränderung Lust, und der wechselnden Scene

Hoffnungen treiben sie aus, nach neuen Genüssen zu haschen.
Gleichwie etwa ein Mann aus Gewohnheit jährlich des Bades Quelle besucht, die Geschäfte zu fliehn, die daheim ihn belasten,
Also ziehen auch manche der lüsternen Städtebewohner
Jährlich aufs Land und gähnen, wenn strahlend die Sonne emporsteigt.
Gähnen der scheidenden nach und bringen die peinliche Weile
Herzleer mit und versöhnen auch nicht den verfolgenden Unmuth.
Wenn der Frühling sie gleich mit balsamischen Düften umwehet,
Und das Feld voll Leben erscheint und der Wald von Gesängen
Wiedertönt und mit glänzenden Farben die Auen sich schmücken."

Was in beyden Gedichten in Beziehung auf Sprachvollendung geleistet ist, zeigen schon die zwey vorstehenden Proben. In dieser Hinsicht sind überhaupt die Neuffer'schen Produkte den klassischen Sprachdenkmalen unsrer Nation an die Seite zu setzen. Dem Vernehmen nach arbeitet der Dichter an einem neuen Gusse seiner Uebersetzung Virgils. Die vorliegenden Gedichte lassen uns etwas Vortreffliches erwarten.

Taschenbuch auf 1829.

Neunhundert neun und neunzig und noch etliche Almanachs-Lustspiele durch den Würfel. Das ist: Almanach dramatischer Spiele für die Jahre 1829 bis 1961. Ein Noth- und Hülfsbüchlein für alle stehenden, gehenden und verwehenden Bühnen, so wie für alle Liebhabertheater und Theaterliebhaber Deutschlands von Simplicius, der freyen Künste Magister. Zwickau, im Verlag der Gebrüder Schumann. 1829.

Vor zwey Jahren erschien: die Kunst, ernste und scherzhafte Glückwunsch-Gedichte durch den Würfel zu verfertigen, von Bärmann, worüber wir in Nr. 61 des Literaturblatts von 1827 berichteten. Vorliegender Almanach ist eine Nachahmung davon, die indeß ihr Vorbild bey weitem übertrifft. Der äußere Mechanismus ist folgender. Man würfelt mit einem Würfel zweyhundertmal, und bey jedem Wurf sind wegen der sechs Seiten des Würfels sechs Fälle möglich. Diese sechsmal zweyhundert Fälle sind auf fortlaufenden Tabellen mit Zahlen von 1—1200 angegeben, und zu jeder Zahl gehört eine Stelle des gesuchten Lustspiels, die allemal genau in den Zusammenhang paßt, man mag vorher und nachher werfen, was man will. Zweyhundert solcher Würfe, Zahlen oder Stellen machen jedesmal zusammen ein ganzes Lustspiel aus; es sind aber dabey so viele Veränderungen der Würfe möglich, daß, wer sie alle aufzählen wollte, die versprochenen neunhundert neun und neunzig Lustspiele und mehr würde herausbringen können. Ist eine so künstliche Verschlingung dramatischer Reden und Scenen schon an sich ein artiges Spiel, das gewiß jeden Leser angenehm überrascht und wenigstens das erste Mal, bis seine Neugier befriedigt ist, ihm eine heitere Abendunterhaltung gewähren kann; so müssen wir doch noch insbesondere die geistreiche Weise rühmen, wie der Verfasser aus dieser Spielerey eine treffende Parodie des gegenwärtig auf allen deutschen Theatern herrschenden Lustspielschlendrians zu machen gewußt hat. In seinem leichten tändelnden Scherz verbirgt sich ein schärfer satyrischer Stachel. Er beweist durch die That, wie wohlfeil die Erfindung jener zahllosen einaktigen Lustspiele ist, die unsere Bühnen überschwemmen; er zeigt, daß fast alle ihre Personen, Intriguen, Redensarten und Handlungen stereotypisch sind, und daß man diese Stereotypen nur zu kennen braucht, um sie nach Belieben zu tausend Variationen des nämlichen Themas zusammenwürfeln zu können. Hören wir seine launige Vorrede:

„Nachstrebend ihren glorreichen Vorbildern bieten meine neunhundert neun und neunzig Lustspiele folgende unerläßliche Ingredienzien dar: a) Sie sind alle ganz und gar desselben Inhalts mit ihren Musterbildern und schlagen das Schmähwort eines gewissen sogenannten Dichters: „Was kann denn dieser Misere Großes begegnen? was kann Großes denn durch sie geschehn?" dermaßen zu Boden, daß es das Aufstehn endlich wohl verlernen soll. b) Sie zeigen: einen Schauplatz, der ganz so aussieht, als ob man im eignen Zimmer wäre. c) Sie zeigen: Personen wie man sie alle Tage sieht. d) Sie zeigen: Verschmitztheit wie sie seyn soll, indem dieselbe auf solchen moralischen Principien beruht, daß nur ein ästhetisch gebildetes Publikum, wie das unseres heutigen Parterres, dieselben des Belächelns werth halten kann. e) Sie lassen hören: Vertraute Gespräche, die ganz so abgefaßt sind, wie jeder Zuschauer, auch der einfältigste, sie augenblicklich würde halten können, sobald er es der Mühe werth achtete. f) Sie enthalten Mystifikationen, die jedem Zuschauer sofort verständlich sind, nur dem nicht, der auf der Bühne der Gehudelte seyn muß, damit aus dem Lustspiel allewege ein Lustspiel werden könne ꝛc." Der Verfasser fährt auf diese Weise fort, ein vollständiges Recept zu den heutigen Modelustspielen zu entwerfen, und überall trifft er den Nagel auf den Kopf. Der Reihe nach mustert er alle die Alltäglichkeiten durch, die gegenwärtig Thaliens Tempel ent-

Digitized by Google

weihen, und verfehlt auch nicht, den Schauspielern, die sich darin so gern gefallen, dieselbe Gerechtigkeit angedeihen zu lassen, wie den Dichtern. Schon viele ausgezeichnete Männer, vorzüglich Tieck, haben mit Ernst und Scherz gegen die Flachheit und Fadheit der neuern Lustspiele gekämpft; aber noch keiner mit so ortgineller und treffenden Waffen der Parodie, wie der Verfasser dieses Almanachs. Wir wünschen, daß sein Scherz möge verstanden und beherzigt werden.

Biographische Literatur.

Das Leben des standhaften Prinzen. „Le Bien me plait.“ Nach der Chronika seines Geheimschreibers F. Joam Alvares u. a. Nachrichten. Berlin und Stettin in der Nicolai'schen Buchhandlung. 1827.

Nicht selten begegnet es, daß ausgezeichnete historische Charaktere, nachdem sie durch die Phantasie der Dichter, deren Seele sie begeisterten, verherrlicht worden, mit erneuter Kraft die Wißbegierde der Gelehrten anregen, die nun den Stoff der Dichtung von allem Fabelhaften, vom Dichter Hinzuerfundnen ausscheiden, und seine wahrhafte, geschichtliche Beschaffenheit näher untersuchen. Es sind dies fast immer solche Charaktere, in denen etwas Wunderbares sich ausspricht, und deren Räthsel uns gleichsam erst durch die Poesie aufgeschlossen werden muß, ehe die Geschichte ihnen ihre höhere Bedeutung zuerkennt. So sind in neuerer Zeit die Lebensgeschichten eines Don Karlos, einer Maria Stuart, einer Jungfrau von Orleans, des Cid, Dantes, Egmonds, Wallensteins ꝛc. mit erhöhtem Interesse erforscht, geschrieben und gelesen worden, da sie Poesie bereits unserm Herzen theuer gemacht hatte. Aehnliches ist nun auch mit dem Leben des standhaften Prinzen geschehen, das Jedem aus Calderons Dichtung einigermaßen bekannt seyn dürfte. Der Verf., welcher es verschmäht hat, sich zu nennen, weil er es vermeiden will, daß sein Name günstig werde, ist bemüht gewesen, seiner geschichtlichen Darstellung die höchste Einfachheit zu geben; wohl in der Ueberzeugung, daß die Reinheit und Schönheit, das Edle und Rührende, wodurch das Leben seines Helden ausgezeichnet ist, auch ohne allen rednerischen Schmuck, ja wohl nur desto mehr das Gemüth des Lesers zu ergreifen vermöge. Und dem ist wirklich also. Man urtheile selbst aus folgendem kürzesten Auszug aus vorliegender Biographie. Der standhafte Prinz, Don Fernando, Prinz von Portugal ward den 29. Sept. 1402 zu Santarem geboren, so schwächlich, daß er die Nothtaufe erhielt. Bis zu seinem 25. Jahre hatte er manche schwere Krankheit zu überstehen; nichts desto weniger war er eifrig bemüht, sich die einem Prinzen wohlanständigen Kenntnisse und Fertigkeiten in den Waffen und in den Wissenschaften anzueignen. Aber allen seinen Uebungen und Studien verlieh er durch außerordentliche Frömmigkeit, zu der er sich von Kindheit auf neigte, eine höhere Weihe. Sein Leben war eine Reihe frommer, wohlthätiger, weiser Handlungen, sein Charakter erhielt eine seltene Festigkeit und seine Seele war immer von einer wahrhaft himmlischen Ruhe und Heiterkeit beherrscht. Nur einen glühenden Wunsch nährte lange sein frommes Herz, den, zur Verbreitung des ihm so theuren, christlichen Glaubens unter den Muhammedanern beizutragen. Auch ließ er nicht nach, bis er bey seinem Bruder, dem König Eduard, den Beschluß durchgesetzt hatte, einen Kreuzzug gegen die Ungläubigen in Afrika zu unternehmen. Fernando und sein Bruder D. Henrique führten Heer und Flotte an. Obwohl alsbald erkrankend, unterzog er sich dennoch allen Mühen und Gefahren des Krieges, bis er, um das von der Uebermacht der Feinde eingeschlossene Heer vom Hunger- oder Schwertes-Tode zu erretten, sich ohne Widerrede als Geisel in die Hand der Feinde gab, zur Bürgschaft, daß die Portugiesen Ceuta an die Mooren übergeben würden. Ceuta ward nicht übergeben, und Fernando schmachtete 5 Jahre und 9 Monate lang in der furchtbarsten, muselmännischen Gefangenschaft, in welcher er in einem Alter von 40 Jahren, 8 Monaten starb. Statt Unglaubige bekehren zu können, wie sein heißer Wunsch gewesen, mußte er von ihnen Qualen und Mißhandlungen der schrecklichsten Art dulden. Aber die Ruhe und Ergebung, mit welcher er jede Schmach trug, ohne seinen edlen Geist im mindesten zu verläugnen, die Theilnahme, mit welcher er mehr besorgt war, seinen Leidensgefährten Trost einzuflößen, und — wenn er irgend konnte — eher ihnen als sich selbst Erleichterung zu verschaffen, machten ihn vollkommen der Märtyrerkrone und des Heiligenscheins würdig, welche ihm nach seinem Tode im Vaterlande geweiht wurden. Selbst sein Peiniger, Lazurat, Herr in Fez, sagte von dem Verstorbenen: „Wenn unter den unglaubigen Hunden von Christen etwas Gutes seyn kann, so war es gewiß in diesem vereinigt. Im Glauben Muhammeds erzogen, wäre er aus drey Ursachen einer unserer größten Heiligen geworden, denn erstens sagte er nie eine Unwahrheit, zweytens, so oft ich ihn Nachts beobachten ließ, fand man ihn stets inbrünstig beten, und drittens ist er, wie alle behaupten, sein ganzes Leben hindurch an Geist und an Körper unschuldig und engelrein geblieben.“

Digitized by Google

№. 85.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 21. Oktober 1828.

Naturkunde.

Die Unterwelt oder Gründe für ein bewohnbares und bewohntes Inneres unserer Erde. Leipzig, 1828, bey Wienbrack.

Die nächste Veranlassung zu dieser merkwürdigen Schrift scheint eine Ankündigung in der Zeitung von Louisville in Missouri gegeben zu haben, die also lautet:

An die Welt!

Ich erkläre, daß die Erde hohl und inwendig bewohnbar sey. Sie enthält eine Anzahl fester concentrischer Sphären, eine in der andern, und ist an den Polen 12 — 16° offen. Ich setze mein Leben zum Pfande, daß dies wahr sey, und bin bereit, die Hohlungen zu untersuchen, wenn man mich unterstützen will. Ich verlange zehn brave Gefährten, um von Sibirien aus mit Rennthieren und Schlitten über das Eis zu fahren. Ich verspreche, daß wir ein warmes reiches Land mit üppigem Pflanzenwuchse und fettem Vieh finden, wenn wir nur einen Grad weiter als 82 kommen. Im folgenden Frühjahr kommen wir wieder zurück.

Jm. Clerves Symmes von Ohio,
Kapitän des nordamerik. Freystaates.

Dieser kühne Gedanke ist in Amerika noch nicht zur That geworden, aber in Deutschland, wie alles, zu einem Buche. Die deutsche Gelehrsamkeit hat ihn aufgefangen, wie der Zunder den Funken, und bis der überseeische Columbus sein zweytes unterirdisches Amerika wirklich gefunden haben wird, spiegelt es uns der deutsche bereits in der schimmernden Fata Morgana seiner geognostischen Phantasie. Es ist nicht zu verkennen, daß der vielfach belesene und gelehrte Verfasser schon längst durch die in der neuern Zeit vorzüglich von Werner, Cuvier und Steffens angeregten Untersuchungen und Vermuthungen über die innere Beschaffenheit der Erde, über die Gebirgsarten, Metalle, Versteinerungen, über den Erdmagnetismus, die Erdwärme, die Vulkane, Erdbeben ꝛc. auf den Weg geführt worden, den er hier betreten hat; doch scheint ihn erst der muthige Nordamerikaner mit einem schnellen Ruck über alle seine gelehrten Vorgänger und über die Gränzen der wissenschaftlichen Forschung selbst hinaus in das anmuthige Fabelland der Hypothesen fortgerissen zu haben. Indeß in einer Zeit, wo nach allen Seiten hin, also auch nach unten, die Natur untersucht wird, und in einem Lande, wo die Phantasie beständig einen großen Antheil an den gelehrten Forschungen genommen und deren Lücken ergänzt hat, mußte bevnah mit Nothwendigkeit eine Hypothese, wie die vorliegende, sich bilden, wenigstens eben so nothwendig, als die Gruithuisensche von den Bewohnern des Mondes.

Vergleicht man, was selbst nahmhafte Gelehrte über die wahre Natur des Erdkerns vermuthet haben, so darf man unserm Ungenannten allerdings zugeben, daß hier noch alles räthselhaft bleibt. Einer meint, die Erde bestehe durch und durch aus Stein, Granit, Demant, Magnetstein, Eisen; wieder einer, sie bestehe inwendig aus Feuer oder Wasser, das in Erdbeben und vulkanischen Ausbrüchen zu Tage kommt; noch einer, sie sey hohl und in ihrem Mittelpunkt schwebe eine Centralsonne, oder ein Viergestirn gegeneinander gravitirender Asteroiden, woher die Abweichungen der Magnetnadel erklärt werden sollen ꝛc. Unser Verfasser findet es ungereimt, daß der ungeheure innere Raum der Erde von einerley Masse unnütz ausgefüllt seyn sollte, tritt also der Meynung derer bey, welche sie für hohl halten; findet es aber auch wieder ungereimt, daß sie unnütz blos mit Licht, Feuer, Luft oder Wasser erfüllt seyn sollte, und gibt ihr desfalls nicht nur Pflanzen und Thiere, sondern auch Menschen zu Bewohnern. Diese Hypothese weiß er durch scheinbar sehr annehmliche Gründe zu unterstützen. Er geht von unbestrittenen Erfahrungen aus und führt uns Schritt vor Schritt in seine Vermuthung hinein, daß die Gränze zwischen Wahrheit und Täuschung nicht immer leicht zu finden ist.

Anfangs gibt uns der Verfasser eine breite Grundlage von Thatsachen, gegen welche kein Empiriker etwas einwenden kann. Er beruft sich auf die längst bekannte Beobachtung, daß sich die Vulkane, Erdbeben, warmen

Digitized by Google

Quellen ꝛc. nicht aus oberirdischen Bedingungen erklären lassen, daß sie vielmehr auf ein Daseyn von Feuer, Luft und Wasser unter der Erde hindeuten. Nun geht er aber weiter. Auch die versteinerten, erfrornen oder sonst uns erhaltenen Ueberreste vorweltlicher Pflanzen und Thiere will er nicht durchgängig für Abkömmlinge der Erdoberfläche halten, sondern vermuthet bey vielen, daß sie ursprünglich dem Innern der Erde angehören. Er gedenkt dabey der fremdartigen Fische, die in unterirdischen Seen oder im Ausbruch der Vulkane gefunden worden, und anderer räthselhafter Erscheinungen von unbekannten Thieren, die plötzlich erschienen und wieder verschwunden sind. Er erinnert an die allgemein verbreiteten alten Sagen von Drachen und andern Ungeheuern der Tiefe, die ihm nicht blos in der Phantasie der Dichter ihren Grund zu haben scheinen. Er vermuthet sogar, daß die Schwalben und andere Thiere, die im Winter plötzlich verschwinden, ohne daß wir sie fortziehn sehen, sich in das Innere der Erde zurückziehen dürften. Endlich will er auch Spuren von Menschen finden, die auf jene Unterwelt hindeuten. Zu geschweigen der alten Sagen von Bergesgeistern, Gnomen ꝛc. ist es erwiesen, daß man mitten im gebildeten Europa zuweilen wilde Menschen gefunden hat, von denen Niemand erfahren konnte, woher sie gekommen. Nach des Verfassers Meynung sind es Bewohner der Unterwelt, die sich durch Höhlen auf die Oberwelt verlaufen haben. Er rechnet dazu den ganzen Stamm der Zigeuner, die so viel Erdhaftes haben, deren Herkommen Niemand genügend erklären kann, die sich schaarenweise in dem hohlen reichen Erdland einsanden, ohne daß je ein Schiff sie hinüberführte ꝛc. Ja er glaubt sogar, daß die Grenzen der mit jenen Unterirdischen zusammenhängen, weil sie, nach Lindemann, ihren Himmel ins Innere der Erde versetzen, und, nach Egide, von einem noch nördlichern Volk abzustammen vorgeben. Da er nun behauptet, die Erde sey an den Polen offen, so scheint ihm nichts ein facher, als daß jener Völkerstamm aus dem Nordpol hervorgestiegen sey. Alle seine Untersuchungen führen ihn endlich zu dem Resultat, daß die Erde inwendig hohl, warm und von einem gleichmäßigen und immerwährenden ätherischen Licht erleuchtet sey, daß es darin Pflanzen und Thiere gäbe, die wahrscheinlich mit den auch uns bekannten Nachtpflanzen und Nachtthieren, so wie mit den Geschöpfen der Verwelt, von denen wir nur die versteinerten Ueberreste kennen, verwandt seyen, und daß endlich auch Menschen dort unten wohnen dürften, von gemischter Art, und vielleicht im Besitz unschätzbarer Metallschätze, zu denen wir dereinst vielleicht durch die beyden Pole, oder noch besser durch die großen Höhlen gelangen können, die hie und da in unermeßliche Tiefe die Erdrinde durchdringen. Er ist von dem Daseyn dieser bewohnten Unterwelt so fest überzeugt, wie der Nordamerikaner, vergleicht sich selber mit Columbus und fordert alle Könige, Reiche, Gelehrte und beherzte Männer auf, ihm mit Geld und persönlicher Theilnahme zu unterstützen, um zunächst in irgend einer sehr tiefen Höhle den ersten Versuch zu machen, wie weit man zu dem gelobten Lande vordringen könne. Da er sich vor der Hand noch nicht nennen will, bittet er die Theilnehmer an die Verlagshandlung zu adressiren.

Die Hypothese hat in der That sehr viel anziehendes und ist so konsequent durchgeführt, daß noch kaum ein neuer Beweis für sie aufzutreiben wäre. Die Beweise gegen sie hat der Verfasser aber zu gleichgültig ignorirt, und wir wollen ihm deßhalb nur einen einzigen entgegenhalten. Gesetzt, wir kämen nach einer fünf bis acht Meilen tiefen Fahrt, wie der Verfasser meint, auf die innere Seite der Erdrinde, so müßten wir uns doch auf derselben halten können, um nicht nach dem Gesetz der Schwere in die Mitte der Erdkugel zu fallen. Der Schwerpunkt der Erde müßte also nicht mehr in ihrer Mitte liegen, er müßte sich zu einer Linie, oder vielmehr Fläche ausdehnen und genau zwischen der obern und untern, äußern und innern Seite der Erdrinde liegen, so daß er auf beyden unsere Füße an dem Boden festhielte; bey jeder Reise von oben nach unten, und umgekehrt, müßten wir uns einmal um uns selbst herumdrehen. Nun bitten wir den Verfasser nur, uns ein Modell von der Wendeltreppe zu geben, auf der sich dieses Experiment ausführen ließe. Wenn wir die Bewohner der Unterwelt suchen wollen, müssen wir in die Erde hinabsteigen; wenn wir bey ihnen ankommen, müssen wir doch offenbar hinaufsteigen; so wie sie selbst, wenn sie zu uns wollen, herunterSteigen, und, wenn sie bey uns ankommen, heraufsteigen müssen. Warum hat nun der Verfasser, der doch sonst alles angibt, was nur auf der Reise zu beobachten haben, nicht auch die Vorsichtsmittel voraus bedacht, in der wir uns befinden müssen, wenn das Fallen aufhört und das Steigen anfängt. Er empfiehlt Arzneymittel mitzunehmen, namentlich Chinarinde. Wird uns der wohl vor dem Schwindel sichern?

Das Buch ist übrigens ungemein unterhaltend geschrieben, und wir dürfen es allen unsern Lesern auch dann noch empfehlen, wenn wir voraussetzen, daß sie unsere bescheidenen Zweifel an der Ausführbarkeit des großen Unternehmens theilen werden. Es giebt dem Verfasser wie jenen Schatzgräbern in der Fabel, die zwar den Schatz nicht finden, aber doch den Weinberg umarbeiten und fruchtbar machen. Durch Sammlung und Verarbeitung aller möglichen Erfahrungen über das bisher bekannte Innere der Erde wird er den Leser vielfach belehren, und die Naivetät und der Eifer, womit er seine Lieblingsidee geltend zu machen sucht, hat, bey aller Unhaltbarkeit der letztern, doch viel Liebenswürdiges. Ueberdies ist we-

Digitized by Google

nigstens der Plan, das Innere der Erde näher zu erforschen, höchst empfehlenswerth, was auch immer die Resultate seyn möchten; und der Verfasser möchte sich über das Ziel seiner Bahn getäuscht haben, wie er wollte, immerhin ist es rühmlich, diese Bahn zu betreten. Es scheint in der That nachläßig, daß man in einige der tiefen Abgründe, die uns die Erde in ihren Höhlen öffnet, bisher nur Steine gerollt hat, anstatt sie, was vielleicht mit geringen Kosten bewerkstelligt werden könnte, durch muthige Männer befahren zu lassen. Wie hoch ist man nicht durch die Fernröhre nach oben in den Himmel eingedrungen, und wie wenig kennt man dagegen, was unter unsern Füßen ist. Oder ist es nicht bloße Nachläßigkeit, was uns von der Erforschung der Tiefe abhält, ist es vielleicht ein geheimes Grauen vor ihren dunkeln Mächten, und können wir nicht ganz vergessen, daß dort unten nach den Begriffen der Alten der ewige Tod ist und die Hölle? Sind wir noch nicht so weit gekommen, nachdem wir die Gottheit aus dem Sternenzelt vertrieben, auch den Teufel aus seinen unterirdischen Felsenschluchten zu jagen? Wenigstens würden die meisten Menschen, wenn ihnen die Wahl freygestellt wäre, lieber mit einem Luftballon nach fremden Sternen fliegen, als sich in den Mittelpunkt der Erde begraben. Wir können uns kaum der düstern Vorstellung erwehren, daß es dort unten viel schauerlicher und unbewohnbarer aussieht, als unser Verfasser meint, und können es wenigstens dem Dichter nicht verdenken, wenn er sagt:

Es freue sich,
Wer da athmet im rosigen Licht!
Da unten aber ists fürchterlich
Und der Mensch versuche die Götter nicht.
Und verlange nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.

W. M.

Staatskunde.

Rede über den Entwurf eines Tagsatzungsbeschlusses wegen Mißbrauch der Publicität in innern Angelegenheiten. Gesprochen in der Sitzung des großen Rathes des Kantons Zürich am 19. Brachmonat 1828 von Paul Usteri, Mitglied des Staatsraths. 16 S. 8.

Wenn die Angelegenheit, die in dieser Rede besprochen wird, nicht nur innerhalb der Schweizer-Gränzen, sondern auch im Auslande lebhaft interessirt und beschäftigt, so verdient sie diese Theilnahme allerdings schon um der Wichtigkeit der Frage willen: ob in republikanischen Staaten die einzelnen Bürger das Recht besitzen, alle die Maßnahmen und Verhandlungen zu kennen und zu beurtheilen, die von den Vorstehern des Volkes (denn mehr sind die Regierungen in ächten Republiken niemals) zu des Landes Wohl oder Wehe veranstaltet worden, und ob es freyen Menschen verstattet seyn soll, frey Theil an demjenigen zu nehmen, was nicht ein absoluter Wille, nicht das Gebot eines einzelnen mit der höchsten Gewalt bekleideten Mannes, sondern das Gutfinden der mit dem öffentlichen Vertrauen beehrten Mitbürger über sie verhängt? — Wichtig und ernst ist die Frage, ernst wie der Zeitpunkt, in welchem wir leben, wo es in allen Hinsichten auf der Wage steht: ob Europa in seinen einzelnen Theilen wieder zurückschreiten soll in das Reich der Dunkelheit, nachdem es dem ersehnten Licht eines schönen Tages so unendlich viel geopfert hat. Wichtig und ernst ist die Frage, ob Helvetiens Bewohner die Grundsätze ihrer Vorfahren vergessend, denen diese allein die Erkämpfung und Bewahrung ihrer Freyheit verdankten, sich aufs neue der finstern Geheimnißthuerey hingeben wollen, die dem freyen Staate, wie den in reiner Klarheit wandelnden Menschen, nicht geziemt. Wer ängstlich einen Theil seines Lebens verhüllt, der hat nach dem allgemeinen Urtheil wenig Gutes zu verbergen; wer aber offenkundig wandelt vor den Augen der Mitwelt, wer selbst die forschenden Blicke der Neugierde nicht scheut, dessen Daseyn ist rein von allem Makel, und sein Name wird verehrend genannt werden, von den jetzt lebenden wie von den künftigen Generationen. Man wende nicht ein: Anders beurtheile sich das Thun des Einzelnen, anders das weiter umfassende Wesen des Staates. Im kleinen schweizerischen Freystaate ist diese Politik größerer Staaten nicht bekannt, zu welcher diese schon um der Beschaffenheit ihrer Regierung und ihrer weit bedeutenderen Stellung in der Reihe der Völker willen oft gezwungen sind, und die Erinnerungen an nicht lange verflossene Zeiten sollten belehren: daß da, wo der Mensch auf der nämlichen Stufe mit dem Menschen steht, wo nur die individuelle Bildung, nur der höhere geistige Werth dem Bürger über den Mitbürger ein Uebergewicht einräumen sollte, eine unbillige Einschränkung, ein ungerechter Druck oft eine Gährung der Elemente verursacht, die dann, alle Dämme der Vernunft und der Pflicht durchbrechend, mit dem Schlimmen auch zugleich das Gute zerstört. Die Schweizer kann nur eine edle, würdige, jede tadelnswerthe Verheimlichung verschmähende Offenkundigkeit auf der Stelle erhalten, welche Helvetien seit Jahrhunderten eingeräumt ist, und nur indem sie muthig und ausdauernd den Strahlen eines, jedes Dunkel erheiternden Lichtes den Eingang zu verschaffen streben, das Amerikas finstere Wälder erhellte, und mit immer schönerer Gluth die Herzen des aufgeklärteren Menschenge-

Digitized by Google

schlechtes erfüllt, vermögen sie auch auf dem Punkte festzustehen, den ihre freyen Vorfahren mit Aufopferung ihres Lebens erkämpft haben. Publicität gegen Beschränkung der öffentlichen Meynung und des freyen Willens — Licht gegen Finsterniß — das ist, warum es sich handelt, und die Augen aller derjenigen, deren Rechte beeinträchtigt werden sollen, blicken mit um so größerer Aufmerksamkeit auf das Resultat der wichtigen Berathung, als die Vertheidiger der Oeffentlichkeit in allen Kantonen zu den würdigsten und geachtetsten Männern ihres Landes gehören, die, ihr Leben und alle ihre Kräfte dem allgemeinen Wohl widmend, in ihren edlen Anstrengungen nicht ermatten, und deren uneigennütziger Patriotismus von der Nachwelt erst in seinem ganzen Verdienste erkannt werden wird.

Dichtkunst.

C. F. Gellerts sämmtliche Fabeln und Erzählungen in drey Büchern. Neueste Originalausgabe. Mit 13 Kupfern nach H. Ramberg. Leipzig, in der Hahn'schen Verlagsbuchhandlung. 1829.

Es sind nun schon über achtzig Jahre her, daß Gellert seine Fabeln und Erzählungen das erste Mal (1746) herausgab, und sie haben sich seither immer ein nicht unbedeutendes Publikum erhalten. Dieß möchte für die, welche nur nach der Wirkung zu urtheilen gewohnt sind, der bündigste Beweis ihrer Klassicität seyn. Man müßte aber diese Fabeln und Erzählungen auch ohne diesen Erfolg klassisch nennen, denn sie sind in der That für die Zeit, in welcher sie erschienen, durchaus musterhaft. Klarheit des zu Grunde gelegten Gedankens, Angemessenheit der Einkleidung, Anschaulichkeit der Darstellung, natürliche Leichtigkeit und strenge Richtigkeit des Ausdrucks, endlich edle Gesinnung, heitere Laune und gefälliger Witz sind die Tugenden, welche man ihnen ewig nachrühmen wird. Wir geben ihnen unbedingt den Vorzug vor allen übrigen Leistungen Gellerts, selbst vor dessen geistlichen Liedern, in welchen derselbe aus religiöser und sittlicher Gewissenhaftigkeit es nicht immer über sich vermocht hat, die Strenge und den Ernst ästhetisch zu mildern. Eine gewisse Breite ist gleichwohl auch den Fabeln und Erzählungen eigen, die besonders unangenehm in den oft voraus- und nachgeschickten, moralischen Betrachtungen hervortritt, und zwar da gerade immer am unangenehmsten, wo es dem Dichter unübertrefflich gut gelungen ist, die Moral vollständig in die Fabel oder Erzählung selbst zu legen. Unsere heutzutage gesteigerten ästhetischen und — pädagogischen Anforderungen lassen eine Ausgabe wünschen, darin die einleitenden wie die Schluß-Betrachtungen weggeschnitten wären. Die Aesthetiker würden dann weniger „die Absicht merken und verstimmt werden," und die Pädagogen könnten die bloßen Fabeln und Erzählungen der Jugend besser als moralische Räthsel vorlegen und dieselbe deren Sinn auffinden lassen. Doch dieser Wunsch ist nur ein praktischer, in literar-geschichtlicher Hinsicht muß allerdings einer vollständigen Ausgabe, wie die gegenwärtige, der Vorzug gegeben werden. Ja, in dieser Hinsicht möchten wir fast den Wunsch hinzufügen, daß Gellerts sämmtliche Werke in eben so angemessenem, würdigem Gewande erscheinen möchten. Sie wären geeignet, die großen Verdienste, welche der ehrwürdige Mann sich nicht allein um die Moral, sondern nicht minder um die deutsche Literatur und deren Vervollkommnung erworben, in lebendige Erinnerung zu bringen. Wie man über Goethe und Schiller, Wieland und Lessing in Hintergrund gestellt hat, so hat man über diese und deren Literaturepoche die vergessen, welche Gellert sehr wohl bezeichnen könnte. Gellert kann um so schicklicher als Vorläufer der glücklichen Wiedergeburt unsrer Literatur betrachtet werden, da er mit seiner geläuterten Moralpoesie sich noch genug an die Fabeln und moralischen Dichtungen anschließt, mit welchen die mittelaltrige Poesie zu Grabe ging.

Die hier vorliegende Ausgabe zeichnet sich durch Druck und Papier aus, und ist überdies mit 13 Kupfern nach Ramberg geschmückt. Einige dieser Kupfer sind eine wahre Zierde derselben. So z. B. das Kupfer zur Fabel: „Der Tanzbär." Hier haben uns die launig geordneten Gruppen tanzender, fallender, gefallener, alter wie junger Bären an die Leistungen des Bernlschen „Katzenraphael" erinnert. Eben so verdient das Kupfer zum: „Erhörten Liebhaber" unsere Anerkennung; desgleichen das zum: „Baronisirten Bürger," der unverkennbar jüdische Züge bekommen hat; so auch das zur: „Philinde, wo der schriftstellerisch-aufgeblasene Bruder der eitlen Schönen eine trefflich komische Figur ist. Auf andern Kupfern wird in einigen Physiognomien glücklich auf bekannte Personen der neuern Zeit angespielt. So sind uns unter dem Publikum bey „Hans Nord's" verheißener Darstellung, Canning's Züge bemerklich geworden. Sie finden sich im Parterre, während ein anderes nicht unbekanntes Aristokratengesicht aus einer Loge hervorguckt. Auf dem Kupfer zur Erzählung; „Der Held und der Reitknecht" ist wenigstens im sterbenden Helden Napoleon nicht zu verkennen.

W. B. M.

Digitized by Google

N°. 86.

Literatur-Blatt.

Freytag, den 24. Oktober 1828.

Romane und Erzählungen.

Wollte man alle jährlich erscheinenden Romane und Novellen rezensiren, so bedürfte man dazu eines eignen Blattes, das nur ihnen gewidmet wäre, denn die fruchtbare deutsche Muse bringt deren jährlich mehrere Hunderte hervor, zu geschweigen der ausländischen. Wir müssen uns mithin, zumal in einem Blatte, dessen Raum eng ist, darauf beschränken, nur solche Romane hervorzuheben, die uns die ausgezeichnetsten scheinen, und solche, die wir als Repräsentanten ganzer Romangattungen, sofern diese in der Mode sind, wenigstens nicht übergehen dürfen.

So lange Ludwig Tieck noch rüstig fortfährt, uns mit seinen Novellen zu beschenken, kann wohl keine Frage seyn, welchem unter unsern erzählenden Dichtern wir den Vorrang geben müssen. Unbeschadet der Vorzüge, wodurch sich die Werke vieler jüngern Dichter auszeichnen, trägt doch keins so sehr den Stempel echter Dichterkraft, wie die Schöpfungen Tiecks. Und es ist keineswegs sein Name allein, der uns bestechen könnte, in der hergebrachten Weise alles, auch das unbedeutendste, an einem Dichter zu loben, der einmal allgemein verehrt wird; vielmehr ist Tieck noch in neuerer Zeit von so vielen Seiten her verunglimpft worden, daß man es nicht wagen darf, bey seinen neuen Schriften nur an die Vortrefflichkeit der alten zu erinnern, sondern umgekehrt durch Nachweisung des Trefflichen in seinen neuen Werken die blinde Gehäßigkeit beschämen muß, die seine ältern verfolgt hat. Kaum indeß dürfte der herrliche Dichter zu bedauern seyn, daß seine Gaben mit so viel Undank empfangen worden sind, denn mißverstanden, ja gehaßt zu werden, ist in unserer Zeit gewißermaßen ein Kennzeichen und Erforderniß echter Größe geworden.

Wir bemerken im Voraus, daß unser Blatt dem Publikum noch eine Kritik von Tiecks Aufruhr in den Cevennen schuldig ist; derselbe Grund aber, aus welchem wir uns noch nicht über dieses Meisterwerk ausgesprochen haben, hält uns auch jezt noch davon ab; wir finden es nämlich angemessen, da erst der Anfang davon erschienen ist, den Schluß abzuwarten. Dagegen liegen uns zwey kleine vollendete Novellen vor, die uns hinlänglich Gelegenheit darbieten, Manches von Tiecks poetischer Eigenthümlichkeit ins Licht zu setzen, was unsere Bewunderung verdient: Der Alte vom Berge und die Gesellschaft auf dem Lande, (zwey Novellen von Ludwig Tieck, Breslau bey Josef Max und Komp. 1828). Wenn diese beyden Novellen der äußern Form nach mit seinen frühern ganz zu einer Gattung zu gehören scheinen, so läßt sich doch nicht verkennen, daß sich der Dichter in der innern Gestaltung derselben mehr Freyheit gegönnt hat, als bisher. Früher hielt er noch immer, so consequent als möglich, eine Erscheinung des Lebens fest, die er vielseitig, doch ohne je zu weit davon abzuschweifen, in einer Novelle veranschaulichte. Alle Charaktere, alle Begebenheiten, die er vor unsern Blicken vorüberführte, standen mit jener bestimmten Erscheinung, wir wagen nicht zu sagen Idee, in genauer Beziehung. So bezog sich z. B. alles in seinen Reisenden auf den Wahnsinn, in den musikalischen Leiden und Freuden auf die Musik, in den Verlobten auf den Pietismus ꝛc. In dem Alten vom Berge dagegen bietet zwar Erwerb, Reichthum, Geld, und in der Gesellschaft auf dem Lande das sogenannte Preußenthum, die Nachwirkung des Zeitalters Friedrichs des Großen, einen mittlern Punkt dar, auf den sich das meiste, was in diesen Novellen vorkommt, zurückbeziehen läßt; doch finden sich auch wieder so große und freye Episoden darin, daß sie nur zufällig hier und nicht anderswo zu stehen scheinen, und wir bemerken, daß der Dichter diese Freyheit mit Bequemlichkeit und wohlgefällig ausübt, und sich wahrscheinlich künftig derselben noch mehr bedienen wird. Wir können dies nur billigen, und Goethes Wilhelm Meister, Yoriks Tristram Schandy und alle Romane Jean Pauls rechtfertigen ein solches freyes Verfahren. Wenn manches in der Poesie allerdings nur da bedeutend werden kann, wo es in einem strengen Zusammenhange mit der Idee des Ganzen steht, so gibt es doch wieder so vieles andre, das sich nur episodisch, gelegentlich, zufällig sagen läßt, und wenn nur die ganze Anlage der Erzählung von der Art ist, daß die mannichfaltigsten

Digitized by Google

Abschweifungen motivirt sind und uns die Illusion nicht verderben, so ist wohl nichts so reizend, als diese wechselnde Unterhaltung mit heterogenen Gegenständen, wie sie etwa in einem muntern geselligen Kreise im Gespräch, oder auf der Reise sich ohne unser Zuthun darbieten. Aus diesem Grunde führt uns auch Tieck in seinen Novellen meistentheils in eine gemischte, in Meynungen sich vielfach durchkreuzende Gesellschaft ein, oder unsimt uns auf kleinen Reisen mit, und reicht so zwanglos und auf die natürlichste Weise alle die Beobachtungen an einander, die er uns mittheilen will.

Auch scheint diese freye Form fast die einzige, die unserm Tieck zusagen kann, seitdem alle seine reichen Dichterkräfte sich immer mehr in eine vorherrschende, die Ironie, zusammengedrängt haben. Bey Tieck ist diese Ironie weit mehr, als was man gewöhnlich darunter versteht. Man hat sie bisher in der Regel nur als eine Redefigur, als ein bloßes Mittel angesehen, das ein kluger Redner oder ein Komiker gebraucht, um durch den Schein des Lobes den Tadel zu schärfen und den Gegner zu mystificiren. Es gab eine Zeit, wo man auch den Humor für ein bloßes Mittel, für eine bloße Form nahm. Jetzt zweifelt Niemand mehr an seiner Selbstständigkeit; aber auch die Ironie ist selbstständig, ihr eigner Zweck. Wir möchten sie die objektive Seite von dem nennen, dessen subjective Seite der Humor ist. Wie nämlich der Humor das Gemüth des Dichters selbst, so zeigt die Ironie die ganze Außenwelt in jenem Doppelsinne, der in allem zu liegen scheint, was existirt. Steht dem Humor die Außenwelt scheinbar einfach und in sich befriedigt gegenüber, während nur im menschlichen Gemüthe selbst zwieträchtige Kräfte mit einander ringen; so ist umgekehrt in der Ironie das Gemüth vollkommen klar und ruhig, während nur die Außenwelt in unauflöslichen Widersprüchen befangen scheint, mit denen nun der Dichter von seinem festen Standpunkt aus ein heiteres Spiel treibt. Die ironische Weltansicht umfaßt alles und schließt nichts aus, denn in allen Dingen liegt zugleich etwas Ernstes, wodurch sie sich selbst gleichsam rechtfertigen und heiligen, und zugleich wieder etwas Nichtiges, wodurch sie sich gleichsam verspotten; vor allem aber fühlt der ironische Dichter sich zu den Erscheinungen des Lebens hingezogen, wo jener Widerspruch recht im Extrem hervortritt, und hier die mit ihrer Würde kokettirende Ernsthaftigkeit, die hochmüthige Sentimentalität eine heilsame Demüthigung, dort das allgemein Verachtete und Lächerlich gemachte eine gewisse Rechtfertigung zu verdienen scheint. Darum sehn wir Tieck mit unübertrefflich feinem Spott überall die Meynungen verfolgen, die sich für die alleingültigen, untrüglichen, vornehmen und vorzugsweise interessanten ausgeben, und diejenigen vertheidigen, die man als abgeschmackt, bürgerlich, veraltet, abergläubig und kindisch wie eine alte Thorheit längst abgelegt zu haben glaubt, während sie wie die alte Natur täglich wieder vorschlagen. Er zeigt, wie überall Vernunft und Narrheit Hand in Hand gehn, da wo man nur Vernunft, und da, wo man nur Narrheit sehn will. Das Kriterium dieser Ironie liegt keineswegs im Talent des Dichters allein, glücklich zu spotten, sondern hauptsächlich in der objektiven Wahrheit, daß jeder Ernst durch einen Spott, jeder Spott durch einen Ernst ausgeglichen werden kann. Das Talent zu spotten erleidet also hier eine wesentliche Modification, und wir dürfen Tiecks universelle Ironie mit dem Talent anderer Dichter, einzelne Satiren zu schreiben, keineswegs verwechseln. Der Ernst, den wir in Tiecks Novellen finden, gehört zu der schönen Wirkung seiner Ironie eben so nothwendig, wie sein Spott. Weil nun aber die Ironie wesentlich vermittelnd eintritt zwischen die beyden Extreme der vermeintlichen Vernunft und vermeintlichen Unvernunft, so führt sie auch immer auf ein schönes mittleres Maaß in allen menschlichen Dingen zurück, und insofern ist sie kaum denkbar ohne die Grazie. Wir können nicht sagen, die Grazie, welche Tieck in jeder dichterischen Form einmal eigen ist, hat sich hier zufällig mit der Ironie verbunden, weil er ironisch wurde; wir müssen vielmehr sagen, die Ironie kann nirgends echt seyn, wenn sie nicht von der Grazie begleitet ist.

Offenbar ist Tieck an der Hand der Grazie zu seiner Ironie geführt worden. Er als Dichter mußte finden, daß die menschliche Seele und das Leben da ihre liebenswürdigsten Seiten darbieten, wo sie am meisten der Ironie unterworfen sind, und so lockte ihn die Schönheit in ein Gebiet, wo neben ihr die Wahrheit gleiches Recht übt, und seine Poesie trat in eine vertrauliche Nähe zur Philosophie. In der That haben seine Novellen eine so psychologische Tiefe, sie enthüllen die Geheimnisse, die starken und schwachen Seiten der menschlichen Seele so klar, daß ihre treffende Wahrheit uns auf lebhafteste überrascht und ergreift. Während aber in psychologischen Romanen der Denker nur zu oft dem Dichter im Lichten steht, verklungt sich bey Tieck nie und nirgend der letztere, und dies unterscheidet ihn ungemein namentlich von Steffens, auf dessen Novellen wir bald werden zu reden kommen. Alles ist bey Tieck lebendig und dramatisch, nie gewinnt die Reflexion ein unpoetisches Uebergewicht über die Handlung, alle seine Charaktere sind natürlich, klar und scharf gezeichnet, warm und in Fülle des Lebens wie aus der Wirklichkeit herausgehelt, seine Situationen stets ungezwungen, jedes ist wie aus dem Ganzen gearbeitet, mit gleicher Theilnahme behandelt, und alles rund und fertig, daß man nirgends etwas vermißt oder wegdenken könnte. Wenige Dichter verstehen es so vollkommen wie Tieck, der Illusion zu schmeicheln.

Digitized by Google

Die Sprache Tiecks, durch deren Zauber jede innere Schönheit seiner Dichtungen einen neuen Reiz erhält, ist von einer so feinen Eigenthümlichkeit, daß sie nur durch sich selbst definirt werden kann. Sie hat viel Aehnlichkeit mit der von Goethe, jedoch eine noch leichtere Ungezwungenheit. Wenn Goethes Styl mehr mit dem klassischen antiken verglichen werden darf, möchten wir Tiecks Redeweise mehr mit der liebenswürdigen Gesprächigkeit der Araber und Spanier, namentlich des Cervantes, zusammenstellen.

Auch Professor Steffens hat das deutsche Publikum wieder mit einem Roman beschenkt: Die vier Norweger, ein Cyklus von (sechs) Novellen von Henrich Steffens, in sechs Bändchen, Breslau, im Verlage von Josef Max und Komp. 1828). Obgleich der geniale Steffens keineswegs allen den Anforderungen entspricht, die man an einen Romandichter zu machen berechtigt ist, so bietet doch seine tiefe wissenschaftliche Kenntniß, seine Lebenserfahrung und seine reiche Phantasie so viel glänzende Seiten dar, daß man darüber jene Mängel gern vergißt. Es gibt Romane genug, die viel regelmäßiger, gerundeter, in sich geschlossner sind, aber gewiß nur wenige, die im Einzelnen und gleichsam im Vorbeygehn so viel Interessantes, Geistreiches, Tiefsinniges enthalten. Der Hauptvorwurf, den man diesem Roman machen kann, ist seine Ueberfüllung; indeß gereicht es dem Dichter immer mehr zur Ehre, wenn er nicht reine weiß, wohin er mit seinem Reichthum hinaus will, als wenn er dafür sorgen muß, seiner Armuth den Flittergianz zu geben. Hr. Steffens wollte in einem einzigen Roman offenbar zu vieles erreichen. Er wollte zunächst sich selbst in allen seinen Beziehungen zu Wissenschaft, Religion und Staat darstellen, sodann seine Zeit vom Anbeginn des Jahrhunderts bis jetzt; sein Werk sollte aber auch ein Roman seyn, und nach der Sitte eine Menge Liebes- und Familiengeschichten in sich begreifen, und endlich sollte alles dieses noch in eine ganz besondere Beziehung zu seinem Vaterlande Norwegen treten. Was in ihm subjektiv sich durch eine seltsame Fügung der Umstände vereinigt hatte, sollte nun auch objektiv in einem einzigen Roman sich zusammenknüpfen lassen. Es entstand denn ein wunderliches Gemisch von Naturmalerey, historischer Schilderung, philosophischer Reflexion und enthusiastischer Herzensergießung; und wenn wir alles gern als Exilgurationen eines vielumfassenden Genies bewundern, so stört uns doch zuweilen der lockere Zusammenhang und das Uebergewicht der Reflexion, die alle Augenblicke den ruhigen Gang der Erzählung unterbricht und die Illusion aufhebt. Indem er überall seinen erdichteten Personen Reden unterschiebt, die allein auf Steffens, seine persönlichen Meynungen und Verhältnisse sich beziehen und mit seinen letzten polemischen Schriften weit näher verwandt sind, als mit dem Gange des Romans, werden wir wider Willen aus diesem heraus gerissen, und vergessen über dem Autor sein Buch, was wenigstens bey einem Roman allemal ein Fehler ist.

Der Held des Romans ist Steffens selbst, aber in einer vierfachen Erscheinung, gleichsam in vier Elemente zerlegt, welche seine vier Norweger einzeln darzustellen haben. Er hat darin Ludwig Tieck nachgeahmt, der in seiner Novelle, Dichterleben, ebenfalls sich selbst in dreyfacher Erscheinung, den nämlichen Dichter von drey Seiten dargestellt hat. Diese vier Norweger erscheinen als innig verbundene Freunde und steigen vom hohen Norden herab im Jahr 1801, um in Deutschland und Frankreich sich auszubilden. Hier gerathen sie denn in die verworrenen Köpfe, wovon damals das Continent in geistiger Beziehung, wie in physischer, erfüllt war, und woran jeder der vier Fremde nach seiner Eigenthümlichkeit Theil nimmt. Nachdem in der ersten Novelle ihre frühern Verhältnisse in Norwegen geschildert sind, finden wir in der zweyten den ersten der jungen Freunde, Rolling, in Dresden, unter Umgebungen, die uns in den Kreis von Dichtern und Philosophen einführen, die in Weimar und Jena so mächtig auf die deutsche Bildung einwirkten, und unter denen Steffens die erste Weihe zum deutschen Philosophen und Dichter empfing, Goethe, Schiller, Fichte, Schelling. Diese die Gestalt des zweyten Freundes, Thorstein, auf, im Jahr 1806 in Halle, während der Schlacht bey Jena. Er erscheint als ein Held, den die großen Ereignisse der Zeit aus seinen Studien hinausreißen, und der im Tugendbunde thätig mitwirkt zur Empörung gegen den Weltüberwinder Napoleon. Wir finden ihn bey Schill wieder und bey dem Herzog von Braunschweig, dem er nach England folgt. In der vierten Novelle erscheint der dritte Freund, Thaulow, ein Bergmann, der aber, wie Thorstein, durch die großen Ereignisse im Jahr 1813 seinen Studien eine Zeitlang entrissen wird und als Freywilliger den Feldzug nach Paris mitmacht. Hier schildert Steffens wieder ganz sich selbst, sogar bis auf kleine Umstände, die er während des Feldzugs als Freywilliger und im Büreau des Fürsten Blücher erlebt hat. In der fünften Novelle tritt der letzte der Freunde auf, Flinthoug, ein Arzt, der später fromm und ein Prediger wird. Er führt uns nach Italien und in solche Umgebungen, die es dem Verfasser gestatten, sich über Katholicismus und Pietismus auszusprechen; und somit erscheint er als die letzte Seite, die uns Steffens in seiner Vielseitigkeit dargeboten hat, als die theologische. In der sechsten und letzten Novelle finden sich die vier Freunde mit ihren zahlreichen Kindern, Schwiegersöhnen und Töchtern, Freunden und sogar Feinden, theils absichtlich, theils zufällig wieder in Norwegen zusammen und gründen da-

Digitized by Google

selbst in der Nähe von Bergen eine idealische Kolonie von tugendhaften, gebildeten und frommen Menschen.

Da es augenscheinlich den Dichter fortriß, überall nur sich und seine Meynungen darzustellen, so ist es ihm trotz aller Vielseitigkeit nicht gelungen, seinen Charakteren eine scharfe Abrundung, deutliche Eigenthümlichkeit und lebendige Wahrheit zu verleihen. Sie erscheinen fast alle nur als Fragmente seines eignen Wesens, nicht als selbstständige Wesen. Dies gilt namentlich von den vier Hauptcharakteren, und ihren nächsten Befreundeten. Nur am äußern Horizont des Romans, in Nebenfiguren ist es Steffens gelungen, mehr aus seiner eignen Eigenthümlichkeit herauszutreten, und eine fremde zu gestalten. Lassen wir auch die vier Norweger zusammen als vierfache Personifikation des einen Autors gelten, und erfreuen uns an dieser kühnen poetischen Form, so können wir uns doch auf keine Weise mit der ganz farblosen und gleichförmigen Zeichnung vertragen, in der er uns die große Menge junger Mädchen und Jünglinge vorführt, welche sich als theilnehmende Freunde oder Familienglieder an die Hauptpersonen anschließen und zuletzt das Volk der kleinen Kolonie ausmachen. Das ist wirklich nur die ganz gewöhnliche Romanjugend, wie sie überall vorkommt, und wie sie in so vielen Exemplaren sich nicht hätte in ein Werk von Steffens einschleichen sollen. Auch hat uns der Genuß dieser Tugendrepublik zu versammeln, eine Reminiszenz aus der Insel Felsenburg, nicht sonderlich gefallen. Solche Gesellschaften, die jedes feindliche Princip ausschließen, geben auch das eigentliche Leben selber auf, werden geistige Mumien, wie die Herrnhuter, oder versauern und trennen sich desto feindseliger, je unzertrennlicher sie zusammenfließen wollten.

Wie mit der Charakterzeichnung, so können wir uns auch mit den Begebenheiten dieses Romans insofern nicht befreunden, als darin meistentheils alles auf höchst unwahrscheinlichen Zufällen beruht. Die unvermuthete Zusammenkünfte getrennter Freunde und Verwandte häufen sich dergestalt, daß sie gewissermaßen zur andern Natur werden und zuletzt gar keine Verwunderung mehr erregen. Durch diesen Mißbrauch des Zufalls aber bringt sich der Roman selbst um eine seiner stärksten Zaubermittel, und zerstört die Wirkung, die er hervorbringen soll.

(Die Fortsetzung folgt.)

Taschenbuch auf 1829.

Vielliebchen.

Dieses von A. v. Tromlitz herausgegebene historisch-romantische Taschenbuch enthält nebst acht Kupfern vier Erzählungen, und keine Verse, außer eingestreut in den Erzählungen. Unter den Kupfern zeichnen sich vorzüglich zwey weibliche Portraits aus, Blondina und Eva von Trotha (letzteres nach dem Originalgemälde von Bombelli), und eine artige Landschaft, die Stadt Bombay in Ostindien darstellend. Die vier Erzählungen haben uns sämmtlich angezogen. Die erste, der Tag von Granson, stellt uns höchst lebendig die glänzendste Scene der Schweizergeschichte, den Burgunderkrieg, dar, und ist bis auf eine sehr schön und passend eingeflochtene Liebesgeschichte ganz historisch gehalten. Niemand wird diese heitre Heldengemälde ohne Vergnügen betrachten können. Die zweyte Erzählung, der Troubadour, ist uns unbedeutender erschienen, da die Idee derselben gar zu wenig neu ist. Ein böser Ritter rächt sich an einem andern, der vermeintlich auf einer Kreuzfahrt umgekommen ist, durch Zerstörung seiner Burg und Ermordung seiner Familie. Nur seine Tochter wird von einem Troubadour gerettet, und in eben dieselbe verliebt sich der Sohn des bösen Ritters, und gewinnt als ein armer Fischer verkleidet, ihr Herz. Der grausame Ritter erfährt es und wirft sie ins Burgverließ, aber ihr Vater kehrt unvermuthet aus dem Morgenlande zurück, tödtet seinen Feind, und versöhnt die doppelte Blutschuld durch Vermählung der Kinder. Die dritte Erzählung, Blondina, ist die beste und durchaus musterhaft. Die Scene spielt in Neapel, hier wird der schöne und leichtsinnige Herzog von Nemours, der Liebling der Damen, durch ein armes, aber stolzes Mädchen gefesselt, und zum ersten Mal gezwungen, seine Galanterie in wahre Achtung vor dem schönen Geschlecht und seinen Flatterssinn in Liebe zu verwandeln. Nachdem aber die schöne Blondina ihn aufs strengste geprüft, und er in der Probe bestanden, wirft sie die Maske des armen Mädchens ab und entdeckt sich ihm als eine Dame, würdig ihn mit ihrer Hand zu beglücken. Die Erfindung ist eben so sinnreich, als die Ausführung zart und anmuthsvoll. Die letzte Erzählung, Sängerliebe, führt uns an den Hof Herzog Heinrichs von Wolfenbüttel, der sich in ein schönes und eitles Fräulein seines Hofes, Eva von Trotha, verliebt, und, um den Nachstellungen seiner Gemahlin zu entgehn, die Geliebte zum Schein sterben und begraben läßt, in Wirklichkeit aber auf sein Schloß Staufenburg entführt, wo sie im tiefsten Geheimniß verborgen bleibt. Nur Otto, ein Sänger und früher Evens Geliebter, entdeckt die Todgeglaubte wieder, wird vom Herzog überrascht und durch seine Diener umgebracht, obgleich er treu das Geheimniß bewahrt hat.

Digitized by Google

N°. 87.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 28. Oktober 1828.

Romane und Erzählungen.

(Fortsetzung.)

Was aber trotz allen diesen Mängeln in dem vorliegenden Werk höchst anziehend und schön bleibt, das sind die vielen einzelnen Schilderungen, besonders von der Natur und von den patriarchalischen Sitten in Norwegen, worin sich auch ein sehr lebendiges Gemälde der Stadt Breslau, wo Steffens lebt, anschließt; ferner die geschichtlichen Darstellungen aus den preußischen Feldzügen von 1806 und 1813; endlich die zahllosen Betrachtungen über Religion und Staat, Wissenschaft und Kunst, Humanität und Nationalität, in denen wir nirgends den großen Denker, den liebenswürdigen Weltmann verkennen. Daß der Dichter überall das stärkste Licht auf sein geliebtes Vaterland fallen läßt, ist theils durch den Titel des Romans gerechtfertigt, theils auch noch in der Uebertreibung zu verzeihen, denn wer möchte der Vaterlandsliebe Gränzen setzen! Wir verdanken der durch diese vorherrschende Neigung lebhafter entflammten Phantasie des Dichters gerade seine trefflichsten Schilderungen, und theilen seinen Enthusiasmus, wenn er uns in die Hochgebirge seiner Heimath, zu ihren tiefen Schluchten und hohen Wasserfällen, zu ihren Höhlen und über ihre Gletscher, oder in die reinlichen Häuser der stolzen Bauern, an die felsigen Küsten und vor die alterthümliche Stadt Bergen führt. Aber gerade, je eifersüchtiger wir uns seiner Vorliebe anvertrauen, desto behutsamer hätte der Dichter seyn müssen, seinen patriotischen Eifer niemals ins Lächerliche fallen zu lassen, und wir müssen ihn bedauern, daß ihm Naloverätten entschlüpfen konnten, wie in der ersten Novelle, wo nicht nur die norwegischen Bauern sich selbst immer ehrlich und treu nennen, sondern auch S. 59 ihre Pferde, und S. 42 sogar ihren Schnee, im Gegensatz gegen die Bauern, Pferde und Gletscher der übrigen Welt. Das ist dieselbe eitle Ruhmredigkeit wie die von der gemein-eidsgenössischen Treu- und Biederherzigkeit, von der man allerwegen in der Schweiz hören muß.

Möge der verehrte Dichter uns diese Rüge verzeihen. Wir durften sie nicht unterschlagen, da wir die Bemerkung gemacht haben, daß schon öfters große Männer blos deßwegen bey ihren kleinen Schwächen verharrt sind, weil man sie aus bloder Ehrfurcht übersah oder nicht zu rügen wagte. Herr Professor Steffens, der um seinen Ruhm nicht bange seyn darf, wird uns daher gewiß gern erlauben, daß wir ihn auf einige Pinselstriche aufmerksam machen, die seinem sonst so effektvollen Gemälde die Haltung nehmen. In diesem Sinne sey es uns auch erlaubt, ihn zu fragen, ob er es nicht selbst, die Hand aufs Herz, für eine Uebertreibung halten muß, wenn er sich im Enthusiasmus der Erinnerung so weit führen läßt, von Napoleon zu sagen, er hasse ihn nicht etwa nur, nein, er verachte ihn. Wir sind uns bewußt, durchaus nicht zu den Anhängern Napoleons oder seines Systems zu gehören, doch müssen wir bekennen, daß uns immer ein kleines spöttisches Lächeln anwandelt, wenn wir hören, Napoleon verdiene Verachtung. Ist Herr Professor Steffens auch redlich überzeugt, daß dem geistreichen Norweger unter ähnlichen Umständen niemals hätte begegnen können, was sich mit dem geistreichen Schweizer, Johannes von Müller, zugetragen? Wir wollen gern glauben, er würde sich tatfester betragen haben; immerhin aber bleibt es gewiß, daß es auch im Laster eine Größe geben kann, die alles, nur nicht verächtlich ist, und die Napoleon so sichtbar auszeichnet, daß es lächerlich wäre, sie verkleinern zu wollen. An das furchtbar tragische Verhängniß dieses Mannes reicht die Verachtung wahrlich nicht hinauf. Herrlich und hocherfreulich war der Kampf Europas gegen diesen Riesen; allein nach einem so theuer erkauften Siege ihn sofort verächtlich zu finden, ist wohl nichts mehr als eine Selbsttäuschung der europäischen Schamhaftigkeit, die mit diesem großen Sündenbock gern alle kleinen Sünden begraben möchte.

Doch wir wollen diese Beurtheilung des Romans mit keinem Mißton schließen. Jeder Leser, welcher Meynung und Partey er auch huldigen möchte, wird in diesem überaus reichhaltigen, nach allen Seiten des Lebens hin geistreich

Digitized by Google

sich verbreitenden Werke mannichfaltige Belehrungen und Genüsse schöpfen können. Auch ist die äußere Ausstattung desselben sehr solid und elegant, wie dies überhaupt bei allen Verlags-Artikeln von Max in Breslau zu rühmen ist.

Wir schließen an das Werk von Steffens ein älteres, das sich in mancher Hinsicht damit vergleichen läßt, die Insel Felsenburg, oder wunderliche Fata einiger Seefahrer, eine Geschichte aus dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, eingeleitet von Ludwig Tieck. (Sechs Bändchen. Breslau, im Verlage von Josef Max und Komp. 1828.) Daß dieser vor etwa hundert Jahren sehr berühmte, nachher aber unbillig verachtete Roman es wohl verdient auch noch in unster Zeit gelesen zu werden, beweist nicht nur die Theilnahme, die ihm ein so großer Dichter und Geschmacksrichter, als Tieck ist, geschenkt hat, sondern auch die vor zwei Jahren in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart erschienene geistreiche Bearbeitung desselben von dem rühmlich bekannten Dichter Oehlenschläger. Wir haben uns in Nr. 56 des Literaturblatts von 1826 über die moderne Umarbeitung, die Inseln im Südmeer, ausführlich ausgesprochen und den Gang der Geschichte darin verfolgt, beschränken uns daher, hier nur einige allgemeine Bemerkungen anzuknüpfen. Unter allen den alten, langweiligen, höfischen und galant-pedantischen Romanen und den Zeiten der berühmten asiatischen Bantie steht die Insel Felsenburg wahrhaft insularisch da, wie in einem wassereichen Ozean ein einziges grünes und lebensfrisches Eiland. Zwar kann auch dieses Buch nicht ganz den breiten und weitläuftigen Stol verläugnen, der damals allgemein herrschte, doch hat er auch wieder so viel anziehende, alterthümliche Naivetät, daß Tieck mit Recht nur solche Stellen gestrichen oder abgeändert hat, die als leer und überflüssig uns zuzuviel ermüden würden. Was aber diesem Buche einen bleibenden Werth verleiht, ist die tiefe Menschenkenntniß des Verfassers, der Reichthum von Charakteren und Situationen, wovon es erfüllt ist, und sein nicht minder historisches Interesse, indem es vielfältig die Geschichte der Zeit berührt, aus der es hervorgung, und als das vollständigste Sittengemälde, das wir davon besitzen, betrachtet werden darf. Ueberdies hat die neue Ausgabe des Werks durch die vortreffliche, über die deutsche Poesie und namentlich die deutschen Romanen sich aussprechende Vorrede Tiecks einen besondern Werth gewonnen.

Von dem ungemein thätigen Herrn Willibald Alexis haben wir wieder einen, Walter Scott untergeschobenen Roman erhalten: Schloß Avalon, frei nach dem Englischen des Walter Scott von dem Uebersetzer des Walladmor. (Drey Bände, Leipzig bey Brockhaus 1827). Wenn gleich in dem scheinbaren Hochmuth, den Namen Walter Scotts anzunehmen, eine wirkliche Demuth liegt, nämlich das bescheidene Geständniß, daß der Dichter nur ein Nachahmer sey, so können wir doch keins von beyden gut heißen, und halten dafür, daß Herr Willibald Alexis besser gethan hätte, sich in keinem Fall einer solchen Mystifikation des Publikums zu bedienen. Wir wollen indeß über den Titel nicht lange rechten, und den Roman selbst betrachten. Dieser ist uns sehr merkwürdig vorgekommen, weil er ungemein anschaulich macht, wie in unsrer Alles übereilenden Zeit auch die trefflichsten Anlagen durch eine sich für Genialität haltende Flüchtigkeit verdorben werden können. Würde Herr Willibald Alexis seine Leichtigkeit zu schreiben nicht bis zum Leichtsinn ausarten lassen; würde dieser mit so schönen Gaben ausgestattete, uns sehr verehrte Dichter etwas weniger schreiben, so dürften wir uns Meisterwerke von ihm versprechen. Allein er hat sich von dem Strom der Mode dichter fortreißen lassen, und sein unsterblich Theil Preis gegeben, um in einer uns fast unbegreiflichen Hast Tagesraum für Tageswerk einzunehmen. Möchte er unsre Bemerkungen beherzigen und die bessere Meinung, die wir von ihm hegen, auch im Tadel nicht verkennen. Wenn wir den vorliegenden Roman prüfen, so leuchten uns darin von allen Seiten die glänzendsten Anlagen entgegen; aber als ob es dem Dichter nicht der Mühe verlohnt hätte, sie auszubilden, verdirbt er sie wieder mit einem selbstmörderischen Leichtsinn und überläßt sich einem ganz gewöhnlichen Romanschlendrian.

Der Dichter versetzt uns nach England und in die Zeit vom Ende Karls II. an bis zur Vertreibung der Stuarts. Von dieser verhängnißvollen Zeit gibt er uns ein so umfassendes Bild, daß er, ohne aus den Schranken des Romans herauszutreten, doch mit der Geschichte selbst wetteifert. Damals erlebte England den großen Wendepunkt zwischen der alten und neuen Zeit. Unter der trügerischen Decke eines langwierigen Friedens wurde die Gährung der vielen einander feindseligen und doch in einen Raum zusammengepreßten Elemente immer bösartiger, und es entstund eine um so verwickeltere, allgemeine politische Krankheit, als jedes einzelne Organ des leidenden Körpers das andere hemmte und dessen Entwickelung hinderte, bis endlich die entscheidende Krisis eintrat. Dieses Krankheitszustand eines von Natur so kräftigen Volks schildert uns der Dichter mit erareifender Wahrheit. Auf der einen Seite zeigt er uns den durch die religiösen und politischen Bewegungen der Völker zugleich emporgeschichterten und ergrimmten Despotismus in der Person König Jakobs II.; die letzten echten Cavaliers aus der alten treuen romantischen Zeit in der Person des Ritters

Digitized by Google

Raleigh, Herrn von Avalon, dem legitimen Throne blind ergeben; den liebenswürdigen chevaleresken Leichtsinn der früheren Stuarts in dem Herzog von Monmouth, unechtem Sohne Karls II.; die schleichenden Jesuiten in dem Vater Peter; die blutigen Schergen der Gewalt in Kirk und Jefferies. Auf der andern Seite die stolzen Republikaner in Lord Russel und Algernon Sidney, die furchtbaren Sektirer und religiösen Fanatiker in Sandys, den klug berechnenden Politiker in Wilhelm von Oranien. In der Mitte endlich die immer verlegenen, zweideutig zwischen den Parteien schwankenden und laviernden Prälaten in dem vortrefflich gezeichneten Decanten Tennison, die feilen Söldlinge aller Parteien, wozu Cromwell die Soldaten herabgewürdigt hatte, in dem Obersten Rumsey, und die politischen Wetterfahnen und zweyzüngigen Diplomatiker in dem Minister Sunderland. So sind alle jene religiöse und politische Elemente vom Dichter auf kunstreichste an die einzelnen Personen und Gruppen des Romans vertheilt, und die Anlage ist so vortrefflich, daß sie nichts zu wünschen übrig läßt. Es kam nur noch darauf an, dem Gange der Geschichte treu zu bleiben, und die im Allgemeinen so glücklich angelegten Charaktere nicht im Einzelnen zu verzeichnen.

Aber was thut der Dichter? Er stellt in den Vordergrund des großen Gemäldes Romanfiguren hin, die so unnatürlich gezeichnet sind, als man es nur von einer modischen Almanachsnovelle erwarten kann, und die uns leider so stark in Anspruch nehmen, daß wir darüber den so interessanten geschichtlichen Hintergrund nur zu sehr aus dem Auge verlieren. Folgende Skizzen mögen diese Behauptung beweisen.

Raleigh kehrt mit dem Herzog von York, nachmaligem König Jakob II., nach England zurück. Sie leiden Schiffbruch; Jakob rettet nur seine Jesuiten und Hunde, indem er seine protestantischen Begleiter, und unter diesen auch Raleigh und dessen alten Oheim gewaltsam von der rettenden Barke zurückstößt und den Fluthen überläßt. Der Oheim kommt mit den andern um, nur Raleigh gelangt ans Ufer. Heimgekehrt, findet er das Mädchen seiner Liebe, Lady Harriet Wendworth, als Maitresse des Herzogs von Monmouth wieder, den diese als ein Ideal der Männer mit glühender Leidenschaft liebt. So sehr von den Stuarts beleidigt, bleibt doch Raleigh dem königlichen Hause blind ergeben, ja er hält es sogar nicht für unritterlich, als Angeber gegen die seuft von ihm verehrten Männer Russel und Sidney aufzutreten und sie dem Henkerbeil zu überliefern. Als nun aber auch Monmouth gegen den unerträglichen Despotismus seines königlichen Oheims sich empört, und nach seiner Niederlage von Raleigh gefangen genommen wird, schätzt dieser auf einmal wieder die ritterliche Großmuth höher, als die Legitimität, und läßt ihn entfliehen. Er muß dafür im Tower büßen, und um seine Inconsequenz wieder gut zu machen, übertreibt er aufs neue seine Loyalität dergestalt, daß er die rettende Hand seiner Geliebten, der Lady, die jetzt durch die Hinrichtung Monmouths verwittwet ist, von sich stößt und sein legitimes Gefängniß selbst dem illegitimen Himmel in den Armen der schönen Harriet vorzieht. Allein seine heroische Treue soll auf noch härtere Proben gestellt werden. Als Jakob in die größte Noth kommt und Oranien schon in England gelandet ist, läßt man Raleigh endlich los, um sich seiner zu bedienen. Er vergißt auch wirklich nicht nur alle Schmach, die man ihm angethan, sondern übernimmt sogar das Amt eines Polizeydieners und arretirt seine heißgeliebte Harriet, als Verschwörerin, in eigner Person. Bey dieser Expedition wird er selbst gefangen, doch von Oranien gütig entlassen, worauf er sich von neuem an den flüchtigen König Jakob anschließt, ihn gegen Mörder vertheidigt und dabey selbst tödtlich verwundet wird.

Eben so unnatürlich ist seine Geliebte dargestellt. Erst liebt sie Monmouth über alles; dann ist sie naiv genug, dessen Nebenbuhler Raleigh, den verschmähten Liebhaber, zur Rache gegen den Mörder Monmouths aufzufordern und ihm zum Lohn dafür sogar ihre Hand anzubieten; auch verlobt sie sich wirklich mit ihm noch auf seinem Sterbebette. Endlich aber, was wohl das naivste von allem ist, folgt sie denselben Stuarts, gegen welche sie sich noch eben am eifrigsten verschworen, gegen welche sie sogar als Amazone die Fahne von Oranien getragen hatte, in ihr Asyl nach Frankreich und wird zuletzt katholisch und eine Nonne, ohne irgend einen andern Grund, als weil es dem Dichter gefällt; denn wenn sie auch gegen Oranien eine gewisse Eifersucht haben konnte, sofern sie selbst einst durch Monmouths Erhöhung gehofft hatte, Königin von England zu werden, so ist doch kein Grund vorhanden, warum sie sich an Jakob, den verhaßten Mörder ihres theuern Monmouth, anschließen sollte.

Der zweyte Haupttheil des Romans, Ritter Robert Fletcher von Salton, ist nicht weniger verzeichnet. Er tritt als ein munterer junger Soldat ins Gefolge Monmouths, da er aber zufällig und nicht ohne gerechte Ursache einen widerspenstigen Soldaten tödtet, welcher der Bräutigam eines jungen Mädchens ist, nimmt er sich den Wahnsinn und Selbstmord der letzteren so sehr zu Herzen, daß er drey Jahre lang ein Quäcker wird und höchst erbaulich predigt; aber kaum hat ihn seine frühere Geliebte wiedergefunden, ihm einige Scherze zugerufen und ihn aufgefordert, sich an den eben angekommenen Oranien anzuschließen, so schlägt er auch gleich wieder alle

Digitized by Google

Frömmigkeit in den Wind und wird ein stattlicher Obrist der Garde.

Das sind Romanenstreiche, bey denen die Wahrheit und ihre schöne Wirkung gänzlich verloren geht. Dahin müssen wir auch die Scene rechnen, in welcher Monmouth es wagt, als Verbannter sich nach London zu schleichen und wie ein neuvermirender Student sich gerade unter die Augen des vorbeyziehenden Königs zu stellen, wodurch er entdeckt und zu schneller Flucht genöthigt wird. Kann wohl ein heimlicher Verschwörer, ein Kronprätendent, einen solchen unmotivirten und ganz unnützen Knabenstreich begehn? — Doch von diesen nicht zu entschuldigenden Fehlern abgesehn, ist das Uebrige dem Dichter desto trefflicher gelungen, ja selbst die Scenen, in welchen die genannten Hauptpersonen auftreten, sind einzeln betrachtet sehr schön, wenn man sich nur über die mangelnden Motive und über die Inkonsequenzen derselben hinwegsetzen könnte. So ist das Zusammentreffen Monmouths und Raleighs nach der Schlacht von hoher Schönheit, und würde uns unendlich mehr entzücken, wenn nicht vorher und nachher die fatalen Legitimitätsskrupel uns störten. Am besten haben uns alle die Scenen gefallen, in welchen der Dechant und seine liebenswürdige Nichte, Roberts Geliebte, auftritt; besonders aber die komische Entführung Roberts durch diese Nichte und die Verlegenheit des Dechanten, als er zwischen dem päpstlichen und holländischen Gesandten entscheiden soll. Wahrhaft erhaben ist der alte Sandy und seine unglückliche Tochter; auch Jakob II. ist sehr würdig und charakteristisch dargestellt, und mit furchtbarer Wahrheit sind die Unthaten Jefferies geschildert. So ist denn unser Endurtheil über diesen Roman: wenn die drey genannten Hauptpersonen im Vordergrunde weggenommen werden, ist alles übrige meisterhaft. Wo des Dichters Phantasie wirkliche geschichtliche Elemente zu entwickeln fand, sind seine Schilderungen unübertrefflich; wo er aber nur seine eigne Erfindungskraft zu Rathe zog, hat er sich zu sehr von schlechten Mustern aus der übrigen historischen Romanenwelt verleiten lassen und seine Geschöpfe allzusüchtig in die Geschichte eingeschoben, deren vollendete plastische Gestalten sich mit den lustigen Eindringlingen nicht sonderlich vertragen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Taschenbücher auf 1829.

1. Taschenbuch der Liebe und Freundschaft.

Jahr aus, Jahr ein bleiben die kleinen, früher zu den Kalendermonaten gehörigen Kupferchen dieses Almanachs seine vorzüglichste Zierde, und diesmal hat Spindler ihnen einen sehr launigen Text beygefügt. Die größern historischen Kupfer nach Bamberg sind aber wieder, wie gewöhnlich, zu sehr manierirt. Unter den Erzählungen ist die artigste: Der Beruf, von C. Weisflog, ein idyllisches Charaktergemälde. Der Held ist ein armer Candidat, nicht unähnlich den blöden und sich lächerlich machenden, aber innerlich kindlichen und feinsinnigen Jünglingen, die uns Jean Paul in den Flegeljahren, und in Quintus Fixlein so unübertrefflich gezeichnet hat. Auch die Wanderung nach Paris von Friederike Lohmann hat viel Anziehendes. Die Hauptperson darin ist ein armer Schweizer, der mit dem Postkarren, in den Burgunderreligen verlornen Diamanten Karls des Kühnen nach Paris wandert, und da er den Werth des Steins nicht kennt, lauter Betrügereyen und Gefahren ausgesetzt wird. Das Weißhütchen, eine Volkssage von Blumenhagen, ist ein wenig zu gräßlich. Ein in Mutterleib ermordetes Kind erscheint als Polterageist und rächt sich und seine Aeltern durch den Tod des Mörders. Junker Udo, eine poetische Erzählung von Präpel, ist in seiner Manier leicht gedichtet, aber ohne tiefere Bedeutung. Unter den übrigen nicht sehr zahlreichen Gedichten zeichnet sich eine Romanze von Adalbert von Chamisso, die Löwenbraut, rühmlich aus.

2. Genealogisches Taschenbuch.

Herausgegeben von Gottschalk, Stuttgart bey Hoffmann. Der Herausgeber ist der bekannte Verfasser der Ritterburgen in Deutschland, und sein neues Taschenbuch zeichnet sich sowohl durch gründliche Behandlung des Gegenstandes als durch ein elegantes Aeußere aus. Der Inhalt zerfällt in drey Theile: 1) Genealogie aller souverainen, standesherrlichen und andern fürstlichen und gräflichen ebenbürtigen Familien. Diese Register sind bey der größten Vollständigkeit zugleich durch geschickte Abbreviaturen übersichtlicher und einfacher gemacht, als es bisher der Fall war, und durch kurze historische Angaben des Ursprungs und der wichtigsten Schicksale jeder Familie hat der Verfasser auch der sonst genealogischen Tabellen eignen Trockenheit abzuhelfen gewußt, so daß man das Buch nicht blos zum gelegentlichen Nachschlagen brauchen kann, sondern auch mit Interesse durchlesen wird. 2) Uebersicht der Regenten und Chefs der in diesem Taschenbuch aufgeführten Familien. 3) Erloschene Familien seit 1778 oder in den letzten 50 Jahren. In Beylagen erhalten wir noch interessante Uebersichten über das Alter der Regenten und die Zahl der männlichen Familienglieder. Darnach ist gegenwärtig der älteste Regent an Lebensjahren der Großherzog von Hessen (geb. 1753) an Regierungsjahren der Herzog von Sachsen-Altenburg (seit 1780). Das zahlreichste Geschlecht aber ist das des Hauses Solms, indem es 43 männliche Glieder zählt.

Digitized by Google

№. 88.

Literatur-Blatt.

Freytag, den 31. Oktober 1828.

Die Leipziger Büchermesse von Michaelis 1828.

Der Meßkatalog enthält diesmal 3235 literarische Artikel; zu Ostern enthielt er deren 3883, also im Ganzen für das Jahr 1828 nicht weniger als 7118 Artikel, mehr als je in einem frühern Jahrgange. Wir müssen indeß von dieser Zahl die ausländischen, bey uns blos in Kommission gegebenen Werke ausschließen, deren die Herbstmesse 312 anzeigt; und wenn wir auch noch die 319 erst künftig versprochenen Werke, die 81 Landcharten, 26 Musikbücher und 10 Spiele abziehen, so bleiben doch immer 2167 fertig gewordene Bücher übrig. Im Ostermeßkatalog (vergleiche Nr. 56 des Literaturblatts von 1828) blieben nach denselben Abzügen 3187 übrig, so daß also im Ganzen das Jahr 1828 uns 5654 fertig gewordene, im deutschen Verlag erschienene Bücher geliefert hat, 516 mehr als das Jahr 1827. Mit Bezugnahme auf unsre frühere Vergleichung in Nr. 90 des Literaturblatts von 1826 geben wir hier eine Uebersicht des Büchertrags von 1814 bis 1828, worunter aber immer nur fertig gewordene deutsche Verlagsartikel, und eigentliche Bücher begriffen sind (mit Ausschluß der als künftig angezeigten Werke, der Landcharten, Musikalien ꝛc.):

Das Jahr	1814	Bücher	2529
—	1815	—	2750
—	1816	—	3197
—	1817	—	3532
—	1818	—	3781
—	1819	—	3916
—	1820	—	3958
—	1821	—	3997
—	1822	—	4283
—	1823	—	4309
—	1824	—	4511
—	1825	—	4836
—	1826	—	4704
—	1827	—	5108
—	1828	—	5654

Aus dieser kleinen Tabelle kann man ersehen, in wie überraschend schneller Progression die Zahl der Bücher steigt. Obgleich aber der Katalog der gegenwärtigen Herbstmesse schon so stark ist, fehlen doch darin noch viele Artikel, z. B. alle von der Franckh'schen Buchhandlung in Stuttgart. Wir finden diesmal 391 Buchhändler, die ihre Werke angezeigt haben, und unter diesen haben die meisten Artikel: die J. G. Cotta'sche Buchhandlung 60 (nicht 59, wie hinten im Register steht, da S. 330 doppelt anzugeben ist), Hartmann in Leipzig 47, Reimer 43, Landes-Industrie-Comptoir in Weimar 41, Hoffmann in Stuttgart 37, Lit. Central-Comptoir in Leipzig 36, Hahn in Hannover 36, Hennings 33, Leske 33, Basse 32 ꝛc.

Unter den fertig gewordenen Büchern unterscheiden wir 337 theologische, 180 historische, 485 Zeitschriften, 112 Romane, 34 Schauspiele, 45 Sammlungen lyrischer Gedichte (mit Ausnahme der Gesangbücher und Kinderlieder), 10 epische Gedichte (mit Ausnahme der alten Klassiker), 53 andere Unterhaltungsschriften, namentlich Erzählungen, 76 Taschenbücher verschiedenen Inhalts, und 99 Werke in fremden neuern Sprachen, die aber von deutschen Buchhändlern verlegt sind.

So weit sich aus bloßen Titeln schließen läßt, ist der Katalog diesmal an ausgezeichneten Werken nicht arm, obgleich man auf der andern Seite auch wieder über die ungeheure Anzahl von Büchern erschrickt, die uns nichts besseres verheißen, als ewige Wiederholungen dessen, was schon hundert- und tausendmal gedacht und geschrieben ist. Wir übergehn die Werke, die nur strenge Fakultäts-Wissenschaften betreffen, oder zeichnen darunter nur solche aus, deren Verfasser einer bedeutenden Popularität sich erfreuen. So finden wir unter den religiösen Schriftstellern Schleyermacher, Paulus, De Wette, Wessenberg, Tzschirner, Krug ꝛc. Die philosophische Literatur wird bereichert durch zwey Werke des Herrn Friedrich von Schlegel, Philosophie des Lebens und Philosophie der Geschichte; ferner durch die längst versprochene Republik Platons, übersezt von Schleyermacher; durch den dritten Band von Krugs philosophischem Lexikon, durch eine neue Auflage der neuen Kritik der Vernunft von Fries, durch

Digitized by Google

zwey Geschichten der Philosophie von Rixner und Ernst Reinhold, mehrere Werke von Krause, Heinrichs Hypothese der Materie, Mayers Wahrnehmungen einer Sehrin ꝛc., so daß diesmal für Philosophie mehr als in andern Semestern geschehen ist. Unter den naturwissenschaftlichen Werken dürfen wir ohnan stellen Alexander von Humboldts Entwurf einer physischen Weltbeschreibung, und den von den Astronomen längst mit großer Begierde erwarteten Katalog der Doppelsterne, welche Struve mit dem Fraunhoferschen Riesenrefraktor in Dorpat entdeckt hat, unstreitig seit Herschel das bedeutendste astronomische Werk.

Auch die geschichtliche Literatur bietet vieles Ausgezeichnete dar: die dritte Auflage von Niebuhrs Geschichte der Römer, und von demselben Verfasser kleine historische und philosophische Schriften; Mannerts Geographie der Griechen und Römer, 8ter Theil, und von demselben Verfasser der erste Theil der deutschen Geschichte; Ludens Geschichte des deutschen Volks, 11ter Theil; Herens historische Werke, 15ter Theil, so wie dessen und Ukerts Geschichte der europäischen Staaten; von Beckers Weltgeschichte die sechste, und von Kohlrausch deutscher Geschichte die achte Auflage. Zur Geschichte der neuern Zeit: der siebente und achte Band von Thibaudeaus Geschichte Napoleons, der zweyte Theil der Denkwürdigkeiten eines vornehmen Staatsmannes (Hardenberg) von Rüder; die Werke des Prinzen von Ligne; der sechste Theil der Mohlschen Uebersetzung von Thiars Geschichte der französischen Revolution; Denkwürdigkeiten von Savary, von Segur; Geschichte Napoleons von Jomini, Norvins, Arnault. Ausgezeichnete Specialgeschichten: Maitalb Geschichte der Magyaren; Thierry, histoire des Gaulois; Hallam Geschichte der englischen Konstitution; Cobbets Geschichte der Reformation in England; neue Uebersetzungen von Lingard, Botta, von Deppings Geschichte der Normannen; Voigts Geschichte von Preußen; Jost Geschichte der Israeliten; Dankovszky Urgeschichte der ungrischen Völker; Parrot über Livren, Esten und Ehsten; Mimaut sardinische Geschichte; Weitzel Betrachtungen über Deutschland ꝛc. Von Alterthümern: die Limburger Chronik; das sassische Denkenbuch; Legis Fundgruben des alten Nordens; von Arenberg Sammlung historischer Monumente, und dessen historisches Taschenbuch. Biographisches: Katerkamp über die Fürstin Gallizin; Lavaters Ausplaudereyen, eine bisher noch nicht bekannte Arbeit dieses Gelehrten; Bonstettens Briefe an Matthisson; Jean Pauls Briefe an Jakobi; Georg Forsters Briefwechsel; Dürers Reliquien; Franklins Leben.

Für die Kunst ist von der vorzüglichsten Bedeutung die dritte Lieferung des großen Boisseréschen Werks über den Kölner Dom und der zweyte Theil von Brondsteds Reisen und Untersuchungen in Griechenland. Für Literargeschichte: die zweyte Auflage von Eichhorns Geschichte der Literatur; der vierte Band von Franz Horns Geschichte der deutschen Poesie und Beredsamkeit; Grafs Diuriska; Thiersch über neugriechische Poesie; Voß kritische Blätter. Für Mythengeschichte bemerken wir nur: Wolffs Mythologie der Feen und Elfen.

Die politische Literatur ist ziemlich arm, und besteht, außer einer Uebersetzung des Montesquieu und dem sechsten Theil von Welt und Zeit, fast nur aus Gelegenheitsschriften über die türkisch-griechischen Angelegenheiten, über den badischen Successionsstreit, über die Zwistigkeiten zwischen Braunschweig und Hannover und über den berüchtigten Witt, der selbst den dritten Theil seiner Fragmente ankündigt. Anderweitige Streit- und Gelegenheitsschriften über Dinge oder Personen, die gerade an der Tagesordnung sind, gibt es noch in ziemlicher Anzahl, namentlich Reminiszenzen an Tischreiner, Feddegen gegen Saphir, gegen die Homöopathie, zwey Schriften gegen Hegel, und sehr viele für und wider den Rationalismus, die bischöfliche Gewalt der weltlichen Fürsten, und über was sonst gewöhnlich Protestanten und Katholiken zu streiten pflegen.

Gesammtausgaben erhalten wir theils neu, theils in Fortsetzungen von: Goethe, Schiller, Herder, Wieland, Lessing, Jean Paul (den Schluß mit dem 60sten Bande), Hippel, Klamer Schmidt, Rehberg, Ittner, Caroline Pichler, Tieck (die ersten 10 Bände), Hegner, Walter Scott, Cooper, Washington Irving, Boccaccio, Voltaire. Außerdem zeichnen wir unter den poetischen Werken folgende aus: Hagens neue Ausgabe der Minnesänger, dritter Theil; Gustav Schwabs Gedichte, erster Theil; Mohls Schilling, das Buch der Lieder; Tegners Axel, Frithiofssage und Auerbahn; Stägemanns Gedichte; Seidl, österreichische Volkslieder; die zweyte Auflage des Vossischen Ovid; Manzonis Ode auf den Tod Napoleons; Wilhelm Müllers Bibliothek deutscher Dichter des sechzehnten Jahrhunderts, fortgesetzt von K. Förster. Unter den Romanen: Morriers Begebenheiten Hajji Babas von Isfahan, Willibald Alexis Wanderungen im Süden, die zweyte Auflage von Hoffmanns Kater Murr; Uebersetzungen von Walter Scott, Cooper, Thomas Moore, Cunningham, Miß Porter, Manzoni, Picard, Pigault Lebrun; neue Original-Romane von Albini, Clauren, G. Döring, Herlosohn, F. Kind, Kruse, Kuffner, Laun, Loß, Lüdemann, A. v. Schaden, Satori, Schilling, Sellen, Töpfer, J. H. Voß; und von den Damen: Wilhelmine von Gersdorf, Henriette Hanke, Friederike Lohmann, Baronin von Richthofen, Amalie Schoppe ꝛc. Unter den Schauspielen: Wilsons Theater der Hindus; Müllners und Kotzebues sämmtliche theatralische Werke; Alfieris Saul; C. v. Schenks Belisar; Michael Beers Trauerspiele; Grabbes Don Juan und Faust; Oehlen-

Digitized by Google

schlägers Tordenskiold: Raupachs Rafaele; Immermanns Kaiser Friedrich II; Lustspielsammlungen von Holtei; Th. Hell, Lebrun, Kurländer ꝛc., auch eine neue Auflage des Julius von Tarent von Leisewitz.

Versprochen werden noch: eine neue deutsche Ausgabe des großen Werks von Buffon nach der Ausgabe Enviers von Goldfuß, Nees von Esenbeck und Nöggerath; Wilhelm Müllers sämmtliche Werke, herausgegeben von Gustav Schwab; Calderon, übersetzt von Gries, 7ter Band; Cervantes Werke in einer spanischen Prachtausgabe bey Ernst Fleischer; Solgers Vorlesungen über Aesthetik; Tiecks Vorschule zum Shakespeare, 2ter Band; eine Auswahl aus den Werken des Galler von Kaisersberg ꝛc.

Schließlich müssen wir noch alle diejenigen Buchhandlungen loben, welche Herrn Reimers Bitte erfüllt, und bey ihren Verlagsartikeln die Bogenzahl und den Preis beygesetzt haben. Ist dies auch noch nicht von allen geschehen, doch von den meisten, und so hat der Meßkatalog eine wesentliche Verbesserung erhalten.

Taschenbücher auf 1829.

1. Urania.

Das schöne Titelkupfer dieses Almanachs zeigt uns das wohlgetroffene Bildniß des liebenswürdigen Wilhelm Müller, nach Krüger gestochen von H. Meyer. Die übrigen historischen Kupfer, Darstellungen zu Bürgers Gedichten, sind dagegen ganz so widerliche Zerrbilder, wie sie in neuerer Zeit in Taschenbüchern immer gewöhnlicher werden, und das sonst würdig ausgestattete Büchlein wird durch diese Oetzischen Frazzen ungemein entstellt. Unter den Erzählungen hat uns besonders die erste von Spindler und die letzte von Johanna Schopenhauer gefallen. Die erste, des Falkners Braut, enthält ein äußerst glückliches Gemälde der Zeit Ludwigs XIV. Die Franzosen bringen über den Rhein, zerstören Baden-Baden und finden in Ebersteinburg ein reizendes Landmädchen, die Braut eines Falkoniers. Ein französischer Lieutenant, Herr von Tetellier, Neffe des mächtigen Louvois, verliebt sich in sie, und sie entschließt sich ihn zu heyrathen, um das Leben des armen Falkners zu retten, der aus Eifersucht den Lieutenant hatte ermorden wollen. Die schöne Rosine wird mit Tetellier getraut, und unter dem Schutz eines verwundeten Gaskogners vom Kriegsschauplatz entfernt und auf ihres Gemahls Güter gebracht. Louvois ist wüthend, als er den Streich seines Neffen erfährt, und insultirt die arme Rosine, die nicht einmal Beweise für die Echtheit ihrer Heyrath beybringen kann. Tetellier selbst ist gefallen, und so wird Rosinens Lage noch schlimmer. Allein Louvois Gegner nehmen sich ihrer an, sie gewinnt die Gunst des Königs, wird als Tetelliers rechtmäßige Wittwe anerkannt und heyrathet einen Vicomte, den sie schon als Volontair unter den Kriegsgefährten Tetelliers kennen gelernt und der sich durch seinen Edelmuth ausgezeichnet hatte. Der Dichter hat besonders das französische Soldatenleben, die Bedrängniß des deutschen Mädchens in einem fremden Lande, und die Courtoisie des liebenswürdigen Volks, wodurch die Noth der schönen Fremden so bald gehoben wird, auf die lebendigste und anmuthigste Weise geschildert. Die letzte Erzählung, des Adlers Horst, hat uns vorzüglich gefallen wegen des schönen Bildes einer Mutter, die ihrem von einem Adler entführten Kinde auf die höchsten Berggipfel nachfolgt und es glücklich rettet. Eine der bedeutendsten Gaben der Urania ist ferner der Ausgang aus dem alten Trauerspiel Carl Stuart von Andreas Gryphius, in reimlosen Jamben bearbeitet und mit Prolog und Epilog versehen von Gustav Schwab. Dieses Trauerspiel wurde 1649, also kurz nach der Hinrichtung Carls I. gedichtet und ist eine der kräftigsten und lebendigsten Schöpfungen des zwar nicht sehr bekannten, aber unstreitig von jedem, der ihn kennt, anerkannten Dichters, dem daher auch in allen Literargeschichten ein ehrenvoller Rang angewiesen ist. Schon Ludwig Tieck hat früher in seinem altdeutschen Theater einige der besten Trauer- und Lustspiele von Gryphius wieder abdrucken lassen; und es ist um so verdienstlicher von Gustav Schwab, daß er diesem Beyspiel gefolgt ist, als er zugleich durch seine schöne Bearbeitung jede Spur alterthümlicher Steifigkeit, die uns im Original so oft stört und statt zu weinen uns fast zu lachen macht (namentlich die im Tragischen gewiß höchst komisch lautenden Anreden: Er und Sie) hinweggetilgt hat, ohne doch je den wahren Schönheiten des Originals zu nahe zu treten. — Empfehlenswerth sind auch die beyden Erzählungen von Ludwig Robert und Wilhelm Blumenhagen, vorzüglich als Charaktergemälde; besonders die erstere von Robert, das Töpferhaus. Am wenigsten hat uns das lange Lehrgedicht von Tiedge, Wanderung durch den Markt des Ruhmes, zugesagt. Es enthält eine kritische Betrachtung der deutschen Poesie und unserer vorzüglichsten Dichter, namentlich der frühern; aber was sollen wir mit dem versificirten Lobe eines Gleim, Michaelis, Ramler, Jakobi, Schmidt ꝛc. anfangen? Diese alten Herren haben sich ja lange genug selber besungen.

2. Orphea.

Die Rambergischen Darstellungen zu Webers Oberon, welche dieser Jahrgang der Orphea bringt, sind wie die frühern zu andern Opern mit weit mehr Fleiß ausgeführt, als es mit den Zeichnungen dieses beliebten Künstlers in

Digitized by Google

andern Taschenbüchern der Fall zu seyn pflegt. Die erste Erzählung, Hannovers Spartaner, von Wilhelm Blumenhagen, gehört gewiß zu dem Besten, was dieser vielleicht zu rasche Arbeiter, bisher gedichtet hat; wie ihm denn überhaupt Darstellungen aus dem bürgerlichen Leben der Reichsstädte im fünfzehnten, sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert immer am besten geglückt sind. Hier scheint seine Phantasie wie zu Hause, und er malt uns die alten ehrbaren Bürger in ihrem altväterischen Kostüm, Hauswesen und Geschäft so lebendig, als ob er noch mitten unter ihnen lebte. Sehr artig ist auch der Bindergesell, ein romantisches Idyll von Friedrich Kind, nach einer Sage vom Neusiedler See bearbeitet. Ein wandernder Bindergesell, dem seine Geliebte einen Verlobungsring geschenkt, verbirgt diesen in einem künstlich gearbeiteten Schlägel, den er bey der Heimkehr auf der Donau verliert. Seine Geliebte heyrathet ihn zwar, ist aber doch immer über den Verlust des Rings betrübt, und traut nicht ganz der Treue des jungen Gatten, als sie plötzlich nach einiger Zeit auf dem Neusiedler See, der unter der Erde mit der Donau in Verbindung stehen soll, den Schlägel schwimmen sehen, und darin noch wohlbehalten den Ring finden. Auch der goldene Zahn, ein Mährchen von Prätzel, ist anziehend durch die kindliche Unschuld des Knaben, welcher der Held der Erzählung ist. Der Verschollene, eine Novelle von Kruse, ist originell erfunden, doch scheint uns zu viel darin zusammengehäuft. Die Begebenheiten in Spanien allein würden schon eine artige Novelle ausgemacht haben, deren Interesse durch die spätern Begebenheiten in den Niederlanden zu sehr verdunkelt und geschwächt wird. Die graue Maske, eine Erzählung von Caroline, Baronin de la Motte Fouqué, hat uns mißfallen, da der ganze schreckliche Spuck nicht motivirt ist und uns ohne Sinn und Zweck erscheint.

Unterhaltungs-Literatur.

Conditorey des Jokus, oder scherzhafte Bonbons, Früchte und Confituren für spaßliebende Näscher und lustige Leckermäuler. Eine Auswahl jokoser Aufsätze, Einfälle, Anekdoten und Witzspiele aus dem Berliner Courier und der Berliner Schnellpost, herausgegeben von M. G. Saphir. Leipzig, bey Focke, 1828.

Der Witz ist in den Schriften des Herrn Saphir nicht blos Mittel oder gelegentliche Verzierung, sondern Zweck und Hauptsache. Der Dichter macht gewissermaßen sein Gewerbe aus dem Witz; und so zweydeutig ein solches Gewerbe an sich scheinen möchte, so müssen wir doch Herrn Saphir, unbedingt die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er kraft des ihm angebornen Talentes einen natürlichen Beruf zu diesem Gewerbe hat und es nicht mißbraucht. Wir dürfen ihn in vieler Hinsicht mit unserm alten beliebten Epigrammatisten Haug vergleichen, obgleich dieser einer frühern Schule angehört, während Herr Saphir durchaus moderner ist. Beyde kommen darin überein, daß sie den Witz professionsmäßig treiben, daß sie ihn in der ihm angemessenen kurzen Form, in kleiner Desis als Epigramm, Anekdote, Replik ꝛc. darbieten, und endlich ein richtiges Maaß des Schicklichen dabey beobachten, und weder jemals ins allzu Plumpe und Gemeine fallen, noch in eine allzukühne, verletzende und vernichtende Satyre. Beyde scheinen zu beweisen, daß die Gabe des Witzes, den uns Deutschen wenigstens, mit einer gewissen Gutmüthigkeit nicht nur sich verträgt, sondern sogar sympathisirt; ein psychologisches Phänomen, das sich eben so leicht erklären läßt, als seine Umkehrung bey sentimentalen und durchaus unwitzigen Dichtern, von denen Schiller sagt:

Auf das empfindsame Volk hab ich nie was gehalten, es werden,
Kommt die Gelegenheit nur, schlechte Gesellen darauf.

Bekanntlich hat Herr Saphir, obgleich er ein Oesterreicher ist, in die Lokalität Berlins so schnell und glücklich sich gefunden, daß er ein Liebling des dortigen Publikums geworden ist, welches ihm denn die bitterste Feindschaft und Verfolgung aller der zahlreichen Federhelden zugezogen hat, die im Fach der Volksbelustigung mit ihm collidiren und als Eingeborne auf ein gewisses Privilegium pochen. Sieht man, wie harmlos im Grunde alle Scherze des Verfassers sind, und wie unbestochen das Publikum an ihm hängt, so muß man wohl seine Partey ergreifen. Wenigstens müssen wir uns gegen die Kriegsmanier seiner Gegner aussprechen. Der Witz hat das allgemeine Weltbürgerrecht, und es ist in der That etwas abderitenmäßig, den witzigen Fremdling aus der Stadt jagen zu wollen, damit er den Bürgerskindern das Brod nicht nimmt. Es ist höchst lächerlich, den ehrbaren Patriotismus zu Hülfe zu rufen, wenn der Witz dem Witze nicht mehr gewachsen ist, und einen Landsturm aufzubieten, in Masse gegen Einen zu streiten, und sogar die sonst Friedlichen mit dem Ruf: das Vaterland ist in Gefahr! aufzuschrecken, wo es gewiß genug gewesen wäre, wenn ein einziger sich die Mühe gegeben hätte, witziger zu seyn, als Herr Saphir.

Digitized by Google

N°. 89.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 4. November 1828.

Romane und Erzählungen.

(Fortsetzung.)

Unter unsern jüngern Novellisten scheint uns auch Wolff in Weimar einen ausgezeichneten Rang einzunehmen. Seine Erzählungen des deutschen Improvisators (Gera in der Heinsiusschen Buchhandlung 1827, und zweyte Folge nebst einem lyrischen Anhange, 1828) gehören zu dem Besten, was wir im Fach der kleinen Erzählungen seit langer Zeit gelesen haben. Besonders zieht uns darin eine gewisse Wärme und Innigkeit des Gefühles an, die man schon seit lange in den romanhaften Hervorbringungen junger Dichter vermißt, da dieselben eine trockene historische Kälte beym Erzählen für ein Erforderniß der objektiven Darstellung halten. Jene Wärme ist aber bey Wolff nicht etwa erste jugendliche Empfindsamkeit, sondern sie verbindet sich mit einer sehr klaren Anschauung und Darstellung des Lebens, und gleicht dem warmen Sonnenlicht in einer heitern und reinen Landschaft. Wie es scheint, ist das vielversprechende Talent dieses Dichters noch in der Entwickelung begriffen, denn einige seiner Erzählungen, namentlich im ersten Bande, sind noch ziemlich unbedeutend, während andere, namentlich im zweyten Bande, bey weitem vollendeter sind. Die schönste von allen, wie auch die längste, ist Donna Aminta de Bureda, eine Geschichte aus dem spanischen Freyheitskriege gegen Napoleon. Wir sagen nicht zu viel, wenn wir diese meisterhafte Erzählung würdig finden, den Novellen des Cervantes an die Seite gesezt zu werden. Auch ragt sie so sehr über die übrigen in der Sammlung hervor, daß wir fast zweifelten, ob sie von demselben Verfasser herrühren könne. Fährt der Dichter auf diesem Wege fort, so dürfen wir ihm eine glänzende Laufbahn prophezeihen. Dabey möchten wir ihm rathen, sich künftig der bloßen Skizzen zu enthalten, und sich nicht zu sehr zu zerstreuen; ferner bey Erzählungen stehen zu bleiben, wofür seine Erfindungskraft und sein Sprachtalent so ausgezeichnet sind, und sich nicht mit Versen zu befassen, die ihm, nach den vorliegenden Proben zu urtheilen, nicht geläufig und angemessen sind. Doch eine so schöne Dichterkraft, wie die seinige, wird schon von selbst ihr rechtes Maaß finden, und die Vorliebe, mit der er außer jener spanischen Erzählung noch den jüdischen Arzt, die Harfnerin, Georgine und Passiflora, die Sage von Elidue und das Tagebuch eines Hoflakaien ausgearbeitet hat, beweist schon, daß er unter den verschiedenen Richtungen, die seiner Poesie offen stunden, derjenigen treu bleiben wird, die ihm die passendste ist. In diesen Erzählungen spricht sich die Eigenthümlichkeit des Dichters am schönsten aus, sie alle enthalten trefflich gezeichnete Lebensbilder von mannichfaltiger und doch immer origineller Färbung, und in allen liegt der geheime Zauber einer zärtlichen Seele, einer warmen und tiefen Leidenschaft.

Von demselben Verfasser erhalten wir noch: Vittoria Colonna, eine römische Erzählung aus dem neunzehnten Jahrhundert, nach dem Englischen frey bearbeitet von O. C. B. Wolff, (erster und zweyter Theil, Gera bey Heinsius 1828) wovon wir den dritten Theil noch zu erwarten haben. Dieser Roman enthält sehr viel Schönes, doch scheint er uns etwas zu sehr in die Breite gezogen. Die Heldin desselben, Vittoria, einzige Tochter des geistesschwachen römischen Fürsten Colonna, mit dem sein berühmter Name aussterben soll, lernt in der verhängnißvollen Krisis ihres Vaterlandes 1797 bey der Besitznahme Roms durch die französischen Republikaner den Obristen Duvivier kennen und lieben, aber der Stolz ihres Vaters, die feindliche Stellung der Franzosen, die Empörungen der Römer und der Angriff der Neapolitaner, mit denen Vittorias strenger Oheim, der Cardinal Colonna, ankommt, werfen sich zwischen die Liebenden, und der zweyte Theil schließt mit dem Rückzug der Franzosen aus Rom, wodurch Duvivier von seiner Geliebten getrennt wird. Da sich aber der Roman als ein historischer Kund gibt, erscheint jene Liebe nur als der Faden, an welchem lebendige Gemälde der damaligen Zeit aneinandergereiht werden. Wir lernen die Hauptpersonen und den Geist des französischen Heeres kennen, wir wandeln unter den Römern, unter ihren großen Denkmalen der Vergangenheit und unter den Intriguen der Gegenwart.

Digitized by Google

Die Franzosen ziehen in Rom ein, der Papst wird abgesetzt, das Schattenbild der römischen Republik erneuert, die edlern Offiziere des französischen Heers empören sich gegen die frechen Plünderungen Berthiers und Massenas, ihrer Feldherrn; dadurch ermuthigt bricht auch unter den wilden Trastevarinern der Aufruhr aus, die Franzosen siegen; aber da der größte Theil ihres Heeres mit Napoleon nach Aegypten schifft, werden die übrigen durch neue Empörungen und durch die Neapolitaner vertrieben. So führt uns der Roman in die Geschichte ein und jaubert uns die seltsamen Scenen jener Revolutionstage lebendig vor das Auge.

Der ausgezeichnete englische Dichter, Thomas Moore, von dessen schönen Gedichten das Morgenblatt seit einiger Zeit Uebersetzungen gegeben hat, bietet uns auch einen Roman dar, der in seiner Art einzig ist und sich von allen historischen und Familienromanen unterscheidet, die gegenwärtig in der Mode sind. Es liegt uns davon eine niedliche englische Ausgabe vor: A new english library. Vol. I. The Epicurean by Thomas Moore, Heidelberg by Joh. Engelmann, 1828, und eine deutsche: Der Epikuräer; aus dem Englischen des Thomas Moore von Johannes J. Innsbruck, Wagnersche Buchhandlung 1828. Der Held dieses Romans, Alciphron, ein Athener aus dem dritten Jahrhundert nach Christi Geburt und Haupt der epikurischen Philosophenschule, wird durch Mißvergnügen nach Aegypten getrieben. Hier verliebt er sich in eine junge Priesterin der Isis, Alethe, dringt in das Innere einer Pyramide, wo er sie zu finden hofft, und fällt in die Hände der ägyptischen Priester, die ihm seltsame Wunder vorzaubern und sich mit der Hoffnung schmeicheln, in ihm einen berühmten Philosophen bekehren zu können. Seine Liebe verleitet ihn, sich unvorsichtig zu weit mit den Priestern einzulassen, und da diese bemerken, daß er doch wohl nicht überredet werden könne, wollen sie ihn verderben; allein Alethe rettet ihn aus den unterirdischen Priesterhöhlen. Sie ist eine heimliche Christin und flieht mit ihm in die ägyptischen Gebirge zu dem frommen Einsiedler Melanius. Hier wird Alciphron ins Christenthum eingeweiht, aber auch hier ist es nur die Liebe zu Alethen, nicht innerer Glaubensdrang, der ihn die fremde Religion suchen läßt, und er schwankt zweideutig zwischen dem Epikuräer und Christen. Mittlerweile bricht die große Christenverfolgung unter Diokletian aus. Melanius und Alethe werden ergriffen, und beide sterben den Märtyrertod, da der Haß der ägyptischen Priester der Verwendung Alciphrons bey seinem Freunde, einem römischen Feldherrn, zuvorkommt. Alciphron selbst bleibt verschont, da er das Christenthum verläugnet; aber jetzt erst, da er die Christen für ihre Ueberzeugung sterben sieht, wird ihm die Wahrheit ihrer Lehre klar, jetzt erst wird er ein vollkommner Christ und übernimmt die Stelle des frommen Melanius, indem er selbst bis in sein hohes Alter als Einsiedler lebt. Die Gegensätze des lebensfrohen und des finstern hierarchischen Heidenthums bey Griechen und Aegyptern, und wieder der Kontrast beyder mit dem noch in erster Reinheit blühenden Christenthum sind vom Dichter sehr glücklich aufgefaßt worden. Auch herrscht in dem Roman eine sehr lebhafte Phantasie und malerische Darstellung.

Die Liebenden an den Ufern des Tajo und sieben andere Erzählungen aus dem englischen Taschenbuch Forget me not für 1828 übersetzt von P. H. W. Schmaase (nebst einem Anhang vom Uebersetzer, Leipzig in Kommission der Rein'schen Buchhandlung 1828) machen ebenfalls den Engländern viel Ehre. In den Liebenden, deren Verfasser Harrison ist, wird auf sehr anmuthige Weise in einer Anekdote aus dem Leben des berühmten Pombal das Verhältniß der Engländer zu den Portugiesen und der innere Kontrast beyder Nationen bey ihrer äußeren Verbrüderung dargestellt. Auch das Nachtlager im Walde, nach Miß Roberts, eine Anekdote aus dem Kriege Napoleons in Spanien, und Aurelie, eine böhmische Sage, nach Conway, beydes melancholische Nachtstücke von echt englischer Düsterniß, zeichnen sich rühmlich aus. Die übrigen Erzählungen sind uns dagegen ziemlich unbedeutend vorgekommen, so wie auch der Anhang des Uebersetzers. Die böhmische Sage wird wohl jeder Leser an Bürgers Lenore erinnern müssen, aber sie ist von dem englischen Dichter viel tiefer und zarter aufgefaßt worden und da er sie nur in Prosa als flüchtige Skizze hingeworfen, wäre sehr zu wünschen, daß er oder ein anderer glücklicher Dichter sie in die Form einer Romanze brächte, für welche sie ganz geschaffen scheint. Ihr schöner Sinn ist: das Vertrauen der Liebe ist unüberwindlich und trotzt selbst dem Tod und der Hölle.

Auch die ausgewählten Erzählungen aus dem Englischen des Thomas Hood, frey übersetzt von Gustav Sellen (Leipzig bey Focke 1828) sind zum Theil sehr ansprechend. Wir finden zwar gleich in der ersten, der Räuberschenke, und dann wieder in der dritten und siebenten eine Grausamkeit ausgedrückt, die uns ein haarsträubendes Entsetzen zu bewirken sucht und die eigentlich jenseits der Gränzen der Poesie gehört; doch sind die übrigen, von mehr komischem Inhalt, recht artig, und in jeder Hinsicht vortrefflich ist die sechste Erzählung: das schöne Mädchen von Ludgate. Wir werken in die Nähe von London geführt. Der üppige König Karl II. reitet mit seinem leichtsinnigen Gefolge vor einem Hause vorüber, aus dessen Fenster ein wunderschönes Mädchen herausblickt. Er nimmt sich in seiner Weise vor, ihr nachzustellen, allein die große Pest, die jetzt plötzlich in London ausbricht, nöthigt ihn, die Stadt eilig zu verlassen. Der Vater jenes schönen Mädchens ist krank, und alle

Digitized by Google

seine Diener fliehen, aus Furcht, seine Krankheit möchte die Pest seyn. Die Tochter muß ihn allein verpflegen, aber da sie wegen ihrer Schönheit und ihres Reichthums längst viele Liebhaber hat, finden sich diese haufenweise ein, ihr hülfreiche Hand zu leisten. Mittlerweile macht die Pest reißende Fortschritte, und ein Haus nach dem andern in der Nachbarschaft wird mit dem verhängnißvollen Pestzeichen, dem rothen Kreuze, bezeichnet; ein Liebhaber nach dem andern macht sich aus dem Staube, und nur Einer bleibt zurück. Aber dieser Einer hält auch dann noch aus, als das Haus seiner Geliebten selbst bezeichnet und fest verschlossen wird; er bringt ihr täglich vor das Fenster, was sie und ihr kranker Vater bedürfen. Endlich läßt die Pest wieder nach, der Vater ist genesen und die Tochter verläßt mit ihm an der Hand des treuen Liebhabers das traurige Haus. Bald darauf kommt auch der König zurück, er reitet vor dem Hause vorbei, das Mädchen fällt ihm wieder ein, aber er sieht das rothe Kreuz, hält sie für todt und geht leer aus, während der treue Freund das geretete Mädchen heimführt.

Sehr schätzenswerth ist die Fortsetzung der Romantischen Dichtungen von Lope de Vega Carpio, aus dem Spanischen übersetzt von C. Richard. (Vierter bis sechster Band, Aachen und Leipzig bey J. A. Mayer 1827.) Ueber die früheren Bände haben wir uns in Nr. 15 des Literaturblatts von 1827 ausgesprochen. Die vorliegenden enthalten den Schäferroman Arkadien, von dem im Besondern wieder gilt, was wir in der angezeigten frühern Rezension im Allgemeinen von Lope de Vegas Werken sagten. Mit Recht wird in der Vorrede dem Dichter vorgeworfen, daß seine allzu sententiöse und von Moral, Metaphern und Antithesen überfließende Sprache nicht geeignet ist, die Naivetät auszudrücken, die wir von einem Schäferroman erwarten dürfen; indeß bietet der Roman auch in diesem eigenthümlichen Gewande sehr viel Schönes dar, und schon der Name des Dichters bürgt dafür. Steht auch Lope de Vega hinter Calderon und Cervantes zurück, so kann ihm doch Niemand den dritten Rang unter den spanischen Dichtern streitig machen, und seine Fruchtbarkeit, sein Reichthum an Erfindungen bietet eine unerschöpfliche Quelle von epischen und dramatischen Stoffen dar, die von spätern, namentlich französischen und deutschen Dichtern, nicht sparsam benutzt worden ist.

Ernst Wagners sämmtliche Schriften, Ausgabe letzter Hand besorgt von Friedrich Rosengeil. (Zwölf Bändchen, mit dem Porträt des Verfassers. Leipzig bey Gerhard Fleischer, 1827 und 1828.) Wie billig, mußte man einmal die sämmtlichen Werke dieses früher so beliebten Dichters zusammenstellen. Sein Landsmann, der würdige Herausgeber, ist dabey mit der größten Sorgfalt verfahren und hat uns in eilften und zwölften Bändchen zugleich eine Biographie und die bedeutendern Correspondenzen des verewigten Dichters mitgetheilt. Hier mangelt uns der Raum, unsern Lesern in Auszügen so viel zu berichten, als nöthig wäre, um ihnen ein deutliches Bild von Wagners Leben und Poesie zu geben. Da wir aber voraussetzen dürfen, daß seine vielgelesenen Schriften bereits bekannt genug sind, und daß man darüber einverstanden ist, ihm einen nicht unbedeutenden Rang unter den Schülern Goethes im Romanfach anzuweisen, so beschränken wir uns darauf, nur im Allgemeinen die vom Verleger nöthig veranstaltete Ausgabe seiner Werke unsern Landsleuten freundlich zu empfehlen.

Auch Jos. Albr. von Ittners Schriften, herausgegeben von Dr. Heinrich Schreiber, (Erstes und zweytes Bändchen, Erzählungen 1827, drittes Bändchen, vermischte Schriften 1828, Freyburg im Breisgau bey Wagner,) bilden eine verdienstliche Sammlung. Der geschätzte badische Staatsrath von Ittner gab diese zahlreichen kleinen Erzählungen und scherzhafte oder belehrende Aufsätze früher in sehr beliebten Zeitschriften, wie Jakobis Iris, Schlotts Erheiterungen, Ueberlieferungen ꝛc., wodurch sie schon einer Menge von Lesern bekannt sind. Wenn wir diese launigen und in der heitersten Unbefangenheit mannichfache Belehrung und Unterhaltung gewährenden Aufsätze betrachten, so fällt es uns auf, wie viel solider und freundlicher doch die alten Unterhaltungsblätter mit dem Publikum umgingen, während uns aus den neuern, wie viel geistreicher sie auch geworden seyn mögen, doch anspruchsvolle Modesucht, lokaler Kleinigkeitsgeist und Polemik den unbefangenen Genuß des Dargebotenen manchfach stören und verbittern. Wir können uns freylich in jene naiven Zeiten nicht mehr gewaltsam zurückschrauben; indeß müssen wir wenigstens anerkennen, daß der Vorzug, der unsre neuern Zeitschriften vor den ältern allerdings auszeichnet, durch einen andern aufgewogen wird, den sie vor uns voraus haben, und daß wir nicht gar zu stolz auf sie zurückblicken dürfen. Waren Ittners Artikel zu ihrer Zeit sehr willkommene Lektüren in den Journalen, so wird ihre Sammlung auch heute noch die Leser sehr angenehm unterhalten, und durch den bunten Wechsel ihrer Gaben eben so, wie durch den liebenswürdig heitern Vortrag, erfreuen.

Den zahlreichen Freunden von Friedrich Jakobs wird die zweyte verbesserte Auflage der Werke: Odo und Amande, Erinnerungen aus dem Leben der Pfarrerin von Mainau und Renate an ihre Tochter (Leipzig bey Carl Cnobloch 1827 und 1828) gewiß sehr willkommen seyn. In der That ist es wenig Damenschriftstellern so gut gelungen, wie ihm, Menschenkenntniß, Aufklärungen über Herz und Geist, und Lehren der Tugend mit einem so anmuthigen Vortrage und einer so gefälligen Einkleidung zu verbinden. Seine

Digitized by Google

Schriften eignen sich vorzüglich zu Geschenken, theils für Mütter, indem sie über Erziehung vortreffliche Winke enthalten, theils für erwachsene Töchter, die in die Welt erst eintreten, theils überhaupt für Damen, da ihr vorzüglichster Gegenstand immer die Verhältnisse des schönen Geschlechts, der Liebe und Ehe sind.

Einigermaßen verwandt damit sind die freundlichen Gaben von Fr. Mosengeil, von dem wir jetzt unter dem Titel: Drey Freunde auf Reisen, Erzählungen und kleine Schriften heitrer Mußestunden, (drey Bände, Leipzig, bey Gerhard Fleischer 1828), eine Sammlung mehrerer schon früher einzeln gedruckt erschienener Erzählungen erhalten haben. Sie zeichnen sich sämmtlich durch ihre streng moralische Tendenz, und durch eine gewisse väterliche Güte und Milde der Gesinnung aus. Wohlthun und Dankbarkeit, kindliche Pflicht, Treue, muthige Entsagung, Unschuld und Frömmigkeit sind die fast immer wiederkehrenden Gegenstände dieser anspruchslosen und herzlichen Erzählungen, die sich selten über die idyllische Sphäre des Familienlebens erheben.

Aehnliche Vorzüge zeichnen auch die Bilder des Lebens, von Rosalia Müller, aus (zwey Theile, St. Gallen bey Huber und Komp. 1827). Sie bilden einen echten Frauenzimmerroman, von einer Frau über Frauen, und in Briefen geschrieben, nicht schwelgend in romantische Fernen, sondern weilend in dem engen Kreise des weiblichen Lebens, wie es sich innerlich und äußerlich gestaltet. Die Verfasserin zeigt Lebenserfahrung, viel Einsicht in das menschliche Herz und in häusliche und Familien-Verhältnisse, und haben einen durchaus edlen Sinn, der sie auch nöthigt, fast lauter edle Charaktere zu zeichnen. Ihr Wunsch ist, darzuthun, daß ohne Glauben und Liebe kein Heil in der Welt zu finden ist, und am wenigsten für Frauenzimmer.

(Die Fortsetzung folgt.)

Taschenbücher auf 1829.

1. Minerva.

Bekanntlich bringt dieser jetzt schon ein und zwanzig Jahr alte Almanach jährlich eine Gallerie von Kupfern zu den Goethe'schen Theaterwerken, wie früher zu denen von Schiller. Diesmal hat es Ramberg gewagt, Zeichnungen zu Goethes Faust zu geben, und nachdem dies Corneliusn schon gethan hat, bleibt an den Rambergischen in der That nichts mehr zu bewundern übrig, als die Kühnheit, es dem großen Cornelius nachzuthun. — Unter den Erzählungen ist die artigste: Prinz und Krämer als Nebenbuhler, eine historische Novellette von Wilhelm Blumendagen. Herzog Heinrich Julius von Wolfenbüttel wird von seiner Braut, einer dänischen Prinzessin, in Helsingör (1590) erwartet. Er kommt an, aber als Juwelier verkleidet, und weckt die Braut auf sehr launige Weise, die er sich endlich zu erkennen gibt. Die Idee ist die nämliche, wie in Jehann von Paris. Auch Trommelfritz und Klingegut, eine Erzählung von Fouqué, hat sehr viel Liebliches, besonders im Anfang, wo uns ein kleiner Knabe, der nach einer Schlacht einen todten Trommelschläger findet, gar anmuthig geschildert wird. Am Schluß wird dagegen der Dichter, wie es in seiner Manier ist, ein wenig süßlich. Die Freunde, eine Erzählung von Caroline Pichler, schildert eine merkwürdige Geistererscheinung. Außerdem enthält das Taschenbuch Reiseblätter von H. Hirzel mit artigen Schilderungen aus der Schweiz; ein fernetes Bruchstück aus Tiedges Wanderungen auf dem Markte des Ruhms, davon wir schon eins in der Urania erhielten; Tafeln am Wege und Tagesberichte an Haug von Matthisson, worin dieser in seiner alten Manier allerley Notizen und Anekdötchen zum Besten gibt, die er auf gelehrten Umreisen und im Umgang mit vornehmen und berühmten Leuten gesammelt hat; endlich Agrionien vom Herausgeber, Theodor Hell. Tiedge hat es in dem vorliegenden Fragment gewagt, sich über deutsche Philosophie auszusprechen, aber freylich nur in Versen, und mit so viel Grämlichkeit sich ereifernd über Idealphilosophie, Naturphilosophie, Symbolik, Magnetismus ꝛc., daß wir glauben sollten, der alte Voß sey aus dem Grabe gestiegen, wenn nicht die weinerlichen Töne des Elegikers uns erinnerten, daß wir ein schwächeres Gemüth vor uns haben. Wir wollen ja gern den alten guten Leuten, wie Mendelssohn, Garve, Jakobi, ihren wohlverdienten Ruhm gönnen; aber unerträglich ist die großväterliche Anmaßung, nur sie für die Helden der deutschen Philosophie ausgeben zu wollen, und dagegen Fichte, Schelling und verwandte Neuere, Narren oder freche Gotteslästerer zu nennen.

2. Turandot.

Obgleich dieser von Georg Lotz und Dr. Karl Töpfer herausgegebene Almanach nichts enthält als Räthsel, so hat er doch schon den dritten Jahrgang erlebt; ein Zeichen, daß sich auch in dieser einseitigen Beschränkung etwas leisten läßt. Mit Recht haben die Herausgeber dafür gesorgt, daß die Räthsel auf die mannichfaltigste Weise eingekleidet sind, in Gedichten, Gesprächen, Novellen ꝛc. Sogar eine Räthselzeitung findet sich. Die Auflösung aller Räthsel erscheint immer erst im folgenden Jahrgang, und somit steht zu erwarten, daß der Almanach nie aufhören wird.

Digitized by Google

N°. 90.

Literatur-Blatt.

Freytag, den 7. November 1828.

Romane und Erzählungen.

(Fortsetzung.)

Wir knüpfen hieran noch einige Frauenzimmerromane, die sämmtlich Gemälde des weiblichen Herzens und der im Mißgeschick ausdauernden weiblichen Tugend enthalten. In den Perlen, einem Roman in zwey Theilen von Henriette Hanke, geb. Arndt, (Hannover, Hahnsche Buchhandlung 1828) wird uns in der Heldin, Marie, ein armes Mädchen geschildert, die nach langen und harten Prüfungen endlich den Lohn ihrer Ausdauer empfängt. Sie liebt einen jungen Arzt, der aber bereits versprochen ist und ihre Nebenbuhlerin als Frau in das nämliche Haus einführt, in dem sie selbst als verlassene Waise lebt. In ihrer kummervollen Lage entschließt sie sich, einen alten Consistorialrath zu heirathen, der ihr die Perlen zum Hochzeitgeschenk macht, die sie als ein Erbstück ihrer Mutter aus Noth hatte verkaufen müssen. Ihr Ehestand ist sehr unglücklich, denn ihre verzärtelte Stieftochter und ihr verschwenderischer und unmüthiger Gatte behandeln sie nur wie die Magd im Hause. Sie duldet treu, bis endlich sowohl ihr Mann, als die Frau des Arztes sterben. Zufällig werden dem jetzt entfernt wohnenden Arzt wieder dieselben Perlen zum Kauf geboten, die Marie jetzt wieder verkaufen muß; er erfährt dadurch, daß sie Wittwe ist, und heirathet sie. So alltäglich die Erfindung in diesem Roman ist, so hat die Verfasserin doch in treuer Zeichnung des menschlichen Herzens, und besonders der im häuslichen und ehelichen Leben so oft sich verbergenden geheimen Seelenqualen, ein nicht gemeines psychologisches Talent entwickelt. Unbedeutender sind die Erzählungen derselben Verfasserin, unter dem Titel: Blumenkränze, für Freundinnen der Natur gewunden, (zweyte Sammlung, Hannover, bey Hahn 1827). Die erste, Ehrenpreis, hat ganz denselben Inhalt, wie die Perlen. Eine junge Gräfin liebt einen Hauptmann, der aber eine Andere heirathet; darauf heirathet auch sie einen Andern, beyde Andere sterben, und weil alte Liebe nicht rostet, so werden die Getrennten zuletzt dennoch ein Paar. In der zweyten Erzählung, Balsamine, erscheint wieder ein junges Mädchen, die von dem einen Liebhaber verlassen, einen zweyten bessern findet, der zufällig der Sohn eines Liebhabers ist, der früher ihre Tante und Wohlthäterin geliebt hat, aber von ihr getrennt wurde.

Die Verstoßene, ein Roman von Julie Baronin von Richthofen (Königsberg, bey Gebrüder Bornträger 1828) enthält ebenfalls die Leidensgeschichte eines tugendhaften Mädchens. Friholine, ein armes Fräulein, deren Mutter als Kindsmörderin aus der Gesellschaft verstoßen ist, muß unter dem doppelten Druck der Armuth und unverschuldeter Schande bey fremden Leuten ihr Brod suchen. In dem ersten Hause, das sie gütig aufnimmt, verliebt sich ein Neffe der Hausfrau in sie, und da die letztere durchaus keine nähere Verbindung mit einer beschimpften Familie leiden will, muß das arme Mädchen das Haus meiden. Bey der zweyten Dame, deren Dienste sie sucht, stellt ihr ein Hauptmann nach; auch hier muß sie entfliehen, allein da sie unter fremdem Namen Kammerjungfer bey einer berühmten Sängerin wird, kann sie hier noch weniger Ruhe finden. Endlich kommt sie wieder in ein ruhiges Haus, und trifft zufällig ihre Mutter als eine Bettlerin, pflegt dieselbe treu bis zu ihrem baldigen Tode und findet bey dem Begräbniß den Neffen wieder, der sie jetzt heirathet. Die Verfasserin zeigt viele Menschenkenntniß und hat in ihre Schilderungen den Reiz der Wahrheit zu legen gewußt.

Amadea, ein Roman von der Verfasserin der Erna, Felicitas ꝛc. (Weimar, bey W. Hoffmann 1827), ist eine von den vielen Entsagungsgeschichten, in welchen sich unsere dichtenden Damen so gern gefallen. Die Heldin des Romans ist die Tochter eines Grafen, verliebt sich aber in den Hofmeister ihres bestimmten Bräutigams, und er liebt sie wieder; da indeß die Gräfin den Bürgerlichen nicht heirathen kann, so entsagen sie einander, und der Hofmeister ist sogar großmüthig genug, für seinen Nebenbuhler zu sterben, als sie von Räubern angefallen werden. Amadea aber findet Trost in dem sinnvollen Ausspruch des Sterbenden, daß Menschen, die sich ange-

Digitized by Google

hören, sich nie zum letzten Mal gesehen haben.

Entsagung, ein Roman nach dem Französischen bearbeitet (Leipzig, bey Focke 1828), schildert ebenfalls ein ihrem Geliebten entsagendes Mädchen. Suschen, eine arme Waise, wird von Frau von Senneterre ins Haus genommen, deren Sohn sich in sie verliebt. Die Mutter billigt diese Liebe nicht und zwingt das arme Mädchen, einen Kaufmann zu heirathen. Mittlerweile bricht die Revolution aus, Frau von Senneterre wird eine Bettlerin, und nur durch Suschens Großmuth gerettet, und da der Kaufmann endlich stirbt, macht Suschen auch das Glück des Sohnes. Die Erzählung ist recht unmuthig.

Verwandten Inhalts ist auch: Höhe und Tiefe, oder: So sind sie! Roman in Briefen von Wilhelm Blumenhagen. (Zwey Bände, Hannover 1827, Hahn'sche Hofbuchhandlung. Zugleich als dritter und vierter Band der Novellen und Erzählungen von W. Blumenhagen, über deren erste Bände wir in Nr. 25 des Literaturblatts von 1827 berichtet haben). Auch hier wird die Heldin, Adele, von ihrem Geliebten getreunt und heirathet einen Andern, bis dieser Andere stirbt und sie den ersten Geliebten wieder findet. Der Dichter hat indeß mit weit mehr Talent, als es in den eben besprochenen Romanen der Fall ist, die Entsagung und Trennung der Liebenden nicht blos durch äußerliche Zufälle, sondern durch innerliche Leidenschaften, Mißverständnisse und Uebereilungen motivirt, und sein Roman will weniger durch die Begebenheiten, als durch die Charaktere interessiren. Er beabsichtigt, die Schwärmerey des jugendlichen Gemüthes zu zeichnen, und das Leidenschaftliche in der Darstellung erhebt den Roman über die gewöhnlichen, allzu trockenen, historischen Erzählungen.

Auch der Roman Mathilde von Hohenburg (zwey Theile, Leipzig, bey Wienbrack 1828) gehört hieher. Die Heldin wird schon in ihrer zarten Jugend einem Grafen bestimmt, der sie aber wegen ihrer unbedeutenden noch kindlichen Außenseite und aus Widerwillen gegen eine Zwangsheirath verschmäht und eine Italienerin heirathet. Mathilde wird nun einem Prinzen vermählt, liebt aber insgeheim noch immer den Grafen, der selbst, als er sie vollkommen erwachsen und ganz anders wieder findet, wie er vermuthet hatte, von heftiger Leidenschaft für sie entflammt wird. Ihr wird der Prinz, ihm wird die Italienerin untreu, und dies vermehrt noch ihre Liebe und des Grafen bittere Reue. Doch dulden sie getreu, bis beyde glücklich vermittwet werden und einander noch heirathen können. Es liegt sehr viel Wahres in den Charakteren und Situationen dieses Romans.

Von dem bekannten Friedrich Laun erhalten wir Wiederklänge aus Leben und Kunst (in drey Bänden, Leipzig, bey J. A. Barth 1828). Der Titel dieses zu den gewöhnlichen deutschen Grafen- und Baronengeschichten gehörenden Romans ist etwas sonderbar. Von der Kunst ist eigentlich nicht darin die Rede, obwohl von einigen Künstlern, die mit jener Rohheit in Berührung kommen. Wir haben seit fünfzehn Jahren mit absonderlicher Sorgfalt dem Studium der deutschen Romane obgelegen, und müssen auf der Station, die wir uns in diesem Bericht vergönnen, das Geständniß thun, daß wir jener unschuldigerweise von Goethes Wilhelm Meister veranlaßten Romane, worin feine, gebildete, sentimentale deutsche Grafen und Gräfinnen, Barone und Baronessen auf der einen Seite, und auf der andern gemial sevn wollende junge Künstler, liebenswürdige roués, und prädestinirte Bürgersöhne, die zulezt eine Gräfin heirathen, und dergleichen mehr herzlich satt sind, und daß wir, im Vergleich mit diesem faden Geschmack einer frühern Generation, die jezt immer mehr Mode werdenden historischen Romane für eine wahre Wohlthat halten.

Jonathan, ein Familiengemälde von L. F. Freyherrn von Bilderbeck (zwey Bände, Aachen und Leipzig bey Mayer 1827) zeichnet sich durch eine nicht unglückliche Contrastirung der Lichtseite im Judenthum und der Schattenseite im Christenthum aus. Jonathan ist ein edler Jude, von der Art, wie sie in der neuern Zeit so häufig in Romanen und Erzählungen vorkommen, seo es, weil die jüdische Eigenthümlichkeit, wie die der Zigeuner, eine Hauptfarbe auf der romantischen Farbenpalette der Welterconstruirenden Romanschreiber ist, oder vielleicht, weil unter den neuern Dichtern selbst so viele echte oder getaufte Juden sich bemerklich machen. Diesem edlen Jonathan nun steht ein abscheulicher spanischer Pfaff gegenüber, von der Art, wie sie als Karrikaturen seit Klingers Raphael de Aquilas und Schillers Don Karlos zu Dutzenden unsere Literatur durchwandern. Zwischen beyden steht der unglückliche Bruder des Pfaffen, der des Juden Tochter liebt, aber vom eignen Bruder aus Neid und Eifersucht der Inquisition überliefert wird und mit der Geliebten stirbt. Ein Sohn dieser Liebe wird später noch von dem Pfaffen verfolgt, aber von dem Juden gerettet, der am Ende den bösen Pfaffen siegreich überwindet und der rächenden Gerechtigkeit überliefert. Dies ist der Hauptgang der Geschichte; doch wird dem Pfaffen auch außerdem noch in Nebenpartheen des Romans so viel Satanswerk aufgebürdet, als immer nöthig scheint, ihn dem edlen Hebräer gegenüber ins schwärzeste Licht zu setzen.

Vittorio, oder Bekenntnisse eines römischen Improvisators; aus dem Italienischen übersezt von — a — r (Gera, bey Heinsius 1828). Romane, wie dieser, erscheinen gegenwärtig nur noch selten in der deutschen Literatur. Er erinnert nämlich theils an Goethes Werther, theils an Heinses Ardinghello, indem er uns einen Jüng-

Digitized by Google

ling malt, der mit seiner schönen Seele, mit seinem vollen Herzen, mit seiner Tendenz zum Idealen so altklug prahlt und auf die übrige gemeine Welt herabsieht, als ob er die Weisheit, wie man zu sagen pflegt, mit Löffeln zu sich genommen hätte. Wenn diese Sturm- und Drangperiode der Tugend ironisch aufgefaßt wird, so kann ihre Schilderung sehr erfreulich seyn, wie Tiecks und Jean Pauls Darstellungen mehrfach bewiesen haben; wenn man sie aber sentimental nimmt, so wird sie immer fatal und unleidlich, und diesen Fehler hat sich vorliegender Roman zu Schulden kommen lassen, obgleich er sonst sehr gut geschrieben ist. Man kann wohl auf Thaten, auf Talente, auf Verstand und Geist stolz seyn; unerträglich aber ist der Hochmuth des Herzens, der mit bloßen Gefühlen prahlt, die Arroganz eines „feuchtohrigen Buben," der, ohne die Menschen nur zu kennen, und ohne sich durch irgend etwas Großes unter ihnen ausgezeichnet zu haben, sich von vorn herein für größer und besser hält, als alle andere. Dieser Hochmuth ist so sehr vorzugsweise eine deutsche Krankheit, daß wir zweifeln, ob Vittoria wirklich italienischen Ursprungs ist. In Deutschland findet man diese pretiösen jungen Leute, die ihr Herz gern auf der Brust wie einen Ordensstern mit sich herumtragen, zu Tausenden herumlaufen; doch wird dieses Wertherfieber gewöhnlich durch die Zeit bald wieder geheilt. Bey unserm Vittorio verbindet sich, wie bey den Heinsischen und zum Theil Goetheschen Helden, der Dünkel des Herzens zugleich mit einer guten Dosis Sinnlichkeit, und wir können daran nichts aussetzen, weil es überaus natürlich ist.

Wir leiten die Betrachtung auf einige historische Romane hinüber. Kunz von Kauffung von Ludwig Storch (drey Theile, Leipzig, bey Engelmann 1828) ist uns als ein nicht unbedeutendes Produkt erschienen, indem sich darin sehr schöne romantische Anklänge finden, die des Dichters poetisches Talent unzweifelhaft machen. Die Schönheiten kommen aber nur einzeln vor, und im Ganzen müssen wir den Roman verwerfen. Es herrscht nämlich darin eine so ekelhafte Schlüpfrigkeit, daß wir uns in der That wundern müssen, wie der Verfasser, der doch wirklich auch reinere Gemälde zu gestalten weiß, auf diesen schmutzigen Abweg der Phantasie gerathen konnte. Ueberdies muß dem Roman vorgeworfen werden, daß es ihm gänzlich an innerer Einheit und Haltung gebricht. Kunz von Kauffungen selbst ist kaum als Mittelpunkt des Romans festzuhalten, und den größten Raum desselben nehmen auf der einen Seite Bubereyen, auf der andern Zigeunerscenen ein, die beyde auf die willkührlichste Weise vom Dichter in die Geschichte eingemischt worden sind. Indeß ist nicht zu läugnen, daß trotz jener Lascivität und trotz dieser ungehörigen Einmischung fremdartiger Elemente mehrere von den Zigeunerscenen, und namentlich die darin auftretende Hauptperson, Estrella, sehr reizend geschildert sind.

Der Sang-König Hiarne, Nordlands-Sage, von Amalie Schoppe, geb. Weise (mit zwölf Kupfern, Heidelberg bey Engelmann 1828) gründet sich auf eine bekannte, von Saxo Grammaticus und Andern verzeichnete Sage, nach welcher, als der große König Frotho gestorben war, die Dänen den zu ihrem König zu wählen beschlossen, der zum Lobe Frothos das beste Gedicht machen würde, worauf Hiarne den Preis gewann, aber bald wieder dem todgeglaubten Sohne Frothos, Fridleo, den Thron überlassen mußte. Es ist eine der schönsten dänischen Sagen, und sie gehört, wenn nicht der Geschichte, doch ganz zurerläßig der Poesie an; denn die Situation eines Dichters auf dem Thron ist gewiß sehr schön. Es liegt eine feine Ironie darin, die auch die Sage in ihrer ursprünglichen Gestalt durchblicken läßt. Der beste Dichter ist nicht der beste König und steht dem rohen, aber kräftigen Fridleo wirklich gegenüber, wie ein armer Poet einem Helden. Die Verfasserin hat indeß diese ironische Beziehung der Sage nicht angedeutet, und wir wollen es ihr auch nicht verdenken, denn sie würde als ein Frauenzimmer wohl nicht damit zurecht gekommen seyn. Von ihrem Standpunkt aus hat sie gewiß besser gethan, uns ein nichts weniger als ironisches, sondern ganz sentimentales Bild des edlen Sängers zu geben, der, nicht weniger Held als Fridleo, doch aus freyem Antrieb den Ehrgeiz in sich bekämpft und dem legitimen Nebenbuhler die Krone abtritt. Wären wir selbst aber in dem Fall, diese Sage zu bearbeiten, so würden wir nicht verfehlen, nach dem Beyspiel des Tasso und Antonio bey Goethe, in Hiarne und Fridleo zwey ganz entgegengesetzte Naturen zu malen, und den Sänger auf dem Thron zum Gegenbild dessen zu machen, was nach Dunois artiger Schilderung in Schillers Jungfrau der König Renè unter den Troubadours ist.

Mariamne, eine historisch-romantische Erzählung aus Palästina, aus dem Englischen von * r (drey Theile, Leipzig bey Focke 1828) schildert eine an sich interessante Begebenheit, der auch Lord Byron ein kleines Gedicht gewidmet hat. Die Heldin ist die unglückliche Gattin des Königs Herodes, um derentwillen dieser seine frühere Gattin verstößt und die er dann selbst auf einen ungegründeten Verdacht hin umbringen läßt. Die vorliegende Bearbeitung ist aber unsäglich breit und weitläufig.

Ebenfalls sehr gedehnt ist ein anderer englischer Roman: Rothelan, ein historischer Roman von Galt, übersetzt von Rhode. (Drey Theile, Frankfurt a. M., bey Schäfer 1827.) Hier erscheint wieder, wie in dem oben genannten Roman von Bilderdeck, ein edler Jude als Retter einer unglücklichen englischen Familie, und namentlich wieder eines Neffen, dem sein boshafter Oheim das Erb-

Digitized by Google

rauben will. Doch ist der historische Hintergrund und das Schicksal des verfolgten Knaben zuweilen recht anziehend.

Er und Sie, ein Mährchen neuerer Zeit von Alexander Bronikowsky (Leipzig, bey Brockhaus 1827) bezieht sich gleich mehreren frühern Romanen desselben Verfassers auf die Geschichte Polens. Der Held des Mährchens ist Twardowsky, der polnische Doctor Faust, indeß mangeln demselben alle Elemente, um ihn nur entfernt mit Goethes oder Byrons Manfred vergleichen zu können. Er erscheint als das böse Princip und als Versucher bey einem jungen edlen Polen, dessen Schutzgeist und rettender Engel auf der andern Seite ein Mädchen ist. Das Anziehendste in diesem Roman sind die patriotischen Anklänge, die Beziehungen auf den Untergang der polnischen Freyheit, die Erinnerungen an Kosciusko. Sehr schön ist der Ausruf des verwundeten Polen: mag der Schild des Sobiesky zerschellen, wenn nur sein leuchtendes Gestirn unverdunkelt untergeht! (Bekanntlich ist Sobieskys Schild von den Astronomen unter die Sternbilder versetzt worden.)

Die Familie Crevecoeur, historische Erzählung aus den Jahren 1806 und 1807, von Moritz Richter (Leipzig bey Wienbrack 1828) ist eigentlich eine Emigrantengeschichte, wie es deren so viele gibt. Gabriele von Crevecoeur, eine in Berlin lebende Emigrirte, wird von zwey preußischen Offizieren geliebt. Der eine davon, und zwar der Begünstigte, wird bey Saalfeld gefangen, kommt nach Frankreich und entdeckt, daß er selbst ein Crevecoeur und Bruder Gabrielens ist; während diese unterdeß, da sie ihn für todt hält, sich mit dem andern Offizier verlobt.

(Der Beschluß folgt.)

Taschenbuch auf 1829.

Taschenbuch aus Italien und Griechenland auf das Jahr 1829. Herausgegeben von Wilhelm Waiblinger. Erstes Buch: Rom. Mit acht Kupfern. Berlin, bey G. Reimer.

Dieses zum ersten Mal erscheinende Taschenbuch erweckt durch seinen Titel nicht geringe Erwartungen, namentlich in artistischer Hinsicht. Wir müssen unwillkührlich an die unermeßlichen Kunstschätze Italiens denken, und können das Taschenbuch nur in der frohen Hoffnung aufschlagen, darin ausgezeichnete Kupfer von deutschen Künstlern in Rom nach den besten Originalen gestochen zu finden. Auch wird diese Hoffnung nicht getäuscht. Das Titelkupfer ist von ausgezeichneter Schönheit, das Porträt eines Genzanesischen Mädchens, gestochen von Grahl nach dessen lebensgroßem Gemälde, das bey der 1827 für Se. Majestät den König von Bayern veranstalteten Ausstellung deutscher Kunstwerke in Rom allgemeines Aufsehen erregt hat. Dagegen hätten wir von den übrigen Kupfern mehr erwartet, und wir vermissen im Ganzen bey dieser vermischten Lieferung von Kupfern ein klares System, nach welchem Herausgeber und Verleger doch durchaus verfahren sollten, wenn der Almanach leisten soll, was von ihm verlangt werden kann. Mit den Mitteln, die sich in Rom darbieten, könnte viel mehr geleistet werden. —

Ein schönes Gedicht des Herausgebers an seine Landsleute eröffnet das kleine Buch würdevoll. Wilhelm Waiblinger, schon früher durch seinen Phaeton und durch seine griechischen Erzählungen bekannt, hat nach dem Beyspiel der Herren Clauren und v. Tromlitz gewagt, seinen ganzen Almanach nur mit seinen eigenen Produktionen auszufüllen. Dadurch hat das vorliegende Taschenbuch einen eigenthümlichen Charakter erhalten, der um so entschiedener ist, als sich zugleich sein ganzer Inhalt nur immer auf einen und den gleichen Gegenstand, auf Rom, bezieht. Die erste Novelle, das Blumenfest, schildert die Römer unter sich, das zweyte, die Britten in Rom, schildert sie im Kontrast gegen die Fremden, namentlich gegen die reisenden Engländer. Die dritte, die heilige Woche, Charaktergemälde aus Rom, schildert in verschiedenen einzelnen Bildern die bekannten Scenen, die in der heiligen Woche zu Rom aufgeführt werden, und ein längeres Gedicht: Lieder des römischen Carneval, versucht in schönen Versen mit Goethes freylich unübertrefflicher Schilderung zu wetteifern. Wenn es dem Dichter nicht zum Nachtheil gereichte, daß faß jeder kleine Zug des römischen Lebens von frühern Dichtern und Reisebeschreibern schon hundert- und tausendmal aufgezeichnet worden ist, so würden seine Schilderungen einen weit größern Eindruck machen, als sie es unter diesen Umständen vermögen. Daher hat uns auch seine Schilderung der Engländer am besten gefallen, weil er hier origineller seyn konnte und unsere Einbildungskraft in ein Gebiet einführte, wo sie noch nicht so zu Hause ist, wie im Leben und Treiben der Römer. Die Geschichte der englischen Familie, welche die Peterskirche besteigt, um auf der Kuppel derselben einen Thee zu trinken, und in alles mögliche Mißgeschick verwickelt wird, ist vortrefflich und mit einer Laune erzählt, die selbst der Jean Paulischen nicht nachsteht, obgleich der Dichter die Engländer viel zu sehr karrikirt, und auf der andern Seite den Italienern viel zu sehr das Wort redet. Wer an den früher erschienen vier griechischen Erzählungen von Waiblinger mit Recht Anstoß genommen hat, wird mit Vergnügen bemerken, daß er in dem vorliegenden Almanach seine ausschweifende Phantasie besser gezügelt und sein poetisches Talent überhaupt in jeder Rücksicht mehr ausgebildet hat.

Digitized by Google

N°. 91.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 11. November 1828.

Taschenbuch auf 1829.

Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1829. Mit zehn englischen Kupfern. Stuttgart und Tübingen, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, 1829.

In Nr. 100 des vorjährigen Literaturblatts wurde der erste Jahrgang dieses Taschenbuchs angekündigt, das unbestritten an Pracht der Ausstattung alle seine zahlreichen Concurrenten in Deutschland weit übertrifft. Der vorliegende zweyte Jahrgang ist nach demselben Plane, wie der erste, ausgeführt, und seine unübertreffliche Zierde bilden wieder zehn englische Kupferstiche von der Hand der ersten englischen Künstler, Jedes dieser bewundernswürdig feinen Bilder ist von einem andern Maler gemalt und von einem andern Kupferstecher gestochen (nur der Kupferstecher Finden kommt zweymal vor), so daß sie bey gleicher Trefflichkeit doch eine sehr anziehende Mannichfaltigkeit des Gegenstandes, wie der Auffassung und des Styls darbieten. Ihr Gegenstand ist immer von einem allgemeinen Interesse; eine Mutter am Bett ihrer sterbenden Tochter, gemalt von Corbould, gestochen von Davenport; ein Mädchen, die in süßer Ueberraschung den Heirathsantrag ihres Geliebten liest, gem. von Stephanoff, gest. von Hamphrys, ein Bild von ganz unnachahmlichem Ausdruck; ein fauler Schulknabe, gem. von Thomson, gest. von Finden; ein alter Freyer, gem. von Leslie, gest. von Goodyear; eine ländliche Küche, gem. von Witherington, gest. von Romney; ein blinder Pfeifer, gem. von Clennel, gest. von Shenton; ein eingeschlafner alter Hofmann unter jungen, lustigen Hofdamen, gem. von Chalon, gest. von Engleheart; der Römer Curtius, wie er in den Abgrund springt, gem. von Martin, gest. von le Keux, ein Bild von bewundernswürdiger Kunst, indem darin auf dem kleinsten Raum eine unzählbare Menschenmenge und die halbe Stadt Rom zusammengedrängt ist, und zwar mit so trefflicher Oekonomie und in so wohlgefälliger Gruppirung und Beleuchtung, daß wir uns nicht erinnern können, jemals so kunstreiche Miniaturen im Kupferstich gesehen zu haben; der Leuchtthurm von Eddystone, gem. von Owen, gest. von Wallis, ein sehr schönes Seestück; endlich eine reizende Landschaft am Ganges, gem. von Daniell, gest. von Finden.

Auch der poetische Inhalt des Taschenbuchs ist ausgezeichnet. Auf die sinnige Erklärung der Kupferstiche folgt Albrecht Dürer in Venedig, Lustspiel von Eduard von Schenk, dessen schon in Nr. 35 des diesjährigen Literaturblatts auf das rühmlichste und ausführlichste gedacht worden ist. Die folgenden Gedichte von H. Heine gehören zu den Vorzüglichsten, was der liebenswürdige Verfasser der Reisebilder und des Buchs der Lieder je gedichtet hat. Wir heben eines hervor:

Ramsgate.

1.

„O, des liebenswürdigen Dichters,
Dessen Lieder uns entzücken!
Hätten wir ihn in der Nähe,
Seine Lippen zu beglücken!“

Während liebenswürd'ge Damen
Also liebenswürdig dachten,
Mußt ich hundert Meil entfernt,
In der öden Fremde schmachten.

Und es hilft uns nichts im Norden,
Wenn im Süden schönes Wetter,
Und von zugedachten Küssen
Wird das mag're Herz nicht fetter.

2.

In welche soll ich mich verlieben,
Da beyde liebenswürdig sind?
Ein sanftes Weib ist noch die Mutter,
Die Tochter ist ein schönes Kind.

Die jungen unerfahrnen Glieder,
Sie sind so rührend anzusehn!
Doch reizend sind geniale Augen,
Die unsre Zärtlichkeit verstehn.

Es gleicht mein Herz dem grauen Freunde,
Der zwischen zwey Gebündel Heu
Still nachdenkt, welches von den beyden
Das allerbeste Futter sey.

Digitized by Google

5.

Spätherbstnebel, kalte Träume,
Ueberstorren Berg und Thal,
Sturm entblätterte schon die Bäume,
Und sie schaun gespenstisch kahl.

Nur ein einz'ger, traurig schweigsam,
Einz'ger Baum steht unentlaubt;
Feucht von Mehmuthstbränen gleichsam
Schüttelt er sein grünes Haupt.

Ach! mein Herz gleicht dieser Wildniß,
Und der Baum, den ich dort schaun
Sommergrün, das ist dein Bildniß,
Hoch verehrte schöne Frau!

In Acerbi, einer Novelle von Willibald Alexis hat uns vorzüglich das in sehr feinen und treffenden Zügen gezeichnete Bild eines jungen politischen Abenteurers interessirt, in welchem eine große Aehnlichkeit mit dem rühmlichst bekannten Herrn Witt, genannt von Döring, nicht zu verkennen ist; wenigstens erinnert sich Referent, als er vor Jahren das Glück hatte, den Liebenswürdigen persönlich kennen zu lernen, gerade solche schöne Reden aus seinem Munde vernommen zu haben, wie Herr Willibald Alexis sie seinem Helden unterlegt. — Die Gedichte von Jos. Christ. Baron Zedlitz stehen rühmlich den Heineschen zur Seite, und das vorzüglichste darunter dürfte die nächtliche Heerschau seyn:

Nachts um die zwölfte Stunde
Verläßt der Tambour sein Grab,
Macht mit der Trommel die Runde,
Geht wirbelnd auf und ab.

Mit seinen entfleischten Armen
Rührt er die Schlegel zugleich,
Erschlagt manchen guten Wirbel,
Beroult und Zapfenstreich!

Die Trommel klinget seltsam,
Hat gar einen starken Ton,
Die alten todten Soldaten
Erwachen im Grab davon.

Und die im tiefen Norden
Erstarrt in Schnee und Eis,
Und die in Welschland liegen,
Wo ihnen die Erde zu heiß;

Und die der Nilschlamm decket,
Und der arabische Sand,
Sie steigen aus ihren Gräbern,
Sie nehmen Gewehr zur Hand.

*

Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Trompeter sein Grab,
Und schmettert in die Trompete
Und reitet auf und ab.

Da kommen auf luftigen Pferden
Die todten Reiter herbey,
Die blut'gen alten Schwadronen
In Waffen mancherley.

Es grinsen die weißen Schädel
Wohl unterm Helm hervor,
Es halten die Knochenhände
Die langen Schwerter empor. —

*

Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Feldherr sein Grab,
Kommt langsam hergeritten,
Umgeben von seinem Stab.

Er trägt ein kleines Hütchen,
Er trägt ein einfach Kleid,
Und einen kleinen Degen
Trägt er an seiner Seit'.

Der Mond mit gelbem Lichte
Erhellt den weiten Plan.
Der Mann im kleinen Hütchen —
Sieht sich die Truppen an.

Die Reihen präsentiren
Und schultern das Gewehr,
Dann zieht mit klingendem Spiele
Verräber das ganze Heer.

Die Marschälle und Generale
Schließen um ihn einen Kreis.
Der Feldherr sagt dem Nächsten
Ins Ohr ein Wörtlein leis;

Das Wort geht in der Runde,
Klingt wieder fern und nah:
„Frankreich" heißt die Parole,
Die Losung „St. Helena: —" —

Dieß ist die große Parade
Im elysischen Feld.
Die um die zwölfte Stunde
Der todte Cäsar hält.

An diese trefflichen poetischen Gaben des Taschenbuchs reiht sich der Rezensent, eine Novelle von A. v. Tromlitz, die zwar nicht ganz originell erfunden ist, weil sie zu sehr an Kotzebues Epigramm erinnert, aber äußerst anziehend und mit der liebenswürdigsten Laune ausgemalt ist. Wir schätzen am Dichter nicht nur den leichten, spiegelklaren Erzählungston, sondern auch geistreiche Anspielungen, sinnvolle Räsonnements und das, was den denkenden Dichter vom blos erzählenden unterscheidet. — Den Beschluß machen Gedichte: Trost in Briefen von Tiedge; Einladung nach der Insel Palmaria vom Grafen von Platen in antikem Versmaaß mit jener Meisterschaft gedichtet, die der Dichter in Behandlung des Verses sich errungen hat; die

Digitized by Google

beyden Schwestern von Elise von der Recke und Lieder von Karl Felder, sämmtlich sinnig ausgewählt.

Biographie.

Lebensgeschichte M. Heinrich Bullingers, Antistes der Kirche Zürich. Von Salomon Heß, Pfarrer am St. Peter in Zürich. Erster Band. Zürich bey Fr. Schulthess. 1828. XL und 492 S. 8. mit Bullingers Steindruckbilde.

Vorlängst schon hatte der Verfasser das Leben Oecolampads, nachher das von Erasmus geschrieben, und lange sich mit den Zurüstungen für die vorliegende, aus archivalischen Quellen oder aus schriftlichem Nachlasse Bullingers und seiner Zeitgenossen geschöpfte und bearbeitete Biographie von Huldreich Zwinglis Amtsnachfolger und tüchtigem Mitarbeiter am Reformationswerke beschäftigt, die mit einem, dem ersten ungesäumt folgenden zweyten Band beendigt seyn wird. Ein ausgezeichnet liebenswürdiger und vortrefflicher Mann, hatte Bullinger freylich nicht die feine (damals scharfsinnig genannte) Theologie und den durchs Studium der Alten ausgebildeten Geschmack seines großen Vorgängers, des Ulrich Zwingli; aber er war eben so arbeitsam, thätig, wohlthätig, gemeinnützig, und brachte seine Kräfte, seine Talente und seine ganze Lebenszeit dem Vaterlande und der Kirche zum Opfer. Nicht zwar, daß es ihm an Fähigkeit gemangelt hätte eben so geschmackvoll zu werden wie jener, denn seine Jugendstudien waren beynahe die nämlichen; sondern er wurde zu frühe mit einem Schwall von Geschäften, Arbeiten und Sorgen überhäuft, die ihm für andere Beschäftigungen keine Zeit und kein anderes Lieblingsstudium erlaubten, als das Studium der Geschichte seines Vaterlandes in seltenen Stunden der Muße. Wenn Bullinger jedoch nicht zwar als Kritiker und Exegete, als Sprachforscher und als Philosoph glänzt, so verdiente er in andern Rücksichten den Dank seines Vaterlandes und die Hochschätzung der Nachwelt. Ohne den männlichen Muth, der ihn durch sein ganzes Leben beseelte, ohne sein kluges Benehmen in den gefährlichen Zeiten der schweizerischen Kirchen, ohne seinen wichtigen Einfluß auf die kirchlichen und politischen Angelegenheiten seiner adoptiven Vaterstadt Zürich, ohne sein festbegründetes Ansehen, ohne sein wohlthätiges, menschenfreundliches, liebreiches Herz, ohne diese und andere Verdienste mehr, die sich in seinem Charakter vereinbarten, wäre Zürich lange nicht geworden, was es ward; es wäre diese Stadt nach Zwinglings Tod, wo nicht überall wieder in den alten schmählichen Zustand versunken, doch höchst wahrscheinlich dem gewaltsamen Druck einer neuen kirchlichen Parten untergelegen; Buter hätte gesiegt und die polemische Fahne einer starren Scholastik und theologischen Orthodoxie hätte bald auf allen Kanzeln der schweizerischen Kirchen geweht. Ohne Bullingern hätte Zürich noch lange auf einen Reformator seines Ministeriums, seiner Synoden, seiner Schul- und Erziehungsanstalten warten können. Er, der zu verschiedenen Zeiten gleichsam die Seele des Senats oder täglichen Rathes war, wußte, ohne sich ein beleidigendes Ansehen zu geben, in vertraulichen Gesprächen es so zu lenken, daß meist das Zweckmäßigste in kirchlichen und politischen Angelegenheiten vorgeschlagen und auch beschlossen ward. Ohne seine Arbeiten zur Beleuchtung der Schweizergeschichte, ohne den wichtigen Schatz seiner Jahrbücher, Chronicken und Zeitschriften, in welchen nicht blos der treue Compilator, sondern auch der prüfende Forscher und philosophische Kopf sich offenbart, wären Urkunden und Ueberlieferungen der wichtigsten Art, theils im Dunkel der Archive verborgen geblieben, theils auch wohl überall verloren gegangen.

Dieser flüchtige Abriß von Bullingers Charakter und Verdienst wird in der Lebensbeschreibung des Hrn. Heß auf eine sehr befriedigende Weise entwickelt, in wohlgeordneter Reihenfolge seiner Schicksale und Thaten aufgezählt und durchaus mit urkundlichen Belegen, am häufigsten aus dem ungedruckten Briefschatze, den Zürichs Bibliotheken aufbewahren, begründet und gewährleistet. Der vorliegende erste Band geht von der Jugendgeschichte Bullingers aus und endet um das Jahr 1538, wo die verschiedenen Verkehre mit Calvin und der Genferkirche, in Ansehung ihres gegenseitigen Consenses und der Vorfälle mit Bolsec und Servet u. s. w. ihren Anfang nehmen. Er ist in drey Hauptabtheilungen oder Bücher eingetheilt. Das erste enthält Bullingers Jugendgeschichte bis zum Jahr 1532, wo er Zwinglins Nachfolger im Zürcherschen Ministerio ward; das zweyte erzählt seine Schicksale und Amtsverrichtungen in Zürich und die wichtigsten Vorfälle in der Zürcherschen Kirche, besonders die Concordien-Verhandlungen mit Luthern, bis ins Jahr 1538; im dritten geht der Lauf der Zeitgeschichten, des Concordienhandels u. s. w. bis ins Jahr 1548 fort. Es umfaßt das Werk, wie man sieht, einen beträchtlichen Theil der schweizerischen Reformationsgeschichte, und es ist daselbe nicht nur Biographie allein, sondern auch Zeitgeschichte Bullingers zugleich, und mit Benutzung des Reichthums der oben angedeuteten eigenthümlichen Hülfsmittel, sind diejenigen wichtigen Ereignisse, welche als Haupttheile der Reformationsgeschichte überhaupt können betrachtet werden, die Concordien-Verhandlungen z. B., in so weit sie Bullingern und Zürich betreffen, in zum Theil noch wenig oder nicht bekanntem Detail erzählt, und eben so finden sich von vielen Zeitgenossen Bullingers hier schätzbare, mit-

Digitized by Google

unter neue oder unbekannte Notizen gesammelt; denn es waren die Verbindungen Heinrich Bullingers mit dem Auslande und seinen merkwürdigen oder einflußreichen Personen eben so vielfach als bedeutsam, so daß eine geraume Zeit hindurch in Zürich, von Osten und Westen, von Mittag und Mitternacht, vorzüglich auch aus dem regsamen England, die angesehensten Personen eigens eintrafen, um den ehrwürdigen Theologen über Gewissenssachen zu berathen, oder sich von ihm in Mangel, Armuth und [illegible]mißlichen Lagen Rath, Hülfe und Unterstützung zu erbitten und zu verschaffen. — Um ein einziges Denkmal nur von Bullingers hellem Geist, in Mitte all' der damals in die theologische Scholastik und in die unfruchtbare Polemik der Confessionsfehden verstrickten Zeitgenossen zu geben, wählen wir die Stelle eines Briefes von Bullinger an Myconius, worin der verständige Zürcher Antistes sich also ausdrückt: „Wann soll es dann auch einmal mit den ewigen Confessionen und Subscriptionen ein Ende werden? Erst legte man uns die Schrift an die zu Münster vor, dann die Basler-Confession, dann die Confession der vier Städte, hierauf die sächsische mit ihrer Apologie, wiederum die Wittenberger Apologie, wiederum die Wittenberger Artikel und endlich hat Bucer uns von Schmalkalden aus drey Artikel zur Unterschrift übermacht. Nun wird wohl bald noch von der Approbation seiner Retractationen die Rede seyn. Zu Bern schreibt er eine neue Confession, die die vorigen alle an Dunkelheit weit übertrifft. Wir sperren dabey Augen und Maul auf, unterschreiben frisch darauf los, billigen alles, wahrlich ein wunderseltsames Nachgeben. So kömmt man uns täglich mit neuen Schreiberegen über den Hals. Ich aber bleibe bey unsrer Basler Confession und ihrer Erklärung an Luthern, mehr confitire ich nicht, meinetwegen mögen andere tausend Confessionen schreiben, diese gelten mir für alle. Ich will aber jeden bey seiner Privat-Confession lassen und sie weder billigen noch mißbilligen. Was nicht mit der unsern streitet, verwerfe ich nicht. Bucers Confession aber verstehe ich bey meiner Ehre nicht; weiß aber auch nicht, wohin sie langet. Uebrigens darf dir, lieber Myconius, vor einer neuen Tragödie nicht bange seyn. Wir bleiben friedlich und ruhig. Nur biete ich keine Hand zu diesen neuen Unternehmungen. Dem Bucer schrieb ich, ich verstehe seine Schreiberey nicht, das aber von Melanchton verstehe ich, und auch das, was er in seinen locis communibus über die Sacramente geschrieben habe." — Viel anziehendes und erfreuliches aus dem häuslichen Leben des wackeren Mannes, in den Familienverhältnissen des Vaters und Gatten findet sich überall eingestreut und dient dem übrigen zur Würze.

K u n s t.

Sammlung von mehr als Dreytausend Bildnissen der berühmtesten Menschen aller Völker und Zeiten. Als Supplement-Kupferband zum Conversations-Lexikon, so wie auch als ein für sich bestehendes biographisches Werk. Freyburg im Breisgau, Herder'sche Kunst- und Buchhandlung, 1828.

Als wir in Nr. 7 des diesjährigen Literaturblatts die im Herderschen Verlag erschienene Bildergallerie zum Conversationslexikon rühmlich erwähnten, machten wir die Bemerkung, daß die darin befindlichen historischen Bilder am besten durch Porträte der berühmtesten Männer ersetzt werden könnten, und nun hat die genannte Buchhandlung wirklich eine solche Porträtsammlung angekündigt und bereits die ersten Proben davon verschickt. Unmittelbar darauf hat aber Schlosser in Augsburg sich nicht entblödet, das gleiche Unternehmen mit den gleichen Worten unter seiner Firma anzukündigen und ebenfalls Probeblätter auszusenden. Beyde liegen uns vor, und wir fühlen uns verpflichtet, das Publikum vor jdem Nachahmer um so mehr zu warnen, als durch die genaue Uebereinstimmung zwischen seiner nachgedruckten und der Herderschen ursprünglichen Ankündigung leicht Verwechslungen im Bestellen entstehen könnten. Die Schlosserschen Blätter sind unter aller Kritik, und es ist eine Schmach, daß sich ein Buchhändler in Deutschland nur unterstehen darf, dem Publikum dergleichen zu bieten. Sie leiden durchaus keine Vergleichung mit den Herderschen, die auf trefflichem Papier sehr fein und sauber entworfen sind. Wenn wir an dieser letzten ja etwas auszusetzen fänden, so wäre es der allzuverjüngte Maaßstab, indem ein einziges Oktavblättchen zwanzig Porträts enthält. Doch thut hier der scharfe sichere Umriß und die Reinlichkeit der Zeichnung alles, und in dieser Beziehung lassen die vorliegenden Proben nichts zu wünschen übrig. Wir dürfen sie also dem Publikum als eine solide und nützliche Zugabe zum Conversationslexikon empfehlen. Das Blatt ist zu 9 Kreuzer angesetzt, die Zahl der Blätter aber noch nicht bestimmt.

Bey dieser Gelegenheit bemerken wir, daß die Bildergallerie zum Conversationslexikon jetzt vollendet ist, und bereits drey Auflagen erlebt hat. Dies beweist, was wir früher darüber aussprachen, daß nämlich diese Sammlung durch ihren vernünftigen, vielumfassenden und doch nicht zu anschweifenden Plan, durch geschickte Ausführung und insbesondere durch Wohlfeilheit sich jedermann empfehlen muß.

Digitized by Google

N°. 92.

Literatur-Blatt.

Freytag, den 14. November 1828.

Musikliteratur.

1) Sammlung religiöser Gesänge. St. Gallen bey Huber und Komp. 1826.

Den Zweck dieser Sammlung gibt die Vorrede an, nämlich: „Es besteht in der eidgenössischen Stadt St. Gallen seit 250 Jahren eine religiöse Singgesellschaft, die im Jahr 1616 durch Jünglinge gebildet, im Jahr 1620 durch diese organisirt, im Jahr 1640 durch angesehene Männer gehoben und vervollkommnet, und von jeher mit der Achtung des wohllöblichen Stadtrathes beehrt wurde. Sie hatte mehrere Zeitunbille zu besiegen, blüht nun unter kräftiger Leitung schöner als je, und feyerte im Jahr 1820 ihr zweytes Jahrhundertfest. Das Andenken daran zu erhalten und zu erhöhen, beschloß die Gesellschaft, eine Sammlung religiöser Gesänge unmittelbar für sich selbst, mittelbar auch für das Publikum zu veranstalten. Die an die Sammler gestellte Aufgabe war, rücksichtlich der Lieder: Vortrefflichkeit des Inhaltes und der Form; rücksichtlich der Musik: Verbindung des Leichtern und Schwerern und bildendes Fortschreiten vom ersten zum zweyten."

Wenn die Gesellschaft den Zweck hat, an religiösem Gesang sich zu erfreuen, und nicht grade in der Kirche andächtig seyn und Andacht erwecken will, und wenn das Publikum mit ihr eines Sinnes ist, so sind viele Stücke dieser Sammlung zu empfehlen; wer aber das Erhebende, Andachterweckende sucht und für die Kirche geeignet glaubt, der findet hier seine Rechnung nicht, denn der Inhalt der Lieder ist meistens didaktisch statt lyrisch, und das wässerige Moralisiren hat kein Ende. Die Musik ist, was die Stücke von Rolle, Schulze, Bach u. a. betrifft, sehr niedlich und gemüthlich, aber die von Neuern oft frivol, gemein und besonders die von F. Huber unrichtig und schlecht gesezt. Diesem Komponisten, der viel Talent verräth, wäre zu rathen, daß er den Satz erst studirte, ehe er religiöse Gesänge herausgäbe.

Die Stücke sind übrigens alle sehr leicht auszuführen.

2) Die Kunst des Gesanges, theoretisch-praktisch von Adolph Bernhard Marx. Berlin, in Adolph Martin Schlesingers Buch- und Musikhandlung. 1826.

Die Absicht des ehrenwerthen Verfassers dieses Werkes ist eine sehr rühmliche und, wie Ref. glaubt, eine zeitgemäße. Sie liegt in folgenden, aus der sehr beherzigenswerthen Vorrede, gezogenen, wenigen Worten: „Unser „ganzes Herz und unsern Geist wird nur deutsche „Sprache und deutsche Musik befriedigen — so lange „wir deutsch denken, so lange wir Liebende, Zürnende, „Dichtende in der Muttersprache unsre Empfindun„gen ausströmen. Der Deutsche, ohne die ihm eigen„thümliche Bildung, tastet am fremden Werke herum; „in sich eigenthümlich vollendet ist er erst befähigt, „auch an jenem Fremden sich wahrhaft zu bereichern."

Das Werk selbst enthält reiche Belehrung über alles, was einem gebildeten Sänger zu wissen nothwendig ist, der in Kirche, Kammer und Theater mit geeigneter Wirkung erscheinen will. Besonders gut ist, was es über den französischen, italienischen und deutschen, auch über Kirchen-, Kammer- und Theaterstyl und über die betreffenden Componisten enthält. Da es des Neuen und Originellen sehr vieles enthält, so wird es kein Sänger ohne Interesse und Vortheil studiren.

3) Umriß einer Gesammt-Tonwissenschaft überhaupt; wie auch einer Sprach- und Tonsatzlehre, und einer Gesang-, Ton- und Rede-Vortraglehre insonders von J. G. Markwart. Darmstadt bey Leske, und Mainz bey Schott Söhne 1826.

Gesang-, Ton- und Redevortraglehre. Erstes Haupttheil: Ueber Stimm- und Gehör-Ausbildung, nebst dazu geeigneten Uebungsbeyspielen. Ein Lehrbuch zur systematisch-praktischen Entwickelung sämmtlicher Anlagen und Fähigkeiten

Digitized by Google

für Ton- und Rede-Vortrag; sowohl für den Selbstunterricht, als auch für besondern und gemeinsamen Schulunterricht von Ebendemselben. Darmstadt und Mainz, bey Carl Wilh. Leske und bey B. Schott Sohne. 1826.

Nr. 1. enthält eine, in unendliche Spaltungen zerfallende Begriffsbestimmung der auf dem Titel angeführten Dinge, in ganz eigenthümlicher, pestalozzisirender Sprache, in welche man sich vorher hineindenken hat, ehe man nur von der Absicht des Verfassers einen Begriff erhält. Ist man damit im Reinen, so findet man, daß der Verfasser tief in seinen Gegenstand eingedrungen, und daß manches Neue von ihm zu lernen ist. Besonders hoch zu achten ist das Bestreben über seine Kunst reinere und edlere Begriffe zu verbreiten. Eine Probe aus dem Buche selbst wird das Urtheil am besten begründen; §. B. Feststellung des Begriffes über Tonkunst.

„Tonkunst, an und für sich, ist das Reich harmonisch und kunstrecht eingestalteter Töne.

Kunstrechte Eingestaltung der Töne ist eine alle Grundbestandtheile der Tonkunst umfassende, nach den Gesetzen hörbarer Zweckmäßigkeit, Schönheit und Bedeutsamkeit zu vollziehende oder vollzogene.

Tonkunst ist demnach auch: das Reich, nach Gesetzen der hörbaren Zweckmäßigkeit, Schönheit und Bedeutsamkeit einzugestaltender oder eingestalteter Töne.

Von Seiten der kunstrechten Eingestaltung der Tonkunst-Erzeugnisse, vermöge des sie schaffenden Menschengeistes, ist Tonkunst auch das Reich kunstrecht einzugestaltender oder eingestalteter übersinnlicher und überwirklicher Empfindungen, oder Empfindungsgedanken u. s. w. vermittelst harmonischer Tonverhältnisse, und der damit zusammenhangenden übrigen Bestandtheile.

Definitionen, die die Tonkunst blos als Empfindungen und Gefühle ausdrückend bestimmen, — (obgleich die Tonkunst auf die Erweckung überwirklicher Empfindungen hinwirkt) — sind zu unbestimmt, und den festzustellenden Begriff nicht erschöpfend, denn: die Nachtigall, sogar der Hund u. s. w. drücken ihre Empfindungen durch Töne aus, wodurch jedoch kein Erzeugniß der Tonkunst entsteht, einmal, weil deren Empfindungen weder übersinnliche (vermittelst des Denkvermögens von ihnen aufgefaßte), noch überwirkliche (blos vermittelst des Denkens erzeugte) sind; und dann, weil die Forderung der kunstrechten Eingestaltung daran mangelt. — Auch selbst der hineingedachte Zusatz: sie sey die Kunst, „menschliche“ Empfindungen auszudrücken, würde nicht genügen, insofern unter diesen menschlichen Empfindungen abermals zunächst die sinnlichen und wirklichen verstanden werden würden; und die Tonkunst mit unsern wirklichen (reellen) Empfindungen sich gar nicht zu befassen hat, denn wäre es nicht närrisch, seine Empfindungen und Gefühle der wirklichen Freude, so wie des wirklichen Schmerzes, durch Singen, Blasen oder Geigen einem Andern mittheilen, oder überhaupt ausdrücken zu wollen; dahingegen um überwirkliche Empfindungen und Gefühle mittheilen, man, durch Begeisterung gedrungen, entweder zur Ton- oder zur Dichtkunst sich erheben, und von ihnen die ewigen Gedankenformen entlehnen muß, um Unendliches durch Ewiges zu versinnbildlichen!

Hienach hat denn auch die Tonkunst, von Seiten des Zweckes, die Aufgabe — (oder ist die Kunst) — durch kunstrechte Anwendung ihrer sämmtlichen Bestandtheile die Menschen zur Anschauung überwirklicher Empfindungen, Empfindungsgedanken, und, vermittelst des Gesanges, zu überwirklichen (ideellen) Gefühlen, zu erheben. — Der Begriff: Tonkunst habe zum Zwecke, das Gehör angenehm durch Töne zu reizen; oder, den Menschen zu angenehmen Empfindungen zu stimmen, mag für Tanz- und Tafel-Musik ausreichen, und den Gehörblinden genügen; der Kunst ist er unwürdig.“

Nr. 2. lehrt die Verwendung der Menschenstimme zum kunstrechten Sprechen und Singen theoretisch-praktisch, und ist die gelungene Ausführung der im obigen Werke angedeuteten Ideen auf eine neue und originelle Weise. Es ist dieses Werk nicht nur dem Singlehrer, sondern auch dem Redner sehr zu empfehlen und demselben rechte Verbreitung und gerechte Anerkennung zu wünschen, damit sein würdiger Verfasser bald bewogen werde es zu vollenden und seine in der That tiefen und gründlichen Kenntnisse der Welt mitzutheilen. Sehr zu wünschen wäre aber, daß es mehr in der gewöhnlichen, leichter für Viele zugänglichen Sprache geschehen möge.

4) Der Wiener Clavierlehrer. Oder: Theoretisch-praktische Anweisung, das Pianoforte nach einer neuen erleichternden Methode in kurzer Zeit richtig, gewandt und schön spielen zu lernen. Verfaßt und herausgegeben von Joseph Czerny. 51stes Werk, zweyte verbesserte Auflage. Wien bey Haslinger.

Die Bezeichnung „Wiener Clavierlehrer“ wird wohl nicht so zu verstehen seyn, als ob man in Wien anders Clavier spielte und lernte, als in der übrigen Welt, sondern daß eben gerade der Verfasser dieses Verschens ein Clavierlehrer in Wien, und dieses seine Methode sey.

Das Neue dieser Methode, was der Titel angibt, hat Ref. durchaus nicht finden können, es möchte denn in

Digitized by Google

etlichen Passagen bestehen, die in andern Claviersschulen zufälligerweise nicht vorkommen, wohl aber vermißt er das gute Alte ganz. Denn es ist nirgends Anleitung gegeben, weder ein Cantabile schön vorzutragen, noch einen mehrstimmigen Satz, z. B. von Bach, Händel, Mozart, Haydn, Beethoven ꝛc. Die ganze Anweisung geht nur auf eine tüchtige Clavierreiterey, durch Tonleitern, Doppelgriffe, Oktavensprünge, was eben die allerneueste Modevariationen brauchen, und nichts weiter. Wer sonst nichts sucht, der schaffe sich diese Anweisung zur Hand, denn, außerdem daß sie von diesem Standpunkt aus betrachtet gut ist, hindert sie nicht durch tiefere oder höhere Forderungen, an die nun eben der mit der Mode gehende nicht gemahnt seyn will.

5) Anweisung zum Generalbaßspielen von Daniel Gottlieb Türk. Neueste verbesserte Ausgabe. Wien, bey Tobias Haslinger.

Ein in der musikalischen Welt längst bekanntes Lehrbuch wird hier, mit ganz wenigen und unbedeutenden Veränderungen, die füglich hätten wegbleiben können, wieder neu herausgegeben. Da die Lehre von den Akkorden etwas breit und weitschweifig abgehandelt und von keinem einfachen Prinzip aus entwickelt ist, so gehört eine ziemliche Zeit und Geduld dazu, das ganze Buch durchzumachen, und endlich zur Kenntniß und Uebersicht aller Akkorde zu kommen.

6) Wiener Tonschule; oder: Anweisung zum Generalbaße, zur Harmonie, zum Contrapunkte und der Fugenlehre. Nach eigenen Erfahrungen und Grundsätzen entworfen und durch zahlreiche Beyspiele erläutert von Joseph Preindel, geordnet und herausgegeben von Ignaz Ritter von Seyfried. 2 Theile. Wien, bey Tobias Haslinger.

Dieß ist ein sehr schätzbares Werk, das im ersten Theile Alles im vorigen Werke Abgehandelte enthält, nur in viel größerer Kürze und konsequenter entwickelt. Durch dieses Werk wird der Schüler viel schneller und sicherer ein Generalbaßspieler werden als durch das vorige. Der zweyte Theil handelt von allen technischen Künsten, die der Komponist braucht, ebenfalls mit Klarheit und mit einer Gediegenheit, die anzeigt, daß der würdige Verfasser selbst ein tüchtiger Praktiker und nicht blos Theoretiker gewesen.

7) J. C. Albrechtsbergers sämmtliche Schriften über Generalbaß, Harmonielehre und Tonsetzkunst; zum Selbstunterrichte. Systematisch geordnet mit zahlreichen, aus dessen mündlichen Mittheilungen geschöpften Erläuterungsbeyspielen, und einer kurzen Anleitung zum Partiturspiel, nebst Beschreibung aller jetzt gebräuchlichen Instrumente, vermehrt und herausgegeben von seinem Schüler Ignaz Ritter v. Seyfried. 3 Bände. Wien, bey Anton Strauß.

Dieses Werk ist eines der schönsten und besten Lehrbücher der Komposition, und auch längst bekannt und anerkannt. Durch die Sammlung aller Schriften Albrechtsbergers, so daß jetzt, von den ersten Elementen der Technik der Tonsetzkunst, bis zum schwierigsten Kontrapunkt alles beysammen zu finden ist, hat sich der würdige Herausgeber ein großes Verdienst um die Tonkünstler erworben; auch eben so durch die im Geiste des Ganzen gegebenen Zusätze und Erläuterungen.

8) Ergebnisse der bisherigen Forschungen über die Aechtheit des Mozartischen Requiem. — Weitere Ergebnisse der weiteren Forschungen, als Fortsetzung des vorigen. 2 Hefte. Besonders abgedruckt aus den Heften 22 und 23 der Zeitschrift Cäcilia, Mainz, im Verlage der Hofmusikhandlung. 1827.

Die Ergebnisse dieses langen, oft nur zu bittern und heftigen Streites, besonders mit dem würdigen Zeitgenossen und Jugendfreunde Abbé Stadler in Wien, sind folgende: Mozart stirbt, ehe das Requiem, das von einem Unbekannten bey ihm bestellt worden, fertig ist. Süßmayer, Mozarts Schüler, vollendet das Werk, theils durch Ausarbeitungen vorgefundener Skizzen seines Meisters, theils durch Stücke von seiner eigenen Komposition, so daß das Werk größtentheils nicht Mozarts, sondern Süßmayers ist. Da das Werk dadurch nicht frömmer und nicht gediegener wird, sondern bleibt, wie es seit Mozarts Tode gewesen, so ist der ganze Streit sehr überflüssig. Wen er aber dennoch interessirt, der kann ihn in der Länge und Breite in den angezeigten Heften nachlesen.

Geschichte.

Historische Studien von Schmidt von Lübeck. Altona 1827, bey Hammerich.

Es ist gewiß ein erfreulicher Anblick wenn ein alter Dichter, über sich und seine Kunst aufgeklärt, sich zu be-

Digitized by Google

schränken weiß und, statt alternde Lieder von sich zu geben, ein der Würde grauer Haare angemessenes Geschäft vornimmt. So unser wohlbekannter Verfasser, den wir sowohl in Bezug auf seine kürzlich herausgegebene Liedersammlung, als auch auf das vorliegende historische Werk freudig begrüßen. Er sammelt hier nur frühere Arbeiten, die sehr verschiedene Gegenstände behandeln, alle aber so anmuthig und gefällig geschrieben sind, daß man nicht leicht eine geübte Hand verkennen würde. Es sind nur Abhandlungen über einzelne Punkte aus der Universalgeschichte, über eine Periode der Specialgeschichte der dänischen Herzogthümer in Deutschland, des Vaterlands unseres Verfassers, und Lebensbeschreibungen von Liebenden, Dichtern und Bußpredigern. In der ersten dieser genannten Klassen erhalten wir eine schöne, nur hier so klar und faßlich gegebene Darlegung der Plane des großen Gothen Theodorich, die Schicksale seiner Familienallianz und damit seines darauf gegründeten politischen Systems, nebst Winken über die Schicksale solcher Verbindungen in Bezug auf die neuere Zeit.

Die zweyte Klasse bilden die sehr interessanten und vortrefflichen Darstellungen aus der schleswig-holsteinischen Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Es ist hier die Geschichte der bekannten Bischofswahl in Lübeck, die, nach Verträgen den gottorfischen Herzogen angehörig, dennoch zwischen Gottorf und Dänemark streitig war. Klarer als in einem großen Geschichtswerke sehen wir hier den fast dramatischen künstlichen Zusammenhang der Staaten seit den Zeiten des europäischen Systems; wir sehen, wie diese Bischofswahl Einfluß erhält auf den eisernen Schweden Carl XII., ja wie sie eine der mitwirkenden Ursachen seiner Kriege mit Dänemark, seines Todes also und der längstgestörten Ruhe des nördlichen Europa wurde. Zwey souveräne Reiche gewannen die Nachkommen dieser landflüchtigen Herzoge, Schwedens und Rußlands Thron. Wir sehen eben so die Schwäche des Wiener Hofs, die lächerliche Majestät des römischen Reichs, dessen Mandate nach Belieben befolgt oder hintangesetzt wurden, das abenteuerliche Treiben einiger der listigsten Staatsmänner und Unterhändler, welche die Geschichte kennt, kurz wir haben hier wieder einen Beweis, wie anziehend und belehrend dergleichen Monographien werden können. Die dritte Klasse begreift den Aufsatz: „Petrarch und Laura," ein schönes immergrünes Kränzchen auf das Grab des alten Dichters, woraus zugleich der Hofton zu Avignon und das kleinere Leben in bestimmten Zügen hervorblicken. „Liskow" ist die Lebensbeschreibung des durch seine Schriften so berühmten deutschen Satyrikers dieses Namens, dessen Lebensumstände bis jetzt unbekannt waren. Man ersieht aus dem interessanten Gemälde gleich die lächerlichen literarischen Fehden des achtzehnten Jahrhunderts in ihrer ganzen Blöße, da sie fast immer persönliche Verfolgung mit sich brachten. Nicht minder bedeutend ist das Leben der Roswitha, Kanonissin zu Ganderscheim, dem von der sächsischen Ottonenfamilie gestifteten Frauenstift. Es wird hier zugleich ein Blick in die erste Familiengeschichte des sächsischen Kaiserhauses gethan, und die Dichterin selbst gibt in ihrem, vom Verfasser übersetzt mitgetheilten Gedicht über die Gründung des genannten Klosters eine Probe der lateinischen Dichtkunst jener Zeit. „Herodes Antipas und sein Hofprediger Johannes" ist ein Aufsatz, nicht sowohl über Johannes, dessen Verhältniß zu Herodes und zu seinen Volksgenossen, so wie zu den damaligen Sekten der Juden, besonders den stoischen Essenern, allerdings vortrefflich dargelegt ist, sondern noch mehr und hauptsächlich über die Geschichte der Herodischen Familie und über die Art der Politik des berühmten Antipas, über seine Stellung zum römischen Hof und zu den Hoffnungen der Juden, so wie zuletzt über das Schicksal und die Folgen dieser falschen Staatskunst.

Taschenbuch auf 1829.

Vergißmeinnicht von Clauren.

Porträte der Königin von Spanien, der Kronprinzessin von Schweden, der Sängerin Constantia Tibaldi; zwey andere breyweiche Mädchenbilder, ein Hannchen und ein Paulinchen, zwey gräßliche historische Kupfer, und zwey Novellen, wovon die eine mitten im Taschenbuch abgebrochen und am Schluß desselben wieder fortgesetzt ist, um mit dem Leser Versteckens zu spielen; endlich das Ende vom Liede wie immer: „Vater Lohburg schmeichelte sich mit der Hoffnung, den nächsten Sommer seine schöne liebenswürdige Johanna wieder bey sich zu sehen; allein sie hat es ihm rund abgeschlagen, und dazu mit niedergeschlagenen Augen freudig verschämt gelächelt; da hat denn der alte Herr im fröhlichen Vorgefühl seines großväterlichen Glücks in das rosige Töchterlein nicht weiter gedrungen, sondern ihr seinen Segen gegeben. Und wer Johanna liebgewonnen, gehe hin, und thue desselbigen gleichen."

Berichtigung.

In Nr. 86 des diesjährigen Literaturblatts Seite 343, Spalte 2, Zeile 15 von oben, lies: Kämpfe statt Köpfe.

Digitized by Google

N°. 93.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 18. November 1828.

Gedichte von Egon Ebert.

Von dem Verfasser dieser Gedichte ist zunächst zu rühmen, daß er in vorzüglichem Grade das Vermögen besitze, die Welt auszusprechen, insofern sie die Seinige ist.

Wir gestehen ihm also zu, daß er ein gebornes Talent sey, daß er klare Anschauungen habe, und daß er solche bis ins äußerste Detail mitzutheilen vermöge, ohne daß Vers und Reim ihn verleiten etwas anderes zu sagen, als was er sich vorgesezt; wobey wir noch hinzufügen, daß Alles, was er vorbringt, ihm mit großer Leichtigkeit von der Hand gehe.

Diesem angeborenen Vermögen ist es sehr zu statten gekommen, daß des Dichters Ausbildung in eine Zeit gefallen, wo die deutsche Poesie, der Form nach, ihren Gipfel erreicht hatte, so daß ihm die trefflichsten Muster vor Augen standen. Daß er diese emsig studirt, daß er fähig gewesen das einzusehen, worauf es ankommt, und daß er sich in Behandlung der Gegenstände eine hohe Verfahrungsweise zu eigen gemacht, gestehen wir ihm mit Freuden zu, als das höchste Lob, das wir ihm ertheilen können.

Wir haben hiebey vorzüglich seine kleinen epischen Gedichte, Balladen und Romanzen vor Augen, von denen man in der That nicht leicht zu viel Gutes sagen kann. Die Behandlung entzückt den Einsichtigen, während es dem Dichter im Verlauf der kleinen Romane nicht an Vermögen fehlt, das Gemüth des stoffartiger genießenden Lesers durch Ahnungsvolles, Furcht- und Angst-Erregendes, Schauerliches, Starkes, Schreckliches, Mildes, Liebliches und Versöhnendes anzuziehen, zu fesseln, zu erschüttern und zu rühren.

Hiebey müssen wir wiederholen, wie großen Vortheil dem Dichter die überlieferten Stoffe geben, und wie wir es für den verderblichsten Wahn halten, der unsere neuesten jungen Dichter hat befallen können, wenn sie glauben, sie seyen nicht originell, wenn sie nicht auch die Erfinder ihrer Stoffe wären. Wo hat denn je ein großer Dichter gelebt, der seine Sujets erfunden? Nahm er sie nicht aus gedruckten Ueberlieferungen, so nahm er sie aus mündlichen oder aus eigenem Erlebten, und er hatte noch immer genug zu thun, „aus dem Bekannten das Unbekannte zu entwickeln," ein gehöriges Detail zu erfinden, und aus verschiedenartigen Theilen ein schönes Ganzes zusammen zu bringen und schicklich darzustellen.

Ueberhaupt hat es mit unserer Originalität in Absicht auf die Erfindung des Stoffs nur wenig zu sagen. Von Poeten, die in wunderlichen Phantasien und Träumen leben, und sich mit solchen als dem Reichthum eigener Erfindungen brüsten, reden wir nicht; wir haben es mit denen zu thun, die eine Richtung auf die Welt haben, wie sie gesunden Sinnen erscheint, und wenn nun solche sich der Natur und dem Leben gegenüber finden, und sich fragen, was denn reicher begabt sey, die mannichfaltigen Gegenstände und Erscheinungen der Welt um sie her, oder ihr eignes Innere, so werden sie zugeben, daß ein unendlicher geheimnißvoller Reichthum in den Objekten außer ihnen liege, in ihnen selber aber im höchsten Falle nur das Vermögen sich der Gegenstände zu bemächtigen und geistigen Absichten gemäß sie zu behandeln und etwas aus ihnen zu machen.

Aller Dünkel, als ob wir auch Schöpfer eines gehörigen Stoffes seyn könnten, wird daher verschwinden, und wir werden, bescheiden beruhigt, unsere Originalität vielmehr in einer edlen Willensrichtung suchen, die sich alles dasjenige aneignet, was ihren Zwecken dienen kann; denn Welt und Ueberlieferung sind am Ende doch zu nichts Besserem da, als daß edle Geister davon Besitz nehmen, um sie, mit eigener Seele und Kunst neu belebt und neu gebildet, immer Anderen wieder zu hinterlassen.

Aber den Kreis zu erweitern, den der Dichter seine Welt nennt, und auch solcher Stoffe Herr zu werden, wie sie mit seiner Stimmung und seinen Neigungen nicht immer im Einklang stehen, das ist es eigentlich, worauf es ankommt, damit er, durch mannichfaltige Aneignungen des Aeußeren sich selber mannichfaltig und reich entwickele und darstelle. Unsere jungen deutschen Dichter aber, in den kleinen beschränkten Zuständen und Kreisen, in denen sie aufleben, was haben sie von äußerer Welt, das sie das Ihrige nennen. Die Straßen ihrer Stadt, die Wolken,

Digitized by Google

den Mond, die Sterne, die Sonne wie sie auf und abgeht, einen Wasserfall, einen säuselnden Baum, eine Nachtigall, ein Liebchen und eine Leyer, worauf sie alles dieses hergebrachter Weise besingen, so gut es gehen will! Ja wenn sie Geist hätten und haben könnten, so würden sie vielleicht auch dürren Aesten Blätter und Blüthen entlocken, so wie dem Repräsentanten alles Geistes und aller Anmuth, Voltaire, wie Hunderte seiner kleinsten Gedichte beweisen, nie ein Gegenstand vorgekommen, dem er nicht eine geistreiche Seite abzugewinnen gewußt hätte.

Einem so seltenen Dichter ist denn auch Alles Stoff und jeder Stoff der rechte, indem er, so wie die äußere Welt, auch ein reiches Innere als Material für seine Gedichte zu verwenden hat, während das Innere anders begabter Naturen der Art seyn kann, daß es wohl als Urtheil, nicht aber als Material dienlich ist.

Talente dieser Art, wenn sie sich zur Poesie wenden, als einem Mittel um sich auszusprechen, haben viel Aehnliches mit Malern, deren Bilder von dem Innern des Künstlers auch nur insoweit Zeugniß geben, als es aus der weisen und kunstreichen Behandlung der Gegenstände, der Komposition, dem Ausdruck der Figuren u. s. w. hervorgeht, das als etwas Totales ohne Worte zum Beschauer redet.

Es fehlt solchen Talenten als Poeten das Rhetorische, weshalb sie denn auch im Lyrischen und Dramatischen weniger glücklich sind als im Epischen, welches die eigentliche Sphäre ist, auf die sie angewiesen, für die sie geboren sind.

Nun aber erfordert es nicht geringe Weisheit, den Kreis zu erkennen, worin man am glücklichsten zu wirken im Stande ist, und, wenn man ihn erkannt, sich darin zu halten. Niemand will gestehen, daß er ein beschränktes Wesen sey, das nur unter gewissen Bedingungen und in gewissen Hinsichten vortrefflich zu seyn vermag, aber, sobald es diese überschreitet, in den Kreis des Gewöhnlichen herabsinket und eben nicht besser ist wie viele andere auch. Dagegen will jeder gerne eine vielvermögende Fähigkeit an den Tag legen, und so wird alles versucht und unternommen, bis entweder die Welt unsere mißglückten Bestrebungen zurückweiset, oder auch die eigene Natur in ihre angeborenen Kreise zurücktritt.

Wir machen diese allgemeine Betrachtung bey Gelegenheit der Gedichte von Egon Ebert, aber sie ist nicht durch ihn veranlaßt, wenigstens nicht, insofern damit ein Tadel ausgesprochen seyn möchte; wir haben dabey ganz andere im Auge, denen wir zu rathen wünschten.

Herr Egon Ebert scheint den Kreis seines Wirkens sehr wohl erkannt zu haben; denn wie wir gleich zu Anfange ausgesprochen, daß seine kleinen epischen, beschreibenden, Gedichte in den beyden vor uns liegenden Bändchen das Vorzüglichste seyen, so sind sie auch dem Umfange nach das Ueberwiegende, wie uns denn auch in der Vorrede die Hoffnung eines größeren epischen Gedichtes gemacht wird, mit dessen Vollendung der Verfasser sich gegenwärtig beschäftigt.

Ist er so glücklich in Behandlung eines großen Sujets, wie er es in Behandlung vieler kleinen gewesen, so haben wir von ihm sehr viel Gutes zu erwarten. Denn in diesen, wie wir schon vorhin im Allgemeinen gerühmt, hat er sich gar vorzüglich erwiesen.

Jeder Gegenstand, welcher Art er auch seyn möge, hat seine interessanten und weniger interessanten Momente, über welche leztere uns die trefflichste Behandlung kaum hinauszuhelfen vermag; weshalb man denn schon vom Homer gesagt, daß er zuweilen schlafe, und aus gleichem Grunde, selbst an den vorzüglichsten Theaterstücken gewisse Scenen und Akte weniger bedeutend, ja langweilig findet.

Es ist mit einem poetischen Sujet wie mit einem festlichen Tage, wo etwa Mittags ein Gastmahl, Nachmittags eine Gartenparthie, und Abends ein Ball die Gäste beglücken soll. Es sind dies drey Hauptmomente, denen aber andere als Einleitungen vorangehen, oder als Uebergänge zwischen inne liegen.

Diese lezteren nun können an sich von geringerem Interesse seyn, bey gewissen Darstellungen jedoch als nothwendig erachtet werden, indem dasjenige, worauf es eigentlich abgesehen, durch sie an Bedeutung gewinnt; so wie sie denn auch an sich durch eine meisterhafte Ausführung zu einem hohen Grade von Interesse gelangen können.

Dem sey jedoch wie ihm wolle; Herr Egon Ebert hat sich bey seinen Gegenständen so benommen, daß er alles solches Introductorische, den Acheminements Beyzuzählende, fallen läßt, und uns gleich immer mitten in die Hauptsachen hineinführt. Dadurch erreicht er den Vortheil, daß er ein großes Sujet in einen kleinen Raum zusammenbringt; der Gegenstand selbst gewinnt an Bedeutung, indem er nur in seinen vorzüglichsten Momenten hervortritt, und die Behandlung neigt sich vom Epischen ins Lyrische, als Resultat eines solchen sprunghaften Versetzens von einer Lokalität und einem Zustande in den anderen.

Gleichen seine Gegenstände durch eine solche Behandlung verschiedenen Gallerien kleiner Gemälde, so können wir ferner sagen, daß jedes Einzelne in sich vollkommen gesondert und in einem eigenthümlichen Kolorit gemalt erscheint; welches uns Zeugniß gibt, daß jede Situation vom Dichter tief empfunden worden, und daß das Rhythmische aus dem Charakter der verschiedenen Zustände hervorgegangen ist, denen wir es auf das Innigste angeschlossen finden.

Nach so viel Anerkennung, die wir den Gedichten des Herrn Egon Ebert schuldig zu seyn glaubten, können wir

Digitized by Google

ferner zu deren Lobe nicht übergehen, daß das Innere des Dichters ein Fundament im Sittlichen und Religiösen an den Tag legt, welches sich dem Leser wohlthätig mittheilt, so wie es dem Dichter selbst, bey seiner entschiedenen Hinneigung zu romantischen Gegenständen, durchaus zu statten kommt. Cckermann.

Sprachwissenschaft.

Idéologie grammaticale ou Métaphysique du Langage des Français par F. L. Kammstein, Vienne 1827.

Wir haben dieses Werk mit Aufmerksamkeit und Neigung betrachtet, und daran besonders zwey Dinge zu schätzen gefunden.

Zunächst den gesunden Sinn des Verfassers, vermöge welchem er von der Marime durchdrungen ist, daß keine Sprache sich mittelst einer Sammlung abstrakter Regeln erlernen lasse, die dem Schüler nicht allein keine hinreichende Nahrung geben, sondern die er auch, aus mangelnder Unterlage, woraus sie hervorgegangen, nicht einmal verstehe.

Dagegen aber der einzig richtige Weg zu schneller Aneignung einer fremden Sprache sey ein fortwährender Verkehr mit lebendigen Beyspielen und Thatsachen, dergestalt, daß man eine Sprache als ein lebendiges Element ohne Reflexion in sich aufnehme und zum Bewußtseyn der Regeln erst dann geführt werde, wenn man ein hinreichendes Fundament realer Vorräthe in sich gesammelt habe.

Dieser Marime zu Folge hat denn auch der Verfasser seinen Cours de langue mit dem praktischen aus Thatsachen und Beyspielen bestehenden Theile anfangen lassen, und erst, nachdem sich der Schüler eine Masse von Details hat aneignen können, schreitet er im zweyten Theile, mit welchem die eigentliche Grammatik beginnt, woraus vorliegende Ideologie abgedruckt ist, zu Eintheilungen und Definitionen.

Hier nun ist der Verfasser seinem Sinne wieder völlig getreu, indem er sogleich an der Spitze dieses Theiles ablehnt, die Grammatik zu definiren. Es würde dieses, sagt er, ein ganz unnützes Bemühen seyn, denn erst am Ende seines Courses würde man die Details kennen, und auch erst dann würde man seine Definition begreifen. Zwar gestehe er, daß sie auch dann unnütz seyn werde, denn man würde sie bereits selber wissen. Aber so seyen alle Definitionen, die man als ein Mittel etwas zu lernen betrachte; wisse man die Details einer Sache, so lehre ihre Definition nichts, und wisse man die Details nicht, so sey die Definition nicht zu verstehen.

Dieser heiteren Ansicht wird gewiß niemand seine Zustimmung versagen, dem aus seiner akademischen Jugendzeit im Gedächtniß geblieben, wie oft man ihm mit Definitionen und allgemeinen Ideen zuvorgekommen, ehe er noch das Geringste von den Dingen kannte, aus deren Betrachtung sie hergeleitet worden. So wollte man und die Gesetze des Schönen lehren, ehe wir noch das Schöne selbst gesehen und empfunden hatten. Man sprach uns ein Hohes und Tiefes von Poesie, und wir kannten keine Welt, keine Menschen, keine Poeten. Man demonstrirte uns die verschiedenen Style großer Maler, und wir hatten kaum einen Begriff von Pinsel und Palette. Und so fort in vielen anderen Wissenschaften, wo man uns das Ideelle gab, ehe wir noch das Reale kannten, anstatt daß es umgekehrt seyn und jeder ideellen Betrachtung eine reale Unterlage hätte vorangehen sollen.

Aus diesem Hinterst zu Vorderst entsteht denn aber auch, daß wir auf Akademien nicht allein wenig lernen, sondern daß wir oft mit Ideen ins praktische Leben eintreten, die nirgend passen und die sich nirgend schicken wollen, und die wir erst wieder ablegen und vergessen müssen, um nur ordentliche Menschen zu werden. Könnte man in seinem vierzigsten Jahre mit einer Masse realer Einsichten die Akademie wieder besuchen, in die man in seinem zwanzigsten ohne Kenntnisse verlassen hat, so würde man etwas lernen; denn man würde nun für allgemeine Abstraktionen einen Boden gewonnen haben, um sie zu placiren und ihren Werth zu schätzen.

Um jedoch zu unserem eigentlichen Gegenstande zurückzukehren, so sind die Engländer, die vermöge ihres Verkehrs mit der ganzen Welt vorzugsweise in den Fall kommen, sich die Jungen anders redender Menschen anzueignen, auch in dieser praktischen Hinsicht musterhaft. Sie senden ihre Söhne als Knaben in fremde Länder, sie lassen sie einige Jahre in Frankreich, Italien und Deutschland vermollen und diese Sprachen in der lebendigen Umgebung, wie eine Nahrung in sich aufnehmen; und so haben wir junge Engländer gefunden, die in ihrem siebenzehnten Jahre sich des Französischen, Italienischen und Deutschen wie einer zweyten Muttersprache mündlich und schriftlich sehr beauem bedienten.

Dagegen um auch von der anderen Seite ein Beyspiel anzuführen, so ist uns vor einigen Jahren ein junger Ausländer begegnet, der in Deutschland einem großen Theoretiker in die Hände gefallen war; der, anstatt ihn praktisch gehen zu lassen, ihn gleich anfänglich mit Vorbildungen und grammatikalischen Regeln gefüllt hatte, so daß er eine große Menge Tabellen nach Weimar mitbrachte, die, von seiner eigenen Hand sauber geschrieben und auf Pappe gezogen, die Grundlagen der deutschen Grammatik enthielten. Dieses alles hatte er vollkommen inne, aber er konnte nicht reden, er konnte nicht schreiben, er konnte nicht lesen; jede Wendung wollte er mit dem Verstande auffassen, von jedem Ausdruck wollte er sich Rechenschaft geben, und so störte ein ewig waches Bewußtseyn den Sprachinstinkt, der, wie alles Uebrige, Unbegreifliche im Menschen am besten unbelauscht und ungestört sein Wesen treiben will.

Digitized by Google

Haben wir nun mit diesem allen der praktischen Verfahrungsweise des Herrn Kammstein unsere Zustimmung gegeben, so haben wir nicht weniger in seiner grammatikalischen Ideologie seinen durchdringenden, scharf unterscheidenden theoretischen Geist anzuerkennen.

Das Gebiet der Sprache liegt vor ihm wie ein reiches Feld mannichfaltiger Individuen, die er übersieht und zu ordnen und einzutheilen unternimmt.

Hiebey nun verfahrt er nicht etwa wie einer, der von Gewohnheit befangen zu Veraltetem Neues hinzubaut, sondern indem er alles falsche Herkommliche ignorirt oder sich davon losſagt, ſtellet er ſich als Schüler des neunzehnten Jahrhunderts mit freyem Geiſte und philoſophiſcher Bildung unmittelbar gegen die Sache, woher es denn kommt, daß seine Theorie, gleich dem gelungenen Guß einer guten Natur, ein ſehr geſundes und friſches Anſehen gewonnen hat.

Der Grund ſeiner ganzen Lehre iſt in folgendem Satze enthalten.

„On ne peut concevoir que deux classes d'idées; car dans la nature tout est substance, et tout est modification ou manière d'être dans les substances.

Il n'y a donc que deux classes de mots: le substantif, qui rappèle l'idée de substance, et le modificatif, vulgairement dit adjectif, qui rappèle l'idée d'une manière d'être."

Mit dieſem Gefundenen, einer Art von Urphenomen ähnlichen, geht nun der Verf. das große Heer von Wörtern durch, und indem er jedes einzelne mit durchdringendem Scharfſinn betrachtet, weiß er uns Schritt vor Schritt wahrſcheinlich zu machen, daß in der franzöſiſchen Sprache nicht leicht ein Wort exiſtire, das ſich nicht, entweder in ſeiner jetzigen Form, oder in ſeinem lateiniſchen Herkommen, unter eine von dieſen beyden Zahnen der Subſtantive oder Adjektive rangiren laſſe.

Wie viel hiedurch für die Grammatik gewonnen ſey, überlaſſen wir den eigentlichen Sprachforſchern näher zu ſchätzen; wir unſererſeits freuen uns an dem Geiſtreichen der Sache, wodurch nun für uns aus der franzöſiſchen Grammatik alles Triviale verſchwunden iſt.

So groß iſt die Gewalt der Idee, die alles adelt, wovon wir einſehen, daß es mit ihr in Verbindung ſteht, ſo wie, um uns von der Sprache zu einem Beyſpiel höherer Natur zu erheben, die blaue Farbe des Küchenrauchs von dem Augenblick an aufhört etwas Triviles zu ſeyn, wo es in uns aufgeht, daß dieſer Erſcheinung daſſelbe Geſetz zum Grunde liegt, wodurch der Himmel blau iſt.

Die Ideologie des Herrn Kammſtein ſoll demnach allen Freunden der franzöſiſchen Sprache und Literatur von uns hiemit auf das Beſte empfohlen ſeyn.

Eckermann.

Taſchenbuch auf 1829.

Penelope.

Ein ungemein eleganter Einband dürfte der einzige Vorzug ſeyn, der dieſen Almanach vortheilhaft vor andern auszeichnet. Das Titelkupfer, die Gräfin von Savern aus Schillers Gang nach dem Eiſenhammer, gehört zu der widerlichen Gattung von Bildern, die vorzüglich in Claurens Manier meiſtens einheimiſch ſind, zu den molligen, flaumweichen, aus Schaum aufgeblaſenen weiblichen Figuren mit Kindergeſichtchen, fetten von einander gepferchten und gleichſam geraquetſchten Fingern, und doch dabey wieder mit modiſchen Lecken, die hart und grob wie aus Eiſen gegoſſen ſcheinen. Die übrigen Kupfer zu Schillers Gedichten nach Räde, Schnorr und Ramberg ſind beſſer. Wie es aber dem Herausgeber, Th. Hell, einfallen konnte, in der Erklärung der Kupfer die ſo wohllautenden Schillerſchen Gedichte in Verſen zu gloſſiren, deren ſich ein Schulknabe zu ſchämen hätte, ſcheint unbegreiflich, wenn man nicht annimmt, daß ſie dem Verf. wirklich vortrefflich vorgekommen ſind. Unter andern läßt er die Gräfin ſagen:

Die Gräfin ſpricht zu Fridolin:
Mußt du zum Eiſenhammer ziehen,
So tritt in die Kapelle ein,
Die dort im Walde ſteht ſo nah,
Und ſprich auch ein Gebet für mich.
Es mag der Herr die Gnad' verleihn!

Dagegen höre man Schiller:

Darauf die Dame von Savern
Verſetzt mit ſanftem Ton;
Die heilge Meſſe hört' ich gern,
Doch liegt mir krank der Sohn;
So gehe denn, mein Kind, und ſprich
In Andacht ein Gebet für mich,
Und denkſt du heute deiner Sünden,
So laß auch mich die Gnade finden.

Möchte uns doch Herr Hell recht bald mit einer Paraphraſe des ganzen Schiller behelligen, oder des ganzen — Ludwig Tieck!

Unter den Erzählungen zeichnen ſich vorzüglich aus: der große Unbekannte, ein Scherz von Spindler, der mit der trefflichſten Laune die Walter-Scott-Wuth in Krähwinkel geißelt, und der Fall des thüringiſchen Königreichs, Schilderung nach der Geſchichte, von A. Wendt. Der Wilddieb, oder die heiße Probe von Wilhelm Blumenhagen enthält einige ſchauerliche Nacht- und Waldgemälde, wodurch die ſonſt ſehr unbedeutende Erzählung gehoben wird. Alltäglich aber iſt uns die Emigrantengeſchichte von Friederike Lohmann und die Malergeſchichte von Agathe S... vorgekommen. Ueberdies hat der Herausgeber die Geſchichte der heiligen Eliſabeth, deren Porträt nach dem Originalgemälde auf der Wartburg beygefügt iſt, in einem Romanzenkreis dargeſtellt, und den Schluß machen einige kleine Gedichte von Tiedge, Seidl, Herloſſohn.

Digitized by Google

Nº. 94.

Literatur-Blatt.

Freytag, den 21. November 1828.

Romane und Erzählungen.

(Beschluß.)

Wir müssen noch einiger Sammlungen gedenken, in welchen uns kleinere Romane und Geschichten dargeboten werden. Die interessanteste Erscheinung von dieser Art ist wohl: Pantheon, eine Sammlung vorzüglicher Novellen und Erzählungen der Lieblingsdichter Europas, herausgegeben von mehrern Literaturfreunden. Erster und zweyter Band, Stuttgart bey Hoffmann 1828. Ohne Zweifel liegt diesem Unternehmen eine sehr glückliche Idee zu Grunde. Es ist zunächst auf 24 Bände berechnet, jeder Band ist gegen 20 Bogen stark und sehr anständig und elegant auf gutem Papier gedruckt, und kostet doch nicht mehr als 30 Kreuzer. Den Inhalt aber bilden die interessantesten Romane des Auslands, nicht etwa blos übersetzt, sondern zugleich abgekürzt, und darunter zur Abwechslung auch Originalerzählungen der beliebtesten deutschen Erzähler. Auf diese Weise kann es wohl nicht fehlen, daß das Unternehmen beym Publikum den Beyfall finden wird, den wir ihm wünschen, und den es verdient. Der Gedanke, die gar zu weitschweifigen Romane des Auslands zweckmäßig abzukürzen, ist gewiß sehr zu loben. Es existirte schon in frühern Zeiten eine jetzt wohl ganz vergessene Romanenbibliothek, worin eine große Menge Romane im Auszug enthalten waren; allein diese Auszüge waren zu gedrängt und kurz, das bloße Gerippe der Erzählung. Diesen Fehler hat die vorliegende Sammlung vermieden. Sie läßt die Romane in ihrer ursprünglichen Gestalt und schneidet nur das Langweilige, das sich in wenig Zeilen zusammendrängen läßt, heraus: eine Mühe, die ohnehin unser Gedächtniß übernehmen muß, wenn wir die Originale selbst gelesen haben; denn wer möchte alles behalten oder behalten wollen, was dem Romanschreiber zu sagen beliebt, um nur aus einem Bande drey zu machen? Vielleicht hätten die Herausgeber besser gethan, wenn sie nur dergleichen revidirte Romane des Auslands in ihre Sammlung aufgenommen hätten, ohne sie mit neuen Originalien deutscher Schriftsteller zu vermischen. Nicht als ob wir die letztern nicht sehr lobenswürdig fänden, allein mit der außerordentlichen Wohlfeilheit des Werks können kaum die starken Honorare für Originalarbeiten bestehen. Die Inhaltsanzeige der ersten Bände kann beweisen, daß die Auswahl der aufzunehmenden Romane glücklich und im Geschmacke des Publikums getroffen ist. Der erste Band enthält: Nicolaus Klimms unterirdische Reise nach Holberg, das Maal von Henriette Lanke, der braune Erich nach Ingemann, Aleris und Natalie nach Karamsin, der Bräutigam aus dem Grabe nach Washington Irving; der zweyte Band: Olesia nach Miß Baltimore Clarke, die Protektionen von C. Spindler, Boug Jargal nach Viktor Hugo, Lauras Villa nach Lope de Vega, Pflicht und Liebe nach David Bartolotti. Da die anständischen Artikel dieser Sammlung schon mehr oder weniger bekannt sind, heben wir unter den deutschen Originalien nur insbesondere die Protektionen von Spindler als eine äußerst liebenswürdige und sinnreiche humoristische Erzählung hervor.

Ausgewählte kleine Originalromane der beliebtesten deutschen Erzähler. Erster Theil: das Mährchen von Kruse, — und Albert von Herlossohn. Leipzig, bey Focke, 1828. Dieser Titel ist wohl etwas prahlerisch, da die beyden nachfolgenden Erzählungen nicht einmal zu dem besten gehören, was Kruse und Herlossohn geschrieben haben. Das Mährchen von Kruse fängt zwar ganz romantisch an mit einem Engländer, der nach zweyhundert Jahren in einer Alpenhöhle gefunden wird und wieder zum Leben erwacht, sinnt sich aber nachher sehr langweilig hinaus und kann keinen rechten Schluß finden, wie wir dies bey mehrern Erzählungen von Kruse auch sonst schon bemerkt haben. Er versteht sich nicht recht auf die poetische Oekonomie, auf die Art und Weise, wie man mit Personen und Situationen Haus halten muß, um mit Wenigem Effekt zu machen, anstatt wie es bey ihm der Fall ist, mit Allzuvielem den Effekt zu verderben. Man kann in umgekehrtem Sinne auf sein Mährchen die bekannte Xenie anwenden:

Mehr als zwanzig Personen sind in dem Mährchen geschäftig.
Nun, was machen sie denn alle? das Mährchen, mein Freund.

Digitized by Google

Die zweyte Erzählung, Albert, von Herlosſohn, gehört zu den beliebten Entsagungsgeschichten und iſt ſo übertrieben, daß ihr ſelbſt keiner von den vielen deutſchen Frauenzimmerromanen gleichkommt, die doch ſonſt mit Reſignationen am allerſorgebigſten ſind. Zwey junge Liebende nämlich entſagen einander zu Gunſten eines Dritten, der den Vater des Mädchens einſt im Kriege vom Tode gerettet hat. Dieſer Dritte heyrathet auch wirklich das Mädchen, um des Vaters Lieblingswunſch zu erfüllen, läßt ſich aber heimlich wieder ſcheiden und überläßt ſeine Frau ihrem erſten Geliebten, um auch gegen dieſe, wie gegen den Vater, die zarteſte Großmuth zu üben. Und ſo treiben dieſe Ueberzarten ſammt und ſonders, wegen eines albernen und ſchwachen Vaters, mit dem heiligen Eheſtande ihren ſchändlichen Spott, und das wird noch von Vielen für überaus natürlich, ſchön, moraliſch, ja ſogar für grosherzig gehalten.

Ungleich beſſer iſt ein anderes kleines Werk des nämlichen Verfaſſers: Die Fünfhundert von Blanik, und die Sylveſternacht, zwey Erzählungen von Carl Herloſſohn (zweyte Auflage, Leipzig bey Wieubrack, 1828). Die erſte Erzählung gründet ſich auf eine Volksſage aus dem Huſſitenkriege. Auf ihrem Schloß Auſſi vertheidigten ſich die Edlen von Rosenberg gegen den gewaltigen Ziska und fanden endlich alle den Heldentod. Der Sage nach aber ſoll die tapfere Schaar derſelben, fünfhundert an der Zahl, in weißen Kleidern und zu Roß, ſo wie ſie im Leben erſchienen waren, noch fortwährend als Geiſter im Berge Blanik hauſen; und die Schlacht bey Prag ſoll vorzüglich deswegen für die Böhmen ſo unglücklich ausgefallen ſeyn, weil dieſelben durch einen Hauſen weißgekleideter Steyermärker, welche ſie für die Fünfhundert aus dem Berge Blanik hielten, in ein panisches Schrecken verſetzt worden ſeyen. Der Dichter hat dieſe intereſſante Sage ſehr glücklich behandelt und uns mit ungemeiner Lebendigkeit die wilden Geſtalten des Huſſitenlagers vorgezaubert. Ueberdies iſt die Liebe zwiſchen dem jungen Huſſiten im Lager und dem Fräulein von Rosenberg auf dem Schloſſe, ſo wie die Epiſode von dem böhmiſchen Mädchen, die auf nächtlichen Zauberwegen geht, ſehr romantiſch, und der Dichter beurkundet ſchöne Fähigkeiten, denen wir eine fleißige Ausbildung wünſchen. Weniger bedeutend iſt die folgende Erzählung, die Sylveſternacht.

Glockenblumen, eine Reihe von Novellen, Erzählungen und Sagen von Maufred (Braunſchweig, Herzogl. Waiſenhaus 1827). Dieſe Sammlung enthält fünf Erzählungen von verſchiedenem Kolorit. Die Anckeln, Nordlandsbilder aus Alfreds Dänenkampf, ſind nichts mehr als eine Nachbildung der vielen Nordlandsgeſchichten, die einſt Jenſus in ſeiner Sturm- und Drangperiode ſchrieb. Erdelinde iſt eine ebenfalls nicht ſehr originelle Rittergeſchichte. Erdelinde nämlich verheyrathet ſich wider Willen ihres Vaters, der ihr einen andern Freyer aufdrängt, und dieſer, als er den Betrug erfährt, ermordet das Kind Erdelindens auf die roheſte Weiſe, und die Mutter ſtürzt ſich ins Waſſer. Darius und Aſpaſia iſt artiger, doch auch nicht originell. Zwey Liebende nämlich finden ſich, indem ſie die Rollen des Darius und der Aſpaſia in einem Schauſpiele vorleſen. Schöner kann eine ſolche Situation nicht behandelt werden, als ſie von Dante und in dem perſiſchen Gedicht Schirin geſchildert iſt. Juna iſt eine ganz unwahrſcheinliche und ſchlecht erfundene Liebesgeſchichte. Die beſte Erzählung in der ganzen Sammlung iſt die letzte, die ſchöne Diana, obgleich auch ſie nichts weniger als originell iſt. Zwey Nachbarsfamilien führen nämlich einen langen vom Vater auf den Sohn erbenden Prozeß, der endlich mit einer Hochzeit der beyderſeitigen Kinder endet. So abgenutzt dieſer Stoff iſt, ſo hat ihn doch der Dichter recht heiter eingekleidet.

Die Novellen und Erzählungen von Wilhelm von Lüdemann (erſtes Bändchen, Dresden, Hilſcher'ſche Buchhandlung 1827) ſind ſehr flüchtige Produkte eines allzuviel ſchreibenden Autors. In der erſten Erzählung, Oura und Hedero, erſcheint ein junger Baske, der eine Zeitlang von Zigeunern entführt, dahin bey ſeiner Heimkehr für unrein gehalten und vom Vater ſeiner Geliebten verſchmäht wird, nun aber heimlich mit dieſer am Meeresufer zuſammenkommt und bey einem ſolchen Rendezvous im Sturm des Meeres mit ihr umkömmt. Noch unbedeutender iſt die folgende Erzählung, Adelinde von St. Bazil, eine Wiederholung der vielen Heirathsgeſchichten zwiſchen vermeintlichen Geſchwiſtern; und die dritte, Maria de Toralba, in welcher ein Schotte, der in einem ſpaniſchen Hauſe als Einnehmerinn liegt, bey der großmüthigen Vertheidigung dieſes Hauſes und ſeiner Geliebten das Leben verliert.

Die Erzählungen von Alexander Bronikowski (Leipzig, Brockhaus 1828) ſind ſehr artig ausgeführte Genregemälde. Die erſte, die drey Vettern, führt uns an den Hof zu Dresden, wie derſelbe im Jahr 1750 beſchaffen war, die zweyte, der verhängnißvolle Abend, nach Paris in das Haus der Madame Scarron. In beyden Erzählungen wird das Koſtüm der Zeit aufs treueſte copirt, und dies Koſtüm iſt eigentlich die Hauptſache, denn der leichtgeſchürzte Knoten der Begebenheiten ſelbſt kann nur wenig Intereſſe erwecken, zumal da er ſich in beyden Erzählungen wiederholt. In der erſten nämlich wird drey jungen ſächſiſchen Hofjunkern von dem moſeriſchen Herrn von S. Germain, und in der zweyten der Madame Scarron, ſpäter Marquiſe von Maintenon, durch ein altes Weib ihr künftiges Schickſal prophezeiht, wie es nachher, jedem unerwartet, in Erfüllung geht.

Digitized by Google

Die Novellen von Dan. Leßmann (erster Theil, Berlin 1828 bey Matthison) haben uns nicht besonders angezogen. Die erste: Pietro und Antonia gehört zu der zahlreichen Sippschaft von italienischen Liebesgeschichten, die zunächst Romeo und Julie nachgebildet sind, indem sie zwey Liebende darstellen, die der Haß ihrer Verwandten trennt. Die Parteykämpfe und Bürgerkriege Italiens im Mittelalter geben den Dichtern natürlich Gelegenheit, Novellen oder Schauspiele von dieser Tendenz gewöhnlich nach Italien zu verpflanzen. Es gibt aber deren schon so viele, daß die immer neuen Wiederholungen am Ende langweilig werden, wie die vorliegende. Die zweyte Erzählung, das Taschentuch, ist eine Kriminalgeschichte im Geschmack des Herrn Kruse, und, wie uns dünkt, gar zu weitläuftig und mit allzukünstlichen Verwickelungen ausgeführt. Solche Kriminalgeschichten haben selten einen größern Werth, als der einfach in ihrer Wahrheit liegt; es ist also wohl nicht glücklich vom Dichter gehandelt, wenn er die Wahrscheinlichkeit aufopfert, um durch künstliche Spannungen und wunderbare Dazwischenkünfte Effekt zu machen. Als Beylage folgt ein Charaktergemälde, Bal. Krakenfitter, und Reiseberichte aus entfernten Ländern. Das erste erinnert an den Aufenthalt des Verfassers in Italien, die Reiseberichte aber an seine Heimath, die Mark Brandenburg, die er unter den entfernten Ländern versteht. Er überläßt sich darin der bekannten Berliner Selbstgefälligkeit mit der liebenswürdigen Sicherheit, die den meisten seiner Landsleute eigen ist, und den Beyfall, den sie nicht überall bey Andern findet, sich selber zollt.

Von demselben Verfasser haben wir noch erhalten: Die Verlobten, Roman von Alexander Manzoni, übersetzt von Dan. Leßmann, drey Theile. Berlin Vereinsbuchhandlung, 1827. Wir verweisen deßfalls auf die Rezension des Originals in Nr. 4. des diesjährigen Literaturblatts. Die Uebersetzung ist fließend, und die italienischen Studien des Herrn Dan. Leßmann scheinen uns überhaupt mehr Anerkennung zu verdienen, als seine eigenen Erfindungen.

Drey Tage am Bord der deutschen Najade, von Friedrich von Salona (zwey Theile, Leipzig, Brockhaus 1828). Dieses äußerlich sehr schön ausgestattete Werk enthält viel Freundliches und ist überhaupt nach einem glücklichen Plan entworfen. Der Verfasser versetzt uns nämlich auf ein Dampfschiff des Rheins, und läßt daselbst eine gemischte Reisegesellschaft sich drey Tage lang mit Erzählungen und andern Unterhaltungen beschäftigen, wozu der Stoff theils aus den Umgebungen des Rheinstromes, aus den Gegenden, welchen sie vorüber fahren, theils aus den Lebensschicksalen und Charakteren der zufällig hier vereinigten Reisenden hergenommen ist. Das ist gewiß der schönste Rahmen zu einem neuen Dekamerone, und wenn die Ausführung nicht ganz unserer Erwartung entsprochen hat, so bleibt doch immer die Anlage sehr lobenswerth. Es scheint uns aber, der Verfasser hätte die Unterhaltungen seiner Reisenden wohl noch etwas interessanter machen können. Besonders wäre zu wünschen gewesen, daß er die Gesellschaft aus einem mehr dramatischen Gesichtspunkt aufgefaßt und sich nicht einer so gar breiten, allzu romanenmäßigen Redseligkeit überlassen hätte. So heißt es z. B. Theil I. Seite 21. „Sie versetzte mit Gefühl: derjenige ist kein fühlender Mensch, der die bewegteste der Musen nicht ehrt! Ja, zur Freude und Wehmuth kann die Tonkunst mich stimmen; sie beherrscht mich mitunter völlig und übt an manchen Tagen einen sichtbaren Einfluß auf mich!“ Wenn man das liest, sollte man meinen, das ganze Werk sey eigentlich von einem Frauenzimmer geschrieben worden.

Neue gesammelte Erzählungen von Carl Barromäus von Miltitz (zwey Bände, Leipzig, bey Cnobloch 1828). Die meisten der hier gesammelten Erzählungen sind früher schon in Taschenbüchern erschienen, vielleicht alle. Es fehlt dem Verfasser nicht an Darstellungsgabe, allein seine Stoffe sind zu unbedeutend, und nirgends will sich eine Tiefe bey ihm finden lassen. Das bedeuten überhaupt unsre Almanachs-Novellisten zu wenig, daß mit einer leichten Intrigue und mit einigen alltäglichen Charakteren noch keine gute Novelle zu Stande gebracht wird. In der vorliegenden Sammlung ist nur eine Erzählung, Herr Bertalon und seine Freunde, welche sich durch eine feinere und originellere Charakteristik auszeichnet, indem sie uns einen alten französischen Tanzmeister auf eine Weise porträtirt, die an Hoffmanns Schilderung des Musikus Kreisler erinnert.

Die Stiefbrüder oder die Wahnsinnige auf dem Grauenstein, romantisches Gemälde von Dr. Friedrich Pauer. Braunschweig, im Herzoglichen Waisenhause 1828. Was dieser triviale Titel ankündigt, findet sich im Buche selber nicht. Man erwartet einen altmodischen Ritterroman und findet dagegen zwey kleine moderne Novellen: Klein Teufelchen oder der Stiefbruder, und der Holländer, wie auch ein zweyter Titel ankündigt. Daß aber der Verfasser jenen ersten Titel zum Aushängeschild gebraucht, ist gewiß nicht zu loben, und die Entschuldigung mit Jean Paul, der auch zuweilen etwas anderes gegeben, als was seine Titel ankündigen, wollen wir dahin gestellt seyn lassen. Die Erzählungen selbst scheinen uns die besten zu seyn, die uns bisher von dem Verfasser bekannt geworden sind. Die erste hat ihr vorzügliches Interesse darin, daß sie in die neueste Geschichte Griechenlands hinüberspielt und ihren Helden als Philhellenen nach Morea und in die Gesellschaft des Marko Botharis und Normanns führt. Die zweyte ist einer wahren Begebenheit nachgebildet und

Digitized by Google

wenn sie auch in vieler Hinsicht schaudervoll und empörend ist, so gewährt sie doch das anziehende Interesse einer Kriminalgeschichte.

Die Erzählungen von P. B—s (Leipzig, bey Wienbrack 1828) gehören zu dem Wahnsinnigsten, was uns je in der deutschen Romanenliteratur vorgekommen. Gleich die erste Erzählung, Klotildens Grab, ist folgenden Inhalts: Ein schönes Hoffräulein liebt einen jungen Prinzen. Die Fürstin ist mit diesem petit engagement des coeurs unzufrieden, läßt den Prinzen durch einen bösen und verrätherischen Hofmeister bewachen und das Fräulein hart behandeln, wodurch diese denn bewogen wird, heimlich zu entfliehen. Sie flieht und stirbt den bekannten Tod der Clarissa und Thekla am gebrochnen Herzen. Der Prinz findet ihr Grab, und da sein Hofmeister der erste gewesen, der seine Liebe gestört, so schießt er denselben Knall und Fall auf Klotildens Grabe todt. Nun kommt aber auch Klotildens Bruder dazu, sieht den Prinzen als den Urheber ihres Unglücks an, und schießt auch den Prinzen todt. Damit aber noch nicht zufrieden, geht er auch an den Hof und vergiftet die alte Fürstin, worauf er selbst hingerichtet wird.

Es mag für diesmal mit dieser Romanengallerie genug seyn. Haben wir nicht alle unsre neuesten Romane darin aufnehmen können, da ihrer gar zu viele sind, so glauben wir doch von jeder besondern Gattung und von jedem Range so viele ausgezeichnet zu haben, als nöthig sind, den Charakter und Werth unsrer neuesten Romanliteratur im Allgemeinen darzulegen.

W. M.

Maltesische Literatur.

Uebertragung der Psalmen in die maltesische Sprache von Abbé Bellanti.

Der Zweck dieses Unternehmens ist die Erhaltung der Sprache des Landes, indem ihr eine sicherere Basis der Existenz gegeben wird, als der blos mündliche Gebrauch derselben, so wie die Beweisführung, daß sie werth ist, erhalten zu werden. Der Verfasser ist Bibliothekar bey der kostbaren Büchersammlung, welche die Ritter von St. Johann gestiftet haben.

Die Insel Malta, welche in den lezten acht- und zwanzig Jahren eine der wichtigsten englischen Besitzungen in dem Mittelmeer geworden, ist außer ihrer geographischen Lage, ihrem vorzüglichsten Hafen, und ihren ungeheuern Fortifikationen auch in anderer Hinsicht nicht uninteressant. Vom literarischen Gesichtspunkte betrachtet ist sie wichtig wegen ihrer Sprache, welche bis auf diese Zeit sehr vernachläßigt wurde, aber sowohl von Seite der Handelsleute als auch der Gelehrten gleiche Beachtung verdient. Man wird sich auf den ersten Anblick nicht leicht vorstellen, daß eine Sprache, von einer Bevölkerung von nicht mehr als 100,000 Seelen gesprochen, deren Schicksal insgemein von der Willkür einer mächtigern Nation abgehangen, und deren Insel ein winziger Fleck auf dem Ocean ist, irgend einer Aufmerksamkeit werth seyn sollte. Allein der große Orientalist Bochart hatte schon längst ihre Bedeutsamkeit entdeckt und sein Bedauern geäußert, daß eine Sprache, die fast alle Wurzeln des Hebräischen, Syrischen und Arabischen enthält, von den Gelehrten bisher völlig vernachläßigt wurde. Es ist bekannt, daß, als Malta zuerst in die Gewalt der Phönizier fiel, dieses unternehmende Volk bereits daselbst seine Sprache einheimisch fand, daß diese während der Herrschaft ihrer karthaginensischen Gebieter allmählich zur Vollkommenheit reifte, — daß sie sich während der römischen Herrschaft von aller lateinischen Befleckung rein erhielt und erst, als die Insel Eigenthum der Souveräne Siciliens wurde, oder vielmehr in die Hände ihrer Nachfolger der Ritter von St. Johann überging, bedeutende Verfälschung erlitt. Allein auch damals war es blos die Stadt, auf welche sich die fremde Beymischung erstreckte, auf dem Lande hat sie bis auf den heutigen Tag ihre ursprüngliche Reinheit bewahrt. Bocharts Behauptung über dieses Idiom findet immer noch ihre Bestätigung, und ihre Aussprache hat eine solche Aehnlichkeit mit der der Bewohner des nördlichen Afrikas und eines Theils von Asien, daß sich die Malteser ohne Schwierigkeit den Bewohnern Egyptens, der Berberey und Arabiens verständlich machen. Alle europäischen Gelehrten überzeugen sich von der Schwierigkeit, sich die Kehlaussprache der orientalischen Sprache anzueignen. Napoleon nahm bey seiner Expedition nach Egypten die geschicktesten Zöglinge aus den Pariser Schulen mit sich, welche die Theorie jener Sprachen studirt hatten, allein sie waren durchaus nicht im Stande, sich verständlich zu machen, so daß er auf ihre Hülfe als Dolmetscher verzichten und sich an die Mönche wenden mußte, welche lange in dem Lande gewohnt hatten; so gibt es noch unzählige gleich triftige Beweise. Wie wünschenswerth wäre es daher, zu Malta ein Institut für die Erlernung der orientalischen Sprache und auch selbst der maltesischen zu errichten; da sie so viele Verwandtschaft mit jenen hat, und ihre Erlernung bey weitem nicht so schwierig ist. Auch in kommerzieller Hinsicht dürfte es von dem größten Nutzen seyn, da sie uns einen Verkehr mit der ganzen Nordseite Afrikas eröffnen würde, was nach den jetzigen Umständen wahrscheinlich von großer Wichtigkeit werden wird. Die Vortheile, welche ein solches Institut bietet, müssen Jedem in die Augen springen. Sie würden noch vermehrt, wenn man einen Katheder für Astronomie nebst einem Observatorium damit verbände, wo man denn Gelegenheit hätte, in dem südlichsten Theile von Europa und unter einem Himmel, der regelmäßiger ungetrübt ist als in irgend einem Lande des Kontinents, Beobachtungen anzustellen.

Athenaeum. August.

Digitized by Google

N°. 93.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 25. November 1828.

Jugendschriften.

Die wichtigsten neuern Land- und Seereisen. Für die Jugend und andere Leser bearbeitet von Dr. Wilhelm Harnisch. 1r bis 10r Theil. Leipzig, bey Gerhard Fleischer 1821—1827.

Auf dem ganzen, weiten Gebiete der Literatur dürften es wohl nur Reisebeschreibungen seyn, welche den Homerischen Gesängen den wohlerworbenen Ruhm streitig machen können, der Jugend wie dem Alter immer neue Belehrung, immer neues Ergötzen zu bringen. Jeder gereiſete Mann, der uns erzählt, wie er zu fernen, fremden Völkern gekommen, was ihm dort begegnet, was ihm merkwürdig gewesen sey, erscheint unsrer Phantasie gar leicht und gern in dem Lichte jenes göttlichen Dulders, der so viel herumgeirrt, vieler Menschen Städte gesehen und Sinnesweise beobachtet, so manches Geschick auf dem Meer erfahren, so manchen Kummer in der Seele empfunden hat. Ja ein solcher gereiſeter Mann gewinnt in unsern Augen noch einen Vorzug vor dem vielgewandten Odysseus, indem er das viele Wunderbare, wovon er uns, auch ohne in die Unterwelt gestiegen zu seyn, zu erzählen weiß, erlebt und nicht erfunden hat. Er beflügelt unsre Phantasie nicht, um sie zu erträumten Ländern und Völkern, sondern zu wirklichen zu führen, deren wahre Natur und Beschaffenheit gleichwohl fremd und seltsam genug ist, um unser ganzes Interesse zu fesseln. Erscheinungen des Lebens und der Natur lernen wir von ihm als wirkliche kennen, die nicht selten den kühnsten Flug der Phantasie weit unter sich lassen und indem wir von ihm blos unterhalten zu seyn glauben, hat er unsere Kenntnisse erweitert, hat er uns in seinem Begleit Erfahrungen machen lassen, durch welche wir unsrer eigneu, wie aller Menschen Natur und Bestimmung erst recht inne geworden sind. So finden wir in Reisebeschreibungen den poetischen Genuß mit moralischer und intellektueller, wahrhafter Belehrung auf eine freye und ungezwungene Weise verbunden, wie sonst nirgends. Und dies eben ist es, was diesem Zweige der Literatur immer ein so ausgezeichnetes Gedeihen verliehen hat und auch fernerhin verleihen wird. Nicht allein der Geograph von Profession, auch der Naturforscher, der Geschichtforscher und selbst der Philosoph sammelt von demselben, wie jeder Liebhaber der Natur-, Länder- und Völkerkunde, die frischesten Blüthen und Früchte. Es darf daher nicht befremden, wenn Reisebeschreibungen immer ein großes Publikum haben, täglich durch den Druck neuer vermehrt, in verschiedenen Sammlungen an einander gereiht und auf mannichfache Weise bearbeitet werden. So erfreut sich das Zimmermanuische Taschenbuch fortwährend großen Beyfalls und glücklichen Fortganges; von der neuen Bibliothek der wichtigsten Reisebeschreibungen ist bereits der 17ste Band erschienen, und daneben besteht ganz wohl das Spiker'sche Journal der Reisen; Jäck's Taschenbibliothek der Reisen endlich, deren erste Lieferungen wir vor einiger Zeit angezeigt haben, ist auch schon auf 24 Bändchen angewachsen. Diesmal wollen wir unsern Lesern Auskunft über eine Zusammenstellung von Reisen geben, die durch den Plan, welcher ihr zu Grunde liegt, unter den angeführten Reisewerken, wenn auch nicht den ersten, doch einen ausgezeichneten, eigenthümlichen Platz einzunehmen verdient. Zimmermanns Taschenbuch gibt bekanntlich vorzugsweise Sachzusammenstellungen und opfert diesen zu Liebe das Interesse auf, welches an dem Schicksale und den Erlebnissen, an der Reihe der Erfahrungen, welche und wie sie ein Reisender macht, geknüpft ist. Wer auf die geographische, naturwissenschaftliche und anthropologische Ausbeute der Reisen bedacht ist, wird daher hier die meiste Befriedigung finden. Die Weimarische Bibliothek und das Spikersche Journal der Reisen stellt die Reisen, wie sie gemacht werden und erscheinen, in Uebersetzungen oder Auszügen zusammen. Jäcks Taschenbibliothek beobachtet die geschichtliche Reihenfolge, und ihr Vorzug besteht eben darin, eine anschauliche Geschichte der geographischen, naturgeschichtlichen und anthropologischen Entdeckungen zu liefern. Die vorliegenden neuesten Land- und Seereisen beabsichtigen dagegen, der Jugend und andern Lesern, die nicht gerade die Geographie zum Studium, wohl aber zur Lieblingsbeschäftigung gemacht haben,

Digitized by Google

ein vollständiges, aber überschauliches Panorama der Länder und Völker des Erdballs vor Augen zu stellen. Damit dem Blick die Ueberschaulichkeit gesichert sey, hat der Verfasser sich auf die ausgiebige Mittheilung der wichtigsten neuen Land- und Seereisen beschränkt; damit das lebendigere Interesse erhalten werde, läßt derselbe und immer in der Gesellschaft dieses oder jenes Reisenden die Länder und Völker kennen lernen; damit endlich auch der Vollständigkeit Genüge geschehe, hat er nicht versäumt, theils geschichtliche Einleitungen über den früheren Zustand der entdeckten Länder bis zur gegenwärtigen Zeit vorauszuschicken, theils aus früheren Reisen einzuflechten, was der spätere Reisende als bekannt nicht näher berührt hat, oder, wo dies nicht geschehen konnte, ohne der Eigenthümlichkeit des Reisenden zu nahe zu treten, dasselbe in nachträglichen Uebersichten zusammenzustellen. Nach dem Meßkataloge sind bis jetzt seit 1821 eilf Bände erschienen; zehn derselben haben wir, indem wir sie blos zu durchblättern gedachten, fast ganz durchgelesen, und wir sind jetzt im Stande, folgenden näheren Bericht über Inhalt und Darstellung des Werkes zu erstatten.

Der erste Band führt uns nach Island und in die Baffins-Bey, ja zur Erforschung einer nordwestlichen Durchfahrt. Der Reisende, den wir nach und durch Island begleiten, ist Sir Georg Stuart Mackenzie, welcher im Sommer 1810 dies nördliche Eiland Europas besucht hat. Dieser Reise hat der Verfasser eine treffliche, überschriftliche Geschichte der Insel seit ihrer Einnahme durch die norwegischen Germanen im neunten Jahrhundert beigefügt, und darin hauptsächlich nur das hervorgehoben, was der Sitten- und Kulturgeschichte angehört. Da dieser erste Band schon 1821 erschienen ist, so konnte der Verfasser nur die Entdeckungsreise, welche John Roß 1818 in den Baffinsbusen unternommen hat, und die Resultate der ersten Parry'schen Expedition mittheilen. In die erste Reise ist übrigens alles aufgenommen, was für die Charakteristik von Grönland und seiner Bewohner Bedeutung hat. Auch fehlt hier eine geschichtliche Einleitung nicht. Eine Charte von Island und eine von Grönland sind der Orientation wegen dem Bande beigegeben; außerdem stellt das Titelkupfer einen Grönländer dar; zur Islandreise gehört eine hübsche Ansicht der dortigen Schwefelberge, und zu der nach der Lankasterstraße eine andere, welche die Durchfahrt durch Eisinseln darstellt. — Der zweyte und dritte Band ist Nordamerika gewidmet. Der zweyte enthält nämlich des Schotten Melish Reisen durch die vereinigten Staaten und einen Theil von Kanada von 1806—1811; der dritte Fearne's, Mackenzie's, Lewis und Pike's Entdeckungsreisen im Innern Nordamerika's, — nebst einer Beschreibung der Nordwestküste und Neuspaniens. So werden wir mit dem europäisirten und nichteuropäisirten Nordamerika durch parallele Gegenüberstellung bekannt gemacht. Zwar sind seit 1821 manche neuere Nachrichten über Nordamerika, z. B. Franklin's Reise erschienen, doch betreffen sie mehr das stets Veränderliche in statistischen und politischen Verhältnissen, als das Bleibende der Natur von Ländern und Völkern; und von dem letztern hat der Verf. aus dem ihm Zugänglichen so glücklich das Bedeutende und Wesentliche zusammengestellt, daß alles Neuere von Wichtigkeit sich leicht einer zweyten Auflage einschalten, oder in einigen, dem ganzen Werke zu wünschenden Supplementen nachtragen lassen wird. Den zweyten Theil eröffnet die Entdeckung Amerikas durch Columbus und eine Kolonisationsgeschichte des nordöstlichen Amerikas bis zur festgestellten Unabhängigkeit der Freystaaten. Mit Melish besuchen wir dann zuerst Georgien, reisen mit demselben von Savannah nach New-York zu Meere, von New-York nach Boston, wieder zurück und nach Philadelphia, Washington, durch Virginien und die beyden Karolina abermals nach Savannah. Wir kehren nach Pennsylvanien zurück und reisen von Pittsburg nach Louisville in Kentuki und von hier zum Niagara und nach Kanada. An gelegenen Punkten werden Blicke in die Staaten geworfen, welche außer der Reiseroute liegen. Wir müssen den Fleiß und die Umsicht anerkennen, mit welcher der Verfasser viele andere Werke benutzt hat, um besonders die Sittenschilderungen vollständig und anschaulich zu machen. Denn mit Recht läßt er sich überhaupt bey der Auswahl aus den vorliegenden, oft kaum übersehbaren Materialien von der Ansicht leiten, daß der Mensch am liebsten und längsten bey dem Menschen verweilt, und, daß das Klima, die landschaftliche, die Stein-, Pflanzen- und Thiernatur das höhere Interesse nur gewinnen, indem sie in ihrer günstigen oder ungünstigen Einwirkung auf den Menschen betrachtet werden. Außer einer befriedigenden Charte der vereinigten Staaten hat der zweyte Band zum Titelkupfer die Ansicht des Niagarafalls, und auch eine Abbildung des amerikanischen Krokodils erhalten. Zum dritten Theil gehört eine Charte vom ganzen Nordamerika; von den beyden Kupfern desselben stellt das erste einen Tanz neukaliforischer Indianer, das zweyte den herrlichen, großen Platz in Mexiko dar. Hearne's Reise, die er nebst den drey folgenden, oben genannten enthält, ist von der Hudsonsbey nach dem nördlichen Polmeer gegangen, und, da auf dieser dasselbe schon 1770 entdeckt worden ist, so darf sie als der erste Grund betrachtet werden, welcher, obwohl erst spät, Veranlassung zu den neueren Entdeckungen von der Baffins-Bey aus gegeben hat. Ihr folgte die hier ebenfalls mitgetheilte Reise Mackenzie's an einen noch westlicheren Punkt desselben nördlichen Polmeers 1789. Hearne hatte dasselbe beym Kupferfluß zwischen dem 260 und 270° östlich von Ferro, zwischen dem auch die Insel Melville liegt, erreicht; Mackenzie kam zu seinen Küsteninseln

Digitized by Google

zwischen dem 240 und 250°. In beyden Reisen erhalten wir ein anschauliches, aber nicht sehr erfreuliches Bild von dem nordamerikanischen Pelzhandel, von den Mühen, wie von den schlechten Mitteln, welche so oft mit ihm verbunden sind. Auf einer zweyten Reise drang Mackenzie an den nordwestlichen Theil des stillen Weltmeers vor, dort, wo die Küsten Neugeorgiens sind. Lewis Reise ging vom Ausfluß des Missouri in den Mississippi an den Ausfluß der Columbia, die nördlich von Neualbion in dasselbe stille Weltmeer mündet. Hier hat der Verfasser passend eine Beschreibung der Nordwestküste Amerikas eingeschaltet. Endlich schließen sich die Reisen Pikes an, von denen die erste nach den Quellen des Mississippi gerichtet war, die andere durch die unbekannteren Theile des südwestlichen Nordamerika zu den Quellen des Arkansas und des rothen Flußes ging, und sich auch über einen bedeutenden Theil Neuspaniens erstreckte. Von letzterem wird eine ziemlich ausführliche Beschreibung angeschlossen. — Nachdem wir so Nordamerika vom Nordosten an nach Südwesten hin kennen gelernt und nach allen Richtungen, von Süden nach Norden, von der Mitte nach Norden und Westen und von Norden wieder nach Süden durchstreift haben, führt uns der Verfasser noch nicht nach Südamerika hinüber, vermuthlich, weil er im Jahre 1822 der vollständigen Bekanntmachung von A. v. Humboldts und Bonplands Reisen im äquinoktialen Amerika noch entgegen sah. Er kehrt wieder nach Europa zurück, um von Petersburg aus v. Krusenstern's und v. Langsdorff's Reise um die Erde mitzumachen. Dieselbe wird im vierten Bande des Werks mitgetheilt. Da wir das Original, nach welchem der Verfasser den größten Theil dieses Bandes bearbeitet, unlängst erst gelesen haben, so sind wir im Falle, mit Bestimmtheit versichern zu können, daß demselben auch hier die Auswahl des Wesentlicheren mit glücklichem Takte gelungen ist. Auch hat er es wiederum nicht, wo es nöthig war, an Vervollständigungen aus andern Reiseberichten und Schilderungen ermangeln lassen. So erhalten wir z. B. eine, so weit möglich, befriedigende Auskunft über Japan's Geographie, Bevölkerung, deren Sitten und Kultur, welche die Krusenstern'sche Reisebeschreibung darum nicht gewähren konnte, weil die für Japan bestimmte, russische Gesandtschaft, welche durch die erdumsegelnde Expedition dahin gebracht werden sollte, so gut wie zurückgewiesen wurde. Dieses Zwischenkapitel dient eben so zweckmäßig zur Einleitung der in diesem Bande noch erzählten Gefangenschaft, in welcher der Russe Golownin länger als zwey Jahre auf Japan gelebt hat, als die Einschaltung der ganzen Krusenstern'schen Reise uns auf eine bequeme und angemessene Weise mit Asien in Verbindung bringt. Golownins Gefangenschaft ging 1816 zu Ende, ist also noch von ziemlich jungem Datum, und wir gestehen gern, daß sie uns erst durch den Verf. bekannt geworden ist. Auch hat sie ein hohes Interesse, indem sie anschaulicher, als alle frühern Berichte, mit dem Japanesischen Wesen bekannt macht. Wir haben bey Lektüre derselben wahre Achtung vor der Kunst der Japaner bekommen, mit welcher diese gegen ihren Gefangenen, die ihnen nun einmal nothwendig scheinende Strenge zu handhaben gewußt, ohne in ihm die Rechte, auf die er nach ihren Begriffen als Mensch und russischer Beamter Anspruch hatte, im Mindesten zu verletzen. Diesem Bande sind zwey Charten angeheftet, eine Erdcharte, auf der zugleich die Gruppen, welche die Kanarischen und die Sandwichinseln bilden, verzeichnet sind, und eine Charte von Japan mit den anstoßenden ostasiatischen Küsten. Auf dem Titelkupfer sind verschiedene Japaner zu sehen und ein zweytes Kupfer zeigt einen wohltatuirten Nukahiver. Da v. Langsdorff zu Lande durch Sibirien nach Rußland zurückgekehrt ist, so sind wir in diesem Bande schon mit dem asiatischen Norden und mit dem äußersten Nordosten des großen Erdtheils bekannt geworden, welcher als das Urland, als die Wiege des Menschengeschlechts zu betrachten ist. In den folgenden Bänden bis zum neunten dringen wir wieder im Allgemeinen vom Nordosten des Erdtheils gegen dessen Südwesten vor, so daß die im neunten Bande nacherzählte Reise Burkhardts durch Syrien, Palästina, Arabien, Aegypten, Nubien uns nach Afrika hindurchführt. Wir beschränken uns auf die Verzeichnung der verschiedenen Reisen, welche die mitten inne liegenden Bände enthalten.

Fünfter Band: 1) Amherst's Gesandtschaftsreise nach und durch China, im Jahre 1816 gemacht und von Henry Ellis beschrieben.

2) Macartney's Reisen in der Umgegend von Peking, bey seiner Sendung in den Jahren 1793 und 1794 gemacht und von Staunton und Barrow beschrieben.

3) Reise eines Kaufmanns durch die Insel Hainan und durch Südchina, gemacht in den Jahren 1819 und 1820.

4) Entdeckungsreise der Engländer in den chinesischen Gewässern, besonders bey Korea und den Lutschu-Inseln, gemacht 1816 und beschrieben von dem Schiffshauptmann Hall und dem Arzt Mr. Leod.

Man möchte hier ziemlich vollständig beysammen finden, was man über China überhaupt wissen kann. Dabey eine Charte von China, die in größerem Format zu wünschen gewesen wäre, schon damit es der Jugend anschaulicher, als gewöhnlich ist, würde, wie China sich an Umfang mit Europa messen dürfe. Ein Kupfer stellt Koreaner, ein anderes den kleinen Waisenjüngl dar, der sich aus der Mitte des mächtigen Stromes Yang-tse-kiang (blauer Fluß) fast senkrecht als natürliche Pyramide von 250 Fuß Höhe erhebt.

Sechster Band: 1) Syme's Reise ins Reich Burmah, 1795.

Digitized by Google

2) Woodard's Schicksale auf Celebes, 1795.

3) William Bligh's Fahrt auf einem Boot von Tofoa nach Timor, 1789.

4) Turner's Reise nach Bulan und Tibet, 1783.

Hiebey: Charte von Hinterindien und der ganzen ostindischen Inselwelt; Landschaft auf der Insel Buro und Abbildung der Ceremonien-Jacht des birmanischen Kaisers.

Siebenter Band; 1) Fitzclarence's Reise mitten durch Hindostan (aus dem brittischen Lager am Sindiah nach Bombay) 1817 und 1818 gemacht.

2) Haafners, eines Holländers, Reise durch Ceilon, 1787.

3) Elphinstone's Gesandtschaftsreise von Delphi an den Hof von Kabul, gemacht 1808.

4) Christius und Pottingers Kundschaftsreise von Bombay durch Belochistan und Seisthan nach Persien, gemacht 1810 und 1811.

Hiebey: Charte von Hindostan; Bildniß Tippo Saib's und Ansicht der Grotte Jugnath Subba, welche zu den berühmten Grottentempeln Ellora's gehört.

Achter Band; 1) Reise von Orenberg nach Buchara, mit einer russischen Gesandtschaft im Jahre 1820 gemacht von Dr. Ed. Eversmann.

2) v. Muvavier's Reise von Kaukasien durchs Land der Truchmenen nach Chiva, gemacht 1819 und 1820.

3) Ker Porter's Reise durch Georgien und Persien, 1817 und 1818.

4) Kinneir's Reise durch Kleinasien, Syrien, Armenien und Kurdistan bis zum Ausflusse des Tigris, gemacht in den Jahren 1813 und 1814.

Hiebey: eine Charte von Südwestasien; Abbildung eines Kameelartilleristen und der, durch die Felsengegend, in der sie liegt, äußerst schönen Brücke über den Kisil-Osun in Persien.

Neunter Band: die schon oben erwähnte Reise Burkhardt's mit einer Charte vom Nilthal, Arabien und Palästina, hiezu noch ein Plan des alten und des neuen Jerusalems und die Ansicht eines Araberzeltes.

Zehnter Band: 1) Menu's von Minutoli Reise in der libyschen Wüste und in Aegypten, 1820 und 1821.

2) Della Cella's Reise von Tripoli nach den Gränzen Aegyptens, im Jahre 1817.

3) Don Badia's Reise in den Reichen Fez und Marokko, seit 1803.

4) G. F. Lyon's Reise von Tripoli ins Reich Fessan, in den Jahren 1818, 1819 und 1820; nebst dem Wichtigsten aus Denham's und Clapperton's neuester Entdeckungsreisen, seit 1822. Charte von Nordwestafrika; Ansicht von Trümmern des berühmten Ammontempels bey Sirah und Abbildung eines Berbernpaares.

Wir brauchen kaum zu erinnern, daß der Verf. auch in allen diesen aufgezählten Ländern der oben schon mehrerwähnten guten Sitte treu geblieben ist, jedesmal, bevor er uns ein neues Land betreten läßt, eine historisch-übersichtliche Einleitung über Natur, Völker und Sitten desselben voranzuschicken, nicht minder aber auch an geeigneter Stelle Blicke auf benachbarte Länder und Völker zu werfen, zu denen die Reisenden, denen er folgt, nicht gelangt, und die durch andre minder wichtige, oder ältere Reisen uns bekannt sind. Wäre hier der Ort, ins Einzelne einzugehen, so würden wir wohl manches auffinden können, welches wir anders gefaßt und dargestellt haben möchten, besonders wenn wir einen Standpunkt zur Beurtheilung wählen wollten, der außer dem Plane des Verfassers liegt. Doch fühlen wir uns für das, was der Verfasser im Interesse seines im Allgemeinen glücklichen Planes mit vieler Umsicht und gewiß nicht ohne großen Fleiß geleistet hat, demselben zu sehr verpflichtet, als daß es uns möglich wäre, diesem Gelüste Raum zu geben. Einige frühere Beurtheiler haben sich in ihren Ansichten, die sie über die stylistische Darstellung des Verfassers geäußert, widersprochen, indem der eine sie fließend, der andere hölzern gefunden hat, und er selbst erwähnt dies nicht ohne heitere Ironie in der Vorrede zum zehnten Theil. Gleichwohl haben beyde Recht. Im Einzelnen sind allerdings ein Paar holprige Wendungen mitunter gelaufen, aber in der Regel ist die Sprache klar, gewandt und lebendig. Hierin erfüllen Reisebeschreibungen alle Ansprüche, welche die Gesetze der Schönheit an sie zu machen haben; und wenn der Verf. in der Vorrede äußert, er habe sich nicht um Schönheit des Ausdrucks bemühen wollen, um der Wahrheit nicht Eintrag zu thun, so hat derselbe hier Schönheit nur in der engen Bedeutung genommen, nach welcher darunter phantastische Ausschmückung verstanden werden kann. Schönheit ist allemal nur die vollendetste Form, in welcher der Gegenstand, die Sache selbst hervortritt. Ein anderes ist es aber freylich, ob es Gedanken, Vorstellungen, Empfindungen, Phantasieen, ob das Leben und die Natur oder ob Träume und Geistesideale dargestellt werden.

Schließlich können wir nur wünschen, daß die vier oder fünf Bände, in welchen der Verf. seinen Reisecyclus zu beendigen gedenkt, recht bald erscheinen mögen. Wir haben noch Reisen ins Land der Mohren, nach Otahaiti, nach Neuseeland, Neuholland und Südamerika zu erwarten. Da diese Reisen für die Jugend bestimmt sind, so dürfen wir nicht unerwähnt lassen, daß in ihnen ein lauterer Geist ächter und darum lebensmuthiger Religiosität und Sittlichkeit weht.

W. B. M.

Digitized by Google

N°. 96.

Literatur-Blatt.

Freytag, den 28. November 1828.

Lyrische Dichtkunst.

Gedichte von Gustav Schwab. Erster Theil. Stuttgart und Tübingen, Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung, 1828.

Man hat die Bemerkung gemacht, daß in der neuern Zeit der Geschmack an der lyrischen Poesie ungemein abnimmt, während dramatische Werke sich ungefähr in gleichem Ansehen erhalten, und Romane dagegen weit höher geschätzt werden, als frühre. Die dramatische Periode Schillers und Goethes scheint der Wendepunkt des Geschmacks gewesen zu seyn. Vorher hatten die lyrischen Gedichte das Uebergewicht, nachher erhielten es die Romane. Vor Schiller und Goethe hat nicht leicht ein deutscher Dichter auch nur das leiseste ländliche Geashüpferliedchen geziept, ohne daß es von allen Bergen in Deutschland mit rauschendem Beyfall wiederegehallt worden wäre. Wir erstaunen, wenn uns die Literargeschichte oder unsere Großväter erzählen, welches Ruhmes sich die Gleime, Hagedorne, Ramler, Uze u. s. w. erfreuten. Nach Schiller und Goethe ist es ganz anders geworden. Schon die unsterbliche Dichterschule, die an die Schlegel und Ludwig Tieck sich angereiht, fand das deutsche Publikum unempfänglicher für ihre zarten lyrischen Klänge, und konnte nie des allgemeinen Beyfalls genießen, den vorher die viel unpoetischere Göttinger Schule gefunden hatte, und den jezt Kotzebue durch seine Histrionenkünste an sich riß. Die noch spätere, jüngste lyrische Dichterschule, an deren Spitze Ludwig Uhland steht, hat ihr bescheidenes Daseyn unter noch weit ungünstigern Konstellationen begonnen, denn fast aller Sinn für lyrische Poesie ist vollends untergegangen unter der jezt mit der Allgewalt der Mode herrschenden Romanenliebhaberey.

Es läßt sich indeß nicht läugnen, daß die Ursache der gegenwärtigen Vernachläßigung des Lyrischen zum Theil in einer frühren Uebersättigung zu suchen ist. Daß man anfänglich auch unbegabtere Sänger allgemein mit Beyfall anhörte, war natürlich, weil eben nur wenige sangen. Eben so natürlich ist es aber, daß sich später, als immer mehr lyrische Sänger aus allen Büschen herbeyhüpften, die Aufmerksamkeit des Publikums vertheilte und verringerte, und daß man am Ende des unaufhörlichen Gesangs müde wurde, selbst treffliche Gesänge nicht mehr unterschied und beachtete, und die ganze lyrische Poesie gleichsam bey Seite schob, um sich erst wieder zu erholen, und das Gehör durch eine kürzere oder längere Ruhe zu stärken. Daher sieht man, wie jezt immer mehr die lyrischen Gedichte aus den Taschenbüchern und belletristischen Zeitschriften verschwinden, oder wie leichtfertig sie da vom Leser überschlagen werden, wo sie noch den alten Platz behaupten; wie mühselig die neu auftretenden lyrischen Dichter durch Subscription bey persönlichen Freunden und Gönnern ihre Sammlungen endlich zum Druck befördern, und wie viele Andere gar keine Verleger finden können; wie zäh und träge endlich das Publikum ist, selbst die besten lyrischen Dichter, selbst unsterbliche Sänger, wie Ludwig Uhland, in dem Maaße anzuerkennen, als sie es verdienen, während es doch Schauspieldichter und Romanschreiber so voreilig mit Lorbeerkränzen überschüttet. Es zeigt sich dabey noch eine andere merkwürdige Erscheinung. Im Gefühl jener Ungnade nämlich, welche die lyrische Poesie getroffen hat, versuchen einige Dichter diese Poesie über ihre eigentliche Gränze hinauszuführen, um sie dem Geschmack des Publikums von einer andern Seite her wieder zu nähern, wie z. B. unser genialer Heine.

Da nun so offenbar die äußere Geltung der lyrischen Poesie mit ihrem innern Werthe gegenwärtig in einem Mißverhältniß steht, werden auch die Gedichte Gustav Schwabs einigermaßen darunter leiden müssen. Was kann der Schüler Uhlands erwarten, wenn der Meister selbst immer noch nicht hoch genug gestellt wird, wenn es noch immer so viele gibt, die ihm nur hinter den Matthissons und Tiedges ein bescheidnes Plätzchen anweisen, und so viele Andere, die ihn kaum kennen? Er begnüge sich also mit der herzlichen Theilnahme der kleinen treuen lyrischen Gemeinde, die ihn hoffentlich auch wohl entschädigen wird für das laute aber auch schnell vorüberrauschende Triumphgeschrey der Menge.

Mit zartem Sinne hat Gustav Schwab seine Gedichte Ludwig Uhland zugeeignet, ohne ihn zu nennen. Wer

Digitized by Google

könnte aber den edlen Sänger verkennen, von dem hier gesagt wird:

Es klaget Deutschland, weit zu frühe
Dein innig Saitenspiel verklingt;
Du aber ruhst von süßer Mühe,
Da schon Dein Lied aus Andern singt.

Denn wie so viele, die sich brüsten
Mit hochgewandertem Gesang,
Sie würden schamroth, wenn sie wüßten,
Daß Du sie lehrtest solchen Klang!

Doch mich laß immer froh gesteben,
Daß ich Dein ältster Schüler bin:
Will den die Nachwelt in mir sehen,
So zieht mein Schatten aufrecht hin.

So offen und bescheiden auch dieses Geständniß ist, so könnte doch die Sache selbst, daß der Dichter nur Schüler, nur Nachahmer ist, bey Vielen Anstoß finden, wenn es nicht mit der Schule Uhlands eine ganz eigne Bewandtniß hätte. Uhlands Dichtungsweise zeichnet sich nämlich durch eine so ursprüngliche Einfachheit aus, daß bey ihm eigentlich nicht von dem die Rede seyn kann, was man gewöhnlich Manier nennt. Seine Einfachheit ist so sehr der Natur, dem deutschen Gemüth und der deutschen Sprache angemessen, daß sie im strengsten Sinne gerade gegen alle Manier gerichtet ist. Entfernt von jeder steifen Schulform, verstattet sie gerade jeder individuellen Eigenthümlichkeit den freyesten Spielraum, und sie hat deßhalb eine gewisse polemische Bedeutung gegenüber so vielen andern Schulen, in denen hier eine antike, dort eine romantische Form zur Uniform gemacht wird. Indeß steht doch Gustav Schwab wirklich in sehr naher Beziehung zu Ludwig Uhland, indem er sich nicht nur im Allgemeinen jene edle Einfachheit anzueignen gesucht hat, sondern auch insbesondere als Zeitgenosse, Landsmann und Freund fast durchgängig die nämlichen Gesinnungen ausspricht und die nämlichen Gegenstände besingt, wie wir sie auch in Uhlands Gedichten finden. Doch bemerken wir bey Uhland ein Uebergewicht des rein lyrischen Theils, während bey Schwab die Romanze und namentlich die vaterländischen, schwäbischen Sagen vorherrschen. Da niemand besser fühlt und weiß, als Gustav Schwab selbst, was die innerste, von keinem Andern zu erreichende Eigenthümlichkeit Uhlands immer bleiben wird, und da gewiß ein guter Schüler den guten Meister eben so ehrt, als dieser jenen, so wollen wir uns mit dem Trefflichen beschäftigen, was dem Schüler allein eigen ist, und die Vergleichung mit dem Meister wie billig aufgeben.

In dem vorliegenden ersten Bande seiner Gedichte hat der Verfasser die kleinern Lieder und Romanzen zusammengestellt, die größtentheils schon einzeln in Taschenbüchern, im Morgenblatt, in den topographischen Werken Gustav Schwabs über die schwäbische Alp und den Bodensee ꝛc. gedruckt erschienen sind. Im zweyten Bande sollen die längern epischen Gedichte und Romanzencyklen folgen. Der erste Band zerfällt wieder in zwey Haupttheile, in die lyrischen Gedichte nämlich, und in die Romanzen. Die erstern sind nach Jahren geordnet, von 1809 bis 1828, und ihr Gegenstand ist Liebe, Freundschaft, Natur. Die Gelegenheitsgedichte, die sich größtentheils auf allgemeiner interessante Zeitereignisse, zum Theil auch nur auf Privatbegebenheiten beziehen, sind wieder besonders zwischen jenen lyrischen Annalen und den Romanzen abgedruckt.

Was die rein lyrischen Gaben betrifft, so sind dieselben schon dem äußern Umfange nach nicht der vorherrschende Theil des ganzen Werks. Sie nehmen nicht das Drittel des ersten Bandes ein. Auch finden wir manche darunter, die allein nicht im Stande wären, den Ruf des Dichters zu begründen, indem sie, wenn auch in sehr korrekten Versen, doch nur solche Gefühle und in solchen Gedanken und Bildern aussprechen, wie sie allzuoft schon ausgesprochen worden sind. Es hält in der That schwer, in dem menschlichen Herzen noch einen Winkel zu entdecken, in welchen nicht schon Hunderte von lyrischen Dichtern eingedrungen wären, und fast noch schwerer, neue Dekorationen und Bilder dazu aus dem Frühling zu entlehnen, von dem die nämlichen Dichter wie Raupen schon jedes Blatt und jedes Hälmchen weggefressen haben. Um so erfreulicher ist es, daß wir dennoch unter den vorliegenden Gedichten wieder so viele finden, die sich in Gefühl und Form durch etwas Erstes, Ursprüngliches, Originelles auszeichnen, und die uns der Geist der Poesie nur einmal bringen kann, die so wenig etwas früheres wiederholen, als sie sich selbst wiederholen lassen. Von dieser Art ist z. B. das vortreffliche Gedicht:

Die Wolke am Sternenhimmel.

„Welch eine Saal von goldnen Lampen
Durchwandl' ich dunkle Nachtgestalt?
Die schaudernd ihre Häupter senken
Vor meinem Athem rauh und kalt.
Ich bin so fremd auf diesen Auen
Und weht aus einem andern Land,
Und möchte da mich selig schauen,
Doch bleib ich mir so unbekannt.
Trüb glänzt von meinem grauen Kleide,
Der Saum in dieser Flämmlein Schein;
Sie feyern ruhig ew'ge Freude.
Da zieh ich störend mitten ein.
Ich darf nicht frey und sicher gehen,
Bald fährt mich eine leise Hand.
Bald reißt es mich mit Sturmeswehen,
Und faßt mein flatterndes Gewand.
Und mir begegnen dunkle Brüder,
Stumm, grau und willenlos wie ich.
Sie schlagen fremd die Wimpern nieder,
Und fliehen hin, als fürm sie mich.
Wenn suchtern dann mein Blick sich hebet,
So fahren Flammen wild heraus,
Und will ich sprechen, so erbebet
Von meinem Ton das fremde Haus.

Digitized by Google

Wo bin ich Arme denn geboren,
Wo wird man liebend mich empfahn,
Ich blick', in ihr Gebiet verloren,
Fremd diese hohe Schönheit an. —
Doch winkt aus wunderbarer Tiefe
Mir nicht ein mild Erbarmen zu,
Als ob mir eine Mutter riefe,
Mich ich an ihre Brust zur Ruh'?
Wie ist mir? Wehmuth ist in Thränen
Hell meine graue Nachtgestalt,
Hinab, hinab zieht all mein Sehnen
Verführend heilige Gewalt. —
Und liebend rauscht's der Erd' entgegen,
Der Morgen kommt mit neuer Luft:
Blau ist die Luft, ein fühler Regen
Liegt an der Mutter Erde Bruft.

Außerdem heben wir noch besonders hervor unter den zärtlichen Gedichten: der Liebesmorgen (S. 32), Lied in der Mark (S. 68), worin es mit so vieler Wahrheit heißt:

Schad' ists um den blauen Himmel,
Schad' ists um den Sonnenschein,
Schad' ums lustige Gewimmel
Wohnungsloser Vögelein!
Sonn und Luft hat kein Erbarmen,
Scheint und weht auf öden Sand,
Vogel kann sich nirgend setzen
Weil kein Schattenbaum im Land!
Nur um Eines ists mir Schade,
Eines mag ich gerne sehn,
Wenn bedeckt auf Sandespfade,
Zwey der zärtsten Füßchen gehn, ꝛc.

Unter den geselligen Liedern muß vor allen das berühmte Lied eines abziehenden Burschen (S. 49) erwähnt werden, das mit den Worten anfängt:

Bemooster Bursche zieh ich aus,
Betrübt dich Gott, Philisters Haus,
Zur alten Heimath geh' ich ein,
Muß selber nun Philister seyn.

Wem ist es nicht bekannt, daß dieses heitre Lied seit länger als zehn Jahren auf allen deutschen Universitäten tausendstimmig gesungen wird, und eine so allgemeine Anerkennung gefunden und verdient hat, daß es sicher so lange fortklingen wird, als es deutsche Studenten gibt. — Unter den Gelegenheitsgedichten zeichnen wir vorzüglich aus: Sonette an G., gebliebem im Zweykampfe am 10. März 1814 (S. 72). Wieder in anderer Weise vortrefflich ist die Aprilreife (S. 101), die an ähnliche poetische Reiseskizzen von Goethe und Heine erinnert. Die angeführten Proben mögen hinreichen, das Echtpoetische in Schwabs Gedichten zu beweisen. Noch vieles könnten wir namhaft machen, das uns eben so vortrefflich erschienen ist; doch zu Anzügen haben wir nicht Raum, und an bloßen Ueberschriften kann es dem Leser nicht genügen. Einige, meist frühere, lyrische Herzensergießungen von gewöhnlicherem Style und geringerem Werth abgerechnet, sind bey weitem die meisten dieser Gedichte durch besonders zarte Empfindung, geistreiche Wendung oder überraschende Malerey ausgezeichnet, und unfähig, alle in solcher Menge vorhandenen Schönheiten zu analysiren, können wir den Leser nur auffordern, die Sammlung selbst zu lesen, und sich mit ihr ganz vertraut zu machen.

Die folgenden Romanzen bilden sowohl der Masse, als dem Inhalt nach den bedeutendsten Theil des Werks. Nicht als ob der Dichter vorzugsweise nur Talent für die Romanze hätte, müssen wir doch sagen, er hat dieses Talent vorzugsweise ausgebildet. Die Aufforderung dazu lag in dem reichhaltigen Vorrath unbenutzter, namentlich vaterländischer Sagenschätze, und in dem Beyspiel Schillers und Uhlands, von denen wir schon einzelne vortreffliche schwäbische Sagen in neuem poetischen Gewande erhalten haben. Gustav Schwab theilt seine Romanzen in freye, historische und schwäbische ein. Die letztern, wozu wir nicht nur die von der schwäbischen Alp, sondern auch die vom Bodensee und der allemannischen Verwandtschaft wegen auch die im vorliegenden Bande noch nicht abgedruckten schweizerischen Sagen rechnen dürfen, bilden den Kern des Ganzen, und auf ihnen vorzüglich beruht wie das eigenthümliche Gepräge, so auch der bleibende Werth dieser Gedichtsammlung. Hier beurkundet sich der Dichter als echter Schwabe, hier erscheint seine Poesie als eine schöne Blume im heimathlichen Boden, wie sie nur hier gedeihen kann, ungleich jenen zerstreuten lyrischen Blüthen, deren Heimath überall ist.

Dennoch müssen wir unter allen seinen Romanzen einer solchen den Vorzug geben, die zu den freyen Sagen gehört, nämlich: des Fremden Königreich (S. 181). Sie ist mit vollendeter Meisterschaft gedichtet und verdient neben dem Besten zu stehn, was Goethe, Schiller, Uhland im Fach der Romanze ausgezeichnet. Doch ist sie zu lang, als daß wir sie hier mittheilen könnten, und ein zu gerundetes Ganze, als daß sie Auszüge zuließe. Nächst ihr scheint uns am trefflichsten gelungen: das Opfer (S. 204) nach einer bekannten von Snorro erzählten nordischen Sage, da ein König, um die Rache der Götter abzuwenden, sich selbst für sein Volk zum Opfer bringt. Doch sind fast ohne Ausnahme alle diese zahlreichen Sagen sowohl dem Stoffe nach interessant, als geschmackvoll, zart, mit edler Einfachheit und in einer musterhaften poetischen Sprache vom Dichter ausgearbeitet. Ohne daher die übrigen in Schatten stellen zu wollen, erlauben wir uns nur einige namentlich zu bezeichnen, die uns in ganz vorzüglichem Grade gefallen haben. So unter den schwäbischen Sagen namentlich: die Glocke von Bunnenstein (S. 255), der Reiter und der Bodensee (S. 261), Conradin (S. 382) und der Hirte von Teinach (S. 271), welches letztere Gedicht wir hier mittheilen wollen.

Bey Teinach lag ein Hirte,
Und schlief im grünen Gras,

Digitized by Google

Derweil sein Herrlein irrte,
Und frische Kräuter las;
Den fühet um ein Jahrhundert
Ein seltner Traum zurück,
Er stand und warf verwundert
Ins Dorfstein seinen Blick.

Die Häuser, die er wachend
Als alt und grau gekannt,
Sie standen jung und lachend
Mit rother Ziegelwand.
Und wo jetzt ist zu schauen
Das sechste Gotteshaus,
Fing man erst an zu bauen,
Und hieb den Grundstein aus.

Die Maurer waren fertig,
Sie ruhten aus vom Fleiß,
Und des Besuchs gewärtig
Noch standen sie im Kreis;
Da kam ein Zug gegangen
In feyerlicher Pracht,
Mit Federn, Mäntlein, Spangen,
Nach jener Zeiten Tracht.

Und ohne lang zu fragen,
Wards ihm im Traume klar,
Daß der im goldnen Wagen
Der Herzog selber war.
Das Neuste drein zu stiften
Tritt der zum hohlen Stein.
Mit blanken Münzen, Schriften,
Und neuem, edlem Wein.

Da wird erst von der Gabe
Ein hohes Glas gefüllt,
Damit zu süßer Labe
Der Herr den Durst sich stillt.
Und sieh da fällt dem Fürsten
Der Hirt in das Gesicht,
Er sieht ihm an sein Dürsten,
Reicht ihm das Glas und spricht:

„Trink, Freund! es ist der beste
Aus meinem Neckarthal,
Du kommst zu solchen Feste
Doch wohl nicht noch einmal.“
Schon fühlet an den Lippen
Der Hirte sich das Glas,
Und eben wollt er nippen. —
Da wacht er auf im Gras.

Er blickt um sich erschrocken,
Er fühlt die Hand sich leer,
Er fühlt den Mund sich trocken,
Und ach! es fehlt noch mehr!
Wein läßt sich wieder kaufen,
Doch wie er träumet hier,
Ist ihm davon gelaufen
Der Heerde sechster Stier.

Er richtet sich mit Fluchen
Vom leeren Boden auf,
Den Flüchtigen zu suchen
Beginnt er seinen Lauf;
Bis wo in Büschen stille
Sich birgt ein alt Gestein.
Von dort hört er Gebrülle,
Und mächtig dringt er ein.

Ihm ist als träumt er wieder,
Er steht in einem Hohl,
Die Steine hangen nieder,
Das war ein Keller wohl:
Und hinten in der Ecken,
Da liegt und sonnet der Stier;
Was mag sich dort verstecken?
Springt eine Quell' herfür?

Fürwahr es ist die Quelle,
Von der du träumtest, Hirt!
Ein Wein ist's, klar und helle,
Der das Gestein durchirrt.
Das Faß ist lang zerfloßen,
Er selbst war rings zu Stein.
Drum er sich aufgeboßen,
Als hundertjähr'gen Wein.

Von diesem selben Weine,
Wie dir geträumet hat,
Liegt in dem hohlen Steine
Des Kirchengrunds der Stadt.
Laß doch nur nicht gereuen,
Daß du erwacht so bald;
Du darfst getrunken heuen:
Jetzt ist er wunderalt.

Ueberall ist die Wahl des Dichters glücklich und sein Ausdruck eben so korrekt als eindringlich, das Gemälde ansprechend, ohne Bilderprunk malerisch, ohne sentimentale Tiraden rührend, ohne kokettirenden Witz launig, ganz so, wie wir es von Uhlands erstem Schüler erwarten dürfen und müssen.

Nur eine Stelle in den Romanzen hat uns abgestoßen, (S. 218). Hier wird die Sage von dem Mönch und der Nonne auf der Wartburg besungen, und am Schluß heißt es:

Ja, Nonn' und Mönch mit Steinesharte,
Weil Doktor Luther es erlaubte,
Sie küssen sich auf diesen Tag.
Geh schauen, wer es schauen mag:
Ich hab's gesehn im Abendschein,
Die Berge blicken freundlich drein,
Die Sonne hat' ihr Wohlgefallen: —
Gott schenk' so süßen Kuß uns allen!

Schon die härtere Sprache zeigt hier von einer zu flüchtigen Bearbeitung; der Gedanke aber, daß wir und alle küssen sollen wie Steinbilder, ist gar zu frostig, und einen solchen Kuß überdies süß finden zu sollen, widerstrebt der Phantasie. Außer dieser einzelnen Stelle wünschten wir noch die ganze Romanze: Sage vom Schloß Lauterburg (S. 353) aus der Sammlung hinweg, denn da man sie nur aus einem komischen Gesichtspunkt betrachten kann, wird das im Stoff liegende Lächerliche durch die ernsthafte, in sentimentale Einkleidung, nur vermehrt, und Schwabs übrige Gedichte sind zu würdig und gelungen, als daß uns dieses eine verfehlte nicht um so störender entgegen treten sollte. Doch wir wollen es lieber für eine Folie nehmen, welche die benachbarten Schönheiten desto glänzender hervorhebt.

W. M.

Digitized by Google

№. 97.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 2. December 1828.

Länderkunde.

1) Thurgegenden. Eine Sammlung malerischer Landschaften an und in der Nähe der Thur. Von J. B. Isenring, Landschaftsmaler. Mit naturhistorischen, geschichtlichen und geographischen Erklärungen und Bemerkungen. Lütisburg im Toggenburg. 1825—1827. Klein Querbogen-Format.

Der nicht selten reissende und verheerende Bergstrom der Thur entspringt an der Westseite des Sentis und erhält seine ersten Gewässer von der Schneeschmelze der Appenzeller-Gebirge; bey 30 Stunden lang durchströmt er die Landschaften des Toggenburgs und des Thurgaus, das von ihm seinen Namen erhielt; nimmt auf diesem Wege ein paar Dutzend Bäche in sich auf, und ergießt sich bey Ellikon in den Rhein. Es sind unstreitig die schönsten und fruchtbarsten Gegenden der Schweizerkantone St. Gallen, Thurgau und Zürich, die der Thurfluß durchzieht; reich an malerischen Standpunkten, mannichfach wechselnden Naturscenen und zugleich voll historischer Erinnerungen durch merkwürdige Schicksale, denkwürdige Ereignisse, einflußreiche Männer, die von ihnen ausgiengen, und endlich auch bieten sie in zahlreichen Burgruinen und in Wohnsitzen, die ihre Bestimmung gänzlich geändert haben, Denkmäler einer vergangenen Zeit dar.

Eine malerische Reise durch das obere und untere Thurthal (Toggenburg und Thurgau) wird hier auf ungemein befriedigende und verständige Weise geliefert. Der Zeichner und Aetzer der zwanzig, in Aquatinta-Manier gestochenen Landschaftgemälde (man kann auch kolorirte Exemplare haben) ist ein seit Kurzem erst bekannter, durch seine Schicksale nicht weniger als durch seine Geschicklichkeit empfehlenswerther Künstler. Zu Lütisburg im Toggenburg von dürftigen Eltern geboren, war Zeichnung und Nachbildung durch natürlichen Instinkt des Knaben frühes und andauerndes Streben, ohne daß für dessen Erfüllung sich irgend eine Aussicht gezeigt hätte; vielmehr mußte das Schreinerhandwerk erlernt werden, und erst später schien dem Kunstsinne des Jünglings ein Bedeutendes gewonnen, als er zur Flachmalerey übergehen durfte; in der That auch bot dadurch sich Gelegenheit dar, daß die katholische Erziehungsbehörde des Kantons St. Gallen sein der Ausbildung würdiges Talent wahrnahm, und sich bereit fand, die Mittel zu dieser ihm darzureichen. Auf der Akademie in München machte Hr. Isenring nun tüchtige Studien und entwickelte das angeborne Talent mit so günstigem Erfolg, daß ihm unter den schweizerischen Landschaftsmalern eine rühmliche Stelle gebührt. Er wünschte durch eine Sammlung gewählter Ansichten seines Vaterlandes diesem und den Verwaltungsbehörden desselben seine erste größere Kunstarbeit zu widmen, und er verband sich mit zwey kundigen Männern, welche den Text dazu lieferten.

Eine Charte ist dem Buche vorgesezt, welche mit dem Laufe des Thurflusses die ganze Schweizerlandschaft zwischen dem Hochgebirg, dem Bodensee und dem Rhein umfaßt. Auf ihr sind auch die zwanzig Standpunkte bemerkt, welche der Künstler für seine Ansichten gewählt hat. Diese mit Kunstsinn getroffene Wahl verdient eben so vielen Beyfall, als die der Natur treue und von Künsteleyen und Ausschmückungen freygehaltene Ausführung. Fernsichten über herrliche Gelände und ins Gebirge bieten vorzugsweise die Blätter dar, welche Wildhaus mit der Thurquelle am Fuße des Sentis, die Gegend von Alt- und Neu St. Johann, die Naturbrücke bey Krumenau, das weite Gebiet, welches von der Karthause Ittingen aus überschaut wird, das Flachthal, wo die Thur mit dem Rhein sich vereinbart, darstellen. Nicht minder freundliche Landschaftsgemälde, die zugleich aber durch theils gewerbfleißige, theils geschichtlich nennenswerthe Orte gehoben werden, kommen in den Blättern vor, auf denen die kleinen Städte Lichtensteig, Wyl, Bischofzell, Frauenfeld, die Ortschaften und Dörfer Ebnat, Wattwyl, Bürglen, Weinfelden, Pfyn und Andelfingen zum Vorschein kommen. Einzelnen Geschichtszügen und Erinnerungen älterer und neuerer Zeit, doch aber auch der malerischen Umgebung keineswegs ermangelnd, sind die Blätter, wel-

Digitized by Google

che die Hütte bey Wildhaus, wo Ulrich Zwingli geboren ward, und ein inneres Gemach derselben darstellen, worin jezt ein Lehrerverein eine Büchersammlung aufbewahrt; dann die Brücke bey Oberbüren, welche vor einem halben Jahrhundert nebst der Straße, zu der sie gehört, von einem der lezten St. Gallischen Fürstäbte angelegt, der Vorläufer aller seitherigen immer betrübsamer und erfreulicher gewordenen, verbesserten Straßenanlagen in der östlichen und nördlichen Schweiz gewesen ist; in der Nähe der Brücke steht ein Ritterschloß, das vor ebenfalls einem halben Jahrhundert erst, durch den nämlichen Fürstabt, einem Nonnenkloster eingeräumt ward, dem kurz zuvor ein Liebhaber solcher Schöpfungen das Daseyn, keineswegs aber die Mittel des Unterhalts gegeben hatte; und endlich aus der jüngsten Zeit, das Blatt auf welchem das 1824 bey Schwarzenbach gehaltene eidgenössische Uebungslager, in der Stunde wo die Truppen zum feyerlichen Gottesdienste versammelt sind, gezeichnet ist.

Die Textblätter sind anziehend geschrieben, und sie geben mitunter auch eigenthümliche Notizen. Die beste Kunde über Toggenburg gibt immer noch Ebel's zweyter Band der Gebirgsvölker der Schweiz. Die Geschichte des Thurgaus wird nächstens der Diakon Puppikofer in Bischofzell herausgeben.

2) Das Heinrichsbad bey Herisau. Dargestellt von P. Scheitlin, Professor am Gelehrten-Collegium in St. Gallen. Constanz, bey W. Wallis, 1828. 75 S. 8. Mit einem Steindruckbilde des Heinrichsbads.

Im schweizerischen Kanton Appenzell waren Gais und Weißbad als Molkenkurorte langst berühmt, ihnen hat sich seit einigen Jahren das Heinrichsbad angereiht. Die Kuranstalt in Gais besteht seit dem Jahr 1749. Später entstand, vermuthlich durch den Nachahmungstrieb, die im Weißbad. Beyde erfreuen sich vielen Besuches; jede hat Eigenthümlichkeiten. Gais wird mehr von der vornehmen Welt, Weißbad mehr von denen aufgesucht, die dem städtischen Leben mehr oder minder abhold, das Alpenland gleichsam in Besitz nehmen wollen. Gais ist mehr im Besitz von Kulturmitteln, Weißbad am Thor der Pfade auf die Gebirge. Gais gewährt im Kurhaus keine Badbequemlichkeiten, aber Weißbad. Die Bedienung in Gais ist städtischer und besser. Weißbad, vor einem Viertel-Jahrhundert noch sehr bäuerischen Tisches, fängt an, Gais in besserer Bedienung ein wenig nachzunahmen. Aus Gais ist gemacht, was daraus zu machen war; aber ein gedankenreicher unternehmender Wirth könnte, der lieblichen Natureigenheiten wegen, Weißbad in ein Elysium umwandeln. Gais wimmelt an Sonntagen von städtischen Gästen, Weißbad am Sonnabend und Sonntag von Alpenreisenden und von Landvolk, das sich zum Hackbrett versammelt. Beyde Oerter geben die Molken warm und gut. Alle Preise sind in Gais, begreiflich! ein wenig theurer. Ehemals war Weißbad viel wohlfeiler, jezt eifert es Gais auch im Preise nach. Der eigenste Reiz in Weißbad ist der Umgang mit den schnackischen Bewohnern von Innerrhoden und mit den Aelplern, mit denen man sich, wenn man die Kunst versteht, gar bald vertraut machen kann. Von Alters her war ein Bad bey Herisau, wechselnd besucht und in Verfall gerathen, das nunmehrige Heinrichsbad. Sein jetziger Inhaber, ein begüterter Landmann, kaufte es im Jahr 1821 mit dem Entschlusse, dasselbe in eine große Bade-, Molken- und gesellschaftliche Anstalt zu verwandeln. Es liegt das Bad in einem Höhenthale über St. Gallen etwa 250 Fuß; die Hauptgebäude liegen in einem rechten Winkel; der größere Flügel ist 220, der kleinere 100 Fuß lang, und es können gegen 100 Personen beherbergt werden; die Fernsichten sind prachtvoll und die Umgebungen mannichfach reizend. Das Wasser der nahen Mineralquelle gehört zur Klasse der alcalinischen eisenhaltigen, und darf keineswegs den indifferenten Quellwassern beygezählt werden.

Von den gegenwärtigen Verhältnissen und Einrichtungen der Kurorte gibt Herr Professor Scheitlin in der kleinen Schrift ausführliche und anziehende Berichte, mit untermischtem Ernst und Scherz zur Belehrung und Unterhaltung. Die Molken werden Morgens früh vom Meßmer herab, dieser ursprünglichen Molkenquelle auch fürs nähere Weißbad und Gais, ins Heinrichsbad gebracht. An Werth kann die Molke des leztern Orts denen der zwey andern nichts nachgeben, denn Herisau liegt den Hochalpen noch nahe genug, und der Weg nach Heinrichsbad wird nur etwa anderthalb Stunden länger, als der nach Gais seyn. Um den neuen Kurort ganz würdigen zu können, muß er gesehen und selbst beobachtet worden seyn. Wahr ist, daß er einsam in einem kleinen Thale liegt, und außer den Gästen keinen gesellschaftlichen Genuß als den einer einsamen, fast engen Natur darbietet; wahr, daß es bisweilen nur das Wein- und Kaffeehaus der nahen Herisauer- und entferntern St. Galler-Welt ist, aber eben so wahr, daß gerade diese einsame Lage für Manche, namentlich stille Gemüther, besondern Reiz hat, und hinwiederum der große Lärm an Sonntagen von Manchem besonders geliebt wird. Es steht also das Heinrichsbad in allen Beziehungen als ein bemerkenswerther Ort, als Badhaus, als Kurort und als Gesellschaftsort da, schön durch seinen Bau und seine Verzierung, vielleicht auch bald schön durch die freylich erst noch projektirten Anlagen. Schon liegt ein Plan von C. Baumann, Kunstgärtner und Botaniker in Karlsruhe, im Grundriß bereit. — Das Büchlein ist hübsch gedruckt und die vorgesezte Steindrucktafel ist rein und gefällig gezeichnet, so

Digitized by Google

wie ihre Vorstellung der Gebaude und Umgegend sehr ähnlich erscheint.

3) Bemerkungen auf einer Reise durch die Kantone Solothurn, Bern und Luzern auf den Rigikulm, von Ludwig Berner. Aarau, in Kommission bey J. J. Christen, 1827. 94 S. 8. Mit einem Steindruckblatt.

Die Betrachtung, daß viele Reisebeschreibungen der Ausländer über die Schweiz eine Menge irriger Ansichten, schiefer und oft läppischer Urtheile verbreiten, erzeugte in dem Verfasser vorliegender Blätter den Wunsch, es möchten von den Einheimischen, die alljährlich in großer Anzahl ihr Vaterland bereisen und die mit seinen Verhältnissen vertrauter, darum auch solche zu beurtheilen besser im Stande sind, mehrere ihre Reisetagebücher bekannt machen, und er wollte dafür durch die auf einer kleinen, im Julius 1825 unternommenen Wanderung gesammelten Bemerkungen den Anstoß geben. Nun mangelte es zwar auch bis dahin an Schweizerreisen, von Schweizern beschrieben, keineswegs, und die zwey vor etlichen Jahren von Kasthofer herausgegebenen gehören zu den gehaltreichsten und bedeutsamsten; wenn dann auch verständige Ausländer das Land beschreiben, so können sie Irrthümer begehen, die der Eingeborne vermieden hätte, sie mögen aber dafür auch leicht Ersatz bieten, durch unbefangenere und aus eigenthümlichem Standpunkt gefaßte Ansichten und vergleichende Würdigungen. Immerhin aber wird auch hierin die Konkurrenz sich wohlthätig erweisen, und beyde Klassen der Reisebeschreiber mögen sich einander gegenseitig berichtigen.

Der Ausfing des Hrn. Berner hatte keinen andern Zweck, als den Genuß der schönen Natur und nähere Bekanntschaft mit vaterländischen Gegenden. Beydes sucht die einfache und angenehme Erzählung, so weit dies angeht, nun auch den Lesern theilhaft zu machen. Am anziehendsten ist ein Besuch des Rigi geschildert, dieses Ziel der meisten Schweizerreisen, seit hier ein Wallfahrtsort, nicht zwar für fromme Pilger, aber für die elegante Welt und für Dilettanten im Reisefach, mittelst städtischer Wirthschaften auf der Höhe des Berges errichtet ist. Auch vom bernischen Emmenthale wie vom luzernischen Thale des Entlibuch, deren Nachbarschaft die Kontraste der katholischen und reformirten Schweiz am augenfälligsten vielleicht und am reinsten darstellt, und nicht minder von den Städten Solothurn, Bern und Luzern hat das Reisebüchlein manche schätzbare Bemerkung gesammelt. Das vorgesetzte Steindruckblatt gibt die heiter lachende Aussicht von Küßnacht am Vierwaldstädtersee gegen Stanzstad hin.

Dichtkunst.

Chansons inédites de P. J. de Béranger.

Die bisher ungedruckten Gesänge Berangers. (Paris, Boudouin 1828).

Man könnte Berangers Lieder den Spiegel des französischen Volkscharakters nennen. Sorgenlos und fröhlich, selbst das Ernste und Bittere des Lebens von der scherzhaften Seite auffassend, oft voll Uebermuth und Schäckerey, aber bey aller Lebenslust doch voll Vaterlandsliebe, werden sie uns lieb, man weiß selbst nicht recht wie? — Es gibt unter Gottes Sonne nichts Freundlicheres als ein ungekünstelt heiteres Gesicht; und aus den Liedern des vielgepriesenen Chansonniers lacht das Leben mit jauchzender Lust. Wir Deutsche werden Berangers jugendlichen Uebermuth oft ungezogen finden, und es ist nicht zu läugnen, daß er die Schranken der Schicklichkeit häufig überschreitet; aber es geschieht immer mit einer Lieblichkeit, mit einem Takte, die uns bewegen müssen, dem bösen Buben zu verzeihen. In den neuesten Liedern, die eben vor uns liegen (und die vor der glänzendsten Ausnahme von Seiten des Publikums in die Hände der Justiz gefallen sind, die sie noch fest hält), ist diese Art von Scherz nicht mehr so schmeichelnd, daß wir sie unbedingt freysprechen. Wie sehr Beranger es auch vergessen macht, so will es doch dem vorgerücktern Alter nicht mehr recht ziemen; und sagen wir auch eben nicht, wie die Mücke, die ihn plagt:

A ton âge, on vit en reclus;
Ne boit plus tant; cesse de rire;
Cesse d'aimer, ne chante plus.

so sprudeln doch die freyen Scherze nicht mehr aus dem Uebermaße der Jugendlust, sie gleichen eher der Zweydeutigkeit alter Frauen bey hochzeitlichen u. s. w., obschon sie wohlwollend und unbeleidigend sind.

Aber frey und unbekümmert um alles, was daraus entstehen mag, schießt Beranger immer noch die Pfeile seines leichten Spottes in der Runde umher. Er sagt selbst in dem ersten dieser neuen Lieder:

J'ai de la fraude en pacotille
Qu'à la barrière on saisirait.

Contrebande hab ich im Beutel,
Die die Mauth gewiß erhascht,

aber eine Zukunft kennt der genialе Liedersänger nicht, wenigstens nicht um dafür zu sorgen; der Erguß des Momentes ist seine Dichterfreude.

Digitized by Google

Wenn Beranger spottet, so geschieht es mit so vieler Grazie, so fein und ungekünstelt, daß es den Ausgespotteten selbst zum Lachen bewegen muß, wie tief der Pfeil auch dringt. Wäre ich der europäische Banquier, so würde mich die Jakobsleiter (l'echello de Jacob) unendlich ergötzen, besonders wenn ich so gewiß wie er wüßte, daß es mit dem Refrain: Grand Dieu, le pied va leur glisser (O Gott, es gleitet ihnen der Fuß) keine Noth hatte. Der sorgenlose Liedersänger Beranger hätte als Abgeordneter vielleicht auch wohlgethan, einige Lieder, in denen die regierende Dynastie in Frankreich nicht eben sehr lobend genannt wird, wegzulassen; aber wie sollte Beranger Umstände berücksichtigen? Durch einen Zauberspiegel sieht der Dichter im Jahre 1930 die Franzosen in Liliputaner ausgeartet, alles — Menschen, Häuser, Handel und König selbst ist winzig klein geworden: Mais les barbons régnent toujours, — da hätte Beranger doch lieber gleich les Bourbons setzen sollen. Daß die Krönung Karls des Einfältigen eine Anspielung auf diese Feyerlichkeit bey dem jetzt regierenden Könige von Frankreich sey, wollen wir den Lästerzungen nicht glauben.

Wenn die Saiten des genialen Dichters auch bey dem Namen Waterloo verstummen (Couplets sur la journée de Waterloo), so tönen sie doch auf den Resonanzboden der französischen Soldatenherzen bey dem Namen seines gefeyerten Napoleon. Les souvenirs du peuple, wo der Sänger in späten Zeiten ein Mütterchen glücklich preisen hört, daß seinen lauschenden Enkeln erzählt, der Held sey im Vorbeygehen bey ihm eingekehrt, ist voll Gemüthlichkeit. Schwermuthsvoll zeigt sich diese Eigenschaft des Sängers in dem Gedichte le tombeau de Manuel (das Grab Manuels) mit dem Refrain:

Ma voix pour lui demande un peu d'ombrage,
Prêtez secours au pauvre chansonnier.

(Ein wenig Schatten möcht' ich für sein Grab,
O helfet doch dem armen Liedersänger.)

Düsterer noch in dem Convoi de David, das immer zum Schlußverse hat:

Fût-il privé de tous les biens,
Eût-il la trembler sous un maître,
Heureux qui mourt parmi les siens
Aux bords sacrés qui l'ont vu naître.

(Und hätt' er Güter nie erworben,
Und zerrett ihn stets Tyrannenhand,
O glücklich, wer im Arm der Seinigen gestorben,
Am heil'gen Ort, wo seine Wiege stand.

Aber voll Heiterkeit ist sein gemüthvolles Wesen in den Bohémiens (die Zigeuner):

Pauvres oiseaux que Dieu bénit
De la ville
Qu'on nous exile
Pauvres oiseaux que Dieu bénit
Au fond des bois pend notre nid.

(Gottgesegnet' Vögelein,
Aus dem Land
Sind verbannt.
Gottgesegnet' Vögelein,
Nisten sich in Wäldern ein.)

Mit dem bittersten Spotte verfolgt Beranger dagegen Jesuiten, Priesterpartey und alles, was zu der Geistlichkeit gehört. Unerschöpflich ist darin sein Witz: beständig mit lieblichen und feinen Wendungen spielend, kommen in seinem Liederkaleidoskope Priesterkutte und Jesuitenhut in tausend verschiedenartigen und ergötzlichen Gruppen vor. Bald wird sein Liedchen fromm, pilgert mit Gebetbuch und Rosenkranz, und er findet sie endlich bey einem Jesuiten — aber weder am Altare, noch am Beichtstuhle (Le pèlerinage de Lisette). Bald geht ein welscher Hahn als Missionär von Montrouge aus und predigt den Hennen höchst erbaulich vor. (Le Missionnaire de Montrouge.) Endlich stirbt gar der Teufel vom heiligen Ignatius vergiftet, und die Pfaffen jammern, weil Niemand mehr ein Agnus kaufen oder ein Oremus bezahlen wird, und Gott größer seyn wird als der Papst; bis der Heilige von Loyola ihnen vorstellt, daß sich doch Niemand mehr vor dem Teufel gefürchtet habe und er (Ignatius) seine Stelle weit besser versehen würde, worauf er dann einstimmig zu seinem Nachfolger gewählt wird. Le diable est mort, Le diable est mort, (der Teufel ist gestorben, weinen dann die Engel im Himmel.)

Aber indem wir dieses niederschreiben und natürlich Beranger's Lieder vor uns liegen haben, in die wir zuweilen hineinblicken, fühlen wir, daß der Inhalt der Dichtungen des Chansonniers so wenig die Erzählung, als ein Witzwort Erklärung verträgt. Diese müssen gelesen, jenes auf das erste Mal verstanden seyn, um in ihrer Anmuth aufgefaßt zu werden. Wir schließen also, indem wir dieses (in Frankreich) konfiscirte Bändchen Lieder allen unsern, der französischen Sprache kundigen Lesern, (den Leserinnen nicht so ganz) anempfehlen, wenn es ihnen gelingt, ein Exemplar zu erhaschen. Beranger's Gesänge leben in dem Munde und in den Gurgeln der singlustigen Franzosen; man trillert sie auf Spaziergängen, Kaffeehäusern und zum Einschläfern der Kinder; und wenn die Lieder des genialen Chansonniers auch nicht bis zur Nachwelt gelangen sollten, so hat er doch das unbestreitbare Verdienst, seine französische Mitwelt ergötzt und selbst manches edlere Gefühl für Freyheit und Vaterland belebt zu haben.

Dr. C. W—l.

Digitized by Google

N°. 98.

Literatur-Blatt.

Freytag, den 5. December 1828.

Roman.

Der Jesuit. Charaktergemälde aus dem ersten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts von C. Spindler. Drey Bände. Stuttgart, Gebrüder Franckh, 1829.

Dies ist der vierte größere Roman, den der Verfasser, außer vielen kleinen Erzählungen, dem deutschen Publikum im Verlauf weniger Jahre dargeboten hat. Als wir seinen letzten Roman, den mit Recht berühmt gewordenen Juden, in Nr. 12 des diesjährigen Literaturblatts anzeigten, machten wir die Bemerkung, Spindler habe sich in jedem spätern Werke auffallend verbessert und eine Stufe höher geschwungen. Diese Bemerkung wird aufs neue durch den Jesuiten bestätigt, in welchem der Dichter alle Erwartungen, zu denen uns der Jude berechtigte, auf eine überraschende Weise nicht nur erfüllt, sondern auch noch übertroffen hat. Dies gilt namentlich zunächst vom Styl, von der Sprache. Wir warfen in unsrer frühern Recension des Juden (auf welche wir den Leser verweisen müssen, sofern es sich hier nicht blos von einem Buche, sondern von einem Dichter und dessen zusammenhängenden Schöpfungen handelt) dem Verfasser Rauhigkeit des Styls, eine zu wenig polirte, runde, dem höher gesteigerten Bedürfniß des Ohres angemessene Sprache vor. Wir müssen auch bekennen, daß wir zweifelten, ob es dem Dichter je gelingen würde, sich der Unmuth des Styls zu bemächtigen, da es uns schien, seine überreiche Phantasie werde ihn immer mehr nöthigen, sich nur mit dem Was seiner Darstellungen zu beschäftigen, und das Wie darüber zu vernachlässigen. Allein er hat das Ungegründete dieser Besorgniß auf die schönste Weise durch die That selbst widerlegt, und in demselben Maaße, wie die früher schon von uns gerügte Ueberfüllung und Verwirrung von Personen und Situationen in seinen Romanen einer reiflich erwogenen Oekonomie, einer geschmackvollen Selbstbeschränkung gewichen ist, hat zugleich auch seine Sprache jene gefällige Glättung und letzte Feile angenommen, die einem Kunstwerk erst seine Vollendung gibt. Von jeher war unsere Meynung, und wir haben sie oft in diesen Blättern ausgesprochen, daß die gefälligste Sprache uns den Mangel eines echt poetischen Inhalts nie ersetzen kann, daß so viele unserer modernen Dichter, die der Form vollkommen Meister sind, und doch nicht befriedigen, weil sie zu wenig Phantasie besitzen, um jene Form auch mit einem schönen Inhalt, mit großartigen Bildern, Sentiments und Gedanken zu erfüllen, und daß nichts so kläglich ist, als die Verschwendung eines schönen Sprachtalents an gemeine, gehaltlose, ja nichtswürdige Gegenstände. Indeß bleibt es auf der andern Seite nicht weniger unbestritten, daß der schöne Gegenstand und Inhalt auch die schöne Form verlangt, und ohne diese nie zur vollendeten Erscheinung kommen kann. Sollten wir jedoch in den Fall gesetzt seyn, beydes nicht vereinigen zu können, so werden wir unbedenklich immer den großen und schönen Gegenstand in schlechtem Gewande dem schönen Gewande eines trivialen Gegenstandes vorziehen.

Um unsere Leser in dem Spindlerschen Romane zu orientiren, müssen wir ihn wenigstens im gedrängtesten Umriß skizziren. Der Dichter versetzt uns in den Anfang des vorigen Jahrhunderts, und in eine Reichsstadt des nördlichen Deutschlands. Hier lernen wir den Senator und Handelsherrn, Müssinger, und seine Familie kennen, dessen Haus der Mittelpunkt der Begebenheiten wird. Müssinger befindet sich in einer äußerst sonderbaren Lage, denn er erwartet zu gleicher Zeit einen Gläubiger, dessen Ankunft seinen Bankerot entscheiden soll, und einen sehr reichen Bräutigam für seine Tochter aus Nordamerika. Seine Spannung und Unruhe wird noch vermehrt durch häuslichen Zwist mit seiner frohsinnigen, echtniederländischen, Gattin Jakobine, den dem nur seine einzige Tochter Justine, ein kräftiges und kluges Mädchen, vermittelnd eintritt. Ein Fremder kommt an und stellt sich als Gläubiger vor. Nach den ersten Höflichkeitsbezeugungen soll abgerechnet werden; Müssinger zeigt seine leeren Kassen und ergreift in der Verzweiflung eine Pistole, um sich selbst umzubringen. Darüber erschrickt der Fremde dergestalt, daß er, als ein korpulenter und von der Reise

Digitized by Google

angestrengter Mann, plötzlich vom Schlage getroffen wird. Müssingers Entsetzen über diesen traurigen Zufall wird noch vermehrt, als er erst entdeckt, daß der Freunde niemand anders als der Vater des erwarteten Bräutigams ist, daß derselbe auf die großmüthigste Weise jenen gefürchteten Gläubiger bezahlt und die Quittungen mitgebracht, und daß er nur zum Schein dessen Namen angenommen hat, um den Senator recht angenehm zu überraschen. Müssinger, schon vorher durch ehelichen Unfrieden und kaufmännische Angst vor dem Bankerot im Innersten gequält und zerrüttet, wird durch jenen unglücklichen Todesfall vollends ganz tiefsinnig, und klagt sich allein als den Veranlasser desselben, als den Mörder seines Freundes an, und je geheimer er die Sache zu halten sucht, um so mehr fühlt er sich geängstigt. In dieser beklagenswerthen Stimmung findet er einen hülfreichen Freund, einen Doktor, der ihm den ersehnten Trost gewährt, sich aber auch gänzlich seiner bemächtigt. Dieser Doktor macht und mit einer zweyten Gruppe des Romans bekannt, deren Mittelpunkt er ist, so wie der Senator als die Hauptfigur in der erstenerwähnten Gruppe erscheint. Der Doktor ist ein verkappter Jesuit, Pater Xaver Münzner, der in der altprotestantischen Reichsstadt stationirt ist, um heimlich daselbst Proselyten zu machen. Er kennt den Senator schon zufällig von seiner Jugend her, und bedient sich auf die schlaueste Weise aller Umstände, ihn zur katholischen Kirche hinüberzulocken, um nicht nur durch einen so angesehenen Proselyten festern Fuß in der Stadt zu fassen, sondern auch Müssingers wiederhergestellten Reichthum an seine Gesellschaft zu bringen. Zu diesem Behuf bearbeitet er den Senator so lange, bis dieser überzeugt ist, nur die bindende und lösende Macht der katholischen Kirche vermöge die Schuld völlig von ihm abzuwälzen. Ein protestantischer Prediger von der alten orthodoxen Schule trägt nicht wenig dazu bey, den Senator umzustimmen; denn während er ihm nichts als Höllenstrafen vormalt, zeigt ihm Münzner auf der andern Seite die Gnade, das Erbarmen, die gänzliche Versöhnung und himmlische Seligkeit. Müssinger wird heimlich Katholik und bleibt dem Pater blind ergeben. Aber noch hat dieser nicht alles erreicht. Damit des Senators Vermögen nicht durch Justinen an den protestantischen Bräutigam übergeht, muß diese Heyrath hintertrieben werden. Ein jesuitischer Superior kommt an, ein alter in allen Künsten des Ordens durchtriebner Mann, der den Pater Münzner viel zu großer Lauigkeit beschuldigt und, da List nicht mehr hilft, zur Gewalt schreitet. Ein Novitz des Ordens, ein junger wegen seines Katholicismus aus England vertriebener Edelmann, James, wird benutzt, das Herz Justinens zu gewinnen, um ihr den Nordamerikaner gleichgültig zu machen, und scheint um so geschickter dazu, als er wirklich Justinen liebt. Auch eine Madame Lainez, eine Intrigantin im jesuitischen Solde, muß sich Justinen als Freundin aufdrängen. Diese ist indeß zu klug, um nicht etwas von den Schlingen, die man ihr legt, zu ahnen. Als nun der Bräutigam, der junge Birsher, anlangt, Justine ihn annimmt, und der Senator selber schwankt, ob er durch diese Heyrath den Schatten des alten Birsher versöhnen, oder ob er dem Willen der Jesuiten zufolge die Tochter dem Klosterleben widmen soll, beschließt der Superior einen Gewaltstreich, läßt den jungen Birsher heimlich ergreifen, auf ein Schiff bringen und nach Südamerika schleppen, wo er als gemeiner Soldat dienen muß. Mutterwuth wird aber durch Zufall die kleine Jesuitengemeinde entdeckt, und in fanatischem Eifer stehl die ganze Stadt auf, die Schuldigen zu ergreifen. Es gelingt indeß den Jesuiten zu entkommen, und sie nehmen den verzagenden, an Ehre und Vermögen, ja am Leben bedrohten Senator mit sich. Justine bleibt zurück und hat die Wahl, ihrer phlegmatischen und tückischen Mutter, oder dem armen Pater zu folgen. Sie entschließt sich edelmüthig zu dem letztern, und James entführt sie nach Paraguay, wohin man auch ihren Vater gebracht hat.

Hiermit endet der zweyte Band, der dritte führt uns in Paraguay ein. Justine steigt an der Küste des herrlichen Tropenlandes aus, und wird in einer Jesuitencolonie, welche der patriarchalische weise Pater Luis gegründet hat, und im altchristlichen Sinne freundlich beherrscht, mit der herzlichsten Liebe aufgenommen. Sie findet den Pater Münzner hier, allein ihr Vater ist nicht da, und eben kommt die traurige Nachricht an, man habe sein blutiges Kleid bey den Spuren wilder Thiere gefunden. Justine, die so Vieles standhaft und mit dem Muth der kindlichen Liebe ausgestanden, sieht jetzt ihre letzte Hoffnung schwinden, und trotz des Schutzes, den ihr der edle Luis, der tief gerührte Münzner und der leidenschaftliche James gewähren, soll sie von den Obern des Ordens entführt und dem Kloster bestimmt werden. Allein das Schicksal will es anders. Eine Horde wilder Indianer bricht bey Nacht in die Kolonie ein, zerstört sie und führt die Bewohner derselben gefangen mit sich fort. Nach der gräßlichen Sitte jener Wilden sollen mehrere der Gefangenen geschlachtet werden, allein es gelingt dem Pater Luis, der schon so viele Indianer bekehrt hat, in dem gefährlichsten Augenblick auch diese Wilden zu bekehren. Eine junge Indianerin, Ines, Liebling des Pater Luis, findet ihre ihre Eltern wieder, und in einem ältern Gefangnen, der noch zuletzt hat den Göttern geopfert werden sollen, entdeckt man den unglücklichen Senator. Wonne des Wiedersehens, allgemeine Versöhnung und Freude beschließen diese schrecklichen Auftritte. Da durch den nächtlichen Ueberfall die Gefahr, die Justinen drohte, verschwunden ist, beschließt man, um jeder fernern Zumuthung der jesuitischen Obern zuvorzukommen, sie durch das Innere des

Digitized by Google

Landes mit ihrem Vater nach Nordamerika zu bringen. Die Geretteten reisen ab, von Münzner und James begleitet. Unterwegs an der Gränze Brasiliens finden sie einen Deserteur, in welchem sie sogleich den jungen Burscher wieder erkennen. Die alten Bande werden erneut, Justine gibt dem so vielfach gekränkten Jüngling ihre reine treue Hand, ihr Vater entsagt der jesuitischen Verbindung völlig, wird wieder Protestant und folgt seinem Schwiegersohn nach Nordamerika. Pater Münzner, dringend gebeten, mit ihnen zu kommen, bleibt dennoch seiner schweren Pflicht getreu, kehrt zurück, wird von seinem Orden streng behandelt und stirbt im Gefängniß, aus welchem James, sein Pflegesohn, ihn nicht mehr retten kann. James selbst, der weder bey Justinen noch später bey der schönen Ines die Ruhe, die sein glühendes Herz suchte, hatte finden können, wird Soldat und fällt im Dienste des letzten Stuart.

Der Charakter des Pater Münzner ist der Schlüssel zum ganzen Roman, und an ihm läßt sich überhaupt die Eigenthümlichkeit der Spindlerschen Charaktergemälde am augenfälligsten erkennen. Dieser Pater ist ein edler, aber „einem grausamen Loose verfallner Mann, der mit kindlicher Unbefangenheit und Hingebung dieses Loos duldet, es sogar, in blinder Pflicht versunkend, gerecht nennt.“ Aus diesen Worten (III. S. 281), wie aus der ganzen Handlungsweise des Paters ersieht man, daß der Dichter weit entfernt war, nach dem Beyspiele so vieler andern Romane und pfäffischer Schaudergemälde, uns in den Jesuiten lediglich Ungeheuer, entmenschte Teufel, geistliche Karrikaturen hinzuzeichnen, daß er vielmehr mit echthomerischem und goethischem Sinne auch im feindseligen Charakter noch das Menschliche zu finden und zu würdigen wußte. Wie er früher in seinem Juden das eigentliche Judenthum nur als eine seltsame Modificirung des ursprünglich Menschlichen auffaßte, und keineswegs, wie dies so häufig geschieht, die Juden als eine fremde Affenart den übrigen Menschen in gänzlicher Trennung gegenüberstellte, so hat er auch wieder in dem Pater Münzner und in allen übrigen im Roman spielenden Jesuiten nur die Schattirung gezeigt, die der menschliche Charakter durch den Stand erhält, dem er sich ergibt. Mit überraschender Wahrheit und tiefer Kenntniß der menschlichen Seele hat er den innern Kampf der reinen Menschennatur gegen die als heilige Pflicht von außen sich aufdrängende Unnatur des Standes, der Gesellschaft und ihres Zwecks geschildert. Abgesehn von dem poetischen Vorzug, den auf diese Weise seine Schilderungen erhalten haben, müssen wir auch behaupten, daß sich die Jesuiten gar nicht anders darstellen lassen, wenn man sich nicht gegen eine ewige Wahrheit versündigen will. Nur der Fanatismus der Parteyen läugnet im Gegner alles Menschliche und sieht in ihm das Phantom vollendeter Teufeley. In der Wirklichkeit aber hat es nie einen Jesuiten gegeben, der nicht zugleich Mensch gewesen wäre, und wenn etwas Teuflisches in dem Orden war, so hat es sich doch immer erst kämpfend durch Bestechung oder Schrecken der menschlichen Natur aufdrängen können. Selbst die grausamsten und verhärtetsten Jesuiten müssen doch immer noch als Menschen, nicht als eine Personifikation des absoluten Bösen betrachtet werden. Der Dichter aber mag mit Recht die Extreme vermeiden, und es ist sehr zu loben, daß Spindler uns nichts von jenen Karrikaturen gezeigt hat, die uns die gehässigen Jesuitengeschichten zuweilen aufweisen, daß er selbst den Superior menschlich auffaßt, und als einen jener alten schlauen und herrschsüchtigen Männer dargestellt hat, wie sie auch außerhalb des Ordens gefunden werden, im Orden aber natürlicherweise für ihren Hang zur Intrigue und Gewalt die beste Nahrung finden müssen. Deutet dieser Charakter auf die jesuitischen Häupter hin, die in ihrer Herrschgewalt den Zauber fanden, der sie an den Jesuitismus band, so bezeichnet dagegen der Pater Luis jene wahrhaft edlen, sich in reinster christlicher Liebe aufopfernden Glieder der Gesellschaft, welche fern von den Intriguen der europäischen Höfe den Wilden Kultur und Christenthum brachten, und an den Orden nur durch dessen anschnlichsten Zweck und durch ihre eigne Frömmigkeit und Liebe gebunden waren. Der Pater Münzner stellt dagegen jene Mehrzahl europäischer, namentlich deutscher Glieder dar, welche durch arglosen Vertrauen, strengen und festen, nicht zu grübeln wagenden Glauben, durch Dankbarkeit für die vom Orden erhaltne Erziehung und Unterstützung und endlich durch die der Subordination des Ordens innewohnende Macht der Gewohnheit und des Gehorsams unauflöslich an denselben gefesselt waren. James endlich bezeichnet die jungen Glieder der Gesellschaft, die entweder das Unglück oder die glänzende Aussicht auf große Thätigkeit und Ehre zu den Pforten des geheimnißvollen Ordentempels lockte.

So trefflich diese jesuitischen Charaktere gehalten sind, eben so auch alle übrigen, welche diesen Roman schmücken. Der Senator und alle Glieder seines Hauses, die Handlungskommis, der alte und junge Bürgher, der protestantische Zelote, ein armer Schauspieler in der Residenzstadt, der aus Verzweiflung sich den Jesuiten anschließt, und alle übrigen Nebenpersonen des Romans sind ausnehmend wahr und lebendig dargestellt. Die vier weiblichen Charaktere treten zwar wegen des Hauptinteresses, das den Jesuiten nie entzogen werden darf, etwas zurück, sind aber, jeder in seiner Weise, eben so originell als kräftig und prägnant gezeichnet. Jakobine und die Lainez können als wesentlich schlechte und gemeine Naturen nur den Reiz des Wahren haben, Justine dagegen ist in ihrer jungfräulichen Zärte, in ihrem klaren Verstande und entschlossenen Ruthe zu

Digitized by Google

gleich höchst liebenswürdig, und gerade, daß ihr alle Empfindsamkeit abgeht, macht sie in unsern Augen noch weit liebenswürdiger. Endlich ist Ines, die fröhliche Indianerin, mit jedem Liebreiz ausgestattet, den Kindlichkeit, Unschuld, feuriges Temperament, und das glühende Kolorit des tropischen Himmels gewähren können. Dieses Kind neben dem Patriarchen Luis ist eines der schönsten und gewiß das heiterste Bild in dem ganzen großen Gemälde des Romans.

Das Talent für Landschaftsmalerey, welches der Dichter schon in seinem Juden so glänzend bewährte, hat auch hier wieder in der Schilderung Paraguars einen sehr glücklichen Spielraum gefunden. Wir erinnern uns nicht, jemals in einem Roman die Tropenländer so schön geschildert gefunden zu haben, und was auch Reisebeschreibungen deßfalls geleistet, so waren doch diese nie für poetische Zwecke berechnet, und mehr topographisch als pittoresk.

Nur eine Partie des Romans hat uns mißfallen, die gräßliche Scene nämlich, die sich im Lager der Wilden ereignet. Hier tritt eine alte Zauberin auf, die sich dem Bekehrungseifer des frommen Luis widersetzt, und durch aus die Gefangnen opfern will. Diese Figur erinnert uns zu sehr an ähnliche Balkyrien, Hexen, Zigeunerinnen und dergleichen alte Weiber, von denen die waltersscottisirenden Romane wimmeln, und gegen welche wir, vielleicht zum Theil mit Unrecht, einen unbezwinglichen Widerwillen empfinden.

Indeß können wir bey dieser Gelegenheit dem Publikum nicht dringend genug anempfehlen, doch ja nicht fernerhin Spindler mit Walter Scott zu vergleichen, ihn wohl gar den deutschen Walter Scott zu nennen. Den englischen Dichter trifft nämlich gerade der Vorwurf, daß er nicht die wahre menschliche Natur, sondern fast durchgängig nur das Kostüm der verschiedenen Stände, Nationen und Zeiten schildert, daß er sich nur auf Mannichfaltigkeit der Masken pikirt, nicht auf das Mienenspiel des freyen Gesichts, daß seine Charaktere in der Garderobe hängen und bestanding nur Ankleidungen des äußern Menschen, nicht Auskleidungen des inneren, nicht Enthüllungen der menschlichen Seele sind. Daß bey Spindler gerade das Gegentheil von alle dem Statt findet, geht aus unsern obigen Betrachtungen hervor, und kann Jeder leicht erkennen, der seine Werke liest. In diesem Sinn steht Spindler Walter Scott gegenüber eben so frey da, wie Ludwig Tieck und Steffens, obgleich auch diese in historisirenden Romanen sich versucht haben. Es kommt nicht auf den historischen Gegenstand, nicht auf die Romanform an, sondern auf den poetischen Geist, mit welchem man die Geschichte auffaßt, und in ihr blos die wunderbare Begebenheit oder das seltsam wechselnde Kostüm zu suchen, wird immer unpoetischer bleiben, als die Bestrebung, das Menschliche, als das Ewige und Bleibende in allem Wechsel der Geschichte festzuhalten, als das schöne Maß, welches die Grazie selbst in die Geschichte gelegt zu haben scheint, damit dieselbe nirgends zu weit ausschweife.

W. M.

Englische Literatur.

Die neueste biographische und geschichtliche Literatur besteht meist in Uebersetzungen aus dem Französischen: Rouge's Memoiren, Clery's Tagebuch der Gefangenschaft Ludwigs XVI., u. a. m. Die Originalschriften haben blos Lokalinteresse, mit Ausnahme von vierten und letzten Bande von Goodwin's history of the Commonwealth. Als nützliches Werk verdient Erwähnung der Bericht über die Armenkolonien und Ackerbau-Werkhäuser der holländischen Benevolent Society, von einem Mitgliede der Highland Society of Scotland (1 in 12mo).

Die neusten Novellen sind: The Anglo-Irish of the nineteenth Century, 3 Bde. Life in India, or the English at Calcutta, 3 Bde. Experience, 3 Bde. Felicia Alphary, 3 Bde. The Spy unmasked, 2 Bde.

Dichtung: Alexis, ein Trauerspiel von Miß Mitford, mittelmäßig. Ancient ballads and songs of the north of Scotland, chiefly historical and legendary, and hitherto unpublished. By Peter Buchan, 2 Bde. 21 Schilling.

Nie waren in London so viele deutsche Taschenbücher zum Verkauf, als für das Jahr 1829: Urania, Orphea, Minerva, Frauentaschenbuch, Penelope.

Colonel Leake, bekannt und berühmt durch seine Reisen in Griechenland und Kleinasien, wird eine „Vollständige Geschichte Morea's" herausgeben, in drey Oktavbänden. Leake hat bekanntlich Striche in Morea besucht, wohin kein anderer wissenschaftlicher Reisender vorgedrungen ist; seine Werke gehören zu den gediegensten englischen Reisebeschreibungen.

Der Rev. G. W. Bridges, A. M., Rector of the Parish of St. Ann, Jamaica, verspricht Annalen von Jamaika in 2 Oktavbänden.

Der kaum erloschene Streit über den Ursprung der homerischen Gedichte entzündete sich von neuem. Konstantinos Koliades, Professor an der jonischen Universität, will in einer Oktavdissertation beweisen, der Verf. der homerischen Gedichte sey — Ulysses.

Den 1. December erscheint Nr. 1. von: Eminent Women, their lives and characters; designed for the improvement of female youth. By Miss Jane Porter.

Als Neujahrsgeschenk wird angekündigt, in Goldbruck: The golden lyre, enthaltend schöne Stellen aus englischen, französischen, deutschen und italienischen Dichtern.

Digitized by Google

N°. 99.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 9. December 1828.

Lyrische Dichtkunst.

Historische Erinnerungen in lyrischen Gedichten von Friedrich August von Stägemann. Berlin, 1828, bey Reimer. 372 S. 8.

Derselben Zeit, welche uns den Orden vom eisernen Kreuz und einen Marschall Vorwärts gab, gehören auch diese Heldengesänge an. Wie unsere Fahnen und unsere Heerlisse, dürften auch sie sich das eiserne Kreuz an der Spitze führen, denn sie haben in dem großen Kampf ihr Theil redlich mitgefochten; sie haben Gefahren erprobt wie auf dem Schlachtfelde, und andere schmählichere dazu, denn um viel minderes mußten in jener Zeit Männer bluten, oder die Kerkerschmach dulden. Während der furchtbarste Druck auf unsern Ländern lag, jede Freyheitsregung dem Feind ein Verbrechen, ja den Freunden selbst nur zu oft eine Thorheit war, da drangen diese Muthesworte durch alle Schmach der Zeit kühn hindurch, fanden die Gleichgesinnten auf, und erfreuten sie mit erhabenem Schmerz, mit glaubensstarker Verkündigung. Lebhaft ist es mir noch gegenwärtig, wie der edle Fichte nach dem Frieden von Tilsit aus Preußen rückkehrend uns die ersten Abdrücke einiger der Blätter, die hier gesammelt sind, mitbrachte, sie uns begeistert vorlas, und wir uns die Hände darauf gaben, wer von uns den Dichter zuerst würde sprechen können, solle ihn in unser Aller Namen begrüßen und ihm unsern Dank bringen. Hunderte von Abschriften verbreiteten sich dann in Norddeutschland, und auch in Oestreich fanden sie ihre reichen Kreise, überall die vaterländische Treue und Hoffnung belebend, die kriegsmuthige Kraft nährend. Nie sind gefahrdrohendere Gedichte weniger verborgen worden; auch hatten wirklich die Späher des Feindes schon ausführliche Kunde von ihnen erlangt, und wer weiß, welche Rache dafür den Urheber bald erreicht haben würde, hätte nicht das Jahr 1815 allen Verhältnissen, die längst im Stillen gebildet waren, offenen Ausbruch gegönnt. Jetzt, da sich schon zu erfüllen anfing, was er unter dem hoffnungslosesten Anschein mit unerschütterlicher Zuversicht prophezeiht, jetzt nahm der Dichter ungehemmt seinen vollen Schwung, jedes seiner Lieder wurde offner Kriegsruf gegen Napoleon, und anfeurend und preisend folgte sein begeistertes Wort dem großen Waffenzuge. Auch hier blieb seine Kühnheit stets voran, durch nichts Halbes begnügt, keiner Zaghaft nachgebend, strebte sein Sinn immer auf ein volles, ganzes Ergebniß, verkündete es standhaft, und sah es endlich erreicht. Aber der Sturz Napoleons endete die Kämpfe noch nicht; die bewegten Wogen der Zeit hießen die jüngste Erinnerung kräftig festhalten, und den durch sie gestärkten Blick in neue Zukunft richten. Merkwürdig ist es, wie der Dichter schon in der frühsten Zeit von dem Bilde eines freywerdenden Griechenlandes erfüllt ist, bevor noch irgend ein Ereigniß darauf hingedeutet hatte.

Das Geschichtliche, was von diesen Poesieen zu sagen ist, gibt schon das bündigste Zeugniß von ihrem dichterischen Werth. Diese Vaterlandsgluth allein hätte durch ihre Stärke den Dichter schaffen können, einer solchen Beseelung der Liebe und des Zorns hätte jede Hemmung weichen müssen; aber der Dichter, längst vertraut mit den Weisen der Musenkunst und geübt in ihr, war schon vorhanden; ein feuriges Herz, ein gedankenreicher Sinn, ein glücklicher Wohllaut nahmen den von der Zeit aufgedrungenen Stoff nur bereitwillig auf, und brauchten nicht erst von ihm entzündet zu werden. Man fühlt es lebendig in dem Reichthume dieser Gedanken und Bilder, daß hier unter allen Umständen eine dichterische Welt sich entfalten mußte, daß der Stoff von dem Sinn getragen wird, und dieser die Gelegenheit ergriff, um sie zu beherrschen. Sind diese Gesänge demnach in ihrem dichterischen Grunde ganz unabhängig von dem Interesse der Zeitumstände, so sind sie doch von diesen insofern nicht zu trennen, als der Leser sich billig in die Lagen und Verhältnisse zurückversetzen muß, aus denen sie hervorgegangen sind. Die lyrische Poesie hat hier ihre zartesten Elemente in die kräftigsten lokalen und nationalen Gestalten übertragen, die auch der Fremde anerkennen und gelten

lassen muß, wie wir noch jezt die Siegesgesänge Pindars oder die vaterländischen Oden des Horaz, deren Gegenstände uns weit entrückt sind. Die Stägemann'schen Lieder, in Kraft des Stoffes allerdings vorzugsweise Preußen angehörig, werden in Kraft der Dichtung immer mehr als ein Gesammtbesitz Deutschlands sich bewähren.

Der Dichter bewegt sich in mannichfachen Massen und Tonarten, im höchsten Schwunge der Alkäischen Ode und in der scharfen Kürze des Gleim'schen Kriegsliedes, in stiller Betrachtung und in erregter Leidenschaft, in zarter Innigkeit und in rauher Kriegslust, immer mit gleichem Glück. Unter allem Andrange roher Gewalten aber, inmitten bösen Hasses und grimmer Freude, welche der Gegenstand hier geben muß, und oft mit Zügen, die einer gemeinen Wirklichkeit sehr nahe liegen, ausstatten will, ist unser Dichter stets in der Sphäre des Edeln und Erhabenen geblieben, und nie fällt er in einen Ton, welchen der Andersfühlende, sobald er auch nur ein Dichterischfühlender ist, verdammen müßte. So ist es gewiß preiswürdig an diesen Gedichten, daß bey allem Haß, aller unversöhnlichen Feindschaft, allen bittersten Verwünschungen gegen Napoleon und seine Franzosen, — sie sind der Feind, und werden mit Recht als solcher behandelt, — doch niemals die politische Erbitterung den Charakter dichterischer Würde verlezt, die so großen Gestalten und Verhältnissen gebührt. Von Napoleon ist fast immer mit Haß, oft mit Hohn gesprochen, aber stets mit Auszeichnung, möcht' ich sagen. Es wäre wohl eine schöne Aufgabe kritischer Erörterungen, einmal das Bild Napoleons im Spiegel der zeitgenossischen Dichtkunst der verschiedenen Nationen zu betrachten, und die Behandlungsart zu vergleichen, die ihm auf diesem Gebiet zu Theil geworden. Die Italiener haben Monti und Manzoni, die Franzosen Delavigne und Lamartine, die Engländer Byron, wir Goethe'n, Rückert und Stägemann, die vorzugsweise bey dieser Untersuchung zu verhören wären; und gewiß, nicht am schlechtesten würde bey Stägemann das Bild des Welterschütterers hervorleuchten.

Diese preußischen Messeniennen, wie man die Sammlung mit vergleichendem Bezug auf die glänzenden politischen Gedichte Delavigne's wohl benennen könnte, beginnen, nach einer Einleitungsode und einem Rückblick auf Friedrichs des Großen Tod, mit der Schlacht von Jena, und führen durch alle nachfolgenden, für die Welt oder die persönliche Empfindung wichtigen Ereignisse des Vaterlandes, durch die Schlachten, Verhängnisse, Ehrentage, Aussichten, Tode und Denkfeste, bis zum Tode des Kaisers Alexander, mit welchem die Sammlung bedeutend schließt; ein inhaltvoller Geschichtsraum von neunzehn Jahren, im Lichte der Poesie angeschaut, in die Sphäre der höchsten Gedanken, der edelsten Empfindungen erhoben. Ein dichterisches Geschichtsdenkmal von solchem Umfang und solch tiefem Zusammenhang, indem Ein Geist das Ganze beseelt, Eine Beziehung, Ein Muth in allem athmet, — für das Vaterland, für die Krone der Hohenzollern, für den Ruhm und das Glück der Preußen, — die größten Weltbegebenheiten der neuern Zeit und den Schauplatz Europens mit dem eigensten Boden und Leben der Heimath innnigst verknüpfend, ein solches Geschichtsdenkmal möchte schwerlich ein zweytes Mal in irgend einer neueren Literatur sich aufweisen lassen.

Die Sprache des Dichters ist kräftig, rein, feurig, voll kühner Wendungen und Verknüpfungen, in diesen zuweilen etwas dunkel, wenigstens für den ersten Anschein, denn bey genauerem Einblick erhellt sich sogleich überall die richtigste Ordnung und klarste Verständlichkeit; die Gedanken und Bilder aber drängen sich in solchem Reichthum, daß sie einen Augenblick den überraschten Sinn überfüllen können, und von wenigen Gedichtbüchern wüßte ich zu sagen, was von diesen gilt, daß keine Zeile darin müssig ist, daß nirgends eitle Redensarten und leeres Wortgepränge dem Verstand und der Einbildungskraft eine unbegehrte Ruhe geben, daß die Aufmerksamkeit vielmehr immer gespannt ist, und in jedem Wort einen Inhalt findet.

Als Zeugniß dem Gesagten stehe hier zuvörderst die schöne Ode, in welcher der Dichter den Tod Moreau's besingt. Wahrhaft genial läßt er das Ereigniß uns in Napoleons Brust anschauen, und von da aus seine Beziehungen auf die Welt zurückstrahlen. So steht jener merkwürdige Vorgang, dem damals wie noch jezt die ordnende Verständigung seine rechte Stelle schwer zu finden wußte, — die Geschichte selbst scheint sich den unbequemen Helden, der in den ganzen Zug der Dinge wenig passen wollte, nur schnell vom Halse geschafft zu haben, — schon durch die lyrische Behandlung in seiner Absonderung und Zweydeutigkeit da, wichtig mehr in Bezug auf Napoleons Gemüth, als in Betreff des Einflusses auf den Stand der Sachen selbst.

Der Tod des Generals Moreau.

Im September 1813.

Umsonst der Antwort harrend, umsonst beschwört
Zaghafter Vorwitz seiner Orakel Trug.
Die Pythia Vernunft verstummt ihm,
Ihm der Erfahrungen täuschend Traumbuch.

Die tapfre Demuth ruhiger Zuversicht
Verhüllt ihr Haupt anbetend in Staub und senkt
Des Ahndens Kelch, Genesung schöpfend,
Tief in des Busens verborgnen Heilquell.

Digitized by Google

Sie folgt des Cäsars schreckenberathenden
Gedanken nach in düstre Zusammenkunft.
Ein Blutgericht gefallner Geister,
Dolche die Zungen und Tod' ihr Antlitz.

Und traumberauscht, sterndeutend der Götter Gunst,
Jauchzt Bonaparte seinem Beschützer: „O
Du, der mich ehmals gen Kanopus
Palmen geleitet in neuer Argo;

Auf daß mein Schwert, an schlafenden Königen
Schon früh versucht, zuerst an dem Todtenreich
Der Pharaone frevl' und forthin
Frevl' an den Thronen vom Belt zum Ebro!

Der Albions kundschaftenden Haien einst
Die Meeresbahn verdeckte, die trügliche,
Die mein verhängnißvolles Fahrzeug
Einer erwartenden Welt zurücktrug,

Daß mir der Nachlaß blutiger Missethat
Heimfalle, Mir, daß Ich in den Kaiserschmuck
Den Königsmord, ein ewig Brandmal,
Ich es verberg' in der Schlachten Lorbeer;

Du strahlst mir endlich wieder, versöhnter Stern!
Er liegt, zerschmettert unter dem Siegesrad
Das Hohenlindens Helden fühllos
Zu des Vergessens Gerippen hinschleift;

Nach dessen Blut, sich dunkler zu sättigen,
Mein bloßer Purpur heftig gelechzt! er liegt!
Der seines Schlachtruhms Kranz verschwornen
Kronen gesellt' und den Stab des Feldherrn

Dem Arm der Landwehr; Hölle, dir Dank, er liegt!
Mein Athemzug verlöschte den Funken, den
Ihr Haß in diese Todeswerkstatt
Meiner Entwürfe zu spät geschleudert.

Wo jezt das Schwert auch frisch in die Stirnen grub:
Daß dieses Zepter, Stecken in eurer Hand,
Den weißen Schaum der Elbe blutfarb
Röthe, wenn ich es erheb', ein Kriegsgott;

Hier ward, allhier, ein Zeichen des Untergangs
Euch eingedrückt, vermessene Könige!
Ihr seyd, besprüzt vom Blute Moreau's,
Ihr dem Erwürger gelobt zur Schlachtbank!"

Schon rollt ihm fern der Donnerer Wellington,
Schon schlägt, ihm nach, das siegende Brennenroß
Des Flammenhufs zerschmetternd Eisen
Nieder an ihm in den Fels, so nah ihm,

Daß seiner Feldherrn bäumend Normannenroß
Die Mähnen aufsträubt. Er, an den Geist gelehnt,
Er staret in Höhen, unerreichbar
Irdischem Aug', und vertraut dem Unstern.

Mit welchem Glück der Dichter Schönes und Großes auch aus den Anlässen, von denen sonst das Auge am liebsten sich wegwendet, so wahr als edel hervorzurufen weiß, mit welcher Kraft er auch das Niedergebeugte erhebend behandelt, und die alten Ehren aus der Schmach rettet, zeigt folgendes Gedicht, dessen Gesinnung und Streben noch höheres Verdienst hat, als je ein dichterisches seyn kann.

Der Tod des Feldmarschalls von Möllendorf.

1 8 1 6.

Als um Friedrichs Schlachtgenossen
Palmen wehten, heiß errungen;
Hat ein Zweig voll edler Sprossen
Deine Locken auch umschlossen.
Auf Gesanges süßer Zungen
Ist es „Möllendorf" erklungen.

Als die Palmen, sturmerschüttert,
Ihre Wipfel brausend bogen,
Hat des Greisen Arm gezittert,
Muthentsunken, schwertzersplittert,
Und Vergessens finstre Wogen
Haben dich hinabgezogen.

Klanglos doch, bewegte Saiten!
In das stumme Reich der Todten
Lasset nicht die Helden schreiten,
Tapfre Kämpfer alter Zeiten,
Die auf Bahnen, blutesrothen,
Ihre Brust den Kugeln boten,

Dido's Stadt, du Undankbare!
Flammen, die dich grimm durchzücket,
Sengten in des Feldherrn Haare
Nicht ein Blatt, nicht tausend Jahre
Haben ihm den Kranz zerstücket,
Der am Trebia gepflücket.

Adel Teuts, Geschlecht der Brennen!
Friedrichs Waffenhof, den Reigen
Hoher Namen wirst du nennen,
Bis der Sonne goldne Sennen
Ausgetönt in ewig Schweigen,
Dich den hohen Namen neigen.

Die aus Torgau's Erzen stammen,
Die der Sieg uns aus Metallen
Bonapartens goß, zusammen,
Schwestersäulen, schlagt die Flammen;
Denn getragen von euch allen
Werden Preußens Heldenhallen!

Manche der durch früheren Druck schon bekannten Gedichte sind durch die nachbessernde Hand, die zuvörderst doch nur dem Silbenmaße galt, fast umgedichtet worden. Ueber allen sind die Jahrszahlen angegeben. Eine Folge zweckmäßiger Anmerkungen, deren Prosa oft selber der Dichtung werth ist, schließt das Ganze. Ich aber schließe diese Anzeige mit dem eifrigen Wunsche, daß der Verf. Lust und Muße haben möge, zu dieser herrlichen Sammlung einst auch in gleicher Weise den andern Kranz von Gedichten hinzuzu-

Digitized by Google

fügen, die, sanfteren Empfindungen nicht minder feurig gewidmet, so würdig als reizend neben diesen Kriegsgesängen dasteben, und sich mit ihnen gegenseitig nur noch erhöben und ergänzen würden.

K. A.

Biographische Literatur.

Memorie di Lorenzo Da Ponte. Scritte da esso. 4 vols. 12mo. New-York, 1827.

Diese Memoiren eines italienischen dramatischen Dichters, der nun etwa achtzig Jahr alt ist, und seit langer Zeit in den vereinigten Staaten Nordamerikas lebt, verdienen aus mancherlei Rücksicht unsre Aufmerksamkeit. Der Verfasser ist aus dem venetianischen Staate gebürtig und lebte in freundschaftlichen Verhältnissen mit Metastasio, Gozzi, Casarotti u. a. italienischen Schriftstellern des vorigen Jahrhunderts. Er kam in die Häuser der stolzen Patrizier Venedigs und seine Selbstbiographie enthält Erinnerungen an diesen einst mächtigen Stamm. Später, zur Zeit Josephs II. war er Dichter am italienischen Theater in Wien und erfreute sich der Gunst des Monarchen. Hier wurde er mit Paesiello, Salieri, Martini und Mozart bekannt. Seine literarischen und besonders dramatischen Bemerkungen sind mir der Erzählung von Abentheuern und kurzweiligen Anekdoten aus der gemischten Gesellschaft, worin er lebte, durchwebt.

Nach Vollendung der gewöhnlichen Studien in seiner Provinzialstadt, so wie sie in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts in Italien getrieben wurden, kam Da Ponte nach Venedig, und ließ sich als Lehrer nieder. In der damals lebensfreuden Stadt brachte er mehrere Jahre sehr angenehm zu, zwischen Literatur und Abentheuern. Da sprach er sich in einigen akademischen Schriften über etliche philosophische Punkte sehr frey aus; der venetianische Senat selbst beschäftigte sich mit dieser Angelegenheit, und die Folge war, daß ihm verboten wurde, innerhalb der Gränzen der Republik über Literatur vorzutragen. Nichtsdestoweniger verblieb ihm die Freundschaft mehrerer Patrizier, namentlich Pisani's, eines Manns von altem Schrot und Korn, welcher den Gedanken mit sich trug, die venetianische Regierung zur alten Konstitution zurückzuführen. Die andern Adeligen und die Inquisition geriethen in Besorgniß; da sie aber noch nicht glaubten, es sey Zeit, gegen einen Mann aus ihrer Mitte einen Streich zu führen, so machten sie den Anfang mit dem armen Da Ponte, und schreckten ihn über die venetianische Gränze hinaus. Er zog sich nach dem Gränzort Goritz in Oestreich zurück, und vernahm einige Monate später, daß sein Beschützer Pisani in den Kerker des berzoglichen Pallastes geworfen worden sey, wo er bis zur französischen Invasion blieb.

Mittlerweile war der Verfasser in Dresden, drauf in Wien, wo nach Metastasio's Tode Casti nach der leergewordenen Stelle des Hofpoeten strebte. Aber Joseph II. hatte an Da Ponte Gefallen gefunden, der sieben Stücke für die italienische Oper zu des Kaisers Zufriedenheit schrieb. Casti überreichte aus Eifersucht dem Kaiser eine Abschrift seines „Tartarengedichts“; Joseph sah bald ein, daß dieses Gedicht eine Satyre gegen Katharina von Rußland sey, welche er sehr bewunderte; ließ einige Abende später Casti nach seiner Loge in der Oper rufen, und reichte ihm 600 Zechinen „Reisekosten.“ Diesem Winke gemäß reiste Casti von Wien ab. Unser Verfasser war nun ohne Nebenbuhler, schrieb weiter für die Oper, und sein nächstes Stück war Don Juan, von Mozart in Musik gesetzt. Der Kaiser fand aber das italienische Theater zu kostspielig, beklagte sich bey Da Ponte, daß es ihm jährlich 80,000 Gulden koste, und überdieß die Sänger in Einem fort unter einander Streit hätten; eine Saugerin, Cottellini, habe ihm sogar einen unverschämten Brief geschrieben, kurz er wolle das Theater nicht länger halten. Da schlug unser Verfasser eine Subscription vor, sein Plan wurde genehmigt, und das italienische Theater gerettet. Anstatt dankbar dafür zu seyn, setzten ihm die Künstler immer mehr zu, und machten ein so großes Geschrey gegen ihn, daß Leopold, der seinem Bruder auf dem Throne nachfolgte, und gerade wichtigere Angelegenheiten hatte als die Geschäfte der Oper, von den endlosen Klagen der musikalischen Parteyen geplagt, den armen Dichter als Ruhestörer fortschickte. Da Ponte ging nach Triest und erhielt hier eine Audienz von Leopold; der Kaiser überzeugte sich von seiner Unschuld und erlaubte ihm, nach Wien zurückzukehren. Kaum war er dort angelangt, so starb Leopold; entmuthigt machte sich Da Ponte auf, kam 1792 nach Paris, und fand nach allerley Unfällen endlich den Weg nach Amerika, wo er sein Alter in Ruhe und fröhlich verlebte.

Uns Deutschen muß er besonders durch den Umstand interessant seyn, daß er den Text zum unsterblichen Don Juan unsers Mozart verfaßt hat. Wie gering man immerhin den Werth eines Operntextes im Vergleich mit der Opernmusik anschlagen mag, so ist doch nicht zu läugnen, daß auch die beste Musik uns für einen schlecht gewählten und ausgeführten Text nicht ganz entschädigt, und wenn je ein passender Text die Wirkung der Musik gesteigert hat, so ist es gewiß der des Don Juan.

Digitized by Google

N°. 100.

Literatur-Blatt.

Freytag, den 12. December 1828.

Dichtkunst. *)

1) Gelasius, der graue Wanderer im neunzehnten Jahrhundert. Ein Spiegelbild unserer Zeit. Von G. A. Freyhr. von Maltitz. Erstes Bändchen. Leipzig, Industrie-Comptoir. 1826.

Der Federzeichnung vor dem Buche, die den grauen Wanderer darstellt, gebühren einige Worte antetitularischer Kritik. Sehen wir zuerst nach den Füßen, als nach den wichtigsten Theilen eines grauen Wanderers. Sie sind im Gehen begriffen, machen große Schritte und tragen Schuhe mit hohen Absätzen. Eine große Unbequemlichkeit für Fußwanderer! Vielleicht wollte der sinnige Künstler damit andeuten, daß einer, der wie Gelasius, ethisirend durch die Welt geht, einen schwankenden, unsichern Gang habe, und daß ihn der Kothurn nicht ohne Gefahr über die Menge erhebe. Der lange hagere Gelasius trägt einen Stab, der so lang ist als er selbst. Es ist ein roher Baumstamm, nach oben wie eine Gabel ausgezackt und zugespizt. Dieser Stab würde, als Waffe gebraucht, den der ihn führt schwerer verwunden, als den den er träfe. Das Gesicht des grauen Wanderers hat etwas von einem Juden und etwas von einem Engländer, und zwischen beyden Etwas, liegt viel Schwermuth und einige Gutmüthigkeit; den Kopf bedeckt ein niedriger Hut mit breiten Krämpen, welche auf Nichtachtung schlimmen Wetters hinzeigen. Der lange herabschlotternde Mantel gehört mit seinem Hintertheile, seinem Kragen zumal, der neuen Zeit, dem Carbonarismus an; mit seinem Vordertheile aber, besonders mit seinem Knopfsysteme, der alten Zeit und Mode. Die Vergangenheit vor die Gegenwart zu stellen, war ein Fehler, wenn es keine Satyre war. Aber unbedenklichen Tadel verdient ein anderer gezeichneter Umstand. Nämlich aus der Richtung der flatternden Haare und des wallenden Mantels ersieht man, daß Gelasius den Wind im Rücken hat; er geht also mit dem Winde. Im Buche aber geht er gegen den Wind; Haare und Mantel sollten also zurückflattern. Die Gegend, in welcher sich Gelasius befindet, ist flach, es ist eine brandenburgische Landschaft, und die schöne Natur reicht dem Wanderer kaum bis an die Knöchel. Unter den Schuhen, die vermittelst ihrer hohen Absätze Brückenbogen bilden, sieht man den Sand fließen. Möchte dieses, auch als unbezeichnende Zeichnung, getadelt werden dürfen!

Nach der Zeichnung folgt der Titel, nach diesem kömmt ein Vorwort an mein deutsches Vaterland, in ungereimten Versen abgefaßt. Der Dichter sagt darin: Deutschland sey ein Eichenwald, aber das Krüppelholz lasse die Eichen nicht aufkommen und der Jugend zarten Keim unterdrücke der Gewohnheit alter Schleim. Das niedrige Gestrippe..... Doch das Summiren fällt mir gar zu schwer, ich will lieber die Verse selbst hersetzen — ich habe nie recht lernen können Brüche zu addiren.

Vorwort an mein deutsches Vaterland.

Wenn im wildverhau'nen Forste,
Wo des Bodens urgedieg'ne Kraft,
Stolz, den eignen Werth erkennend,
Nur die kräft'ge Eiche fordert;
Wenn nun da durch falsch gelährten Hau,
Durch des Sturmes rauhes Wüthen,
Oder durch des Raubes Frevel,
Jener einst so mächt'ge Eichenraum
Jezt von wildverwachsenem Gestrippe
Schlechten Holzes rings umzogen liegt,
Und den Ausschlag junger Eichen
Rings das Krüppelholz verhindert, —
Ist es einem kräft'gen Förster da,
Dessen Lust der Stolz des Waldes ist,
Zu verargen, wenn er zornentbrannt,
Selbst in einem fremden Forste — —
Länger nicht den Frevel sehen kann
Und mit hochgeschwung'ner Axt
Auf das Krüppelholz, so groß wie klein

*) Obgleich die ersten beyden der hier besprochenen Werke schon früher im Literaturblatt angezeigt worden sind, (Gelasius in Nr. 20 von 1826, und Cardenio und Celinde in Nr. 1 von 1828) so glaubten wir doch, das Urtheil eines so geistreichen Mannes, als Herr Doktor Börne ist, werde keinem unserer Leser unwillkommen seyn.

Anm. d. Redaktion.

Digitized by Google

Seine raschen Hiebe führet,
Um der jungen Eichenkraft
Einen leichten Stand zu schaffen,
Und was lange unterdrückt gestanden,
Frisch zu seh'n mit frischen Trieben prangen?

So ergeht's, mein deutsches Vaterland,
Mir, erblick' ich in dem matten Spiegel
Dieser abgedorrten Zeit,
Deiner einst'gen Größe Eichenhaine.
Jenes festen Sinnes festen Stamm,
Rings umgeben von dem Krüppelholz
Flacher Alltagsformeln unsrer Tage,
Unterdrückt vom niedrigsten Gestrippe
Einer faden Schlechtigkeit.
Einsam steh'n im wüsterhau'nen Forste
Deiner einst vereinten Landespracht,
Wenig stolze Eichenhäupter
Eines wahren vaterländ'schen Sinnes,
Wenig noch und trauernd da,
Und der raschen Jugend zarte Pflanze
Wird, emporgewachsen kaum,
Von dem rings umgeb'nen Strauche
Der Gewohnheit alten Schlehn,
Unterdrückt im ersten Keim,
Seh' ich dieß, ha! entbrennt mein Zorn;
Und so mög's du, ihnres Vaterland,
Mir's in diesem Büchlein nicht verargen,
Wenn ich zürn, in wilden Satyrliedern
Jene Art des zornigen Försters schwing'
Auf der Zeit verkrüppeltes Gestrippe;
Denn vielleicht erschafft mein wilder Hieb
Manchem schwachen Pflänzchen Förd'res Leben.
Welches sich zu freyer'm Wuchse schwingt;
Und fürwahr vermögt von Tausenden
Dieses ich von einem nur zu sagen,
Will ich muthig immer vorwärts schlagen.

Hr. v. Maltitz meint es gut, ich meine es auch gut, und wir gehen doch nicht mit einander. Das ist sehr verdrießlich! Der Dichter hat zwar als zornentbrannter Förster kräftig gesprochen, aber der Deutsche soll kein Förster seyn, sondern ein Mensch. Das ist der Jammer! Unter einer Million Deutsche gibt es nur zehen Menschen. Die übrigen sind Schneider, Kaufleute, Soldaten, Justizräthe, Astronomen, Diplomaten, Geistliche, Gelehrte, Polizeydirektoren, Förster — und was man sonst noch seyn kann, wenn man nichts ist. Der Schneider sieht die Welt für einen Kleiderschrank an, der Kaufmann für eine Börse, der Soldat für eine Kaserne, der Justizrath für eine Kanzleystube, der Astronom für eine Sternwarte, der Diplomat für ein Staatsgeheimniß, der Geistliche für eine Kirche, der Gelehrte für eine Bibliothek, der Polizeydirektor für eine Diebsherberge, und der Förster, wie wir eben gelesen, für einen Wald. Der Mensch aber sieht die Welt für das alles zugleich an. Warum soll Deutschland ein Eichenwald seyn? Im Walde schrecken Räuber und Hexen, Sümpfe und Irrlichter, wildes Heer und Köhlerglaube. Die Freyheit, die in den Wäldern wohnt, ist nur die Freyheit des Wildes, das flüchten kann vor dem Jäger; aber sein Tag kömmt doch, früher oder später. Ich lobe mir häusliches Wohlleben, warum sollten die Deutschen Eichen seyn? Was ist Schönes an der Eiche? Sie trägt keine Blüthe die erfreut, keine Früchte die erquicken, sie gibt nur Holz und Schatten. Das Holz freylich können wir Frostigen brauchen; aber wozu Schatten? Ist uns zu heiß? Ist nicht Deutschland der Eisskeller Europens? Wird nicht jedem phantasirenden Volke das Deutsche als kalter Umschlag um den Kopf gelegt? Haben nicht Paris, Mailand, Rom, Neapel, Palermo, Madrid und Rio-Janeiro ihre deutschen Krankenwärter? Und eine Eiche, was sie ja Gutes bringt, sie bringt es so spät! Eine Eiche ist wie eine Darmstädter Anleihe: erst nach unzähligen Jahren zahlt sie die Zinsen für längst begrabene Mühe und Sorge. Ist das kluge Wirthschaft? Der unverständige Aun, der sich und seine Kinder späten Enkeln aufopfert, hat die Enkel mit geopfert. Doch weil dem Hrn. v. Maltitz gar zu viel daran gelegen, so mögen die Eichen leben. Aber das Krüppelholz will auch leben. Das Krüppelholz zu vernichten, sey es mit hochgeschwung'ner Art, sey es mit wilden Satyrhieben,

Um der jungen Eichenkraft
Einen lichten Stand zu schaffen

— das ist spartanisch, aber gar nicht christlich. Alles soll leben, Jedes soll leben. Jedes soll auch seinen Lebenskreis erweitern dürfen — nicht, indem es von außen anmaßlich und rechtstörend sich vergrößere, sondern indem es sich von innen nach außen erweitere, so viel es mag und kann. Platz eines darüber, desto schlimmer für den Frosch; doch auch zu platzen muß jedem erlaubt seyn. Was wollte der Dichter mit der einst vereinten Landespracht? Ich kenne keine solche. Zwar will ich aufrichtig gestehen, daß ich mehr deutsche Geschichte gelebt als gelesen, und daß ich in meinen schönen Sekundajahren, über das deutsche Mittelalter zum letzten Male eingeschlafen war. Es wäre mir aber doch in der Erinnerung geblieben, hätte ich je etwas von Landespracht bemerkt. Doch nicht so ein mystisches Vaterland etwa? Das mag Träumern genug seyn; der Wachende hat die Abgötterey des deutschen Kaiserdienstes immer als Aberglauben verlacht. Ich möchte wissen, wo die wenig stolzen Eichenhäupter, die noch trauernd dastehen, zu finden? Im tausendjährigen Walde sah ich nur zwey erhabene Bäume: die Eiche Luther und die Palme Mozart; das Uebrige ist Krüppelholz... Friedrich?.. Nun ja, wer nur seinem Augenmaaße trauen dürfte? Weil Könige hoch stehen, weiß man nie gewiß, wie groß sie sind; man weiß nur, welche größer. Und jene stolzen Eichenhäupter die noch vorhanden, stehen

Digitized by Google

trauernd da! stolz und trauernd! Aber so ist es. Die Deutschen haben immer mehr geklagt als gerichtet, und jedes andere wackere Volk dürfte dem Deutschen spottend zurufen, was einst Cid seinem feigherzigen Feinde Vermuy ins Ohr gebonnert:

Lengua sin manos, cuemo osas fablar?

Nach dem Vorworte folgt eine Zueignung Sr. Pferdefüßigen Majestät an den Setzkasten dieses Buches. Darin lesen wir ersteus: das „Sündenregister Sr. hochpreßbengelichen Gnaden,“ nämlich, das Verzeichniß der Druckfehler. Zweytens erfahren wir: es würden dem ersten Bändchen, vielleicht noch zwey andere folgen, die allerley von Kunst, Wissenschaft, häuslichem Leben und dergleichen angenehmen Zeitdingen“ erzählen werden. Drittens, sagt der Teufel: „Was übrigens das ganze eigentlich ist, weiß der Teufel selbst nicht.“ Desto besser für den Rezensenten, dann kann er aus dem Buche machen was er mit! Endlich klagt der Dichter: „Ganze Stellen des Buches, die Bessern ... besonders in der Leidensgeschichte meines Volks,“ hat die Censur gestrichen. Warum macht es der Verfasser nicht wie sein Rezensent? Dieser, wenn er nicht sagen darf, was er denkt, sagt das Gegentheil, und Lügen werden nie gestrichen. Hr. v. Maltitz wird sich davon überzeugen, wenn er nächstens zu seinem Erstaunen lesen wird: „Es war immer ein Glück ein Deutscher zu seyn, aber jezt ist es eine Ehre geworden.“ Wir müssen bey den Schmugglern in die Schule gehen. Haben doch diese ersonnen, Brabanter Spitzen in dem Bauche eines Kaninchens einzuschwärzen — warum sollten wir nicht auch lernen unsere Spitzen zu verstecken? Ist doch kein Leser so dumm, daß er nicht wüßte, wo eine Scheide, da ist ein Schwert.

Der Zueignung folgt die Einleitung nach. Das Buch ist sehr in einander geschachtelt, und jeder Inhalt ist wie der Deckel. Wir treffen mit dem grauen Wanderer natürlich zusammen. Gelasius ist eine Hypothek, auf welche die h. Polizey den ersten Anspruch hat und der Teufel den zweyten. Die Priorität kann nie streitig werden. Nämlich zur Zeit Karls des Großen, war Gelasius, als sogenannter Ketzer, auf dem Blutgerüste gestorben. In dem Augenblicke, da der Henker mit dem Schwerte ausholen wollte, trat der Teufel zum Delinquenten und flüsterte ihm ins Ohr: wenn er sich ihm verschreiben wolle, werde er ihn nach dem Tode wieder beleben. Gelasius hatte keine Zeit zu überlegen und sagte ja. Hätte er sich besinnen können, würde er sicher den Teufel gefragt haben: ob es ihm nicht leichter fiele, einen Lebenden beym Leben zu erhalten, als einen Todten wieder aufzuwecken? Der Kopf fällt, und Gelasius lebt weiter. Es geht ihm aber wie jedem Amputirten: er fühlt Schmerzen an einem Gliede, das er gar nicht mehr hat. Gegenwärtig, nach tausend Jahren, lebt Gelasius unter dem Namen Gelasius Grabe, als Stadtsecretär, im norddeutschen Landstädtchen Kreuzburg. Er hat es in den tausend Jahren nicht weit gebracht. Eine Menschen-Seele muß doch wenig mehr werth seyn, oder der Teufel ist knickrig geworden! Der Stadtsecretär erscheint den Kreuzburgern als ein siebenzigjähriger Mann; er ist blaß, ein Hagestolz, ißt und trinkt wenig, und läßt sich im strengsten Winter das Zimmer nicht heizen... Der Nachtwächter singt vor Gelasius Hause ein mystisch-cabalistisch-humoristisches Lied. Das Lied hat den Refrain:

Unsre Glock hat zehn geschlagen —
Null ist nichts und Eins ist wenig.

Der Nachtwächter weiß nicht was er singt; aber es ist Verstand im Liede. Null ist nichts und Eins ist wenig — weil das monarchische Eins, sich die übrige Neun als Rundbauch angestürtzert und sie zur Null gemacht. Stünden alle Zehen selbstständig neben einander, dann wäre Eins viel, und die Zehen bildeten mehr als tausend Millionen... Wir treten in Gelasius Studierstube. Er philosophirt, spricht allerley von Wahrheit und Klarheit, von Teufel und Zweifel, kurz — er Faustirt. Da schlägt es Mitternacht und der Teufel erscheint; denn der tausendjährige Vertrag ist gerade abgelaufen. Als aber der Teufel seine Waare sieht, denkt er vermuthlich, sie sey der Fracht nicht werth, gibt Gelasius frey, und sagt ihm freundschaftlich: es sey gar nicht nöthig, daß er geholt werde, er werde noch einst freywillig zur Hölle fahren. Gelasius beginnt eine neue Laufbahn, und so hätten wir eigentlich der Großmuth des Teufels gegenwärtiges Buch zu verdanken. Es enthält, nach Abstreifung aller Häute: des Herrn Secretär Gelasius Grabe Leben und Schicksale, in sechs Kapiteln. Die Schicksale werden aber nicht erzählt, sie erzählen sich selbst, sie treten dramatisch auf.

Erstes Kapitel. Darin sagt Gelasius unter Anderm:

Der Saamen, den ich einst für's deutsche Wohl
Am jenes Karls allmächt'gem Throne stre,
Er muß erwachsen, muß gedeihet seyn.

Ich bins gewiß; auch selbst dem fernsten Norden.
Ihm ist ein langer Tag zu Theil geworden.

Selig sind, die da glauben! Mit dem Norden hat es seine Richtigkeit... so ein langer Tag, wie ihn die Juden haben. Zweytes Kapitel. Die Art wird über manchertey Krüppelholz geschwungen; es fallen wilde Sortenhiebe: auf schlechte Chausseen, schlechtes Forstwesen, Mauthen, Unreinlichkeit der Straßen, Bauwesen, auf die Köpfe aller Deutschen. Drittes Kapitel. Scene auf dem Brocken. Walpurgisnacht. Der Teufel sizt auf dem Felsenthrone und ruft die bösen Geister herbey, sich um den Preis für die höchste Schandthat zu bewerben.

Digitized by Google

Es erscheinen: Krieg, Wollust, Eitelkeit, Aberglaube und Priestertrug. Letztere erhalten den Preis. Die Sieger können sich glücklich schätzen, daß grössere Künstler als sie, zu stolz gewesen, an den olympischen Kinderspielen auf dem Brocken Theil zu nehmen. Viertes Kapitel. Gegen das Schulwesen, und Mehreres. Ein Lohnlakey spricht:

> Ja, tränk der Deutsche statt des Bieres Wein,
> Da könnt's vielleicht um Etwas besser seyn;
> Doch der Kartoffelstoß, die Hopfengährung
> Erzeugen nie des freyen Geist's Gewährung.

Wie? Die Engländer trinken Bier, die Holländer essen Kartoffel, und die Italiener trinken herrlichen Wein und essen keine Kartoffel, sondern Macaroni vom feinsten Mehle!.. Fünftes Kapitel. Tollhaus. Sechstes Kapitel. Gefängniß der Stadt Iudea nova. Es hätte eben so gut heißen können: sitz gefangen in Europa. Mehr geographische Genauigkeit wäre zu wünschen.

Dieses Buch kann manchen Hunger stillen; doch laben, doch erquicken wird es keinen. Der Verfasser war zu ängstlich. Den deutschen Schriftstellern ergeht es jetzt oft, wie jenem jungen Offizier in seiner ersten Schlacht, der sich tödtete aus Todesfurcht — sie censiren sich selbst aus Furcht vor der Censur. Es ist unselige Schwäche! Fremde Beschränkung fesselt den Geist, die eigne lähmt ihn. Es betrübt uns, daß der Dichter so betrübt ist. Er kämpft nicht siegesfroh, wie einer der das Recht besitzt, er verzweifelt weil er zweifelt. So waren jene Helden nicht, die für ihren Glauben lebten und starben. Noch auf dem Scheiterhaufen sangen sie Siegeslieder, die Flamme die ihre Gebeine verzehrte, verzehrte ihre Hoffnung nicht, und wie ein Phönir stieg die Wahrheit aus der Asche empor und flog mit glänzendem Gefieder, dem kommenden Geschlecht entgegen. Du aber, grauer Greis, was soll ich dir sagen? Du bist so alt und noch so unerfahren, hast tausend Jahre gelebt und klagst noch? Jede Zeit hat ihre Kräfte, jede Zeit, so lange sie frisch, hat ihre Krume. Aber alt geworden, ist sie hart und trocken durch und durch, und essen müssen wir sie, sie erweichend mit unseren Thränen, oder uns die Zähne daran brechend. Die Vorsehung ist eine sparsame Wirthin, sie schafft keine frische Zeit herbey, so lange von der altbackenen noch ein Stückchen übrig.

(Der Beschluß folgt.)

Religiöse Literatur.

1) Unterschied der römisch katholischen und der evangelisch-protestantischen Kirche. Eine aus den Quellen geschöpfte Rechtfertigungsschrift von L. M. Eisenschmid, K. B. Prof. am Gymnasium zu Aschaffenburg, in Bezug auf seinen Rücktritt zum evangelischen Christenthum. Herausgegeben und bevorwortet von Professor Krug in Leipzig. Leipzig, Rein'sche Buchhandlung. 1828.

2) Zuruf an Christen aller Bekenntnisse, nach meinem Austritte aus der römischen zur evangelischen Kirche, von Joseph Fell, ehemals Pfarrer zu Ramberg ꝛc. Frankfurt am Mayn. Gedruckt und verlegt von Johann David Sauerländer. 1827.

Ueberzeugung und Aufrichtigkeit der Gesinnung spricht aus den beyden Schriften der Apostaten. Die erstere ist mit gründlicher Gelehrsamkeit und in ruhigem Tone abgefaßt und würde auch ohne das empfehlende Vorwort Krugs sich bald dankbare Leser gesammelt haben. Einzelnes ist schwächer, z. B. das über die kirchliche Gültigkeit der alttestamentischen Apokryphen Gesagte. Man sollte gegen diese Bücher nie aus innern Gründen opponiren. Denn ihre Irrthümer lassen sich großentheils auch in den kanonischen Schriften nachweisen; und auf der anderen Seite enthalten einzelne apokryphische Bücher einen so großen Reichthum der trefflichsten moralischen Vorschriften, Schilderungen und Beyspiele, daß man sie billig zur Lesung vor mehreren kanonischen empfehlen darf. — So streng der Verf. über die Erkenntnißquellen der christlichen Religion sich äußert, so frey zeigt er sich in der Entwickelung des dogmatischen Theils, und schließt sich hierin an keine der protestantischen Kirchen, sondern blos an einzelne rationalistische Theologen an. Deshalb ist er auch nicht tiefer in den Unterschied der Protestanten und Katholiken in der Lehre von Sünde, Rechtfertigung und Glauben eingedrungen. Uebrigens ist sein Buch ganz geeignet, dem nicht gelehrten Publikum klare Begriffe über den vorliegenden Gegenstand zu verschaffen.

Nro. 2 ist ein Bericht des Verfassers über die Geschichte seiner Glaubensänderung. Unverkennbar ist er durch unredliche Angriffe und Verläumdungen aufgeregt und die nicht selten leidenschaftliche Ausdrucksweise wird dem guten Eindrucke seiner Vorstellungen eher schaden, als nützen; z. B. 201: „Lüge knüpft die Erde an die Hölle, Menschen an den Satan, Christen an den Trug, Deutsche — doch, Gott sey Dank! zur Hälfte kaum — an Rom.“ Aber die Stimmung inneren Friedens, das aus dem Uebrigen hervorleuchtet, ist für den Leser wohlthuend.

Digitized by Google

№. 101.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 16. December 1828.

Dichtkunst.

(Beschluß.)

2) Cardenio und Celinde. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Carl Immermann. Berlin, bey Laun. 1826.

Wir sind so ungewohnt, bey den dramatischen Dichtern unserer Tage, Fülle der Gesundheit und Kraft und Muth zu finden, daß die Freude über diese schöne Gaben, wo sie ja einmal uns überrascht, uns so zur Nachsicht stimmt, daß wir der Fülle die Ungemessenheit, dem Muthe den Uebermuth und der Kraft ihre Rauheit gern verzeihen. Der Dichter dieses Trauerspiels hat sich als ein solcher gezeigt, dem wenig mangelt, der aber vieles zu viel hat — ein erträglicher Fehler, da wir hoffen dürfen, daß die Erfahrung, die leichter nimmt als gibt, ihn verbessern werde. Besonnenheit gibt die Zeit, Begeisterung der Herr der Zeit; die eine ist Lohn, die andere Geschenk. Wem aber der Himmel sich gnädig zeigte, dem soll auch der Mensch gewogen seyn, und er soll nicht murren, daß dem Schlafenden geworden, was dem Wachenden gehörte. Wenn wir die Mängel rügen, die, wie uns dünkt, Cardenio und Celinde in sich schließt, so geschieht es diesmal nur um zu zeigen, wie groß die Nachsicht sey, die dem Dichter gebührt, und wie viele Schulden seine gütige Natur für ihn bezahlte.

Cardenio und Celinde... Dieses und ist hier aber nicht, wie in Romeo und Julie, das Liebeband, das zwey Leben zu einem macht, sondern nur das arithmetische Plus, das sich gleichgültige Größen mit einander verschwägert, und die Familie weiter, aber nicht inniger macht. Die Einheit der dramatischen Handlung kann aber nicht durch Addition mehrerer Handlungen bewirkt werden. Hr. Immerman hat, man begreift nicht aus welcher Laune, seinen Stoff, der zu einem guten Rocke hingereicht hätte, zu zwey Wämmsern verarbeitet. Es ist einmal geschehen, und nachdem wir dieses gerügt, bleibt uns zu betrachten übrig, ob die Jacken schön paßlich sind und wie sie stehen.

Cardenio ein junger Spanier, Student in Bologna, liebt Olympien, Lysander's, einer Magistratsperson, neuvermählte Gattin. Er war ihrer Gegenliebe froh, sie war ihm schon als Braut zugesagt, als sich plötzlich über den Morgen der Liebenden, wie ein giftiger Nebel das Gerücht verbreitete, es sey in Olympiens dunkler Kammer ein Mann überrascht worden. Cardenio tappt umher, sucht ängstlich nach Licht, erwartet Erklärung; sie wird ihm nicht, Olympia schweigt. Der Spanier tritt zurück, entsagt der Geliebten. Da meldet sich Lysander, der sich schon früher, aber unglücklich, um Olympiens Gunst beworben und bietet ihr seine Hand an. Diese, in der Lebensgefahr ihrer Ehre, ergreift den rettenden Arm und wird Lysanders Gattin. Olympia war unschuldig, sie kannte selbst den Mann nicht, der sie im Dunkeln in seine Arme geschlossen. Sie dachte und hoffte, es sey Cardenio gewesen. Nach der Hochzeit gestand ihr Lysander, er sey es gewesen, der sich mit Hülfe einer bestochenen Dienerin zu ihr geschlichen. Er habe durch diese List bezweckt, was er durch sie erreicht. —

Meine Kühnheit
Trug mich zum Ziel der allerfernsten Wünsche,
Und lehret, daß Verstand die Welt beherrscht.

Lysander ist übrigens ein leidlicher Mann, und Olympia konnte, ohne schweren Kampf, ihre alte Neigung ihrer neuen Pflicht aufopfern. Cardenio trägt einen verzeihlichen Groll in seinem Herzen — nicht gegen Lysander, dessen redliche Bewerbung er nicht schelten kann, sondern gegen den unbekannten Dieb seines Glückes. Er will Bologna, den Schauplatz einer so schmerzlichen Begegnung, verlassen; doch vorher noch versuchen, ob er Olympien zu einer Erklärung bewegen könne. Er denkt: müsse er sie schuldig finden, wolle er eine unedle Neigung aus seinem Herzen verbannen; rechtfertige sie sich, könne er von einer schönen Vergangenheit ein reines Bild mit in seine Heimath nehmen. Er bittet Olympien um eine Zusam-

Digitized by Google

menkunft. Diese, schwach, gewährt ihm, was sie ihm früher versagt, und schwächer, gesteht sie dem ungestümm Fragenden, daß Lysander ihr Gatte der Mann gewesen, der sich in ihr Zimmer geschlichen. Jetzt weiß Cardenio, wen er zu hassen hat; doch Lysanders Werth verkennt er immer nicht. Er sagt von ihm:

> Er ist gerecht und edel, schadet Keinen,
> Er ist bereit, wo Waise und Wittwe weinen,
> Er tiefet Thränen, und sagt mit Fug,
> Daß sie der Freude hat bey ihm genug —
> Und ist ein Schurke doch mit Haut und Haar,
> Ein Aff und Schurke wie kein zweyter war.

So kämpft der Unglückliche mit seinem Hasse, ihn bald noch überwältigend, ihm bald unterliegend —

> Das Herz ist nur ein Taubenschlag, Gefühle
> Ziehn flatternd aus und ein —

sagt Cardenio ein anderes Mal. Ja wenn es nur Tauben wären! Aber der Geyer kam auch und der Teufel siegte. Cardenio überfällt den heimkehrenden Lysander bey Nacht auf der Straße und tödtet den Unbewaffneten. Er thut es im Sinnesrausche. Die That war um so weniger schlimm, als es der Rausch mehr gewesen. Der Wein war mit sinnverwirrenden, sinnbetäubenden Dingen gemischt. Wer reichte ihm den unseligen Becher? Ein langer, ein sehr langer Arm! Ein breiter Strom trennte den Mundschenken von dem Trinker; ein Eisendraht war über den Strom gezogen, und über diese schmale Brücke kam das umgauderte Schlafsal hergeritten. Geben wir jetzt an das andere Ufer; glauben wir nur, führt uns die gefährliche Brücke auch hinüber.

Celinde liebt Cardenio, der ihre Liebe nicht erwiedert. Celinde ist ein leichtfertiges Mädchen, von ihrem Blute dem Laster verkuppelt. Sie ist gutmüthig weil sie schwach ist, aber sie hält sich für gut, weil sie schlecht ist nach Grundsätzen. Den durchsichtigen Schleyer ihrer Buhlereyen verbrämen Flosseln genug. Mit heißer Leidenschaft liebt sie den jungen Spanier, sie, die so viele verschmäht, denn:

> Er weiß zu lauten — das, das ist der Punkt.
> Wer uns zu lauten weiß, dem huld'gen wir.
> Wir mögen nicht in Ruhe seyn.

„So sind alle Weibesbilder; wenn man sie nicht immer beängstigt, so wird ihnen übel" — hat der ungeschlachte Falstaff in seiner Sprache schon längst gesagt. Celinde erfährt, daß sich Cardenio zur Abreise vorbereite. In so enge Zeit eingeschlossen, schlägt ihre Leidenschaft hoch in Flammen auf. Sie klagt, sie weint. Sie läßt Tyche rufen, eine Dienerin, eine Hexe. Sie sagt ihr, daß sie umzugehen wisse mit Kräutern und Tränken, mit Karten und Sprüchen, möge sie ihr doch auch rathen und helfen in ihrer Liebesnoth. Tyche murmelt: gegen solche Pein und Betrübniß gäbe es wohl Mittel genug, doch wären sie für so junges süßes Blut zu scharf. Celinde ist gierig und glaubt nur neugierig zu seyn. Sie forscht weiter, sie läßt sich erzählen von den Zaubermitteln. Tyche spricht:

> Wenn wir das Herz von Jemand kriegen können,
> Der sich recht zärtlich liebt, und weihn's mit Sprüchen,
> Und brennen's dann zu Asche, und vermischen
> Die Asche mit dem Kuchen oder Wein,
> Und bringen diesen Kuchen oder Wein
> Cardenio'n dar, wird er ein anderer Mensch,
> Er folgt dir, wie der Pudel seinem Herrn.
> Laß peitschen mich, wenn es nicht zutrifft, Kind.

Celinde lacht die Hexe mit ihren Tollheiten aus, und schickt sie fort.

Im Haufen von Celindens unerhörten Anbetern, steht auch der Johanniter-Ritter Marcellus. Celinde lebt von seinen Geschenken, läßt sich dankbar Federn von ihm schneiden, und hält ihn am seidnen Faden ihrer Reize nah und fern. Ein Türkenkrieg ruft den geistlichen Ritter von Bologna ab; er will auf den Abend Celinden zum letzten Mal besuchen. Vor ihm kömmt Cardenio, auch um von Celinden, als einer Bekannten, Abschied zu nehmen. Celinde weiß ihren Schmerz zu beherrschen, sie scheint ruhig, und heiter und scherzend empfängt und entläßt sie den Freund, um, nachdem er fort war, lauter aufzujammern. Der Augenblick ist gekommen, wo die Unglückliche wählen muß zwischen ihrer Seligkeit und ihrem Geliebten. Wie eine verlorne Mücke flattert sie matt um das trübe Licht, das sie endlich erhascht. Sie läßt Tyche rufen, läßt sich von ihren Zaubertränken noch einmal erzählen; immer liebestrunkener borcht sie auf. Da wird Marcellus gemeldet. Tyche führt ihn in ein Seitenzimmer, verbindet ihm die Augen und heißt ihn schweigen und sich ruhig halten. Auf des Ritters Verwunderung und Frage, wird ihm geantwortet, so sey es Celindens Laune, und sie werde bald kommen. Jetzt nimmt Tyche einen Dolch, bringt ihn Celinden und sagt ihr, das Herz zum Liebestrank sey gefunden; sie solle Marcellus ermorden. Celinde tritt entsetzt zurück. Die Hexe, unbekümmert um die Rechtfertigung vor dem Himmel, denkt, sie werde die That, wenn sie einmal geschehen, vor Celinden zu verantworten wissen. Sie selbst stößt dem Ritter den Dolch in die Brust. Celinde im andern Zimmer, hört den Angstschrey des Getroffenen; Marcellus, der sich aufgerafft, stellt sich blutend unter die Thüre, und überhäuft Celinden mit den Verwünschungen eines Sterbenden; dann sinkt er nieder. Celinde fällt in Fieber und Wahnsinn; das Bild des blutigen Ritters steht gebannt vor ihren Blicken. Tyche sucht sie zu beschwichtigen, ihr lügend, sie habe die That nicht vollführt, der Ritter sey nicht ermordet, sondern fort zu

Digitized by Google

Schiffe gegangen. Celinde beruhigt sich. Tyche nimmt des Ritters Herz und bereitet den Liebestrank. Sie sucht Cardenio auf, erzählt ihm, sie komme von Olympien, die, krank an süßen Vorwehen einer Mutter, nach ihr geschickt um sie zu streicheln, denn es sey bekannt, sie habe „einen guten Strich.“ Die alte malt es mit brennenden Farben, wie reizend Olympia „im purem Hemdchen“ da gesessen; sie peitscht Cardenio's Blut, daß es doch aufsteigt, und ihm die vollen Adern den Hals einschnüren. Ihm wird wehe, er fordert einen Trunk, Tyche reicht ihm den Becher mit dem Liebestrank. Cardenio findet den Wein „trüb und moltig;“ doch er trinkt ihn, er trinkt und leert den Becher. Plötzlich wie aus einer langen Vergessenheit erwachend, frägt er: „Was macht die liebliche Celinde?“ Der Zauber hat gewirkt. Cardenio geht zu Celinden, ergibt sich ihr. In diesem Taumel der Sinne, von Wein und Blut und Liebe vergiftet und berauscht, lauert er dem klugen Lysander auf und tödtet ihn, wie wir erzählt.

Die That geschieht vor Lysanders Wohnung. Darauf stößt Cardenio das blutige Rachescheswert, als Zeichen heiliger Pehm, in die Hausthüre und eilt fort. Sein Freund Pamphilio, der umhergegangen ihn aufzusuchen, kömmt an die Stätte des Verbrechens, sieht die Leiche, sieht das Schwert, nimmt es in die Hand und wird so von Lysanders Dienern, die aus dem Hause gekommen, überrascht und für den Mörder gehalten. Einen derselben schlägt er nieder. Doch die Wahrheit wird bald kund. Unterdessen hatte Marcellus geängstigter Diener, der seinen Herrn nirgends finden konnte, sich an die Gerichte gewendet. Es wird ausgeforscht, daß der Ritter in Celindens Wohnung gewesen, man findet dort seine Leiche, man findet sein Kreuz unter Tyche's Gepäcken, die Hexe wird fest genommen, sie bekennt den Mord. Celinde und Cardenio, durch Liebe und Verbrechen an einander geleket, wollen entfliehen. Es ist Morgen. Cardenio geht die Straße hinab, zu sehen, ob sie noch unbesetzt von Wächtern sey; Lysanders Geist versperrt ihm den Ausweg, er flieht entsetzt zurück. Celinde sucht seine kranken Einbildungen zu beschwichtigen, sie auch geht an das Ende der Straße; da erscheint ihr Marcellus zürnender Geist, sie stürzt zu Boden und stirbt am Schrecken. Cardenio fällt in die Hände des Gerichts, und um dem Blutgerüste zu entgehen, stürzt er sich in sein eignes Schwert. Tyche wird zum Scheiterhaufen gesührt.

Die menschlichen Schicksale, welche die Kunst des Tragedien nachbildet, müssen, und wären sie noch so ungeheuer, doch immer menschliche Gestaltung haben. Aber in Cardenio und Celinde wird kein Bild der sittlichen, es wird nur eines der sinnlichen Natur des Menschen aufgestellt. So darf es nicht seyn. Das Ebenbild Gottes soll nie unkenntlich werden; auch irrende, selbst verworfene Menschen sind nur gefallene Engel; doch in diesem Trauerspiele sind alle Menschen nur emporgehobene Thiere. Der Dichter hat sie fehlerhaft in zwey Gruppen geordnet, welche Ohr und Auge und Betrachtung und Empfindung theilen. Doch wäre es nur das allein; es ist aber noch schlimmer! Cardenio gehört zu beyden Gruppen, als der Diener zweyer Herren ist er bald hier, bald dort, man weiß nicht wo man ihn zu suchen hat, und die Aufmerksamkeit geht oft Wege vergebens. Die Empfindung die wir nicht ganz dem Ganzen geben können, können wir auch nicht unter das Einzelne vertheilen. Es ist nichts, das Liebe, nichts, das Abscheu einflößt. Das Schicksal schweidet Geschicke, und wir lachen nur darum nicht, weil sie von Krämpfen herkommen. Fünf Menschen sterben, den sechsten sehen wir zum Tode führen — und wir bleiben kalt. Fünf Menschen lieben sieben Mal, und keine dieser Liebesarten rührt uns. Cardenio's Liebe zu Olympien geht früher unter, als der Vorhang aufgeht, und wir sehen nur noch ihren blutrothen Abendschein. Seine Liebe zu Celinden ist ein Fieberwahn. Olympiens Liebe zu Cardenio ist eine erkaltete, ihre zu Lysander eine vernünftige; Marcellus Liebe ist eine unwürdige. Lysander liebt wie ein Ehemann und Celinde wie eine Buhlerin. Tyche ist ein gemeines aberwitziges altes Weib. Es schimmert ein Lichtschein, der sie hätte verklären können, aber er ist zu weit entfernt. Tyche war einst von Celindens Vater verführt worden und es war ihr davon „ein blöder Junge“ übrig geblieben. Der Dichter hat dieses Verhältniß nicht benutzt; auch wäre wohl nur etwas Psychologie dabey herausgekommen. Der Schicksalstrank, hier die chemische Flüssigkeit, die löst und bindet, ist „trüb und moltig.“ Wir wissen wohl, daß es Zauber und Wunder gibt, doch nur für die, welche daran glauben. Aber Cardenio weiß nicht, was er trinkt, und es wirkt doch — das ist nicht Sympathie, das ist nüchterne Physik, und wir fragen prosaisch die Toxicologie, ob solche Wirkung möglich sey?

Doch bey allen ihren Mängeln, hat diese Tragödie etwas, das wohl gefällt. Der Dichter kränkelt nicht, ohne Ende und Hoffnung; er hat von jenen tüchtigen Uebeln, aus welchen der Kranke, genese er nur, kräftiger hervorgeht. Die Sprache ist frisch, die Bilder quellen hervor, sie brauchen nicht geschöpft zu werden. Wir erfreuen uns des guten Stoffes, können wir auch nicht seine Gestaltung loben; wir freuen uns des edlen Marmors, denn jenes matten Biscuits und fahlen Alabasters sind wir satt und übersatt. Der Kraft fehlt die Anmuth, wohl nicht auch immer, denn sie fehlt der Kraft. Das Leben eines Dichters ist ein Gastmahl, zu dem sich die Götter alle, wenn sie dem gnädig sind, versammeln. Die Grazien aber kommen erst spät zum süßen Nachtisch. Ehe sie erscheinen, vernehmen wir ungemessene Reden, hören wir Männerspäße erschallen, die, ob sie zwar den Wein loben,

Digitized by Google

sich doch nicht ziemen. So hätten wir in Cardenio und Celinde von mehrerem sagen können, was wir zum Schluß nur von Einem bemerken wollen. Es tritt ein Völkchen Studenten auf, das zwar den Schauplatz, die Oertlichkeit Bolognas zu bezeichnen, gut herbeygeführt worden, das aber schnurrige Reden führt. Da hören wir: „Es macht mir keinen Trödel... Der beste Jux geht erst an... Mir passirt ein Poch... Der Witz stand mir pompös.... Ungeheuerer Tusch... Ich hab' specielle Malice auf das Weib... Mich ennuyirt die Suite.“ Wir mögen zwar den Muth des Gebrauchs, doch nicht den Gebrauch solcher Natürlichkeiten loben.

3) Irländische Erzählungen. Zur Kenntniß der Sitten, der Gebräuche und des Volkslebens in Irland. Aus dem Englischen. Zwey Bändchen. Breslau, bey Max, 1826.

Stille und anspruchslose Erzählungen, die ihren Leser, ohne Eigennutz, auf dem kürzesten Wege zum Ziele führen, und mehr zu nützen als zu gefallen suchen. Die Dichtung hat sie nicht geschminkt, sie tragen alle die gesunde Farbe der Wahrheit. Sie machen uns mit Irlands Lage auf eine angenehme und faßliche Weise bekannt. Sie zeigen uns die große Noth des Landes, in Scheidemünze unter seinen Bewohnern verbreitet, die Leiden des Volkes in dem Kleinleben der Familien; denn die Sonne spiegelt sich in einem Glase Wasser, wie im Ozean. Wir finden die hohe Politik unter den niedrigsten Strohdächern, und harte Staatsmaximen in die Suppe armer Häusler gebrockt. Irland, das unglückliche Stiefkind der englischen Regierung, leidet nicht blos durch die Freyheit, die man ihm geraubt, sondern auch durch die, welche man ihm gelassen. Die frevelhaften Neigungen des gereizten Volkes finden keine wohlthätigen Schranken, die erste Uebertretung führt ohne Hinderniß zur lezten, leises Murren springt zur Empörung über; denn die Mauer, welche die Gesetze umschließt, ist hinter dem Blutgerüste aufgeführt, Kann auch eine Erscheinung, an die wir so sehr gewöhnt sind, uns nicht mehr erschrecken, so wird doch keine Gewohnheit die Trauer stumpf machen, mit der wir wahrnehmen: daß eine Regierung, die einst den Muth hatte, vier Millionen ihrer Unterthanen, ihres Glaubens willen, der Freyheit zu berauben, und dieses plötzlich, unvorbereitet, mit einem Schlage, — daß diese Regierung den Muth nicht hat, ihre Ungerechtigkeit eben so schnell wieder gut zu machen, sondern dabey mit einer Bedächtigkeit verfährt, die einst, als sie die Ungerechtigkeit beging, löblicher gewesen wäre. Dazu gesellt sich die ungleiche Vertheilung der Güter, die in Irland auf das äußerste getrieben ist. Dieses alte Geschwür alter Staaten suchte man unlängst in dem neuen und gesunden Frankreich durch Reizmittel künstlich hervorzubringen, um die Franzosen — monarchisch zu machen. Auch daß die großen irländischen Gutsbesitzer in den Hauptstädten wohnen, und dort das Mark des Landes verzehren, trägt zum Unglücke des Volkes bey. Mit solchen beweinenswerthen Uebeln machen uns die Erzählungen bekannt, und ihre Belehrung entschädigt uns für den Kunstwerth, der ihnen mangelt. Doch auch die Gastfreundlichkeit und andere gesellige Tugenden der Irländer lernen wir kennen und lieben. Der Erzähler drückt sich über diese Lichtseite seiner Gemälde, wie folgt, aus: „So seltsam es auch immer klingen mag, so ist es „deshalb doch vollkommen wahr, daß eine unumschränkte „Herrschergewalt unter den Menschen ein Glück der Geselligkeit hervorzubringen vermag, welches diejenigen niemals kennen, die unter einer freyen Verfassung leben. „Das Volk in Irland ist durch den äußern Druck an „Entbehrungen jeder Art gewöhnt worden, und sah sich „daher genöthigt im gegenseitigen Umgang einen Ersatz „für alle die Lebensgenüsse zu suchen, die ihnen durch „das Gesetz versagt worden. Sie kamen daher häufiger „zusammen und pflogen Geselligkeit, um unter gesellschaftlichen Aufheiterungen den Druck der Verhältnisse „zu vergessen und jeden Kummer zu verscheuchen; und „daher kömmt denn bey ihnen jene Heiterkeit mitten im „traurigsten Mangel und jene gute Laune selbst noch beym „Anblicke des Todes.“ Der Erzähler hätte sich kürzer ausdrücken können: Der Despotismus hat seine Winterfreuden.

Börne.

Vermischte Schriften.

Manuscript eines Klausners auf der schwäbischen Alp, von Karl v. Werneck. Zweyter Theil. Augsburg und Leipzig, in der Jenisch und Stageschen Buchhandlung, 1828.

In Beziehung auf unsere Beurtheilung des ersten Bandes dieser Schrift in Nr. 21 des Literaturblatts von 1827 bemerken wir, daß auch dieser zweyte in freyer aphoristischer Form über philosophische und namentlich staatswissenschaftliche Gegenstände sich ausspricht. Die leztern liegen dem Verfasser näher als die erstern. Sie scheinen sein Fach zu seyn, die Philosophie dagegen kann ihn nur als Dilettanten ansehen. Indeß bekennen wir gern, daß uns Urtheile der praktischen Menschen über das Philosophische lieber sind, als Urtheile der Philosophen über das Praktische.

Digitized by Google

N°. 102.

Literatur-Blatt.

Freytag, den 19. December 1828.

Reiseliteratur.

Voyage pittoresque dans le Canton des Grisons, en Suisse, vers le lac Majeur et le lac de Come, sur les grandes routes nouvellement construites à travers les cols de Splugen et de Bernadin en 32 planches par J. J. Meyer accompagné d'une traduction et explication par M. le Docteur Ebel. Avec une carte routière de H. Keller. Zurich 1827. 1 Vol. in 4.

Gewiß eines der interessantesten und verdienstlichsten Werke, die seit langer Zeit in der Schweiz erschienen sind. Wohl jeder, der die Schweiz bereist hat, kennt die trefflichen, wahrhaft poetischen, immer wechselnden Darstellungen des Malers Meyer in Zürich, der sich durch die Landeseigenthümlichkeit seiner Bilder zum Schweizer gemacht hat. Ueberall finden wir das Großartige und Liebliche, das Schauervolle und Anmuthige mit besonderem Kunstsinn in seinen Bildern dargestellt. Dies muß auch von vorliegenden 32 Blättern wiederholt werden, die überdies durch ihre technische Ausführung sehr lobenswerth sind. Würdig schließt sich daran der Text des wackern Schweizerführers Ebel, der mit Gründlichkeit so viel Maler- und Darstellungs-Talent vereinigt. Auch hier hat er einen Beweis davon abgelegt, und würdig stehen seine Worte neben den schönen Bildern.

Graubünden und Tessin gehören durch ihre Naturschönheiten zu den anziehendsten, aber am wenigsten gekannten Theilen der Schweiz. Erst seit kurzer Zeit wenden, besonders die Engländer ihre Schritte in diese Kantone, wo das Großartige und Erhabene mit dem Kühnen und Grausenerregenden wechselt.

Ebel hat in der Geschichte von Graubündten reichen Stoff zu seinen Beschreibungen und Erläuterungen gefunden. In dieser Beziehung müssen wir Mehreres auszeichnen. Im 22. Kap. (S. 93—100) spricht er von dem Thal Misor, und desgleichen von dem Dorf und dem Schloß Misocco. Mit Bestimmtheit und Klarheit zeigen sich hier die einzelnen Züge der Geschichte, wo in den blutigen Spaltungen und Kämpfen des achtzehnten Jahrhunderts zwischen den Weltgeistlichen und Kapuzinern die Frauen so leidenschaftlich auf die langbärtige Seite traten. Die heutige Schweiz möge sich an die Trefflichkeit der Thalmänner von Misor erinnern, als Theodor Trivulzio die öffentlichen Unruhen benuzte, um Besitzungen als ehemaliges Lehn seiner Familie zurückzufordern, die einer seiner Ahnen hundert Jahre vorher erb- und eigenthümlich den Gemeinden verkauft. Die Handvoll Männer verlor den Muth nicht, sondern schwur, eher Eigenthum, Weib und Kind und Leben zu opfern, als sich in Abhängigkeit zu schmiegen. Kühn wiesen sie Trivulzio's Anmaßungen zurück, wiewohl er von den Spaniern unterstüzt wurde, die damals Herren der Lombardey, Chiavenna's und des Veltlins waren.

Am Ende des 19. Kapitels steht die interessante und wechselvolle Geschichte Chiavenna's, des Veltlins und Bormio's.

Neu und anziehend ist die kurze und doch gehaltreiche Darstellung des Tessinischen Volks und Landes nach seiner alten und neuen Geschichte und Verfassung, nach seinen Sitten und Gebräuchen. Einige genaue Localbeschreibungen sind nicht nur passende Theile dieses großen moralischen Gemäldes, sondern auch lichtgebende Erklärungen, die viel aufhellen, was sonst dunkel bleiben würde. Diese Nacht herrschte noch vor kurzer Zeit in dem Kanton, und ist auch noch theilweise da zu finden. Vor fünf Jahren kam ein bekannter deutscher Gelehrter durch Bellinzona, und ging da mit seinem jungen Reisegefährten in langen blonden Haaren und altdeutscher Tracht spazieren. Allgemein fiel dies den Leuten auf. Am folgenden Morgen erhob sich aus Südost ein gewaltiges Unwetter, und Hagel verwüstete das Land. Nun sagten alle Leute, die zwey Reisenden hätten überall, wo sie hingegangen, Linien und Cirkel mit ihren Stöcken am Himmel gezogen, gewiß seyen es Zauberer gewesen, die das Wetter herbey-

Digitized by Google

geführt. Glücklicherweise waren die Reisenden schon fort.

Gleich anziehend sind das 23. und das 24. Kapitel durch die Darstellung der Verfolgungen und des Exils der Protestanten von Locarno, die ihr Souverain wegen ihres Glaubens von Haus, Hof und Familie jagte. Unter den traurigen Religionsauftritten bezeichnet nichts so die Jammerscenen des sechszehnten Jahrhunderts, als der Abschied der Brüder Orelli von ihrem Vaterland. In der Stille und der Zurückgezogenheit des Privatlebens bekam Aloys Orelli's Gemüth die ernste tiefe Richtung nach den Dingen, die dem Menschen über Alles heilig seyn sollen. Auf diesem Wege gelangte er zu neuen Religionsideen und hatte hierauf das Unglück als Ketzer von Heerd und Vaterland weggejagt zu werden. Sein Bruder Francesco kam im Jahr 1551 aus spanischen Kriegsdiensten zurück, und wiewohl er die ganz abweichenden Religionsideen Aloys nicht theilte, liebte er doch diesen Bruder sehr, und wenn er ihn von seinen neuen Grundsätzen abzuwenden suchte, so geschah es nur um ihn vor dem traurigen Schicksal zu bewahren, das ihn erwartete. Aber Aloys dachte zu edel, um der Verstellung fähig zu seyn, und durch Verläugnung seiner religiösen Ueberzeugung irdisches Gut zu gewinnen. Deshalb ging er mit Festigkeit und Muth dem harten Schicksal entgegen, das ihm Fanatismus, Ungerechtigkeit und Stolz bereiteten. Am 3. März 1555 sollte Aloys sein Vaterland verlassen. Den ganzen Tag vorher brachten die beyden Brüder zusammen zu. Endlich nahmen sie schmerzlichen Abschied von einander. Noch am Abend spät trat Francesco zu Aloys herein, übergab ihm ein Kästchen mit Erde gefüllt und sagte: Nimm diese Erde und verwahre sie wohl. Pflanze was hinein, und erinnere dich, so oft du sie siehst, des Landes, dem du den Rücken zukehrst, und des Bruders, den du da zurücklässest, und der dein Eigenthum schätzen und vertheidigen wird wie sein Eigenes. Dann sezte er noch halb lachend, halb gerührt hinzu: „Unsere Mönche sagen, du werdest in jener Welt als armer Teufel leben und geplagt werden. Nun, hienieden wirst du doch immer als wahrer Edelmann leben, so gut wie ich. Das verspreche ich dir. — Francesco blieb auch diesem Versprechen treu. Die ausgewanderte Familie Orelli gehört seitdem zu den ausgezeichneten Geschlechter der Stadt Zürich.

Die neuen Straßen über den Splügen und den Bernadin geben dem Buche ein besonderes Interesse, das in vorliegender französischer Bearbeitung nichts wesentliches verloren hat, und sich in leichter fließender Sprache gut lesen läßt.

Didaktische Dichtkunst.

1) Schola vespertina, ein Lehrgedicht über die Erhaltung des Ansehens bey der Schuljugend, lateinisch und deutsch von Gottfried Günther Röller, Doktor der Philosophie und Oberlehrer am evangel. Gymnasium zu Groß-Glogau. Glogau und Lissa, Neue Günter'sche Buchhandlung. 1828.

Schon die heitere Vorrede, die auf den anspruchlosen und liebenswürdigen Charakter des Autors schließen läßt, muß für das vorliegende Schriftchen gewinnen. Der Inhalt der Dichtung selbst aber ist eben so unterhaltend als belehrend, ob wohl er wenig eigentlich Poetisches enthält. Doch ist der Plan originell und lobenswerth. Der Dichter als Schulmann versammelt nach der Schule der Jugend die Lehrer und Schulmänner um sich her und ertheilt ihnen Winke über gute Schulführung.

Kommt jezt alle zu mir, die der Mund leichtfertiger Jugend
Nicht mit Schweigen empfängt, die sie nicht achtet und hört,
Alle, die bald das Spiel muthwilliger Knaben bekümmert,
Bald die verlorene Gunst sonst sie verehrender quält.
Auch für die wird noch ein Platz in der Schule bereit seyn,
Die für Fleiß und Müh nimmer die Wirkung belohnt.
Was ich sage, gefalle, und was ich zu sagen gemeint bin,
Wenn auch die Stimme, von Schrei'n heiser, nicht eben gefällt.

Die einzelnen Belehrungen der Anweisungen, die der Verfasser seinen Kollegen ertheilt, sind, so leicht und scherzend auch der Ton der Mittheilung ist, aus fortgesezter, ernster psychologischer Beobachtung geschöpft, und Weniges möchte von dem Sprecher übergangen seyn. Unter den Rügen, die er den Lehrern gibt, haben wir jedoch vornämlich eine vermißt, die dem übermüthigen Hohne gebührt, womit unvorsichtige Lehrer nicht selten schwächeren und ängstlichen Schülern begegnen und sowohl Zutrauen zum Lehrer als Lust und Eifer zum Lernen in diesen ersticken. Wie wahr sind aber z. B. die Worte:

Discipulus recte studet esse docentis imago;
Indignum studio nil imitantis habe.
Luxu discipulos tentas et sordibus aeque.
Tu medium prudens inter utrumque tene.

Diese Worte sind noch deutlicher und passender im Deutschen so gegeben:

Seinem Lehrer mit Recht strebt mancher Schüler zu gleichen.
Auch durch Aeußeres nicht führe den Strebenden falsch.

Digitized by Google

Eben so finden an Pracht wie am Schmutz die Lernenden Anstoß;
Zwischen beyden darum halt' in der Mitte dich klug.

*

Raro discipulis ostendas terga, magister.
Exstat in his scriptum: Fac aliena, puer.

Selten zeige der Klasse den Rücken, Lehrer! Auf ihm steht
Mit Fraktur die Schrift: Plaudert, so viel euch beliebt.

Gegen das Ende des Gedichtes kommt eine feine und passende Erklärung über die Anwendbarkeit des Stockes in der Schule und über die beste Strafmethode. Wir empfehlen jedem Freunde und Praktikus des Schulwesens und moderner lateinischer Poesie diese nach Form und Inhalt anziehenden Distichen.

2) Kleine Gedichte für das früheste Jugendalter, gesammelt von Joseph Kabath, Direktor des K. Gymnasiums in Gleiwitz. In Kommission bey Josef Max und Komp. in Breslau, und gedruckt bey Gustav Naumann in Gleiwitz. 1828.

Auch diese Schrift hat einen ihrem Zwecke ganz angemessenen Ton und Inhalt. Die meisten Sammlungen von Gedichten für die Jugend sind nur dem reiferen Jugendalter verständlich, oder es ist darin kein stufenweises Fortschreiten vom Kleinen bis zum Großen beobachtet, oder auf den dichterischen Werth, so wie auf den religiösen Gehalt und die moralische Tendenz solcher Dichtungen zu wenig Rücksicht genommen, auch die gehörige Abwechselung zwischen ernsten und heiteren Stoffen versäumt. Diesen Bedürfnissen allen sucht nun Herr Direktor Kabath durch vorliegende Arbeit mit Glück zu entsprechen. Er beginnt mit kleinen Denksprüchen, welche die wesentlichen Lebensregeln für das Kind enthalten und durch ihre Einfachheit und Leichtigkeit wohl behältlich sind, z. B.:

Mit Gott fang' an, mit Gott hör' auf!
Dieß ist der schönste Lebenslauf.

*

Ein gutes Kind
Gehorcht geschwind

*

Wie Rosen blüht
Ein rein Gemüth.

*

Gut seyn, nicht Gold,
Macht lieb und hold.

*

Bin ich gleich noch jung und klein,
Fleißig kann ich doch schon seyn.

*

Arbeit macht den Lebenslauf
Noch einmal so munter;
Froher geht die Sonne auf,
Froher geht sie unter.

*

Wie die Sonne freundlich lacht!
Wie sie warm und fruchtbar macht;
Der sie schuf, muß gern erfreu'n;
Muß ein lieber Vater seyn.

Dann kommen kleine Gebete für Morgen und Abend, vor und nach Tische u. s. w., kleine Naturlieder, Frühlings- und Ernte-Lieder, moralische Erzählungen und Fabeln u. s. w. Diese Gedichte sind ganz im Kreise kindlicher Fassungskraft gehalten und sind für Eltern und Erzieher ein gutes Erziehungsmittel, um kindliche Gesinnungen, religiöse Triebe und Lust an allem Guten in den jungen Gemüthern zu befestigen. Noch mehr Leben und Wärme würde die Sammlung erhalten haben, wenn das religiöse Element der in ihr enthaltenen Gedichte nicht nur das allgemeine, sondern ein speciell-christliches wäre, wenn Anklänge aus dem Evangelium und Leben Jesu, der faßlichsten und lieblichsten Geschichte und Lehre für Kinder, sich an die frommen Naturbetrachtungen und Lebensgefühle anschlößen. Wir erlauben uns, den würdigen Herausgeber hierauf für eine künftige neue Auflage des Buches aufmerksam zu machen.

Literargeschichte.

Literarischer Almanach für 1829. Von Simon Ratzeberger dem Jüngsten. Dritter Jahrgang. Leipzig, bey Glück. 8. 316 S.

Was die beyden frühern Jahrgänge dieses Almanachs bezweckten und auch der vorliegende dritte als Motto an der Stirn trägt: „So nützlich und angenehm, als unterhaltend und lustig zu lesen," erhält in dem Inhalte desselben seine Bestätigung. Einheit des Zweckes findet sich zwar gerade nicht darin, dieser Mangel wird aber durch eine sehr anziehende Mannichfaltigkeit ersetzt. Nr. 1 ist eine Schrift des Erasmus von Rotterdam „Adversus febricitantis cujusdam libellum responsio," von der Gleim in einem seiner Briefe sagte, „daß es schwerlich

einen stärkern Beweis gebe, wie ungeheuer freymüthig man damals (zu Anfange des sechszehnten Jahrhunderts) gegen die eben so unwissende als lasterhafte Geistlichkeit gesprochen habe.“ Wie es Ref. bedünken will, ist indeß der hier gegebene Abdruck nicht ganz frey von Druckfehlern. Nr. 2 enthält einige Beyträge zu den casus pro amicis in der literarischen Welt, jedoch aus einer vergangenen Periode unserer Literatur. Die gegenwärtige würde indeß manchen Pendant dazu liefern können. Uebrigens betrift der eine Aufsatz dieser Gattung Friedrich Jakobi und ist ein Beytrag zu dessen und Wielands Karakteristik. — Nr. 3 bietet unter der Rubrik: „Literarisches Allerley“ manche Curiosa aus alter und neuer Zeit. — Unter Nr. 5 wird von „Ehrenbezeigungen, wodurch Gelehrte und Schriftsteller sind ausgezeichnet worden,“ gesprochen. S. 158 hätte wohl der vor noch nicht zehen Jahren verstorbene gelehrte — elegante — Jurist Stockmann in Leipzig, der — wenn Ref. nicht irrt, vom Kaiser Joseph II. zum poeta laureatus creirt worden war, erwähnt werden sollen. Desgleichen ist bey S. 166 nachzutragen, daß der Bergrath Werner in Freyberg einst einen Brief mit der Aufschrift: „An den Bergrath Werner in Europa“ erhielt; ferner hätte bey S. 170 des Besuchs des Königs von Bayern bey Goethe an dessen Geburtstage den 28. Aug. 1827, so wie S. 174 des in Camenz errichteten „Lessingsstiftes“ gedacht werden können. Gellert empfing vom Prinzen Heinrich von Preußen das Pferd zum Geschenk, das er in der Schlacht bey Freyberg geritten hatte, und auch andere Auszeichnungen wurden ihm zu Theil. Diese Notiz hat Ref. ebenfalls vermißt. — Nr. 7 bringt einen fortgesetzten Beytrag zur Almanachs-Literatur,“ so wie Nr. 8 ein „Verzeichniß der im Jahr 1826, theils neu, theils in Fortsetzungen erschienenen Almanache und Lesebücher.“ Unter Nr. 9 wird ein kurzer Aufsatz über Tzschirner aus den Schriften von Krug, Pölitz und Goldhorn mitgetheilt. Bey Gelegenheit einer Schrift von Tzschirner wird S. 250 der Ausdruck: „Rücktritt“ von dem Uebergange von der römisch-katholischen Kirche zur evangelischen gegen Pölitz mit Recht in Schutz genommen; denn das Evangelium sey älter, als die römisch-katholische Kirche, und jedenfalls habe es sich reiner und unverfälschter in der evangelischen Kirche erhalten, als in jener. Die Kirche aber sey blos die äußere Darstellung, die Form, in der die Art der Gottesverehrung sich ausspricht: und nur in dieser — äußerwesentlichen — Hinsicht sey die protestantische Kirche jünger, als die römisch-katholische. — Nr. 11 enthält, unter der Aufschrift: „Auszüge aus den Werken eines Jünglings, welcher bereits die Erspektanz in Händen hatte, dereinst ein „Grosser“ zu werden,“ Blumen aus Novalis Schriften, zur Prüfung der von einem Anonymus ausgesprochenen Behauptung, daß diese „bey einigem Guten einen Wust von schiefen, verkehrten, halbwahren, abenteuerlichen, albernen, zuweilen auch tollsinnigen und oft schwärmerischen Aeußerungen“ enthielten *). — In Nr. 12 trägt Ref. noch nach, daß v. Kurbel an seiner Ueberseßung des Aufrey dreyßig Jahre gearbeitet hat, und berichtigt die Behauptung S. 286, indem er bemerkt, daß Klopstock bereits in Schulpforte anfing, den Plan zu seinem „Messias“ zu entwerfen.

Das geneigte, den dritten Jahrgang des literarischen Almanachs zu karakterisiren, auf den man übrigens anwenden kann, was im Vorspiel zu Goethes Faust gesagt wird:

Die Masse könnt ihr nur durch Masse zwingen.
Ein Jeder sucht sich endlich selbst was aus.

*) Da der Werth der hier gedachten Schriften keinem unparteyischen Literaturfreunde verborgen geblieben seyn kann, dürfen wir es für überflüssig, sie gegen den Herausgeber des literarischen Almanachs zu vertheidigen.

Anm. der Redaktion.

Dichtkunst.

Las Comedias de D. Pedro Calderon de la Barca, contejadas con las mejores editiones hasta ahora publicadas, corregidas y dadas à Luz por Juan Jorge Keil. En cuatro tomos. Tom. II. Leipsique, Erneste Fleischer 1828.

The Arabian nights, entertainments consisting of one thousand and one stories. In one volume. Leipsic, Ernest Fleischer 1827.

Auch diese beyden Werke zeichnen sich, wie alle früheren, bey Ernst Fleischer erschienenen, Gesammtausgaben ausländischer Klassiker, wieder durch typographische Eleganz und Korrektheit aus. Möchten wir doch auch von unsern großen deutschen Dichtern solche Prachtausgaben in Einem oder doch nur in wenig Bänden besitzen! Sie sind dem Auge wie im Büchergestell, so beym Aufschlagen ein Genuß, und da der Geist der Bücher einmal einen Körper verlangt, sollte derselbe immer so schön seyn, wie er es hier ist.

Digitized by Google

N°. 103.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 23. December 1828.

Philosophie.

Das Menschengeschlecht auf seinem gegenwärtigen Standpunkte; ein Versuch von Dr. C. F. von Schmidt-Phiseldeck, königl. dänischem wirklichen Etatsrathe, Ritter vom Danebrog, Deputirten im General-Zollkammer- und Kommerzkollegio ꝛc., der königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen und mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitgliede. Kopenhagen, bey Friedrich Brummer, 1827.

Das Verhältniß des Menschengeschlechtes wie der einzelnen Individuen in gewissen Zeiten und im fortlaufenden Strome der Zeit zu dem Ideale der Menschheit, welches die ausgebildete und selbstständig gewordene Vernunft in sich trägt, ist immer eine Hauptfrage bey der philosophischen Behandlung der Geschichte. Keinem denkenden Geiste kann es gleichgültig seyn, welche Antwort ihm auf jene Frage zu Theil werde, ob die Welt, wie so Viele mit Entschiedenheit behaupten, von Tag zu Tage zum Schlechteren fortgehe, oder ob sie, wie mit gleicher Kraft der Ueberzeugung Andere versichern, auf der Bahn der Besserung und des Heiles sich befinde; ob vielleicht keine dieser beyden Ansichten die richtige sey, und vielmehr ein Kompensationssystem stattfinde, durch welches das in einem Zeitalter über einem Lande aufgegangene Gute durch das in einem anderen zuvor erleuchteten, gesegneten und blühenden Staate zu gleicher Zeit hereinbrechende Unheil aufgewogen werde. Das Urtheil in dieser Sache kann allerdings nur der Geschichte zustehen. Wenn gleich nun aber, um ein genügendes Urtheil zu fällen, die Welt zu jung und unsere Erfahrung zu unvollständig erscheint, weshalb auch Herr v. Schmidt-Phiseldeck nicht weiter als einen Beytrag zu der großen, den ganzen Lauf der Weltbegebenheiten und Völkerschicksale umfassenden Verhandlung und also vom Standpunkt unserer gegenwärtigen Zeit aus nur einen Versuch, wie der Titel des Buches sagt, liefern will; so ist es doch eben so wahr, was er S. 8 behauptet; „so wie sich schon in früheren Perioden des individuellen Menschenlebens Anzeichen ergeben, aus denen sich mit ziemlicher Sicherheit auf die Richtung der Bahn schließen läßt, die es fortan durchlaufen werde; so dürfte auch die Welt wohl bereits alt genug seyn, um über ihre Tendenz ein muthmaaßliches Bedenken zuzulassen."

Die Vorfrage des Verf. beziehet sich auf die Beschaffenheit des Zustandes, den das Geschlecht der Menschen, gleichsam als ein von der Natur ihm auferlegtes Tagewerk, auf Erden hervorzubringen habe? Was Jeder auf der Erde will und verlangt, das ist: „Er will ganz seyn Er selbst, will, wie er sich selbst fühlt und begreift, sich auch äußerlich entwickeln und hervorarbeiten, ohne Hinder (niß) und Zwang; er will frey seyn, weil er vernünftig ist und die Regel seines Verhaltens in sich selbst hervorbringt." Er will und verlangt physische, persönliche, bürgerliche und politische oder öffentliche Freyheit. Er will und verlangt aber auch um das Erworbene von Geschlecht zu Geschlechte fortzubewegen, besonders um der höheren seinem Geschlechte eingepflanzten Fähigkeiten, um seiner intellektuellen, moralischen und ästhetischen Kräfte willen Bildung des Geistes und des Gemüthes, Erziehung und Unterricht, damit durch alle Glieder der Menschheit, durch alle Fernen nach Raum und Zeit eine vollkommene Gemeinschaft freyer und veredelter Geister sich gestalte und befestige.

Nach kurzer Erörterung dieser einleitenden Frage wendet sich die Untersuchung zuerst zum physischen Leben der Menschen. Die Natur selbst habe, nachdem die letzte Formation des Erdkörpers entstanden war, in wilden Ausbrüchen und heftigem Kampf der Elemente ausgetobt und sey nun außer einzelnen im Vergleich mit jenen höchst unbedeutenden Unordnungen und Bewegungen beschwichtigt, in ein Gleichgewicht getreten, welches die Erde zu einem bauernden und bequemen Wohnplatz lebendiger Geschöpfe geschickt mache. Aber auch jene kleineren Abweichungen vom Naturgesetze durch die Elemente suche die Menschenhand auf feste Ordnungen zurückzuführen und der rohen Naturkraft Schranken anzuweisen. Durch weise Anstalten,

Digitized by Google

die sich immer mehr ausbilden, gegen die Gewalt des Feuers, der Gewässer, des Sturms, der Seuchen und Krankheiten werde im Allgemeinen das physische Leben mehr gesichert. Vor dem verderblichen Feinde des Lebens, dem verzehrenden Kriege, sey durch die Bildung größerer Staatenkörper in Europa und Amerika Sicherheit zu hoffen. Leidenschaft, Unvernunft und Rohheit arbeiten zwar im Inneren der Staaten gegen die Fortdauer und das Wohlseyn des physischen Lebens; dahin gehören Mord, Selbstentleibung, Kindermord, Duell. Ueberhaupt aber wirke auf mittelbarem Wege die Lebensweise der civilisirten Völker gegen ein gesundes und kraftiges physisches Leben, und hier hat der Verf. tiefe Blicke in das Leben und in das Verderbliche mancher scheinbar unschuldigen Gewohnheiten und Vorkommnisse geworfen. Solche Mißverhältnisse und Auswüchse können einestheils nur durch Moralisirung des Volkes, und durch thätigen Antheil Aller an öffentlichen Angelegenheiten und geistigen, höheren Interessen, anderntheils nur durch Auswanderung und Kolonisation gehoben werden. Im Ganzen jedoch befinde sich, keineswegs das individuelle Leben, aber das Dasein des Geschlechtes in fortschreitender Veredlung, was immer zu weiteren Hoffnungen berechtige, da mit der Erfüllung dieses höheren Naturzwecks auch das fortschreitende Wohlseyn der Individuen unzertrennlich verbunden sey.

Wichtiger ist die Frage nach den Spuren der persönlichen und bürgerlichen Freyheit, die das wahre individuelle Leben, den ungestörten Gebrauch der Triebfedern und Kräfte des menschlichen Lebens und die gesetzliche Sicherstellung der individuellen Freyheit gegenüber der Freyheit Aller involvirt. Mit Bedauern muß anerkannt werden, daß von etwa 1000 Millionen Erdbewohner kaum für 500 die Rechte persönlicher Freyheit gesichert sind. In den civilisirten Staaten ist sie als Regel durch das Gesetz allen Individuen zugestanden. Leider gibt es auch, und gerade in den neuesten Zeiten, gleichsam als Nachwehen eines grossen politischen Umschwungs der Dinge manche Hemmnisse der persönlichen Freyheit der Individuen. Die Menschen werden in ihren rein persönlichen Angelegenheiten durch Glaubenszwang, wissenschaftliche Censur und andere Maasregeln des Staates bevormundet. Aber die Theorie des Personenrechts ist in unseren Tagen geläuterter und heller geworden, und, wenn auch langsam, folgt ihr die Praxis nach. — Nun folgt eine treffliche Schilderung der Sklaverey, besonders in Westindien, und den bisher zu ihrer Aufhebung gemachten Schritten, mit beherzigungswerthen Winken über das fernere Verfahren mit den noch nicht emancipirten Sklaven. Durch Vermischung aller Menschenracen und völlig gleiche Theilnahme derselben an den gesellschaftlichen Rechten und Verpflichtungen des staatsbürgerlichen Vereins werde, heißt es S. 91, ein Geschlecht hervorgehen, welches, alle in ihm zusammenfallenden Verschiedenheiten in gleichschwebender Temperatur vereinigend, den Urmenschen, dessen Typus durch klimatische Einflüsse und jahrtausendlange Abwendung in jene Racen gespalten ward, wiederherstellen werde. Hieher gehört auch die Auflösung der Leibeigenschaftsverhältnisse in den verflossenen Jahrzehnten, was der Verfasser mit gründlichen historischen Nachweisungen erörtert.

Im bürgerlichen Leben auch der civilisirten Völker findet der Verfasser manche Schranken der Freyheit, aus religiösen Begriffen und kirchlichen Institutionen, aus dem Gesetzgebungszwang zur Einschränkung des freyen Gebrauchs des Eigenthums und der Entwickelung von allerley Kräften im Volke, und aus dem fiskalischen Isolirungssysteme in den äußeren Verhältnissen der Staaten hervorgegangen. (Die neuesten Anordnungen und Uebereinkünfte Preußens über den Büchernachdruck und der Zollverband zwischen Bayern und Würtemberg sind spätere Erscheinungen, welche der geistreiche Verfasser für seine Darstellung leider noch nicht hat benutzen können.) Bey der Untersuchung dessen, was im Gebiete der politischen Freyheit und des Staatsideales unsere Zeit geleistet habe, wird die höchste Herrschergewalt in civilisirten Ländern durch das Bekenntniß des Christenthums, durch das geschriebene Gesetz und die Unabhängigkeit der Richterstelle in der Anwendung desselben, und durch die öffentliche Meynung beränzt gefunden, dadurch werde die republikanische und die monarchische Staatsverfassung gemäßigt. Der wichtigste Gewinn aber, den unsere Generation der folgenden Zeit als bleibendes Resultat ihrer politischen Fortschritte überantworten werde, sey wohl die Theorie der Repräsentativverfassung, verbunden mit der vor uns liegenden Erfahrung von ihrer Ausführbarkeit. „Am glücklichsten würde die Menschheit gedeihen, wenn es den Fortschritten der politischen Kunst gelingen sollte, die Elemente der Verfassung solchergestalt zu verbinden, daß die Vortheile jeder besonderen Form sich zu entwickeln Anlaß fänden, ohne der Harmonie des Ganzen Eintrag zu thun, oder das Gleichgewicht des Einflusses aufzuheben, ohne welches sein aus verschiedenartigen Kräften zusammengesetztes System auf die Dauer bestehen kann. Vielleicht ist Großbritanniens Konstitution diesem Ideale vor allen am nächsten gekommen.“ (S. 182.)

Der letzte und umfassendste Abschnitt des Werkes enthält eine Prüfung der bestehenden Grundsätze und Einrichtungen in Betreff der Erziehung und des Unterrichts unserm Menschengeschlechte. Aus dem ungeheuern Abstand der Kultur, da doch in körperlicher und geistiger Hinsicht alle Racen zu gleicher Vervollkommnung befähigt sind, wird mit Recht auf ein junges Alter des menschlichen Geschlechtes geschlossen. 83 Millionen nicht lesende

Digitized by Google

Menschen wohnen gegenwärtig auf der Erde nach Hassels Angabe. Der Verkehr zwischen den Völkern ist im Frieden weit allgemeiner geworden. Die noch nicht civilisirten Nationen werden der Civilisation angenähert. Unter den civilisirten hat der Verkehr eine unglaubliche Ausdehnung und Schnelligkeit durch die Schiffahrt, Dampf, Kanäle, Straßen, Posten u. s. w. erhalten. Geistige Hebel der Kultur sind geschlossene Korporationen oder freye Gesellschaften zur Beförderung wissenschaftlicher und gemeinnütziger Zwecke. Bey der näheren Betrachtung der einzelnen Stände des Volkes, unter welchen der Verfasser den Stand der Gelehrten als den regierenden obenanstellt und ihm die Regenten und die Künstler durch geistvolle Kombinationen beygesellt, bemerkt er vorzüglich das Herzudrängen derjenigen, welche zu den unteren Ständen der materiell-produktiven Arbeiter gehören, zu den höheren Klassen der bürgerlichen Gesellschaft, und sucht diese Erscheinung theils aus den Anlagen und Bedürfnissen des menschlichen Geistes, theils aus dem gedrückteren politischen Verhältniß der arbeitenden Stände herzuleiten. Wir bitten unsere Leser, in dem Werke selbst nachzusuchen, was ferner von der Erleichterung der Menschenkraft durch Erfindungen der neuesten Zeit — namentlich Gasbeleuchtung, Dampfmaschinen und Eisenbahnen — und von dem dadurch nothwendig bedingten Umschwung der äußeren Verhältnisse des Lebens und ganzer Stände gesagt, und wie mit der Leichtigkeit aller Hervorbringungen durch unzählige mechanische Hülfsmittel eine gleichmäßigere Gütervertheilung auf Erden für künftige Geschlechter vorherverkündigt wird. Der präponderirende Einfluß des Handelsstandes im politischen Leben, wird weiter behauptet und zu erweisen gesucht, habe nun wohl seinen Kulminationspunkt erreicht. Der Krieg und mit ihm die Hauptbeschäftigung und der Hauptcharakter des Adels müsse durch die Grundsätze der neuesten Politik immer seltener werden, durch Herabsetzung und Auflösung der alsdann unnützen, stehenden Heere würde der innere Wohlstand der Staaten gewinnen. Die Grundsätze des geistlichen Standes, seine nachtheiligen Seiten, die Verwirrung des rechtswissenschaftlichen Studiums, und die Kostbarkeit der juridischen Praxis für das Volk, die Extreme der neuesten Naturforschung und Arzneykunde sind treffend und klar aus einander gesezt. Die Stellung der Fürsten, ihre gesteigerten Obliegenheiten und Geschäfte fordern höhere Bildung und reihen sie an den Stand der Gelehrten an. Der Künstler aber wandle frey und selig auf der Menschheit Höhen, „sie, die eigentlichen Genies, herrschen, wie die Könige in der äußeren, so in der inneren Welt des Gemüthes und sollen das menschliche Leben zu einem geistigen und sittlichen Daseyn vollenden.“ Nun werden die Verhältnisse des weiblichen Geschlechtes, die Gewohnheiten und Sitten der neueren Zeit im Verhältnisse zu den früheren gewürdiget und das Ganze mit einem frohen Rückblick auf die im ganzen großen Leben der Menschheit gewonnenen, physischen, intellektuellen, socialen und politischen Fortschritte und mit der Hoffnung schönerer Zukunft beschlossen.

Mit der vorliegenden Darstellung des Inhalts obiger Schrift ist auch ihr Geist und ihre Tendenz angegeben, und bedarf es hiezu keiner weiteren Erklärung. Wir erlauben uns nur noch einige wenige Bemerkungen. Die Hoffnungen, die der Verfasser, aus dem mit der möglichsten Treue aufgefaßten physischen, socialen und politischen Zustande der Menschheit für ihre künftigen Entwickelungen schöpft, sind in so fern allerdings keine chimärische zu nennen, als er erwartet, erst durch manche gefahrvolle Durchgangspunkte werde die Menschheit dem gehofften Ziele sich anzunähern im Stande seyn. Nicht unparteyisch genug aber schien es uns, daß die Schattenseiten des gegenwärtigen Lebens, der demoralisirte Zustand und die Herrschaft irreligiöser und immoralischer Grundsätze, eine Betäubung der Vernunft, des Glaubens und des Gewissens, in einzelnen Staaten namentlich und besonders in großen Städten nicht, wie es hätte geschehen sollen, hervorgehoben sind. So fehlten gleichfalls die Fortschritte, welche in den jüngsten Decennien das Unterrichts- und Erziehungswesen unter dem Volke, wie bey den höheren Ständen, genommen hat. Es ist dem Zustande des weiblichen Geschlechtes wohl ein zu kurzer Raum gewidmet, und die tiefere Quelle der veredelten häuslichen Verhältnisse und weiblicher Tugend im Christenthum und für Deutschland namentlich in der Reformation übersehen. Auch finden wir keine Schilderung des Familienlebens und der häuslichen Erziehung. Die neuesten Bewegungen und Fortschritte des kirchlichen Lebens und kirchlicher Selbstständigkeit der Völker, wie sie in den lezten Zeiten die Geschichte Deutschlands bezeugt, sind übergangen, während des heiligen Jahres und der mit ihm verbundenen Rückschritte des geistigen und sittlichen Lebens in den Völkern gedacht ist.

Besonders mögen von den schriftstellernden Damen die von dem geistreichen und erfahrenen Herrn v. Schmidt-Phiseldeck in Betreff ihrer öffentlichen ästhetischen Thätigkeit geäußerten Worte gelesen und beherzigt werden. Ueberhaupt aber verweisen wir jeden denkenden Freund der Geschichte und der Menschheit auf die vorliegende interessante Schrift, die sich eben so durch ihre kräftige, edle und gewandte Sprache und Darstellung, wie durch ihren wichtigen Inhalt und ihr vortreffliches Räsonnement empfiehlt. Er wird für die Behauptungen des Verfassers am Schlusse der Schrift eine große Reihe historischer, geographischer und statistischer Belege vorfinden, die

Digitized by Google

aufs Unzweideutigſte des Schriftſtellers gründliche Gelehrſamkeit und umfaſſende Weltkenntniß beurkunden.

Dichtkunſt.

Chorlieder zu chriſtlichen Volksgeſängen. Ein Verſuch von F. H. v. Weſſenberg. Conſtanz, bey W. Wallis. 1828. 47 S. 8.

Früher ſchon hatte der vielverdiente Verfaſſer in ſeinen „Liedern und Hymnen“ und im Geſangbuche für das Bisthum Conſtanz Verſuche in der Liederform gemacht, die mit ſtrophiſch wiederkehrenden Terſtellen, worin der Geiſt und Kern des Ganzen mit Nachdruck ſich kund gibt, am geeignetesten erſcheint, um einem vielſtimmigen Chorgeſang zum Träger und Vehikel zu dienen. Er hat, und Niemand wird ihm leicht zu widerſprechen verſucht ſeyn, in dem Volksgeſang, vorzüglich dem religiöſen, ein wirkſames Förderungsmittel der geiſtigen und gemüthlichen Veredlung des Volkes erkannt, und in den Volkschören, wie ſie zumal in manchen ſchweizeriſchen Sangvereinen durch Hans Georg Nägelis Verdienſt neuerlich verwirklicht wurden, ſieht er die hehere Stufe des Volksgeſanges erreicht, wozu hundert und mehrere hundert Stimmen ſich vereinigen. „Auf welch hohen Grad von Vollendung (ſo drückt der fromme Dichter ſich aus), zu welcher Fülle von herzbewegender Kraft könnte der deutſche Geſang, deſſen Einführung jetzt auch im katholiſchen Deutſchland immer mehr Ausbreitung erhält, ſich nicht erheben, wenn er ein volksthümlicher, feyerlicher Chorgeſang würde, an welchem wenigſtens der größere und beſſere Theil der Chriſtengemeinden Theil nähme? Wie ungemein müßte dadurch die Feyerlichkeit und der Eindruck kirchlicher Handlungen gewinnen! Wie ſehr müßte der fromme Sinn belebt, wie ſehr die Andacht gehoben und unterhalten werden.“ — Probelieder ſollten die zwey und zwanzig Stücke der vorliegenden Sammlung ſeyn, um die öffentliche Meynung zu befragen. Sollte daſſelbe, woran ſich kaum zweifeln läßt, das Verlangen nach eigentlichen, durch edle Einfalt das Gemüth ergreifenden Volkschor-Melodien ausſprechen, ſo würde der unermüdliche Beförderer des Guten und Schönen darin eine Aufforderung für Veranſtaltung eines zweckmäßigen, billige Wünſche befriedigenden Choralbuchs für den Kirchengeſang erblicken. Wir wollen eines von den Probeliedern herſetzen.

Ermunterung des Chriſten.

Durch Kampf zum Sieg!
Auf Erden iſt kein Frieden,
Wo droht, wo lauert nicht die böſe Luſt?
Den ärgſten Feind verhüllt die eigne Bruſt.
Drum laſſet uns im Kampfe nie ermüden!

Durch Kampf zum Sieg!
Die Selbſtſucht ruhet nimmer,
Dem Tiger gleichet dieſer arge Feind,
Geführlicher, wenn er zu ſchlummern ſcheint.
Drum wieg' uns nie in Schlaf des Friedens Schimmer!

Durch Kampf zum Sieg!
Kämpft, mahnt die Tugend, kämpfet!
Zur Ruhe lockt der Sünde Lügenmund.
Wer je dem Locken traute, ging zu Grund.
Durch Kampf nur wird der Sünde Macht gedämpfet.

Durch Kampf zum Sieg!
Zum Kampfe ruft die Wahrheit.
Mit Friedensworten täuſcht der Lüge Liſt.
Im offnen Kampf beſiegt ſie der Chriſt.
Kampf hob das Chriſtenthum zur Sonnenklarheit.

Durch Kampf zum Sieg!
Wir folgen Gottes Sohne.
Im Kampf mit Sünd und Tod ging Er voraus.
Als Sieger brach Er glorreich uns die Bahn.
Einſt ſchmücket Er den Kämpfer mit der Krone!

Was der edle Verfaſſer für des Kirchenchorgeſanges Vervollkommnung geleiſtet hat und zu leiſten fortfährt, das wird in der Reihe ſeiner bleibenden Verdienſte ſeines der kleinern ſeyn. Wer von Allen, die dem Glauben an das Höhere und Beſſere nicht fremde ſind und die Hoffnung auf Unſterblichkeit und Wiederſehen im Buſen tragen, fühlt ſich nicht gehoben und begeiſtert, wenn feyerlich ein wohl eingerichteter Kirchengeſang die heiligen Mauern erfüllt, den leicht und oft unherſchweifenden Geiſt an Ideen und Vorſtellungen feſſelt, die mit innigſter Andacht nahe verwandt, Entſchlüſſe aufregen und feſtſetzen können, deren Ausführung und Erfolg eine ganze ſegenreiche Zukunft umfaßt und begründet.

N°. 104.

Literatur-Blatt.

Freytag, den 26. December 1828.

Reiseliteratur.

Précis de la géographie universelle, sur un plan nouveau, par M. Malte-Brun (?). T. VII. Allemagne. Suisse. Italie. Paris, chez Aimé André. 1828.

Resumé géographique de la Grèce et de la Turquie d'Europe, par M. C. A. M. Paris chez Dupont. 1826.

Voyage en Grèce, par Schak. Paris, chez Didot, 1827.

Von 42 Grad 23 Minuten nördlicher Breite bis 51° 3′, von 12 Grad 21 Minuten östlicher Länge bis 26° 3′, auf 151,000 französischen Quadratmeilen mit 32 Millionen Bewohnern, Picards, Normannen, Flammändern, Wallonen, Champagnern, Lothringern, Provenzalen, Gascognern, Bretagnern, Basken u. s. w., kurz im ganzen schönen, volkreichen, occidentalen Frankreich, dem Vaterlande d'Anville's, lebt gegenwärtig meines Bedünkens kein Geograph im umfassenden Sinne des Worts.

Aus keinem Lande, mit Ausnahme Englands, kömmt so viel geographischer Vorrath nach Deutschland, als aus Frankreich; aber von Deutschen verarbeitet kömmt er zurück, und selbst die französischen neuern Geographieen von Frankreich sind nichts anders als Bearbeitungen der deutschen Hülfsbücher.

Mit Talma starb in Frankreich das tragische Spiel aus, mit Malte-Brun die Erdkunde. In dem sechsten Bande seines Précis bewunderte man noch die geistreiche Behandlung, welche Malte-Brun, durch Privatverhältnisse vom tiefen Studium gar sehr abgehalten, in seine Wissenschaft brachte, und wenn auch die abenteuerlichen Zonen, in welche er Europa theilte, und einiges andere mit Recht den Gelehrten auffiel; wenn selbst er unsere deutschen Hülfsbücher abschrieb, so wählte er doch mit Takt und theilte originelle Ansichten mit.

Der siebente Theil: Deutschland, die Schweiz, Italien, ist nicht von Malte-Brun, mit Ausnahme des ersten Bogen. Der Titel sagt es nicht, und klüglich hat der Theil keine Vorrede. Es geradezu herauszusagen, wäre ja dem Interesse des Hrn. Aimé André zuwider gewesen. Der Name des wirklichen Verfassers thut nichts zur Sache, denn er hat keinen Namen und gewinnt keinen durch das vorliegende Buch. Malte-Brun's Familie lebt in ziemlicher Dürftigkeit, aber durch eine solche Fortsetzung, wie dieser siebente Theil ist, kann ihr nicht genützt werden, und besonders leidet dabey der Ruf des seligen Malte-Brun's.

Aber mehrere der besten französischen Zeitschriften haben das Lob dieses siebenten Theiles verkündet, und wäre es nicht das Wohl der Wissenschaft, würde mich schon die Achtung für Malte-Brun's Verdienst bewegen, seine Manen durch einige Worte über dies vorgebliche opus posthumum zu rechtfertigen. Man wird mir zugleich erlauben, einige Urtheile des Fortsetzers hervorzuheben, welche ich billige; es fehlt diesem nicht an Einsicht, nur an Forschung, und vielleicht an Kenntniß der deutschen Sprache.

Man sollte denken, Herr H. habe sich die Mühe genommen, durch Deutschland zu reisen, um diesen 793 Seiten langen Band zu schreiben. „Welchen Eindruck," fragt er sich, „macht Deutschland auf den Beobachter „qui la traverse dans tous les sens und welcher unparteyisch urtheilt?" Zur Beantwortung dieser Frage benutzte er die „Briefe eines in Deutschland (Deutschland) reisenden Deutschen", aber er benutzte sie nicht gut. Er vermehrt unsre Fürstenthümer bis auf 42; ist so gütig alle Deutschen von Frohnen zu befreyen; schildert den Norddeutschen auf folgende Weise: „Er nährt sich mit „Kartoffeln, Butter und Käse, neyt seinen Gaumen mit „Bier und Branntwein." Er redet viel von unserer Gymnastik; meint, unser geselliges Leben gewähre wenig Vergnügen; läßt unsre Studenten an Festtagen im Chor des chants consacrés à la gloire de la divinité singen; schenkt Oestreich sieben Linienschiffe; läßt Deutschland mit Indegriff Oestreichs (welchem er nur 250,000 Mann

Digitized by Google

Truppen gönnt) im Ganzen sich mit 500,000 Soldaten begnügen, u. s. w. Aber er ist manchmal unparteiisch, zuweilen wahr. Unsre Schulen, gibt er zu, sind besser als die französischen, und das muß wirklich selbst der Neid zugestehen, denn die Hälfte der Franzosen kann nicht lesen und ihre früheren Kammern hatten dem Elementar-Unterricht nur 50,000 Franken jährlich gegönnt. Großes Gewicht hingegen lege ich auf folgende Bemerkung; sie gehört zu den Thatsachen, welche zu wiederholen nicht schadet, wiewohl sie jedermann kennt:

„Deutschland hat leider nicht einen einzigen Kriegs-„hafen; es fehlt ihm an Kanälen, besonders im Süden; „aber wenn es seine Schuld getilgt haben wird, wenn „sein Repräsentativ-System auf besseren Grundlagen ruhen, „wenn es eine Marine besitzen, wenn sein Binnenhandel „weniger durch Duanen gehindert seyn wird, wenn seine „Maaße und Münzen ein gleichförmiges System anneh-„men, wenn Einheit seine Völker verbindet, so wird es „blühend werden im Innern, geachtet im Auslande.“ (S. 521.) Ja der Verfasser glaubt: „dies große Volk „der Deutschen würde Europa beherrschen, wenn es eins wäre.“ (S. 36.)

Wie kömmt es nun, daß ein so richtig sehender Mann, welcher die großen Zwecke, die er in seinen Studien vor Augen hat, dadurch an den Tag legt, daß er darauf ausgeht, den Beyfall von Goethe, Humboldt und Ritter zu erlangen, — welchen vielleicht selbst Malte-Brun's Leistungen nicht immer verdienten, — wie kömmt es, daß Herr H. diesen Beyfall nicht durch große Genauigkeit zu erlangen sich beeiferte? Wozu überraschte er seine deutschen Freunde in Paris urplötzlich mit dem starken Bande, und ließ sie nicht die Druckbogen durchlesen? Ich muß zugeben, dies Deutschland ist das beste geographische Buch über unser Vaterland, welches Frankreich besitzt: aber dies gereicht ihm nicht zum Lobe, sondern den andern zum Tadel. Wer lange von Deutschland abwesend ist, und das Buch liest, glaubt, es habe sich fast alles verändert, und am Ende sieht er, daß der Verfasser aus alten Quellen schöpft, die er oft mißversteht, und es hat sich ja in Deutschland im gegenwärtigen Jahrhundert Gottlob! und Leider! so vieles mannichfaltig geändert.

Ich frage, denn ich bin nicht in Deutschland, ob die Giustinianische Sammlung im königlichen Pallaste zu Berlin ist? wo die italienische Oper in Berlin zu finden? frage sogar, ob Fremde in Berlin gratis ins Theater gehen? weiß nicht, ob die dortigen Kirchen meistentheils Denkmäler der Baukunst ersten Rangs sind. Nur zu viele Einzelheiten dieser Stadt sind aufgezählt, warum nicht i. J. 1828 die Bildsäule Blücher's, Bülow's u. a.? Ist der Lustgarten zu Berlin eine prachtige Straße mit sechs Reihen Linden, 1000 Fuß lang, 160 breit, mit einer 50 Fuß breiten Haupt-Allee, und seit wenn heißt diese Straße nicht mehr „die Linden“?

Einige Schriftsteller, sagt der Verfasser, haben vorgegeben (prétendus), daß die Römer Mainz mit dem Namen Mogontiacum bezeichneten. Wahrscheinlich hat er einen Grund zu zweifeln; aber was ist dies für ein Grund?

Ihn dünkt, Bayern sey der deutsche Staat, welcher sich am wenigsten beschäftige, seine Volkszahl zu wissen. Er kennt nämlich blos die Zählung von 1822, nicht die neuste, und nicht die Berechnung von 1818, welche selbst Hassel anführt, auf den er sich beruft. Er weiß ganz genau, daß München 1920 Fuß über der Meeresfläche liegt. Sollte der bescheidene Verfasser hiermit das Resultat einer eignen genauen Berechnung ausgesprochen haben? Nein. Eine deutsche und nicht sehr sichere Angabe setzt München 1922 Fuß über das Meer. Das 6 wird zum 9. Auf 2 Fuß kömmt es nicht an, auf den Unterschied des deutschen und des pariser Fußes auch nicht.

Fünf Seiten über Frankfurt am Mayn zu schreiben, und des hohen Thurms nicht zu erwähnen, das heißt nach Rom gehen, und den Papst nicht sehen. Der Verfasser behauptet, Hassel gebe die Bevölkerung von Frankfurt und seinem Gebiet zu 52,000 Seelen an, aber Hassel nimmt schon 1822 als das geringste 60,000 an, und seitdem hat sich die Stadt nicht entvölkert, sonst nähme man dort keine Maßregeln zur Anlage neuer Stadttheile und — gegen die Zunahme der Bevölkerung. Glücklicherweise ist auch das Resultat des französischen Geographen 60,000, und dies ist desto sicherer, als es das Mittel ist zwischen den Schätzungen von Hassel und Stein. Aber die Stadt enthält ihm zufolge nur etwas über 45,000, und ich appellire gegen diese Annahme an den Kasten zu Frankfurt am Mayn. Diese Stadt ist nach H. nicht schön, wiewohl sie mehrere schöne „Pallaste hat;“ nun kenne ich zwar nur einen in der Stadt, aber der Verfasser rechnet auch das deutsche Haus zum eigentlichen Frankfurt, nicht zu Sachsenhausen, und bey Gelegenheit dieser Vorstadt übersieht er schlecht aus dem Deutschen: Le faubourg conserve encore dans son nom de Saxenhausen le souvenir d'un lieu qu'habitait une partie de ce peuple. Hier liegt offenbar eine Ungenauigkeit im deutschen Styl zu Grunde, aber die Franzosen verstehen kaum einen solchen Satz. Ein besonderes Kapitel widmet der Verf. dem Wollgraben (Wallgraben?), und um dessen Wichtigkeit recht sehr hervorzuheben, setzt er seinen Namen an den Rand (S. 411) und in die Inhaltsanzeige; der Wollgraben, prophezeiht er, wird einst der wichtigste Theil der Stadt werden. Er rühmt, daß Frankfurt viel für Kunst und Wissenschaft thue; darin sey es von Hamburg verschieden. Er kennt drey Gymnasien in Frank-

Digitized by Google

furt, ich kenne deren nur zwey; auch spricht er von der dortigen medizinischen Universität. Die Frankfurter Bibliothek „enthält mehr als 100,000 Bände“ (?), der Göttinger gönnt er auch mehr als 200,000 (!). „Wer „in Frankfurt zum Deputirten erwählt ist, ne peut refuser la candidature.“

Ueber Frankfurt macht er aber auch folgende Bemerkung, wovon ein Theil, den ich mit einem Fragezeichen versehe, nicht mehr richtig ist. „Man erstaunt, daß, wie „in Hamburg, im neunzehnten Jahrhundert eine aus „weisen und aufgeklärten Männern bestehende Regierung „in Bezug auf die Juden Ausschliessungen erneuere, welche an die Unwissenheit und den Aberglauben des Mittelalters erinnern. Sollte auch Gewerbsneid die Ursache „seyn, daß die Frankfurter Notabien ersonnen haben, den „Israeliten die vollständige Ausübung der Bürgerrechte „zu verweigern, so ist doch diese eben so ungerechte als „unpolitische Maßregel, wenn sie auch aus Begünstigung „der größeren Anzahl genommen zu seyn scheint, darum „nicht weniger außerordentlich. Wie dem auch sey, ein „besonderer Stadttheil ist der jüdischen Bevölkerung allein „angewiesen (?); sie darf mehrere Gewerbe lernen und „betreiben; was man aber Mühe haben wird zu glauben, „durch einen Beschluß vom Jahre achtzehn hundert und „siebzehn gewährt die Regierung den Israeliten nur fünfzehn Heirathen jährlich.“

Dem Verfasser dünkt diese Thatsache so unglaublich, daß er sich auf Stein's Geographie beruft. Ich selbst habe sie mehreren Franzosen erzählt, aber sie fragten mich, ob ich mich nicht irre? Und als ich ihnen die Wahrheit bewies, fragten sie weiter, warum die Frankfurter Israeliten keine Petition machten? Man sieht, die Franzosen beurtheilen alle Länder nach ihrem eigenen. Die Bemerkung aber gehört einem literarischen Blatte an; Sittengeschichte und Statistik gehören der Literatur; und in den Städten, wo gegen die wichtigsten Worte der Genesis (ich glaube: bru urewn!) gefehlt wird, entsteht entweder Sittenverderbniß oder Entvölkerung.

Ich komme nicht auf die unzähligen Fehler des vorliegenden Bandes zurück. Wenn ich von Italien redete, wären meine Vorwürfe noch gegründeter. Denn hier standen dem Verfasser treffliche französische Quellen zu Gebote, zumal in Bezug auf Kunst. Aber anstatt die Werke von Mazois zu studiren, schreibt er das oberflächliche Reisebuch von Simond ab, und dessen Angaben verlieren noch dadurch, daß er in seiner voriges Jahr erschienenen Schrift Italien schildert, wie es vor zehn Jahren war oder ihm erschien; seine Angaben kommen nun in den geographischen Abriß von 1828, und diese Nachlässigkeit ist sogar dadurch nicht zu entschuldigen, daß Italien ziemlich stationnär ist.

Ganz anders als stationnär erscheint uns Griechenland, und wie Alles, was sich auf dieses Land bezieht, wurde auch das Büchlein Resumé géographique de la Grèce (et de la Turquie d'Europe) in Frankreich mit Interesse aufgenommen. Es ist von einem Griechen verfaßt, der sich G. A. M. nennt, und schweifte nicht der Verfasser aus Gefälligkeit für seinen Beschützer zuweilen ins Gebiet der naturwissenschaftlichen Hypothesen ab, so wäre sein Büchlein noch würdiger gelesen zu werden. Wie es sich mit den dardanischen, dellenischen, thracischen, cimmerischen Gebirgssystemen verhält, das müssen erst die Messungen nachweisen, und jedes System, welches keine genaue Grundlagen hat, ist gewagt. Im Gebiete der schönen Literatur kann ein gewagtes, selbst unrichtiges System wenigstens geistreich seyn: in reellen Wissenschaften sucht man nicht geistreiche Worte, sondern Genauigkeit. Aber die Beschreibung von Morea und dem übrigen Griechenland enthält so viel Genaues, als Pouqueville (franz. Konsul) erfahren konnte, und viele Zusätze von G. A. M. Diese Beschreibung theilt mehr nicht allgemein Bekanntes mit, als seine Geschichte der Griechen und Türken, aber freylich paßt sie nur auf Griechenland, wie es vor dem Befreyungskriege war. Die Bevölkerung ist nicht dieselbe geblieben; Befestigungen sind geschleift, andere verstärkt worden, und wer könnte sagen, wie viele von den zahlreichen Flecken Morea's, deren Bevölkerung, Gewerbsfleiß u. s. w. das vorliegende Buch schildert, wiedergefunden werden?

Einigen Aufschluß über diese Frage gibt schon die im vorigen Jahr bey Didot erschienene Reise von Schaf, Studios. Juris. Er war vom Herzog von Choiseul nach Griechenland geschickt worden, und ist so eben, wie es scheint mit Begünstigung der französischen Regierung, wiederum dahin abgereist. Die Schilderung von den Leiden Morea's, welche er zurückbrachte, trägt das Gepräge der Wahrheit. Die Unbequemlichkeiten des dortigen Aufenthalts ertrug er als Freund der Griechen, ohne sich in Verunmdungen gegen dieselben einzulassen. Aber den Parnaß bestieg er umsonst, denn er maß seine Höhe nicht, und seine Epistel an den Herzog von Choiseul ist nicht sehr dichterisch, (C'est en vain qu'au Parnasse...) Für Kompendienschreiber muß sein Buch ein Gräuel seyn; es gewährt nur eine rührende Unterhaltung.

Lyrische Dichtkunst.

Neuere Gedichte von Manfred. Auch unter dem Titel: Romanzen, Lieder und Sonette von Manfred. Zweytes Bändchen. Prag, bey Kronberger und Weber. 1828. 16. 138 S.

Die Liederstimmen, die wir seit einigen Jahren aus Oestreich und insbesondere aus Böhmen vernehmen, zeich-

Digitized by Google

nen sich durch ungekünstelte Klänge aus, die aus warmer Brust kommen. Leben und leben lassen, dieser Grundsatz und Grundcharakter des fröhlichen und gutmüthigen Wiens, scheint von der Hauptstadt aus nach allen Seiten der großen Monarchie sich zu verbreiten und findet in den Herzen der Landesdichter einen lauten und innigen Wiederklang. Zufriedenheit mit der Welt, kindliche Freude an allem Schönen, treuherziges Anschliessen an alles Gute, Händedrücke rechts und links, vor allem aber eine recht laute und herzliche Freude über die eigene Liedergabe, an der sie sich wie am Sonnenstrahle des jungen Frühlings wärmen: diese guten, dichterischen Eigenschaften zeichnen fast alle Ergiessungen jener Lyriker aus. Gewiß, zu ihnen dringt nicht sobald jener oft erkünstelte Humor unsrer jungen nordischen Dichter, der sich, um poetisch zu seyn, erst in Feindschaft mit dem geselligen Leben, am Ende mit allen Mitmenschen, setzen zu müssen glaubt, und der zulezt handwerksmäßig getrieben wird.

Von jener natürlichen Wärme sind auch Herrn Manfreds Gedichte belebt; seine Liebeslieder, seine Trinklieder, besonders seine Lieder, die das Lied selbst besingen, geben Zeugniß davon. Leicht und von der Brust weg jubelt er, im „Lohn des Liedes." S. 72. O Lied —

Du bist der Seele Wiederhall,
Der in der Welt verklingt,
Du bist des Herzens Nachtigall,
Die liebend klingt und singt;
Du bist die Rede, die ich red',
Wenn es zu Menschen gilt,
Bist das Gebet mir, das ich bet',
Wenn Heil'ges mich erfüllt.

Du bist mein Land, du bist mein Reich,
Du bist mein goldner Thron,
Du bist der grüne Lorberzweig,
Die diamantne Kron',
Du bist mein fallenreiches Kleid,
Das üppig mich umfließt,
Dran Demant sich an Demant reiht,
Und Perl' an Perl' sich schließt.

— — — — —

Du hast das Auge mir gewandt
Nach oben sternenwärts,
Du hast mich liebend festgebannt
Aus liebe Menschenherz;
Du hast mir aufgeschlagen ganz
Das große Weltenbuch,
Und mir gezeigt im Sternenglanz
Den hohen Gottesspruch.

— — — — —

Du hast mir Menschen stets gezeigt,
Die mich und dich verstehn,
Und Augen, die im Schmerze feucht
Und hell in Freuden sehn;
Augen hast du auf mich gelenkt,
Draus eine ganze Welt
Von Lied' sich auf mich niedersenkt
Und mich umschlungen hält. U. s. w.

Eben so warm ist gesungen Uebermuth S. 21, Trinklied S. 24, Aufruf S. 10, der Dichter S. 135; manche von den Liebesliedern S. 31 ff. Die Badelieder S. 109; besonders aber Mein Herz S. 95, aus dem nur Mangel an Raum uns abhält Proben mitzutheilen. Freylich hat auch diese Natürlichkeit ihre Klippen, und wenn man jenen Kunst- und etwas absichtsvollen Dichtern etwas von solcher Natur wünschen möchte, so käme diesen Naturkindern oft etwas von jener künstlerischen Besonnenheit recht zu gute. Wenn namentlich nicht ein strenger Geschmack den Strom so vieler redlicher Gefühle in Schranken hält, so kehren die berüchtigten Musen und Grazien der flachen Mark wohl gar auch im böhmischen Gebirge ein. Dies ist zwar nie in ganzen Liedern Herrn Manfreds, doch aber in manchen einzelnen Versen der Fall, die vor lauter Natürlichkeit platt und alltäglich werden. Neben diesem Fehler herrscht sonderbarerweise hier und da der entgegengesezte: nämlich, mitten zwischen die unmittelbare Sprache des Herzens schleicht sich etwas Schwulst und Manier störend ein, besonders wo des Dichters Affekt die Größe irrig im Excesse der Bildersprache oder in der Verschärfung durch allzu kräftige Beywörter sucht. Oder ist dies nicht in folgenden Stellen der Fall? S. 7 heißt die Poesie ein Wunderbaum,

An dessen grünen, rauschenden
Gezweigen alle Lauschenden
Wie Absalon, bleiben gefangen
Mit dem Haar der Gedanken hangen.

Im (sonst poetischen) Uebermuthe singt Herr M. (S. 21.)

Mein Blut ist heiß, mein Auge hell
Und überstark mein Arm,
Hinein zum glühen Lebensquell,
Daß ich darin erwarm.

Gegen die prosaische Herzlichkeit möchte schon eine größere Aufmerksamkeit auf den viel zu bequem behandelten Reim den Verfasser schützen. Wie ein pünktlich und recht angezogener Mann sich schon dadurch in Gesellschaft unbewußt, bestimmt fühlen wird, sich angemessener zu betragen, als der, welcher sich im Negligé unter die Menschen begibt, so hütet eine strenge Form in der Poesie von selbst vor gemeinen Gedanken und Wendungen. Gegen den andern Geschmacksfehler aber, gegen Schwulst und Manier gibt es kein besseres Mittel als das Studium solcher Muster, die von jener Untugend ganz frey sind.

Wir sind von Herrn Manfred ebenso überzeugt, daß er diese Bemerkungen uns nicht verargen, wie, daß er sie für die Zukunft unnütz machen wird; beydes um seines Talentes willen.

Digitized by Google

Nº. 105.

Literatur-Blatt.

Dienstag, den 30. December 1828.

Altfranzösische Literatur.

Les Contes du gay sçavoir. Ballades, Fabliaux et traditions du moyen âge, publiés par Ferd. Langlés et ornés de Vignettes et Fleurons, imités des Manuscrits originaux par Bonington et Monnier. Imprimé par Firmin Didot. 1828. pp. 146. Gloss. et notes pp. 48. 8.

Herausgeber und Verleger dieses Prachtwerkes scheinen dasselbe zunächst für die reiche und elegante Welt bestimmt zu haben: der erstere nimmt auf die Forderungen der Sprachkundigen und Literatoren in den Noten und dem Glossar, und der letztere auf die gewöhnlich etwas beschränkten Mittel derselben in seinem Preise (20 Fr.) durchaus keine Rücksicht. Wir gestehen, daß der Druck (gothische Lettern) der berühmten Officin sehr viel Ehre macht, und daß die Vignetten und Initialen mit einer Sorgfalt und Pracht gearbeitet und ausgeführt sind, die nichts zu wünschen übrig läßt; aber warum sagt uns der Herausgeber nicht, wie er zu dieser Handschrift gekommen ist? ob die einzelnen Stücke zerstreut gefunden worden, oder ein Ganzes bildeten? und was er an der Sprache geändert hat? (denn einige Spuren von Modernisirung lassen sich nachweisen), der Text schließt mit folgendem

Advertissamont au Lecteur.

Madame de Berry ce livret fi parfaire
L'an mil quatre cent trente neuf,
En Janvier, lors qu'on veit la terre
Par les champs plus blenche qu'un oeuf.

Hiernach scheint es, als sey die Sammlung, wie wir sie vor uns sehen, durch die Herzogin von Berry (wahrscheinlich Johanna von Boulogne, Gemahlin des Herzogs Johann von Berry) veranlaßt worden; über die Zeit der Abfassung des größeren Theils dieser „Contes du gay sçavoir" läßt sich weniger Zweifel hegen; sie gehören offenbar der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts an.

Die erste Erzählung ist einfach und edel gehalten; sie führt den Titel: De la Dame de le belle Segesse. Karl von Navarra, le Mauvais genannt, hielt Christine (die Dame de la belle Sagesse) die Tochter eines von ihm erschlagenen Barons gefangen, da sie sich seinen schnöden Absichten nicht fügen wollte; von dem Bischof von Evreux gedrängt, die Dame zu befreyen, will er das Urtheil Gott anheim geben; er schreibt ein Turnier aus, die Schranken sind geöffnet, es erscheint kein Kämpfer für Christine. Schon triumphirt Karl, da zeigt sich ein Ritter mit verschlossenem Visier, er reitet in die Schranken und ruft:

-Seis-tu contra qui tu vas rompre le fer?
„Que m'importe?"
Et si c'étoit un vassal? ...
„Je lui ferois mettre la genou en terre, at le litrerois à mes hommes d'armes pour le chétier."
Tu as prononcé ta sentence. Regarde at vois ce que dois faire...

Er hebt das Visier, das ganze Volk ruft: Le roi! Noël! Noël! und die Barone: A genoux! à genoux devant votre Suzerain! Christine wird frey gegeben und der König reitet mit seinem Gefolge von dannen. Auffallend ist in dieser Erzählung, die doch in der Oil- oder Oui-Sprache geschrieben ist, folgende Stelle im Munde eines Sängers von der Insel Cyperu: auf des Königs Frage, wie es ihm in Frankreich gefalle, erwiedert er: Y suis venu pour veir les Troubedours, au midi de ces contrées; les ei vus, et la suavité de leurs discours m'e ancheine aupres d'eux; me veix à qossi oublié les mois de sa patrie pour se former à ceux de l'éirenger. Plus tard désir m'a pris de me rapprochor des Trouvères des faloises humides de la Naustrie et des vels brumaux de l'Armerique; car peuvent déje chanter les peroles dorées de la langue d'Oc, voulus encore accoutumer men gosier aux mots do fer de la langue d'Oyl.

Die zweyte Erzählung ist überschrieben: Du Sacristain de Saint Angedesume. Da sie charakteristisch und eine der kürzern ist, wollen wir sie in der Uebersetzung mittheilen.

Reich war der Schatzmeister der Goldschmied-Zunft, Guillaume, — reich wie das Meer. Seine Speicher ent-

Digitized by Google

hielten Frucht und Korn genug, um ein Jahr lang alle Ratten in dem Bezirk von Provins zu erfreuen; zwanzig Roſſe ſtampften den Boden ſeines Stalles, und ſelbſt ſeine Leute aſſen dreymal des Monats Fleiſch. Er leiſtete jeden Samſtag, den Gott kommen ließ, Zahlung im voraus, und hatte oft die Fahne der drey Zünfte von Provins als Unterpfand. So oft er durch Straßen und Gaſſen ging, mit ſeiner halb ſchwarzen, halb braunen Kappe auf dem Kopfe, ſteckten alle kleine Kinder die Köpfe aus den Thüren und ſagten: Gott ſchütz Euch, Meiſter Guillaume!

Als aber der König Johann (dem Gott helfe!) durch den Klang der Trompete verkünden ließ, daß die Silber-Maillen, welche acht Tourer Heller galten, auf zwey Obole herabgeſezt ſeyen, änderte ſich Guillaume's Glück; der Schirmvogt von Brienne gab ihm keinen Weißpfennig für die ſechstauſend Goldthaler, die er ihm geliehen hatte, nicht aus böſem Willen, ſondern weil der Oberrichter von Soiſſons den armen Bannerherrn vor der Verfallzeit hängen ließ. Es blieben ihm noch zweytauſend Schaafe; fünfhundert rafften die Pocken weg, und der andern bemächtigten ſich die Herrn Buſchklepper, die dann, zu ihrer Luſt, noch ſeine zwey Mühlen verbrannten, ſo daß Guillaume eines Abends vor dem Nachtgebete zu ſeiner Frau Gizele ſagte: Frau! wir ſind zu Grund gerichtet!... und dann erklärte er ihr, wie er und die Seinigen das Haus verlaſſen müßten, wenn er nicht hundert Goldthaler bekommen könne.

Wir ſind zu Grund gerichtet!... Dieſe Worte klangen die ganze Nacht, wie eine Todtenglocke, vor den Ohren der armen Gizele; ſie ſah ſich ſchon in Lumpen gekleidet und die Hand ausſtrecken gegen die Frau des erſten Schöffen, die, in Marderpelz gekleidet und eine Goldkette tragend, ſchwerer als die Kinnkette eines Streitroſſes, ihr mit Verachtung ein Stück ſchwarzes Brod hinwarf. Dann ſah ſie Guillaume auf einem Bund Stroh ſitzen und in die grüne Kappe der Bankerottirer gehüllt!

Die Frühmette, welche in der Kirche von St. Augadresme angeläutet wurde, fand Gizele in dieſen Gedanken. Sie nahm ihren Mantel, ihren Roſenkranz und ging in die Abtey.

Der Sakriſtan nun, ein hübſcher Mönch in der That, munter und fein und ſtets ſauber um das Kinn, war der Frau ſeit langer Zeit hold. Als ſie träumend in die Kirche trat, ſchwoll des Herrn Sakriſtans Bruſt ſo gewaltig, daß ſie faſt ſeinen Gürtel ſprengte: Hinter einer Säule verborgen, näherte er ſich Gizelen, als ſie eine Wachskerze auf die große Zehe der Statue des heil. Angadresme ſteckte und ſagte leiſe: Schweſter, was macht dieſe ſchönen Augen weinen? Qualen ſind für die, welche Euch geſehen haben, um Euch nicht wieder zu ſehen! aber welche Schmerzen können die Frau des reichen Guillaume treffen?... Guillaume reich? erwiederte Gizele, indem ſie ihre Augen trocknete: Ach! der das Weihwaſſer reicht, iſt nicht ſo arm wie Guillaume: von nun an bleibt ihm nichts weiter als Elend und... Und Ihr, auserwähltes Gefäß! antwortete der Mönch... Ihr, die der ganze Schatz des Kapitels von St. Denis nicht bezahlen kann; Ja!... wolltet Ihr mich hören ... eine Viertelſtunde, daß ich Euch ſagen könnte... denn Ihr wißt.. ich bin Sakriſtan-Schatzmeiſter.. und bey meinem Gewande könnte Euch helfen in dieſer Welt und in der andern.

Hundert Goldthaler, ſprach Gizele bey ſich, und die Frau des Schöffen würde mir kein ſchwarzes Brod vorwerfen! und Guillaume würde nicht auf einem Strohbündel liegen und die grüne Kappe tragen müſſen!... Sie wurde nachdenkend, und da der Mönch drängte, ſchlug ſie die Augen nieder, erröthete und antwortete nur dadurch, daß ſie ſich einen Kuß halb willig, halb nicht, nehmen ließ: als man aber die Abendglocke zog, bemerkten einige Leute aus der Nachbarſchaft eine große weiße Geſtalt, die im Schatten unter die Halle von Guillaume's Haus ſchlüpfte.

Es iſt der Sakriſtan! Er tritt ein, eine Hand, kalt wie das Seil eines Brunnens, faßt die ſeinige, das iſt die Hand der Gizele! Sie ſind in einem untern Gemache. Ein ſchönes Feuer flackert auf dem Heerd, die Tafel iſt gedeckt, ſie nehmen Platz. Neben ſich hat der Mönch den gemsledernen Sack mit hundert Goldthalern hingelegt; aber bald ungeduldig, feurig, ſteht er auf... Gizele ſpringt zurück und bleibt erſt unter dem Mantel des Kamins ſtehen.

Wie ſie ſchön war, die Gizele, im Glanze der Kohlenglut, die weniger purpurn war als ihre Wangen!

Wie er ſchrecklich war, der Mönch, deſſen langer Schatten, ſich auf der mit Eichenholz getäfelten Wand ausdehnend, der Abglanz des Satans ſchien, im Begriff, einen Engel zu umarmen!

Nichts hält ihn auf, er iſt bey der zitternden Gizele, aber.. bey der großen Eile ſtößt er wider den mit Zinngeräth beſezten Tiſch; er ſchwankt, fällt mit Geräuſch, und Guillaume, erwacht; halb nackt, ſtürzt er herein.

Fluch! ruft der Mönch und will auf Guillaume ſtürzen; aber ſchnell hat ihn Guillaume mit einer Streitaxt getroffen; er fällt und ſeine zitternde Lippe wiederholt noch: Fluch!

Er iſt todt, ſagte Guillaume, und ohne Beichte! Aber, Frau, warum haſt du das Lager verlaſſen? wer hat den Mönch hier eintreten laſſen?

Blaß wie das Gewand des Karthäuſers, ſtreckt Gizele den Arm nach dem gemsledernen Sack aus und ſtammelt mit halber Stimme „Hundert Goldthaler!“ und wurde ohnmächtig. Guillaume ſenkte das Haupt, nachdenkend und erwägend, wie er die Leiche aus dem Haus bringen

Digitized by Google

könnte; endlich bemerkte er in den Falten des Gewandes des Mönchs die Schlüssel zum Nebenpförtchen der Kirche. Bey meiner h. Taufe! rief er, der Sakristan soll dahin zurückkehren, woher ihn der Teufel schickte. Und ihn mit großer Mühe auf seine Schultern ladend, ging er zu dem Pförtchen, erschloß es, legte seine Last unter den Bogen des Kreuzganges nieder und kam von Schweiß und Blut bedeckt nach Hause, sich niederlegend neben Gizele, ohne ihr ein Wort zu sagen. Seine Augen wollten eben vor Schlaf und Müdigkeit sich schließen, als er ein Geräusch an der Thüre hörte; er steht auf, eilt dahin, öffnet... es ist der Sakristan, der auf der Schwelle liegt. Auf seinen Ruf kömmt Gizele; ihre nackten Füße verwickeln sich in dem Gewande des Mönchs, sie fällt und nun faßt sie eine Hand, die kalt, wie das Eis eines Brunnen.

Er war aber wirklich und wahrhaft todt, der Sakristan. Der Prior, sein Todfeind im Kapitel, durchstrich den Kreuzgang, um nach ihm zu spähen und fand ihn todt. Sey es nun Furcht gewesen oder wollte er sich einen Scherz machen, — er trug die Leiche an die Thüre der lieblichsten Frau des Fleckens, denkend, jeder werde rufen: das that die Eifersucht!

Wird uns der Sakristan immer verfolgen? sagte Guillaume, sich von dem ersten Schreck ein wenig erholend: wird man ihn uns jeden Abend bis zu unserm letzten Abend wieder bringen? Nein, beym heil. Paul! man muß seine Kapuze mit Steinen füllen und dann mag er den Forellen in der Vouzie Oremus singen.

Da hängt der Sakristan abermals auf Guillaume's Schultern und entgegen geht es dem Fluß: unterwegs kam er an einem großen Düngerhaufen vorbey, und es fiel ihm ein, hier könne er sich seiner Last entledigen und sie bergen; er zieht daher das Stroh auseinander; warum aber zaudert er? beym blassen Mondesschimmer bemerkt er einen großen Sack mit Flecken bedeckt... Immer Blut? rief er: das ist heute mein Loos? und den Sack aufmachend fand er zu seinem großen Erstaunen ein frisch geschlachtetes Schwein.

Bey St. Omer! sagt er bey sich: das ist ein zweyjähriges Schwein: einige ehrliche Bursche haben es hier versteckt und werden es wieder suchen, aber nichts finden, so wahr ich lebe, als den Herrn Sakristan, denn hier soll er sein Lager finden. So steckt er den Mönch in den Sack und trägt das Schwein davon. Er hatte richtig gesprochen; die ehrlichen Leute, die das zweyjährige Schwein gestohlen hatten, waren Buschklepper; sie kamen gegen Morgen, ihren Raub zu holen und nahmen, ohne langes Untersuchen, den Sack mit sich fort. In der nahen Herberge angelangt, setzten sie sich um ein Feuer, und der Wein von Epernay kreiste.

Jeanne! rief einer der Nachtvögel: ein Braten!... Der Herr ist im Sack!

Jeanne öffnet vorsichtig den Sack: bey unserer Frauen, rief sie: das ist das erste Schwein, das ich Sandalen tragen sehe... Und die Lampe näher haltend: Ein erschlagener Mönch! — Ihr hättet die Banditen sehen sollen, wie sie mit der einen Hand die Dolche zogen und mit der andern zwanzig Kreuze machten.

Ein Mönch! sagte endlich ein Bogenschütze aus der Gesellschaft: es ist eher der Teufel! aber er kann hier nicht als Reliquie aufgehoben werden. Will ihn keiner anrühren? Nicht? Bey St. Georg, ich trage ihn in die Backstube des Müllers, wo wir das Schwein geholt; er verliert nichts bey dem Tausche: ein Mönch statt eines Schweins! Und also that er.

Der Tag kam und die Sonne schien. Martin, sagte die Müllerin, du mußt Korn holen in der Mühle zu Allewille, wirst du dich wacker halten unterwegs? wirst du dich nicht vor einem Braten von unserm Schweine fürchten? Und Martin ging in die Backstube und abermals hörte man: Ein Mönch statt eines Schweins!

Wir sind verlorne Leute und werden gehängt! sagte der Müller. Was wird der Offizial sagen? er wird sagen, wir hätten den Sakristan getödtet, um das Geld aus den Kisten zu holen. — Job! Job! Ist das Füllen des Gevatters Richard auf der Weide? — Ja, Herr! — Gepriesen sey die gebenedeite Mutter des Herrn! Bringe das Füllen des Gevatters!

Das Füllen wurde gebracht, der Sakristan darauf gesetzt und festgebunden, so daß er wie ein Bewaffneter zu Pferde saß; unter seinen rechten Arm steckten sie, wie eine Lanze, eine Stange, womit man Pflaumen abschlug; und das Füllen lief auf der Straße im Fluge dahin, denn Martin hatte ihm den tüchtigsten Peitschenhieb gegeben, den je ein Müllerbube austheilte.

Der Weg war schon voll von Männern und Frauen, die auf den Markt gingen. Einige bekreuzten sich, andere riefen: Platz da, der Mönch! Platz da! So kam das muntere Füllen vor das Haus Guillaume's, wie er eben die Thüre aufmachte, um auf den Markt zu gehen.

Wieder der Sakristan! rief er, und blieb bestürzt stehen. Wieder der Sakristan? sagte Gizele aus ihrem Bette und fiel todt zurück. Aber das Füllen eilte weiter und kam an die Halle der Kirche, ging in das Thor, durchschritt den Kreuzgang und kam an das Refectorium, wo die Mönche eben ihr Benedicite endigten.

Wieder der Sakristan! sagte der Prior, ließ die Gabel fallen, die er vor dem Ende des Benedicite ergriffen

Digitized by Google

hatte und fiel mit dem Kopf in eine Schüssel grünen Kohls!

Das Füllen schoß erschrocket durch ein Fenster in den Klostergarten und geradezu mit dem Sakristan in einen Brunnen. Die Mönche kamen mit Seilen und Stangen, fanden aber zu ihrer großen Bestürzung nichts und warten noch, wie man sagt, auf das Füllen und den Sakristan. —

Unter den acht folgenden Mittheilungen zeichnen wir wegen seiner Einfachheit und Lieblichkeit die „Le franc manger“ überschriebene aus; sodann besonders „Le Mont St. Michel“ (Nr. 7), ein lebendiges und charakteristisches Bild des Aberglaubens und der Sittenlosigkeit des vierzehnten Jahrhunderts.

A.

Almanachsliteratur.

Throdulia, Jahrbuch für häusliche Erbauung auf 1829. Mit Beyträgen von Alberti, Caspari, Engel, v. Fouqué, Girardet und Andern herausgegeben von M. C. B. Meißner, Dr. G. Schmidt, E. Hoffmann. Dritter Jahrgang. Mit vier Musikblättern. Greiz, Druck und Verlag von C. H. Henning.

In einem freundlichen Aeußeren wird auch dieser Jahrgang der Throdulia dargeboten, und das einzige Kupfer, das er enthält, verdient wegen der Wahl des Gegenstandes und wegen der schönen, kräftigen und klaren Ausführung, sowohl im Stich als in der Zeichnung alles Lob. Es stellt eine Aussicht auf den See Genezareth in Galiläa vor, welcher in den biblischen Büchern gewöhnlich unter dem Namen galiläisches Meer vorkommt. Sinnig hat der Künstler am Vordergrunde des Sees die Scene durch zwey Fischer belebt, die ihr Schiff sammt den Netzen ans Land ziehen, und so durch zarten Wink die christliche Bedeutung des Bildes erhöht. Die Eintheilung der Schrift ist verschieden von der des vorigen Jahrganges, wodurch das Taschenbuch mehr Leben gewinnt. Den im Buche enthaltenen Dichtungen wünschten wir, daß sie alle gleichen poetischen und religiösen Werth hätten, wie „Frühlingsandacht zum Kreuze“ von Mergel, „Liebe und Sehnsucht“ von dem zarten Liederdichter Ernst Hoffmann, und die beyden Parabeln von Alberti „Tiefes Gemüth“ und „Eins ist Noth.“ Unter den prosaischen Beyträgen vermissen wir solche, welche eine nähere praktische Tendenz haben und überhaupt tiefer ins moralische und geselllige Leben eingehen. Uebrigens sind die Gaben von Girardet, Schwabe, Meißner, Schmidt u. A. sehr schätzbar, und die kleinen Betrachtungen von E. Hoffmann haben viel Ansprechendes, z. B. „die Berge,“ die rechte Art des christlichen Gesprächs,“ „Christus muß wachsen, ich muß abnehmen.“ Besonderes Wohlgefallen erweckte uns der Aufsatz von Schmidt, „Polycrates Ring,“ obwohl wir gewünscht hätten, der Verfasser wäre in den Unterschied christlicher und heidnischer Ansicht vom Glück und Unglück des Lebens tiefer eingedrungen. Die Musikbeylagen werden den Freunden religiöser Kunst willkommen seyn.

Dr. Johann Severin Vaters Jahrbuch der häuslichen Andacht und Erhebung des Herzens von E. von der Recke, Bilterling ꝛc. ꝛc. und dem Herausgeber A. G. Eberhard, für das Jahr 1829. Mit 2 Kupfern und einer Musikbeylage. Halle, in der Renger'schen Verlagsbuchhandlung.

Das eine der beyden Kupfer stellt in einer orientalisch reichen Gegend Christus dar, wie er sitzend zwey Kindern den Segen ertheilt. Der Meister ist nicht genannt, und mit Recht; denn seine Arbeit ist Nachbildung von dem Taufsteine Thorwaldsens, welchem die Ehre der Erfindung dieser herrlichen Gruppen gebührt. Auf dem andern feingestochenen Bilde zeigt sich Niemeyers Porträt, dessen anziehende Biographie von der Hand des Herausgebers Eberhard der letzte Abschnitt des Jahrbuches enthält. Nicht minder schön, geistreich und kräftig ist die von Schmalz in Dresden verfaßte biographische Skizze Tzschirners. Die poetischen Beyträge dieses Taschenbuches, wie der Throdulia, sind großentheils unbedeutend. Zum Bessern aber gehört „der Blick zum Himmel“ von Freudentheil, „das Reich Gottes“ von Tiedge. Unter den prosaischen Aufsätzen zeichnen sich die von Schmalz („Sonnenuntergang am Charfreytag“), Hefekiel („Prüfungen am Abend des Jahres“), Schuderoff („Ergüsse eines Wiedergenesenen“) und Veillodter (besonders „die evangelische Kirche“) vortheilhaft aus; jedoch haben wir auch in den übrigen manches Erfreuliche gefunden. Die Musik von Naue ist passend und würdig; aber warum hat der Künstler keinen poetischeren Text gewählt?

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MINNESOTA
wds.per jahrg 22 suppl art

Morgenblatt f ur gebildete leser

3 1951 001 899 620 S

Digitized by Google